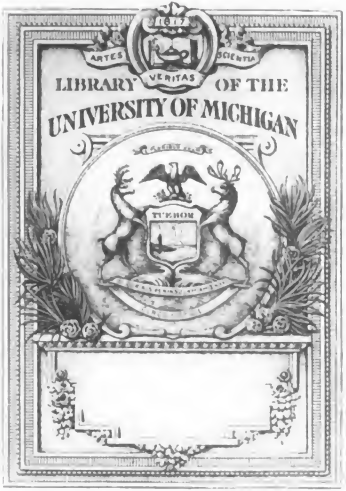
Die Zukunft



Digitized by Google

830.
294

Digitized by Google

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Einundfünfzigster Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft
1905.

Digitized by Google

Digitized by Google

Lic Hist
Farrar.
7-28-81
23211

Inhalt.

Adelsgenossenschaft, deutsche
s. Notizbuch 76.
Aerzte, die 172
s. a. Volksgesundheit.
Aktionär, der arme 41
Alkoholpredigt s. Falstaff.
Amerika s. Gefahr.
Antiqua s. Fraktur.
Arbeiterausschüsse s. Notizbuch 373.
Aufsichtrath, der 446
Ausstellung s. Künstlerbund.
Bauernkrieg s. Böhmischer.
Beethoven 11
Berlioz, Hektor 395, 433
Böhmischer Bauernkrieg 361
Börsenmai 302
Brunetière, Ferdinand s. Randglossen.
Buch, ein weises 486
Chamberlain s. Randglossen.
China s. Notizbuch 335.
Commune, die 391
David, Gerard, die Farbe bei . . . 249
Dramatisch oder tragisch? 423
Duellzwang s. Notizbuch 335.
Einfälle 290
Ende, das, der Obrenowitsch 472
Falstaffs Alkoholpredigt 279
Fantasia 45
Fraktur oder Antiqua 131
Früh 321
Fürstentitel s. Post festum.
Gedankenkunst 54
Gedichte 101
Gefahr, die amerikanische 105
Gerichtsurtheile s. Notizbuch 377.
Geschlecht, das starke 366
Gewitternacht 103
Goldland, das 185
Hammerstein, Wilhelm von
s. Suovetaurilia, s. a. Notizbuch 260, 373.
Hermlin, der 141
Herzog von Anhalt s. Notizbuch 76.
Hochzeit, die, des Kronprinzen
s. Post festum, s. a. Notizbuch 457.
Hohenlohe 81
Hohenzollern-Weltherrschaft 1
Hymen 413
Japan auf dem Markt 111
Judas Ischariot 153
Jude, der, von Konstanz
s. Dramatisch.
Juristerei 255
Katholikenmacht s. Notizbuch 335.
Kirdorf-Rheinelbe s. Notizbuch 336
Krieg und Friede 415
Krupp s. Notizbuch 76.
Kunst und Volk 26
Künstler s. Gedankenkunst.
Künstlerbund, deutscher 307
Lied, hohes 32
Löwe, der tote 495
Marokko s. Hohenzollern,
s. a. Fantasia.
Meister, ehrt deutsche 115
Meister, der, und sein Glück 256
Menalkas 294
Militärliteratur s. Notizbuch 76.

Digitized by Google

Moritz und Rina 459
Münchener Unternehmer 67
f. a. Seite 149.
Nachfeier 293
National-Zeitung f. Notizbuch 266
f. a. Notizbuch 341.
Naturmenschen und Affen 285
Niemann, Hedwig 188
Norwegen f. Notizbuch 451.
Notizbuch . . . 76, 260, 335, 373, 451
Obrenowitsch f. Ende.
Oesterreichische Wirthschaft 223
Orden vom heiligen Grabe
f. Notizbuch 335.
Paragraph 175 . . . . . 315, 405
f. a. Notizbuch 265.
Plethora 146
f. a. Notizbuch 336.
Plötzensee f. Notizbuch 451.
Post festum 379
Randglossen 91
Rina f. Moritz.
Roschdestwenskij 343
Rothschild, Alfons von f. Notizbuch 373
Russen-Anleihen 44
Russenbündniß f. Post festum.
Sainte-Beuve 242
Schillerdenkmal 197
Schillerfeier 152
Schillerfeier, unfeierliches zur . . . 205
Schiller? wie feiern wir . . . 63, 169
Schiller in unserer Zeit 206
Schillers Seele 215
Schiller-Notizen 227
Schuster, die, in Oesterreich 351
Schweden f. Notizbuch 451.
Seelen 33
Selbstanzeigen 38, 182, 220, 299, 326, 488
Semskij Sobor 235
Shakespearevortrag, Skizze zu einem 161
Speck, Wilhelm 363
Suovetaurilia 271
f. a. Notizbuch 340, 376, 456.
Terrainspekulation 329
Teufelskerl, ein 136
Tragisch f. Dramatisch
Treuhandgesellschaften 491
Trunk, gieb mir den 404
Unternehmer f. Münchener.
Vampyr, der 101
Volk f. Kunst.
Volksgesundheit 117
f. a. Aerzte.
Volksvertretung in Rußland f.
Semskij Sobor.
Weltherrschaft f. Hohenzollern.
Weltseele 145
Wieland der Schmied 440
Wirthschaft f. österreichische.
Zehnmillionenfonds, der 496
f. a. Notizbuch 451.
Zucker 369

Digitized by Google

einst Redakteur der République Française, seit 1898 Leiter der internationalen Politik Frankreichs, sah sein Werk an und fand, daß es gut sei. Er hatte wenig gewährt und viel eingeheimst. Mit Italien, der vierten Mittelmeermacht, war er seit der Verständigung über Tripolis sehr intim, hatte also auch aus Rom keinen Widerspruch zu fürchten. Und das Deutsche Reich? Ist erstens keine im Mittelmeer interessirte Macht und hat zweitens zu oft schon gezeigt, welchen Werth es auf jede Möglichkeit legt, Frankreich angenehm zu sein. Der Höflichkeit ist genügt, wenn ihm der Vertrag unmittelbar vor der Veröffentlichung mitgetheilt wird; dann ist ja noch Zeit zum Protest. Aber das Deutsche Reich, das immer so artig ist, dem Feind immer Kränze windet, macht uns sicher keine Schwierigkeit. So dachte Herr Theophil Delcassé.

Und seine Zuversicht ward nicht enttäuscht. Wohl fragten in Deutschland die paar unbequem Ernsthaften, denen das stete Triumphgeheul neuster Politik das Ohr noch nicht getäubt hat, unruhvoll, was nun wieder werden wolle. Unsere Bundesgenossen Oesterreich und Italien hatten schon vorher Freundschaftverträge mit den beiden Mächten geschlossen, gegen die wir ihnen, sie uns Assekuranz bieten sollten und so lange geboten haben. Oesterreich hat sich mit Rußland, Italien mit Frankreich über die wichtigste Interessensphäre verständigt. Welchen Werth hat danach noch der Dreibund? Dazu jetzt die entente cordiale zwischen Großbritanien und Frankreich; ein Vertrag, zu dem die in Paris eingerichtete englische Handelskammer die erste Anregung gab und der, wider alle Britengewohnheit, dem anderen Kontrahenten den Löwentheil läßt: dieser Anblick weissagt verborgenen Sinn. Ob Frankreich den status quo in Egypten laut anerkennt oder still duldet, kann den Briten im Grunde gleichgiltig sein. Wenn sie den Franzosen Marokko lassen, haben sie sicher eine bestimmte Absicht im Hinterhalt. Seit Abd ul Asis auf dem Thron sitzt, kommt das Sultanat nicht zur Ruhe. Bu-Hamara, der neuste Prophet, der das Land Mohammeds von den Christen säubern wollte, hatte überall Anhang gefunden, Frankreich herrschte schon im Tuatgebiet, seit dem Sommer 1903 auch in der Oase Figig, die Macht der scherifischen Majestät schwand mehr und mehr: die Nothwendigkeit, in Marokko Ordnung schaffen zu müssen, konnte England gerade in der Zeit des ostasiatischen Krieges und des Zuges nach Tibet nicht willkommen sein. Die nächste Folge wäre ein Konflikt mit Frankreich gewesen. Den aber wollte man in London nicht; wollte um jeden erschwinglichen Preis sogar ein innigeres Verhältniß. Frankreich mit Rußland, mit England, mit Italien verbündet, Oesterreich mit Rußland im Balkan versöhnt: was blieb da noch für Deutschland? Vielleicht kann auf der im Aprilvertrag gebahnten Straße

Digitized by Google

einst Redakteur der République Française, seit 1898 Leiter der internationalen Politik Frankreichs, sah sein Werk an und fand, daß es gut sei. Er hatte wenig gewährt und viel eingeheimst. Mit Italien, der vierten Mittelmeermacht, war er seit der Verständigung über Tripolis sehr intim, hatte also auch aus Rom keinen Widerspruch zu fürchten. Und das Deutsche Reich? Ist erstens keine im Mittelmeer interessirte Macht und hat zweitens zu oft schon gezeigt, welchen Werth es auf jede Möglichkeit legt, Frankreich angenehm zu sein. Der Höflichkeit ist genügt, wenn ihm der Vertrag unmittelbar vor der Veröffentlichung mitgetheilt wird; dann ist ja noch Zeit zum Protest. Aber das Deutsche Reich, das immer so artig ist, dem Feind immer Kränze windet, macht uns sicher keine Schwierigkeit. So dachte Herr Theophil Delcassé.

Und seine Zuversicht ward nicht enttäuscht. Wohl fragten in Deutschland die paar unbequem Ernsthaften, denen das stete Triumphgeheul neuster Politik das Ohr noch nicht getäubt hat, unruhvoll, was nun wieder werden wolle. Unsere Bundesgenossen Oesterreich und Italien hatten schon vorher Freundschaftverträge mit den beiden Mächten geschlossen, gegen die wir ihnen, sie uns Assekuranz bieten sollten und so lange geboten haben. Oesterreich hat sich mit Rußland, Italien mit Frankreich über die wichtigste Interessensphäre verständigt. Welchen Werth hat danach noch der Dreibund? Dazu jetzt die entente cordiale zwischen Großbritanien und Frankreich; ein Vertrag, zu dem die in Paris eingerichtete englische Handelskammer die erste Anregung gab und wider alle Britengewohnheit, dem anderen Kontrahenten den Löwentheil läßt: dieser Anblick weissagt verborgenen Sinn. Ob Frankreich den status quo in Egypten laut anerkennt oder still duldet, kann den Briten im Grunde gleichgiltig sein. Wenn sie den Franzosen Marokko lassen, haben sie sicher eine bestimmte Absicht im Hinterhalt. Seit Abd ul Asis auf dem Thron sitzt, kommt das Sultanat nicht zur Ruhe. Bu-Hamara, der neuste Prophet, der das Land Mohammeds von den Christen säubern wollte, hatte überall Anhang gefunden, Frankreich herrschte schon im Tuatgebiet, seit dem Sommer 1903 auch in der Oase Figig, die Macht der scherifischen Majestät schwand mehr und mehr: die Nothwendigkeit, in Marokko Ordnung schaffen zu müssen, konnte England gerade in der Zeit des ostasiatischen Krieges und des Zuges nach Tibet nicht willkommen sein. Die nächste Folge wäre ein Konflikt mit Frankreich gewesen. Den aber wollte man in London nicht; wollte um jeden erschwinglichen Preis sogar ein innigeres Verhältniß. Frankreich mit Rußland, mit England, mit Italien verbündet, Oesterreich mit Rußland im Balkan versöhnt: was blieb da noch für Deutschland? Vielleicht kann auf der im Aprilvertrag gebahnten Straße

Digitized by Google

der Zündstoff weggeschafft werden, der sich im Lauf des vorigen Jahrhunderts zwischen Großbritanien und Rußland in Asien so bedrohlich gehäuft hat. Frankreich wäre der berufene Vermittler; im Sultanat Oman, in der Gegend wo England einen Schutzwall für Indien, Rußland einen Ausgang nach dem Persischen Golf braucht, mag es zunächst einmal sein Heil versuchen. Solcher Dienst wäre mit dem heißen Bissen Marokko nicht zu theuer bezahlt. Und die Deutschen würden wüthen, wenn sie ihre alte Hoffnung auf einen Konflikt der Westmächte vereitelt sähen. Ein Rußland verbündetes, England verfeindetes Frankreich mußte die britische Politik allmählich in die Nachbarschaft des Dreibundes drängen; und je heftiger sich, wie in den Tagen nach Faschoda und in der Burenkriegszeit, das französische Nationalgefühl gegen England regt, um so rascher mindert sich die Gefahr, die der deutschen Westgrenze droht. Von diesen Träumen muß der Vetter, der uns seit Castlereaghs Tagen fast bis an die Schulter gewachsen ist, nun scheiden. Paris ist eine Messe werth; auch einen an sich nicht sehr profitlichen Vertrag, in dem man einst aber den ersten Schritt zur stillen britischen Mobilmachung gegen Deutschland erkennen wird.

So sprachen Einzelne. Andere wiesen auf greifbareren Schaden und rügten, daß Deutschlands nordwestafrikanischer Handel bei den Verbündeten Regirungen nicht den Schutz gefunden habe, der ihm gebühre. Marokkos Wirthschaft verheißt der Zukunft viel; weite Strecken des Landes sind so fruchtbar, daß sie schon jetzt riesige Viehheerden ernähren und bei verständiger Kultur reiche Erträge liefern könnten. Lein und Schafwolle, Wachs und Felle, Korkholz und Straußenfedern, Mandeln und Datteln werden in großen Mengen exportirt und im hamburger Hafen werden alljährlich marokkanische Waaren im Werth von sechs Millionen Mark gelöscht. Der Import ist noch nicht sehr beträchtlich, würde aber schnell steigen, wenn eine europäische Verwaltung für bessere Verkehrsmittel sorgte und die Eingeborenen zu Geld kämen. Der Aprilvertrag sichert zwar dreißigjährige Handelsfreiheit. Erstens aber sind dreißig Jahre keine lange Frist und zweitens könnte Frankreich als anerkannte Vormacht sich schon früher zum Handelsmonopol helfen. Wie wars denn in Tunis? Ende 1882 siegte General Saussier über die Beduinenrebellen und 1897 war der letzte tunesische Handelsvertrag beseitigt und Frankreich schaltet seitdem in Tunis nach Belieben mit Handel und Wandel. In Marokko kommt es vielleicht noch rascher ans Ziel der Wünsche. Merkwürdig ist jedenfalls, daß über ein Land, an dessen Wirthschaft Deutschland so wesentlich interessirt ist, ohne Zustimmung der im Deutschen Reich Regirenden verfügt werden kann; merkwürdig und traurig. Der Abgeordnete Graf Ludwig von Reventlow hats vor einem Jahr mit derber Offenheit im Reichstag gesagt.

Digitized by Google

Der Reichskanzler widersprach ihm lächelnd und spottete über die Unklugheit des Abgeordneten Bebel, der dreist behauptet hatte, der franko-britische Vertrag habe der deutschen Diplomatie eine schlimme Niederlage bereitet. „Dieser Vertrag hat keine Spitze gegen eine andere Macht. Die Kontrahenten wollen Differenzpunkte beseitigen. Das kann nur nützlich für den Weltfrieden sein, dessen Erhaltung wir dringend wünschen. Wir haben in Marokko nur wirthschaftliche Interessen, die ganz sicher Niemand mißachten oder verletzen wird. Graf Reventlow scheint zu meinen, wir hätten selbst ein Stück von Marokko fordern sollen. Was würde er mir nun aber zu thun rathen, wenn eine solche Forderung auf Widerstand stieße? Würde er mir dann rathen, vom Leder zu ziehen? Ich glaube, daß gerade jetzt, wo im fernen Osten ein Krieg entbrannt ist, dessen Rückwirkung noch unberechenbar ist, wo im näheren Orient noch Vieles ungeklärt ist, für uns eine Politik besonnener Ruhe und selbst der Reserve die den Interessen des Reiches nützlichste ist. Wir stehen mit zwei großen Mächten in einem sicheren Bundesverhältniß, zu fünf anderen Mächten in freundschaftlichen Beziehungen. Auch mit Frankreich werden wir, so weit es von mir ab hängt, nach wie vor dem Vertrag in Ruhe und Frieden leben. Im Uebrigen glaube ich, daß wir uns vor der Isolirung, von der Herr Bebel sprach, gar nicht so sehr zu fürchten brauchen. Deutschland ist zu stark, um nicht bündnißfähig zu sein. Für uns sind mancherlei Kombinationen möglich; und wenn wir nur unser Schwert scharf erhalten, brauchen wir das Alleinsein nicht zu fürchten." So sprach Graf Bülow. Er fand an dem Aprilvertrag nichts auszusetzen. Ließ den Fürsten Radolin in Paris nicht protestiren. Schien gar nicht zu begreifen, wie ein Deutscher sich dieses Vertrages, dieser Annäherung der Westmächte nicht freuen könne. Die Mehrheit des Reichstages stimmte ihm freudig zu und der alte Herr von Kardorff erklärte, „zu der auswärtigen Politik des Kanzlers habe das ganze Land Vertrauen." Was noch zu thun übrig blieb, wurde von den Offiziösen besorgt. In Nordafrika, schrieben sie, haben wir nicht politische, sondern nur wirthschaftliche Interessen; der Gedanke, dort einen maritimen Stützpunkt zu suchen, ist lächerlich. Die Franzosen werden sich freilich bemühen, den marokkanischen Handel an sich zu reißen; dieses Ziel ist im Gebiet eines kriegerischen Volkes aber nicht so schnell zu erreichen und wir haben Zeit genug, uns Ersatz zu suchen. Um so besser für uns, wenn die Franzosen ein neues Algier finden; dann starren sie nicht mehr früh und spät auf den Wasgenwald. Nur kurzsichtige Kleinkrämer können sich an dem Vertrag ärgern, der, bei Licht besehen, nur unsere Wünsche erfüllt.

Das lasen wir im April 1904. Jetzt, seit ungefähr vierzehn Tagen, hörten

Digitized by Google

wir andere Töne. In der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung bewirtheten die Inspirirten Frankreich mit kühlem Hohn und im wichtigeren Lokalanzeiger geberdeten die staatsmännischen Schreiber sich, als solle nun wirklich vom Leder gezogen werden. Wir mit den Franzosen verhandeln? Kindische Zumuthung. Die kümmern uns gar nicht; ob sie zustimmen oder widersprechen: wir sind entschlossen, unsere Handelsinteressen in Marokko „für alle Zeiten" zu wahren. Den franko-britischen Vertrag kennen wir nicht, wollen ihn auch nicht kennen; wir fordern die uneingeschränkte Souverainetät des Sultans, die unantastbare Integrität seines Landes. Das klang, als müsse Frankreich schleunig die Oasen von Tuat und Figig räumen und die ungefähr zweitausend Mann starke colonne mobile zurückziehen, die seit Monaten auf dem (marokkanischen) Gebiete der Beni-Mattar, etwa hundert Kilometer weit von der algerischen Grenze, nicht sehr mobil, doch in Bereitschaft ist. Klang jedenfalls ganz anders als die Weise vom vorigen Jahr. Der Vertrag wurde nicht mehr als neue, dem Reichsinteresse nützliche Friedensbürgschaft gepriesen, sondern als Ausgeburt unerträglichen gallischen Größenwahnes verdammt. Und Graf Bülow hat seine Leute fest im Zügel; die selbe Presse, die ihn 1904 feierte, weil Marokko ihm Hekuba war, feiert ihn jetzt, weil er Deutschlands Recht auf Marokkos Freiheit verkündet. Was ist geschehen? Die hamburger Großkaufleute, die als Kolonialhändler und Rheder an Marokko verdienen, haben Privatdrähte, die bis ins berliner Kaiserschloß führen; ihnen, über die dort nicht so unfreundlich geurtheilt wird wie über die Thyssen, Stinnes und Kirdorf, ist inzwischen vielleicht gelungen, den Kaiser über das wahre Wesen des Vertrages aufzuklären. Solche Zufälle bestimmen im neuen Deutschland oft die Wahl politischer Wege. Vielleicht hat der Kanzler auch selbst seinen Irrthum erkannt und will den Tadlern beweisen, daß er nicht jede Gelegenheit versäumt. Einerlei. Der Versuch, die Folgen eines Fehlers aus der Welt zu schaffen, ist löblich. Herr Delcassé wird nicht recht begreifen, warum heute unerträglich sein soll, was vor einem Jahr ohne den leisesten Widerspruch, mit Komplimenten sogar hingenommen wurde, und das Verfahren nicht ganz loyal finden. Mag er; im Bereich der Politik herrscht nicht Individualsittlichkeit, hämmert von je her Macht sich das Recht. Frankreich hat einen Vertrag geschlossen, der uns schädigt. Frankreichs allié et ami hat weder Kraft noch Lust, helfend einzugreifen. Also benutzen wir die Gelegenheit und erklären, daß dieser lästige Vertrag unser Handeln nicht binden werde.

So lange auf solche Erklärung, eine leise und höfliche, zu rechnen war, wäre es unklug und unanständig gewesen, den Diplomaten ins Spiel zu reden. Fürst Radolin, mußte man annehmen, wird dem lieben Theophil einen Be-

Digitized by Google

such machen und sagen, das Deutsche Reich könne den von ihm nie formell anerkannten Vertrag nicht als reine Rechtsquelle betrachten, denn es brauche auf dem Weg nach seinen Kolonien eine Kohlenstation und sehe auch keinen Grund, seinen Handel fremder Willkür auszuliefern. Herr Delcassé hätte nicht viel zu erwidern vermocht; Rußland ist einstweilen nicht für europäische Händel zu haben und Britanien denkt nicht daran, den Franzosen auf Panzerschiffen die Mandeln aus Marokko zu holen. Leider sind stille Wege bei uns nicht mehr beliebt. Schon durfte man hoffen, diesmal sei Alles hübsch heimlich vorbereitet und ein geräuschloser, doch echter Erfolg werde die Mühe belohnen. Als der Kanzler im Reichstag nach Marokko gefragt wurde, sagte er, die Umstände verböten gerade jetzt eine Antwort. Sehr korrekt; wahrscheinlich war der Topf just ans Feuer gerückt worden. Gleich danach schäumte der heiße Brei schon über den Rand.

Der Kaiser, vernahmen wir, wird im März auf seiner Vergnügungreise in Marokko landen. Scherz oder Ernst? Als Gast der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Aktiengesellschaft? Jetzt, da das Verhältniß zwischen Frankreich und Marokko fast zu offener Feindschaft geworden ist und die französischen Kolonisten schon schwanken, ob sie nicht den Sultan seinem Schicksal überlassen und für Bu-Hamara, den Prätendenten, Partei ergreifen sollen? Gerade jetzt, während Deutschland die Vernichtung des Marokkovertrages fordert? Unmöglich. Aber wahr. Und damit Niemand an der Bedeutung des Planes zweifle, wurde sofort auch verkündet, nicht um einen Privatbesuch handle sichs, sondern um eine Haupt- und Staatsaktion, deren Folgen bald Jeder merken werde. Ringsum horchte man auf. Und hörte mit gespitzten Ohren die bremer Rede.

Diese Rede hat den Beifall der meisten deutschen Meinungmacher gefunden; in der ganzen gesitteten Welt, rief, als Führerin des Jubelchores, Tante Voß, wird sie ein lebhaftes Echo wecken. Weckte es auch; nur klang das Echo Deutschen nicht lieblich und durfte deshalb nicht ins Holzpapierreich dringen. Dem Psychologen brachte die Rede nichts Neues. Sie rühmte ein von dem sehr begabten Bildhauer Tuaillon (der, als der Kaiser ihn zum ersten Mal im Atelier besucht hatte, flink aus der Berliner Sezession schied) dem Kaiser Friedrich errichtetes Denkmal, rühmte seine „einzigartige Herrlichkeit" so laut, als habe die Spreerenaissance nicht mindestens ein Dutzend Buonarottis und Donatellos hervorgebracht, und sprach andächtig von der „erhabenen Siegfriedgestalt des zweiten Kaisers", der das deutsche Heer zum Sieg geführt habe. Das ist Sohnesrecht. Der kritisch gestimmte Betrachter wird zwischen dem naiven Helden des Volksliedes und dem fürstlichen Pathetiker weder äußere noch innere Aehnlichkeit finden und sich erinnern, daß Friedrich, als er kaum auf den Thron gelangt

Digitized by Google

war, Leonhard Blumenthal zum Feldmarschall ernannte, um dankbar in ihm den Mann zu ehren, der dem Kronprinzen Kriegerruhm erworben hatte. Dann kam ein dröhnendes und doch frommes Bekenntniß zu friedlicher Politik. Bayonnette und Kanonen sollen ruhen, „aber scharf und tüchtig erhalten werden, damit Neid und Scheelsucht von außen uns an dem Ausbau unseres Gartens und unseres schönen Hauses im Innern nicht stören." An dieser Stelle wird dem Diplomaten, der die überschwingende Rede las, schon nicht ganz behaglich zu Muth gewesen sein; daß draußen Scheelsucht und Neid wacht, pflegen Monarchen sonst nicht zu erwähnen. Wilhelm der Zweite will nicht Alexander, nicht Bonaparte sein (die Zeit wäre solchem Streben auch nicht günstig), deren „öde Weltherrschaft" ihn nicht reizt. Er träumt von einer „Hohenzollern-Weltherrschaft, die nicht auf Eroberungen durch das Schwert, sondern durch gegenseitiges Vertrauen der nach gleichen Zielen strebenden Nationen begründet sein soll." Träumt noch einmal also den Traum aus Dantes Paradies, den Traum von einem in erhabener Gerechtigkeit alle menschlichen Geschäfte ordnenden Weltkaiserreich, auf dessen höchstem, von Adlern umkreisten Sitz ein Friedensrichter der Menschheit thront. Otto der Dritte hat ihn einst geträumt. Der wollte die Tugenden Trajans, Justinians und Konstantins vereinen. Der, genere Graecus, imperio Romanus, wie Gerbert von Aurillac ihn nannte, sah sich als Herrn eines Universalreiches, dessen Grenzen bis hinter das letzte Haus reichen sollten, in dem zum Gott der Christen gebetet wird; und hoffte, nach gerechter, weiser, friedlicher Herrschaft aus dem Zelt dieser Erde auf den Platz neben dem Heiland berufen zu werden. „Er hatte eine tief religiöse Vorstellung von der Pflicht des Kaisers gegen die Welt und verband dem Ehrgeiz eines Antiquars eine überschäumende Phantasie, deren Hitze von der steten Erinnerung an die ihm vererbte glorreiche Macht noch erhöht wurde." So spricht James Bryce über den Imperator, der den universalen Gottesstaat gründen wollte; und Karl Lamprecht sagt in der Deutschen Geschichte von ihm: „Das Unglück Ottos war, daß die geistigen Strömungen, deren Gewalt er an sich selbst erfuhr, in ihrem Kern keineswegs nationalen, deutschen Charakters waren. Indem er sie erfaßte, entfremdete er sich des Nation, der er angehörte und aus deren kriegerischer Kraft das Imperium bisher alle Bedingungen seines Bestandes hergeleitet hatte. So versagte diese Kraft im entscheidenden Augenblick und Otto ging zu Grunde." Das war am Ende des ersten Jahrtausends; und das Paradies der romanischen Phantasie schien seitdem versunken. Im Traum Wilhelms des Zweiten blüht es noch einmal auf. „Wir Deutschen sind das Salz der Erde". Das Wort, das Jesus in der Bergpredigt zu den Jüngern sprach: „Ihr seid das Salz der

Digitized by Google

Erde. Wo nun das Salz dumm wird: womit soll man salzen? Es ist nichts hinfort nütz, denn daß man es hinausschütte und lasse es die Leute zertreten." Doch dieses Salz wird nicht dumm werden. „Unser Herrgott hätte sich nicht so große Mühe mit unserem deutschen Vaterland und Volke gegeben, wenn er uns nicht noch Großes vorbehalten hätte". Großes? Nicht Erobererruhm, nein: die viel höhere Aufgabe, das „deutsche Weltreich" zu gründen, das vom Vertrauen der Völker als ein Schiedsgerichtshof göttlicher Institution anerkannt wird. Wenn Deutschland seine Wehr stärkt, rüstet sichs für den Frieden. „Jedes deutsche Kriegsschiff, das den Stapel verläßt, ist eine Gewähr mehr für den Frieden auf der Erde." Wer sollte solchem Reich nicht vertrauen?

Diese holden Vorstellungen sind uns längst nicht neu; seit, vor zwölf Jahren, der Kaiser gesagt hat, das Deutsche Volk stehe, „wie einst der alte Götterheld Heimdall, wachend über den Frieden der Erde, am Thor des Tempels des Friedens, nicht nur Europas, sondern der ganzen Welt", haben wir ähnliche Töne recht oft gehört. Selten aber haben diese religiös-politischen Vorstellungen einen so unzweideutigen, so weithin vernehmbaren Ausdruck gefunden wie in der bremer Rede. Ringsum horchte man auf; und erinnerte sich rasch nun anderer Verkündungen. Der Dreizack gehört in unsere Faust. Deutschland in der Welt voran. Ohne Mitwirkung des Deutschen Kaisers darf in der Welt keine Entscheidung fallen. Arbiter mundi? Die Deutschen sind das Salz der Erde. Mit ihnen hat der Herrgott sich besondere Mühe gegeben. Ihnen hat er noch Großes vorbehalten. Ein deutsches Weltreich, eine Weltherrschaft der Hohenzollern, die den Christentraum des großen Florentiners nach sechs Jahrhunderten in greifbare Wirklichkeit wandeln soll. Kann der Franzose, der Brite, kann irgend ein Volk solche Worte gern hören? Muß nicht jedes unwillig fragen, warum gerade den Deutschen das Weiheamt der Jünger Christi zugefallen, die besondere Gnade Gottes und der erste Platz auf der Menschenerde gesichert sein soll? Haben nicht andere Völker eine Geschichte von viel ehrwürdigerem Alter, einen unendlich größeren Bodenbesitz, eine unvergleichlich höhere Menschenzahl? Welchen neuen Glauben, fragen sie, bringen diese kaum erst geeinten Stämme, daß sie mehr gelten sollen als wir, daß sie das Salz der Erde genannt und als auserwähltes Volk verherrlicht werden dürfen?

War eine ernste Aktion geplant, dann ist sie durch diese Rede fürs Erste unmöglich geworden. Der Kaiser hat sicher den besten Willen, dem Reich zu nützen, muß diesen Willen haben, denn sein Interesse ist dem des Reiches unlösbar vermählt; der heftige Trieb, einer Stimmung Worte zu suchen, drängt ihn aber allzu oft auf gefährliche Bahn. Ob seine Vorstellungen von deutscher

Digitized by Google

Zukunft richtig oder falsch sind, mag Manchem noch zweifelhaft sein; auch die beste, weiseste Politik müßte scheitern, wenn ihr letztes Wort immer ausgesprochen würde, ehe ihr Ziel noch entwölkt ist. Nie hat ein König so, nie so ein Kaiser geredet. Und nie würden wir ruhig und mit theologischem Vertrauen die Ankündung einer Staatspolitik hinnehmen, die in solchen Lauten zu uns spräche. Wir würden geheimes, vom Prachtmantel der Rhetorik verhülltes Trachten dahinter wittern und mit geschärftem Mißtrauen auf den nächsten Schritt Dessen achten, der sich und die Seinen so hoch über unsere Häupter erhöht sieht. Und die Anderen denken nicht anders. Sie wissen, daß Deutschland Raum auf der Erde braucht und nach einem neuen Germanien übers Weltmeer blickt. Sie glauben nicht, daß Deutschland von seinem bescheidenen Wohlstand nur für die Friedenswächterrolle Milliarden opfert, und halten den Kaiser, der seine Kriegsschiffe mit frommen Taufsprüchen weiht, für einen klugen Politiker, der seine Absicht im Busen birgt, oder für einen von rascher Aufwallung hingerissenen Rhetor. Das haben wir nach der bremer Rede gehört. Wer diese Rede eine rühmenswerthe That nennt, ist ein schmeichelnder Heuchler oder ahnt nichts von der schweren Kunst politischen Wägens und Handelns.

Und dieser Rede folgt nun die Fahrt nach Marokko. Soll Tanger die erste Station auf dem Weg ins neue Weltreich sein, ins unblutig erworbene, vom Vertrauen der Nationen gestützte? Auf diesem Boden hat Frankreich einst um jede Fußbreite gekämpft. Hier hatte vor einundsechzig Jahren Abd el Kader Hilfe gefunden. Die Flotte des Prinzen Joinville bombardirte die Küstenstädte Tanger und Mogador, Marschall Bugeaud schlug am Isly den Rebellen, der dann noch einmal aber den islamitischen Fanatismus gegen den Fremdling aufzurufen vermochte und 1847 erst, nach hartem Streit, zur Ergebung gezwungen wurde. Seitdem hat die Rivalität der Mittelmeermächte die Unabhängigkeit Marokkos geschützt und Frankreichs expansiven Drang gehemmt. Jetzt wähnte es sich am Ziel. England ist einverstanden, hat nur die Bedingung gestellt, daß die Strecke zwischen Melilla und dem Sebu nicht befestigt, Gibraltars fortifikatorische Macht nicht geschmälert wird; Italien ist in Tripolis abgefunden, Spanien zu schwach zu ernsthaftem Widerstand. Die Maske kann fallen. Was so lange der Wunsch „friedlicher Erschließung" hieß, wird offen die Forderung des Protektorates genannt. Schon bedrängt die französische Gesandtschaft den Sultan in Fez. Da hallt der Ruf übers Meer: Der Deutsche Kaiser kommt, und wenn er die Hand reckt, muß der Franzose weichen, bleibt die Hoheit des Sultans, sein Reichsgebiet unangetastet! Ein Jauchzen steigt von der Lippe der Mohammedaner, denen der große Kaiser aus Norden all in seiner Pracht

Digitized by Google

helfend naht. Frankreich muß die ärgste Demüthigung fürchten, deren Folgen es in Algerien, überall, wo Mohammedaner ihm knirschend unterthänig sind, fühlen würde. Der Vertrag, der Marokko den Franken ausliefert, wird zerrissen, das Deutsche Reich verbürgt Abd ul Asis die Kaisergewalt. Durch den ganzen Islam zittert schon die Bewegung; ein Wort noch: und das Volk des Propheten erhebt sich zum Heiligen Krieg. Doch so ernst wars nicht gemeint. Rasch wird Ruhe geboten. Wer hat denn gesagt, Deutschland wolle den Aprilvertrag zerreißen, lehne jede Verhandlung mit Frankreich ab und werde auch einem ihm günstigeren Vertrag die Anerkennung weigern? Karnevalsgerede. Deutschland, das doch bewiesen hat, wie fremd ihm Abenteuersucht ist, will nur die Sicherheit, daß sein Handel nicht in schlechtere Lebensbedingungen gezwungen wird als der anderer Nationen. Und der Kaiser benutzt die gute Gelegenheit, auf seiner Vergnügungreise auch einmal die maurische Küste kennen zu lernen.

Wir müssen das Ende abwarten; vielleicht überrascht uns noch ein neuer Szenenwechsel. Einstweilen ist den Offiziösen der Maulkorb angelegt und befohlen, das Gebell, mit dem sie vor acht Tagen die lenzliche Welt erschreckten, winselnd zu verleugnen. Herr Theophil lächelt schon wieder. An höflichen Betheuerungen läßt ers sicher nicht fehlen, ist, wenn es sein muß, auch zu einem langsameren Tempo bereit. Und der „Empfang" wird gewiß noch viel großartiger als in Lissabon, wo, nach dem Lokalanzeiger, der Kaiser „als Heerführer, Diplomat, Kolonialpolitiker, Förderer der Landwirthschaft, der Industrie, des Handels und der Wissenschaft, als Künstler, Musiker, Redner und Sportsman" gefeiert wurde. Ein Empfang, wie Marokko noch keinen sah. Die Franzosen werden mitflaggen, mitsalutiren, mitjubeln; und wissen, warum sie es thun. Nicht alle Deutschen aber werden mit dem Ertrag dieser Festtage eben so zufrieden sein. Mancher wird an dem Tage, da seit Bismarcks Geburt neunzig Jahre verstrichen sind, seufzend der fernen Zeit gedenken, die eine stillere Hohenzollern-Weltherrschaft sah; der Zeit, die vor jeder großen Entscheidung in Ehrfurcht den Rath des Deutschen Kaisers und seines Kanzlers erbat und ihnen, ohne daß sie kriegerischen Ruhm deshalb zu schelten brauchten, in getrostem Vertrauen das Friedensrichteramt zuwies. Und von dem unbeträchtlichen goethischen Wort, das Wilhelm der Zweite in Bremen dem von ihm so geliebten Buch Chamberlains entnahm, wird mancher treue Wunsch sich nach der Anerkennung eines anderen Wortes sehnen, das unser Dichter als Greis in seine Spruchsammlung schrieb: „Was von Seiten der Monarchen in die Zeitungen gedruckt wird, nimmt sich nicht gut aus; denn die Macht soll handeln und nicht reden."

Digitized by Google

Beethoven.*)

In Ehrfurcht beugen wir uns vor dem Namen Beethoven. In Ehrfurcht vor Allem vor dem Menschen. Denn wenn ein Mensch ein Kämpfer gewesen ist, so war er es. Sein Vater war ein Trunkenbold und auch ihm selbst hat der Wein verführerisch gewinkt. Er ist der Gefahr Herr geworden; und erblich belastet ist er mit einer Willenskraft den Weg zu den Sternen gezogen, die flüchtigen Schlachtenmuth tausendmal aufwiegt. Dazu drohten seinem Genius feinere, nicht minder verderbliche Gefahren. Eine übertriebene Gewissenhaftigkeit ließ ihn sein Leben lang für Verwandte sorgen, die es nicht verdienten, und unzählige Disharmonien der täglichen Lebensführung waren die Folge. Eine glühende Liebe zum Weibe hat ihn von Schwärmerei zu Schwärmerei geführt. Wie hat er sich stets nach einer glücklichen Ehe gesehnt! Es kam nur zu leidenschaftlichen Ergüssen in der Weise des Briefes an die unsterbliche Geliebte: dauernd einsam zog der Einsame seines Weges. Und zu Alledem noch das furchtbare Schicksal, daß das größte musikalische Genie der west- und mitteleuropäischen Welt früher Schwerhörigkeit und bald der Taubheit verfiel! Und Dies, aus den edelsten Beweggründen, Jahre lang selbst den Freunden zu verbergen versuchte! „Noch wars mir nicht möglich, den Menschen zu sagen: Sprecht lauter, schreit, denn ich bin taub! Ach, wie wäre es möglich, daß ich dann die Schwäche eines Sinnes zugeben sollte, der bei mir in einem vollkommeneren Grade als bei Anderen sein sollte, einen Sinn, den ich einst in der größten Vollkommenheit besaß, in einer Vollkommenheit, wie ihn Wenige von meinem Fache gewiß haben noch gehabt haben! O, ich kann es nicht! Darum, Freunde, verzeiht, wenn Ihr mich da zurückweichen sehen werdet, wo ich mich gern unter Euch mischte. Doppelt weh thut mir mein Unglück, indem ich dabei verkannt werden muß. Für mich darf Erholung in menschlicher Gesellschaft, feinere Unterredungen, wechselseitige Ergießungen nicht Statt haben . . . Welche Demüthigung, wenn Jemand neben mir stund und von Weitem eine Flöte hörte und ich nichts hörte oder Jemand den Hirten singen hörte und ich auch nichts hörte! Solche Ereignisse brachten mich nah an Verzweiflung; es fehlte wenig: und ich endigte selbst mein Leben. Nur sie, die Kunst, sie hielt mich zurück! Ach, es dünkte mich unmöglich, die Welt eher zu verlassen, bis ich das Alles hervorgebracht, wozu ich mich aufgelegt fühlte. Und so fristete ich dieses elende Leben, — wahrhaft elend, einen so

*) Bruchstück aus einem später zu veröffentlichenden Bande der Deutschen Geschichte des Verfassers.

Digitized by Google

reizbaren Körper, daß eine etwas schnelle Veränderung mich aus dem besten Zustand in den schlechtesten versetzen kann. Geduld, so heißt es, sie muß ich nun zur Führerin wählen! Ich habe es. Dauernd, hoffe ich, soll mein Entschluß sein, auszuharren, bis es den unerbittlichen Parzen gefällt, den Faden zu brechen. Vielleicht gehts besser, vielleicht nicht; ich bin gefaßt. Schon in meinem achtundzwanzigsten Jahr gezwungen, Philosoph zu werden, ist es nicht leicht, für den Künstler schwerer als für irgend Jemand. Gottheit, Du siehst herab auf mein Inneres, Du kennst es, Du weißt, daß Menschenliebe und Neigung zum Wohlthun darin hausen! O Menschen, wenn Ihr einst Dieses leset, so denkt, daß Ihr mir Unrecht gethan, und der Unglückliche, er tröste sich, einen Seinesgleichen zu finden, der, trotz allen Hindernissen der Natur, doch noch Alles gethan, was in seinem Vermögen stand, um in die Reihe würdiger Künstler und Menschen aufgenommen zu werden.“*) Und so ist er seines Weges gegangen, unverwandt, dieser echt moderne Märtyrer und Held: und unter seinen Fußtritten sind Blumen hervorgesproßt, wilde Blumen, Blumen aller Jahreszeiten, Blumen mit herbbizarren Kelchen, Passionblumen ohne Zahl.

Ludwig van Beethoven, Sohn eines Mitgliedes der Kurfürstlich Koelnischen Hofkapelle, ist am siebenzehnten Dezember 1770 zu Bonn getauft worden. Nachdem er, früh als genial erkannt, in der selben Kapelle gedient hatte, nahm er auf Veranlassung edler Freunde, die seine bessere Durchbildung wünschten, seit 1792 seinen ständigen Aufenthalt in Wien, als freilich ziemlich widerwilliger Schüler Haydns, als Bewunderer der älteren Musik Bachs, Händels und früherer Meister bis zurück auf Palestrina, die er im Hause Van Swietens, des geistig beweglichen und hochgebildeten Leibarztes der Kaiserin Maria Theresia, kennen lernte. Seit 1795 war er als Komponist thätig, seit 1803, von der Schöpfung der Eroika an, lebte er ein Jahrzehnt freiester Vollendung seines Schaffens, das mit der A dur-Symphonie des Jahres 1813 abschloß; dann folgte etwa ein Jahrfünft geringerer Fruchtbarkeit, bis der in sich Gezogene, immer höheren musikalischen Ideen zustrebend, noch die herrlichste Spätblüthe seines Genius erlebte. Am sechsundzwanzigsten März 1827 ist er gestorben.

Das Geschlecht Beethovens war vlämischer Herkunft; in der Gegend von Löwen war es zu Hause. Beethoven hatte, wie so viele große Deutsche, den echten Charakter seines Stammes. Der Vergleich mit Rubens liegt nah: bei Beiden die selbe Energie der Gefühlsäußerung, die selbe unerschöpfliche Phantasie, das gleich Berauschende des Vortrages. Aber Beethoven ist von Beiden der tiefere, wie er der unglückliche war. Seine Gefühlswelt ist unermeßlich; und nie ist ihm die Gefahr, die Rubens drohte, in Manier zu verfallen, auch nur nahgetreten.

*) Aus dem heiligenstadter Testament: vom sechsten Oktober 1802.

Digitized by Google

Aus diesem unendlich reichen Inneren, aus dieser unglaublich starken Aktualität der Seele quillt bei Beethoven eine nicht minder gewaltige Unendlichkeit von Tönen. Er ist unerschöpflich, aus dem geringfügigsten Motiv in anmuthigstem Zauber die wunderbarste thematische Arbeit hervorgehen zu lassen, denn auch das Kleinste wird ihm zum Gleichniß des Ganzen. Und er ist hart genug, in der Furchtbarkeit des Erhabenen Felsblock über Felsblock auf einander zu thürmen; sein musikalischer Kosmos ist grenzenlos. So über der Masse und über der Freiheit der Töne stehend, war er zum Herrschen geboren; und herrschend spielte er mit den Formen, zur humorvollen Feier des vielleicht persönlichsten aller Triumphe. Aber neben dem Humor steht das Pathos — ja, der Humor selbst ist herb und pathetisch —: die große, die erhabene Leidenschaft. In ihrer Herrschaft häuft Beethoven Motiv auf Motiv und Satz auf Satz und ergeht sich in den brausenden Akkorden seiner Finales. Denn von Heldengefühlen pflegt er am Schluß jeder größeren Komposition Abschied zu nehmen, indem er seine innerste Natur uns eröffnet.

So war er im Grunde Dramatiker; seinen Kompositionen fehlt oft zum Drama nichts als die sichtbare Form der Darstellung. Indem er sie aber vermied, machte er die Musik erst völlig zu Dem, was sie in einem Zeitalter des Subjektivismus sein muß: zu einer Kunst des Ausdruckes des inneren Lebens. Bildeten Haydn und auch Mozart noch das schöne Sein als solches und errangen dadurch einen besonderen Kanon musikalischer Schönheit, wie einst Raffael einen solchen der malerischen erreicht hatte, so gleicht Beethoven eher Michelangelo, denn die Empfindung setzt sich bei ihm um ins Bewegte. Daraus folgt denn, daß er die musikalische Tektonik der viersätzigen Cyklen aufs Aeußerste füllt, wenn nicht gar schon lockert, daß Gemüthsbewegungen die Form auch im Einzelnen durchbrechen, daß an die Stelle des Zusammenklanges der Töne die Dissonanz tritt, so weit sie den Schönheitkanon der Zeit noch nicht aufhebt, daß in den Harmonien entferntere Beziehungen und Uebergänge bevorzugt werden und daß endlich alle nur schönen Verzierungen und Blüthen hinwegfallen, so weit sie nicht dem unmittelbaren Ausdruck des inneren, dichterischen Programmes dienen, dessen bewegte Bewältigung erste Sorge des Meisters bleibt.

Bei Alledem werden die hergebrachten musikalischen Formen nicht eigentlich fortgebildet. Sie erscheinen vielmehr in einer auch für die Musik Beethovens noch ausreichenden Entfaltung schon von Haydn und Mozart geschaffen. Und so läßt sich von diesem Gesichtspunkt aus wohl behaupten, daß Beethoven, rein musikalisch, nur die Musik Haydns und Mozarts zu einem Neuem verschmolzen habe. Von Mozart würde er für eine solche Betrachtung die bekannte Kantabilität im Allegro hergenommen haben, jene unmittelbare Verbindung kräftig bewegter und sentimental ruhiger Elemente, die von den Zeit-

Digitized by Google

genossen zuerst als Stilvermischung getadelt worden war. Und von Haydn hätte er das Prinzip der thematischen Entwickelung ergriffen, eine neue instrumentale Rhetorik, deren Wesen auf der größten Ausnutzung der kleinen und kleinsten Satztheile und Gedankenglieder beruhte. Von dem Einen wäre er auf Innigkeit hingewiesen worden und von dem Anderen auf Meisterschaft der Exegese. Und Haydns Einfluß wäre dabei der stärkere gewesen.

Aber nicht so erklären sich die Thaten des Genius. Beethoven gehört der ganzen Umwelt seiner Zeit an und holt tiefaufathmend aus all ihrer Luft das allgemeine Lebensprinzip seines Daseins. Im Uebrigen aber gehör er sich selbst; und es ist gänzlich verfehlt, ihn mit den Destillirapparaten der üblichen Ableitungtheorien als Kompositum einiger vorhergegangenen musikalischen Größen erweisen zu wollen. Schon eine einfache Nachrechnung sollte dieses thörichte, aber noch immer als wissenschaftlich geltende, ja, herrschende Verfahren vernichten. Man leite nur ab und ab, von Generation zu Generation rückwärts, bis auf den ersten Menschen, und frage sich dann, wie aus einem ursprünglich einzigen schöpferischen Prinzip die komposite Divergenz der späteren sich erklären solle. Beethoven war er selbst, wie Haydn und Mozart sie selbst waren: und nachschaffend zu umfangen, nicht aber rechnerisch einzuzirkeln ist ihre Größe.

Was Beethoven vor Allem charakterisirt, ist die Fülle der Gesichte und die absolute Herrschaft über sie. Wir wissen, wie er seinen inneren Reichthum ständig in Skizzenbücher, die er immer bei sich trug, ableiten mußte, um nicht zu ersticken. Und wir sehen ihn in ständiger Souverainetät, auf Grund eines erstaunlichen Gedächtnisses, über diesen Reichthum verfügen. Er ist ein Herrscher und Schöpfer zugleich, dessen Werkstattsarbeit vorliegt: und von unvergleichlichem Reiz ist es, zu sehen, wie aus deren dürren Blättern die Flammen des Genies emporzüngeln und zu den Feuermassen jener vollendeten Werke zusammenlohen, die wir kennen. In dieser Fülle und Herrschaft ist Beethoven wohl nur mit Shakespeare zu vergleichen: wie er ihm deshalb auch gleicht in dem langathmigen Zuge der Phantasie und in der virtuosen, mit tausend Mitteln einer kunstreichen Technik durchgeführten Vorbereitung wichtiger Effekte. Wie bei Shakespeare, scheint bei ihm die bunteste Fülle von Modulationen zu herrschen . . . Tritt man näher hinzu, so bewundert man die Einheit, wie vorher die Mannichfaltigkeit, die Nothwendigkeit, wie vorher die Kühnheit der Willkür. Lange vor dem wirklichen Eintritt der Modulation in die Tonart der Dominante oder in die verwandte Durtonart zeigt der Komponist diese schon. Er strebt ihr zu, die noch herrschende Tonart zieht ihn immer wieder zurück, jenes Streben wird immer dringender, der Widerstand immer schwächer. Wir haben schon das vollständige Gefühl der neuen Tonart, während wir noch in der Gewalt der alten zu sein scheinen. Dennoch überrascht uns das wirkliche Faktum des Ueberganges. Durch das

Digitized by Google

vorhergegangene Zögern erscheint uns die nun doch unvermeidliche That als eine freie, kühne, wie die offene Erklärung eines Schrittes, der eigentlich schon gethan ist. (Otto Ludwig, selbst bekanntlich auch Musiker, Werke 2,92.)

Soll die Stellung Beethovens in der Geschichte der musikalischen Formgebung — und Das heißt: in der Entwickelungsgeschichte der Musik — gekennzeichnet werden, so genügt es nicht, zu sagen, er sei der Erste, der dem Ausdrucksbedürfniß subjektiven Gefühlslebens musikalisch voll gerecht geworden sei: und bei dem deshalb eben so die Formenwelt bereits der eigentlichen Romantiker, eines Weber etwa oder Schumann, wie die Richard Wagners, ja, wie endlich zum großen Theil sogar schon die der Neueren und Neuesten keimhaft vorgebildet sei. So richtig Das ist, so charakterisirt es den Meister doch nicht völlig. Man muß ihm vielmehr noch in die Einzelheiten seines Wirkens folgen, um aus ihnen heraus den Eindruck des Spezifischen seiner künstlerischen Persönlichkeit zu erhalten. Und da tritt nun bei Beethoven Etwas auf, das sich in dieser Höhe und Stärke bei keinem der früheren Meister überhaupt vorfindet: die reinste Subjektivität, Das, was man Melos genannt hat. Es hängt zunächst mit dem hastenden Quellen einer überreichen Phantasie zusammen. Beethoven ist einer der glänzendsten Improvisatoren gewesen, die die Welt gehört hat. Wenn er im vollen Sinn schöpferisch thätig war, trat daher gleichsam ein Ueberschwang der Erfindung ein; die Phantasie produzirte auf einmal zu viel und erhielt dadurch etwas Sprunghaftes, Nervöses. Gewiß findet man bei Beethoven tausend ausgereifte Melodien von unerhörter Stimmungtiefe. Aber daneben stehen noch, wie die Auswürflinge eines Vulkans, tausend und abertausend Melodienfragmente. Und sie durchbrechen, schmücken, charakterisiren, unterstreichen, verwirren den einfachen Fluß der melodiösen Grundstimmung: als Ausbiegungen von einigen Takten, als unvermittelte Einschiebungen, als Protuberanzen aus der Begleitung, wenn diese einen melodiösen Flug annimmt, als Fermaten in leeren Takten, die nicht selten unterdrückte Melodien und Bruchstücke dieser andeuten, schwere musikalische Gedankenstriche, die sich schon in den frühesten Werken, namentlich in den Sonaten finden.

Indem nun so die melodiöse Verdichtung und zugleich Verflechtung ins Unendliche geht, wird sie ihrem Stimmungcharakter nach ganz durch die moralische Persönlichkeit des Meisters bestimmt. Und da ist der Grundzug der tiefsten, der furchtbaren Tragik. Daher die jähen Stimmungwechsel, die Zerklüftungen, der spielende und doch springende Rhythmus, der wilde Humor, das herbe Pathos des gefangenen, an sich selbst gefesselten Löwen. Und daher das tiefe Athemholen und der weit, zum Brechen weit gespannte Bogen der Melodie, der Unendliches anzudeuten, Unendliches zu sagen weiß.

Wohin waren für diesen Helden die ruhigen Tage des Papa Haydn!

Digitized by Google

Wo flossen seine Melodien noch in stets geschlossener Munterkeit, kanonisch gleichsam, ohne Abwechselung auf Kosten elementarer Gemüthsbewegung, keimfähig für unterhaltende Kammermusik und den epischen Tändelton primitiver Symphonien! Oft waren es Offenbarungen, die aus heißem Herzen emporloderten und aufs Unmittelbarste Gefühltes zum Tönen brachten; rücksichtlos wurde der Hörer in ihren Empfindungsgehalt eingebannt: und die melodiösen Keime trugen mit Windeseile hinüber in den schwermüthigen Bereich eines unerforschlichen Schicksals. Wer wird da denken, daß sich ein Meister dieser Art in den schönen Ton eines Haydn, ja, auch eines Mozart habe einspinnen können! Hier überwiegt das Gefühl den Ton und der Charakter die Schönheit. Denn dieser Meister deklamirt, mit einer Dynamik ohnegleichen rührt er an jede Faser des Herzens; und immer groß, immer monumental; auch wo er scherzt in dem Fresko schmerzlicher Reflexion, weiß er nicht nur zu erfreuen, sondern zu erschüttern, fromm zu machen, zu trösten. Und nie wird er dabei dünn in der Form und klimpernd im Ton. Dick und verwachsen gleichsam, der jung aufsprossende Urwald einer neuen musikalischen Welt, ist seine Musik; und indem er durch unerhörte Begleitungen seine Melodien in bald königlich triumphirendem, bald zu tiefstem Mitleid rührendem Gefolge einherschreiten läßt, zwingt er Gehör und Auge gleichsam suggestiv heran an das Drama reiner Effekte. So wird die gewöhnliche Akkordbegleitung durch tausend Einfälle unterbrochen und, wenn sie melodiös wird, noch gar als Melodie fortgeführt: nicht einfach und glatt ist der Rahmen, in dem die berückenden Bilder dieser unverwüstlichen Phantasie erscheinen, sondern schon bestickt und bemalt und durchwirkt mit Elementen, die das Bild charakterisiren und im weiteren Sinne ihm zugehören. Und wenn das Melos der Melodie bittersüß sein sollte oder schicksalschwer im Gegensatze tragischer und heiterer Empfindungen, dann erscheint wohl gar eine zum Charakter der Melodie antithetische Harmonisirung: ein zitterndes Spannungsgefühl wird erreicht; und wir glauben uns Zerstörungen nah und Katastrophen.

Bewegt sich der Meister so in allen Welten einer Stimmung, die völlig frei ist und unberührt von gebundener Macht, die an die Sterne tastet und an die Schatten der Unterwelt, so fehlt, bei mancher vlämischen Derbheit im Einzelnen, die aus den Spalten einer mächtigen Persönlichkeit hervordringt als ein ahnenreicher Atavismus, dennoch nicht eine Bindung, ein inneres wie äußeres Maß, bestehen Elemente künstlerischer wie sittlich-religiöser Erzogenheit. Es sind die Elemente, die Beethoven erst zum Klassiker gemacht haben, bei aller glücklichen Stellung in der Entwickelungsgeschichte der Kunst und bei aller Hochfluth persönlicher Begabung. Beethoven war selbsterzogen in Frömmigkeit, wenn auch nicht kirchlich: sein schriftlicher Nachlaß ist durchsetzt mit dem edlen Metall kurzer Gebete, Symbolen einer tiefen und unaussprechlichen Hin-

Digitized by Google

gabe an das Unendliche; und wer vernimmt nicht über und unter den musikalischen Fluthen der Missa Solemnis den Orgelton religiösen Ringens und endlich gewonnener sieghafter Ueberzeugung? So besaß der Meister schon früh, mindestens als Disposition, ein inneres Maß der Dinge; und wo seine Musik gleichsam excentrisch zu werden scheint zu dem künstlerischen und affektiven Kosmos der Zeit, spricht dennoch eine letzte und leise Stimme aus ihnen das fromme Wort: „Was ist der Mensch, daß Du seiner gedenkest!" Da kann denn auch eine gewisse äußere Bindung nicht fehlen. Man versuche, Schumann wie Beethoven zu spielen oder Beethoven nach Schumanns Art: und man wird sie empfinden. Nichts schon von der verschwommenen Weichheit der Romantik, kein Verlassen der alten Herbigkeit des achtzehnten Jahrhunderts: und vor Allem entschiedenes Festhalten an der Hurtigkeit des Rokokos, diesem elementaren stimmungmäßigen Ausdruck eines gläubig-optimistischen Herzens. Es ist der stille Zug von Gebundenheit, der nicht einem Takte der Musik Beethovens fehlt, der auch da vernehmlich anklingt, wo der Meister in sentimentalen Stimmungen und volksthümlichem Ton die spätere Romantik weniger vorbildet als ihre gemüthliche Disposition in seiner Weise streift: es ist der elementare Zug, der heute auf den Hörer wie das leise Weithallen militärischer Schritte wirkt und ihm das Wohlgefühl giebt: diese Musik werde niemals straucheln.

Hat nun Beethoven, bei dieser entschiedenen Ausstattung seines Inneren, die ihn erhob und auf ihm lastete als sein Schicksal, eine starke innere Entwickelung erlebt? In gewissem Sinn kann man die Frage verneinen. Schon seine frühesten Werke, die des sogenannten Jugendstils, Klaviersonaten, Violinsonaten, Quartette, rufen vernehmlich: Ex ungue leonem; und insbesondere die Klaviersonaten zeigen bereits die orchestrale Behandlung des Instrumentes, die musikalische Mittheilung gleichsam wie aus einem Urgrund von Melodienreichthum, die deklamatorische Eigenart und die schweren Accente wie die Nervosität des Empfindens. Am Deutlichsten aber ergeben vielleicht die nicht allzu zahlreichen Lieder des Meisters das sich ständig gleichbleibende Diapason seines Grundempfindens. Zwar nicht in positiver Weise. Beethoven war selbst ein viel zu großer Dichter, als daß er sich oft und gern an fremde Stoffe ausgeliefert hätte, die Anschluß an ein außer ihm Quellendes und Blühendes erforderten: es ist der Grund, warum er dem Drama und der Kirchenmusik im Ganzen fern blieb, warum seine Hauptwerke auf diesem Gebiete, der Fidelio, die Messe, obwohl objektiv gemeint, dennoch durchsetzt erscheinen von persönlichster Empfindung. So konnte ihm auch an der Komposition fremder Lieder wenig liegen; und im Allgemeinen nur den größten der von ihm verehrten Dichter hat er musikalisch gehuldigt. Seine Kompositionen aber wurden nicht eigentlich dem Dichter gerecht, sie drücken nicht aus, was Dieser, sondern, was

Digitized by Google

der Musiker empfand, und insofern erlauben sie kein Urtheil über einen sich je nach verschiedener Gelegenheit wandelndem Stil. Um so mehr aber reden sie von der innersten Seele des Komponisten selbst. Und hier zeigt sich, daß sie eine fast unveränderte Sprache führen durch alle Jahrzehnte der schöpferischen Thätigkeit des Meisters hin; manchmal noch ein Wenig der Phraseologie des Rokokos verwandt, sind sie doch vor Allem einfach und darum geeignet, tief auf das Gemüth zu wirken. Ja, man kann von den besten von ihnen behaupten, daß ihr Ton nicht blos die ganze Schaffenszeit des Meisters fast indifferent überspanne, sondern daß sie auch mindestens für die ganze Kultur des Subjektivismus gleichsam zeitlose Schöpfungen seien. Oder wer empfindet nicht heute noch so pathetische Lieder wie in „In questa tomba oscura" oder so melancholische, wie „Trocknet nicht, Thränen der ewigen Liebe" oder so geheimnißvoll sehnende wie „Kennst Du das Land" als modern und als von gleichsam jüngster Geburt wie vor hundert Jahren?

Dennoch hat auch dieser ausgesprochene Geist seine Entwickelung gehabt; sie war in sich sogar außerordentlich reich und mindestens zwei Perioden seines Wirkens müssen unterschieden werden, da sie durch ein Jahrfünft verhältnißmäßiger Unfruchtbarkeit, die Zeit von 1813 bis ungefähr 1817 oder 1818, unterbrochen sind.

Die erste Periode beginnt etwa mit der Wende des Jahrhunders. Sie zeitigt die ersten acht Symphonien und den Fidelio, sie blüht ab mit den Goetheliedern und auch wohl der achten Symphonie vom Jahre 1812. Ihr Höhepunkt wird erreicht in den Jahren 1804 bis 1808: Eroika, Fidelio, Appassionata, C-moll- und F-dur-Symphonie.

Das noch vor dieser ersten Periode liegende Jahrfünft hatte Beethoven vornehmlich der Klaviermusik und damit zunächst der Sonate gewidmet. Und schon hier zeigte sich der Meister. So wie etwa Giotto die alten typischen Gestalten der herkömmlichen Bilder zum Alten und Neuen Testament mit ihren stereotypen Gesten persönlich belebt und dadurch erst zum Sprechen bringt, so daß wir betroffen zurückprallen, sehen wir dieses plötzlich, durch einen einzigen Genius in reifer Zeit aus seinen Traumzuständen zum vollen Dasein erweckte Leben, etwa in dem Bildercyklus von Santa Maria dell' Arena zu Padua, vor uns: so fühlen wir auch Beethoven in der hergebrachten Sonatenform alsbald sich persönlich regen, so wird uns unter seiner Hand jede Floskel, jede Koloratur, jede Blüthe der älteren Musik bedeutend, so verliert in seiner Phantasie der musikalische Ausdruck alsbald das Spielende: und das Klavier erscheint nicht mehr als ein einziges Tonwerkzeug, sondern als eine Bühne gleichsam, auf der unsichtbar ein Orchester in tausend Zungen redet. Es ist eine alsbald monumentale Richtung, die sich in der orchestralen Klaviermusik Webers und Schuberts einigermaßen fortgesetzt hat gegenüber der rein

Digitized by Google

klaviermäßigen Behandlung des Instrumentes etwa bei Chopin und Schumann. Aber schon wird aus ihr der Uebergang zu der ersten vollen Blüthezeit gewonnen; und unter den Werken, die diesen Uebergang zeigen, ragt sogar noch eine Klaviersonate hervor, die Pathétique (C-moll; Op. 13).

In der ersten Periode selbst spielt dann freilich schon die Kammermusik als Ausgangspunkt etwa die selbe Rolle wie vorher das Klavier; und bereits in den Quartetten noch früherer Zeit war sie vorbereitet. Aber die eigentlichen Repräsentantinnen der ersten großen Periode im Verlauf des ersten Jahrzehntes des neuen Jahrhunderts wurden doch die Symphonien; und die erste (C-dur; Op. 21) ist schon im Jahre 1800 zur ersten Aufführung gelangt. Es war die Zeit, da Beethoven, bereits unter den harten Erfahrungen zunehmender Schwerhörigkeit, zum Manne heranreifte; sehr spät im Verhältniß zu der Frühreife anderer Meister (und namentlich auch der der klassischen Zeit) und nach seiner Gewohnheit nicht ohne die gründlichsten technischen Vorbereitungen hat er sich der höchsten, aus der Kammermusik herauswachsenden instrumentalen Form genähert. Aber nur wenige Jahre: und schon folgte die Eroika (1804, (Es-dur, Op. 55). Das Neue an ihr war, daß jetzt jede Erinnerung an die bloße Schönheit der alten absoluten Musik und damit auch jede soziale Bindung der musischen Kunst an irgendwelche speziellen gesellschaftlichen Ansprüche, seien es die des Adels, seien es die des Bürgerthumes, mit Einem abgestreift erschien. Denn diese Symphonie zeigt nicht mehr in der herkömmlichen Weise typische Stimmungen ihrer einzelnen Sätze, deren Gefühlswerth in Einzelheiten ja wechseln mochte, im Ganzen aber doch festgelegt war: sondern ihr liegt ein einiger großer poetischer Plan zu Grunde. Den Gang des Genius in dieser Welt der Unvollkommenheiten zu schildern, den heroischen Kampf um sein innerstes Dasein und dessen Auswirkung, den Moment des scheinbaren Unterliegens, dann aber doch freudigen Aufschwunges und endlichen Sieges in einer idealen Welt in Tönen darzustellen: Das war die Aufgabe. Man weiß, wie überwältigend sie Beethoven gelöst hat. Wie setzt das Ganze elementar ein, fast lieblos im Ausdruck, starr, die musikalischen Eindrücke wie Stahlblöcke geschleudert; wie durchdringen den Trauermarsch schrille Klagen, grollende Trauer und doch fromme Hoffnung auf den Sieg des Großen, kein Ton zu viel und kein Ton um des Tones halber: bis die späteren Sätze durch humoristische und parodistische Elemente hindurchdringen zum seligen Aufschwung des Heldenwerkes und jubelnd die Lebensregel des Meisters verkünden: „Kraft ist die Moral der Menschen, die sich vor anderen auszeichnen, und sie ist auch die meine." Bekannt ist, daß Beethoven die fertige Schönabschrift des Manuskriptes der „Sinfonia eroica, composta per festeggiare il sovvenire di un grand' uomo" mit der Aufschrift „Bonaparte" versehen hatte; daß er aber, als ihm die Nachricht gebracht wurde, Bo-

Digitized by Google

naparte habe sich zum Kaiser erklärt, in Wuth gerieth und ausrief: „Ist Der auch nicht anders als ein gewöhnlicher Mensch!“ An den Tisch ging, das Titelblatt oben anfaßte, ganz durchriß und auf die Erde schleuderte.

Nach der ersten Aufführung der Eroika im Januar 1805 erschien unter den Berichten über sie der folgende: „Die Symphonie ist eigentlich eine sehr weit ausgeführte kühne und wilde Phantasie. Es fehlt ihr gar nicht an frappanten, schönen Stellen; sehr oft aber scheint sie sich ins Regellose zu verlieren. Des Grellen und Bizarren ist zu viel, wodurch die Uebersicht erschwert wird und die Einheit beinahe ganz verloren geht.“ Verfasser der Kritik war Karl Maria von Weber: nicht nur über seine Zeit, auch über die Besten des kommenden Geschlechtes schon war Beethoven hinausgewachsen.

Ueber die Eroika haben die folgenden Symphonien dieser Periode bis zur achten einschließlich in mancher Hinsicht nicht hinweggeführt. Charakteristisch ist, daß die Skizzen zu der ausgeglichensten und gedankenreichsten unter ihnen, der in C-moll, bis zum Jahr 1801 zurückreichen. Freilich: die Kunst der musikalischen Durchführung wuchs außerordentlich; auf diesem Gebiet hat der überaus genaue und technisch kaum je mit sich zufriedene Meister niemals gerastet und ununterbrochen Fortschritte gemacht; und in dieser Hinsicht vermittelt wohl die achte Symphonie den Eindruck der größten Reife.

Charakteristisch ist bei Alledem, daß im Verlauf dieser Kompositionen gewisse Jahre hindurch, etwa um 1805 und 1806 herum, das romantische Element, sonst bei Beethoven nur ein Stimmungtyp neben vielen anderen, etwas stärker durchklingt; so namentlich in der Einleitung der vierten Symphonie, so auch in der um die gleiche Zeit entstandenen großen Klaviersonate in F-moll (Op. 57), der Appassionata. Es war ein Durchgangsmoment, wie sich deren auch bei Goethe eingestellt haben: hat man die C-moll Symphonie mit dem Faust verglichen, so mag man in diesem Zusammenhang wohl Wilhelm Meisters gedenken. Und wie hier innere Berührungen der größten deutschen Phantasiekünstler der Zeit stattfanden, so brachte der Schluß dieser Periode, das Jahr 1812, auch ihre persönliche Begegnung. Es war eine Zeit, da Beethoven sich ganz dem Genius Goethes mit aller seinem Charakter noch eben möglichen Aufopferung genähert hatte; im Jahre 1810 war die Musik zu Egmont entstanden, danebenher liefen die schönsten Kompositionen goethischer Lieder (Mignon; Neue Liebe, Neues Leben). Daß die beiden Großen einander verstanden, war freilich ausgeschlossen. Goethe blieb auf musikalischem Gebiet wie auf so manchem anderen ein Mann der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts und also im Grunde Anhänger der absoluten Musik; die äußerlich sonderbare Erscheinung Beethovens hätte ihn wahrhaft nur aus einem innigen Verständniß seiner Schöpfungen her fesseln können. „Beethoven habe ich in Teplitz kennen gelernt. Sein Talent hat mich in Erstaunen gesetzt.

Digitized by Google

Allein er ist leider eine ganz ungebändigte Persönlichkeit, die zwar nicht Unrecht hat, wenn sie die Welt detestabel findet, aber sie freilich dadurch weder für sich noch für Andere genußreicher macht."

Die herrlichste Frucht der symphonischen Zeit im Moment ihrer leisen Anbiegung an fast überwiegend romantische Stimmungen ist der Fidelio (1805). Fidelio ist vor Allem ganz deutsch. Liszt hat einmal die Bemerkung gemacht, daß alle großen deutschen Opernkomponisten bis auf Wagner mit Ausnahme Beethovens ihrem eigenen Lande gewissermaßen fern geblieben seien: Mozart habe wohl in tragischen Momenten den deklamatorischen Accent merklich seinem Kulte genähert, doch verlangten seine Opern darum doch Sänger, die nach der italienischen Schule gebildet seien; Gluck und Meyerbeer hätten für das pariser Publikum geschrieben. Weber würde, hätte er länger gelebt, höchstwahrscheinlich für England gewirkt haben. Ist dies Urtheil auch übertrieben, so bleibt doch bestehen, daß Fidelio in der That die erste ganz deutsche Oper ist: und zwar ganz unbewußt, nur aus dem Zusammentreffen des Charakters des Meisters und dem tiefsten Gange der national-psychischen Strömungen her: leise Romantik und leises Nationalgefühl, so zart und wunderbar in ihren Anfängen um das Jahr 1800, sie spielen hier in verstohlener Seligkeit mit. Es ist einer jener wichtigen Unterschiede von den Opern Mozarts, die sich auch sonst verfolgen lassen und alle entwickelungsgeschichtliche Fortschritte bedeuten. Mozart hatte zuerst Opernfiguren musikalisch scharf umrissen; er war zum Realisten der Operncharakteristik geworden. Beethoven bildete die Personen schon in Typen um; ihm erscheint das Einzelne schon in allgemeiner, idealer Beleuchtung. Damit werden denn die wesentlichen Züge der Handlung, jener schönsten aller Verherrlichungen der Frauentreue, schon als im Bereiche der eigenen Stimmungwelt jedes Zuhörers liegend betrachtet; das Allgemeinmenschliche tritt hervor und ergreift mit ganz anderen Accenten als die objektivere Instrumentation der Handlung bei Mozart. Und hiermit, bei einer idealisirenden Charakteristik der einzelnen Personen, hält die Kunst Beethovens nicht inne. Weiter vor dringt sie zur Wiedergabe der Gesammtstimmung sowohl der Einzelpersonen wie der ganzen, das Stück umfassenden Umwelt. Wie ist doch die Leidensstimmung, in der wir uns den Gemahl Leonorens vorstellen müssen, ohne ihn lange Zeit hindurch gesehen zu haben, von vorn herein vorgebildet und später, da wir ihn sehen, vertieft durch die Klagen, mit denen der Gesang der Gefangenen unser Herz erschüttert! Es ist eine Anwendung der Milieuschilderung von keuschester und zugleich vollkommenster Ursprünglichkeit. Und dieser Zug steht nicht allein; völlig durchwebt ist die Oper von verwandten Momenten.

So konnte auch ihr musikalischer Stil nicht der alte bleiben. Schon begann sich die orchestrale Beleitung des Gesanges zu symphonischer Kraft und

Digitized by Google

orphischem Zusammenhang auszuweiten, und wurden auch die alten Gesangsformen der italienischen Oper noch nicht völlig gesprengt, so erlitten sie doch eine Einordnung in die Gesammtheit des musikalischen Gefüges, die den Singstimmen nach der Auffassung der Zeit nicht selten Gewalt that.

Unter diesen Umständen ist leicht zu begreifen, daß die Oper trotz der elementaren Gewalt, mit der sie die Herzen erfaßt, bei ihrer ersten Aufführung im Jahr 1805 durchfiel. Im Jahr 1814 war dann, nach einem etwas günstigeren Schicksal im Jahr 1806, ihre Wiederaufnahme zwar von Erfolg begleitet; aber in ihrer vollen Bedeutung erkannt und anerkannt wurde sie doch erst im Jahr 1822, als die Rolle der Leonore zugleich in der Schröder-Devrient eine Dolmetscherin von außerordentlicher Veranlagung gefunden hatte.

Es waren die Zeiten, da der alternde Meister am Ausgange seiner zweiten fruchtbaren Periode stand. Schindler, der hingebende Freund der späteren Jahre Beethovens, erzählt uns von jener Neuinszenirung des Fidelio im Jahr 1822 eine Episode, die einen erschütternden Einblick in das Seelenleben des Meisters zu dieser Zeit gewährt. Beethoven wollte die Oper selbst dirigiren und leitete daher die letzte Probe. Aber schon nach den ersten Szenen ergab sich, daß es unmöglich war: Beethoven hörte nichts mehr. Doch Niemand wagte, ihm das Furchtbare zu sagen. Da endlich fragte er selbst; und Schindler schrieb ihm wenige Worte auf. Er eilte aus dem Theater, warf sich zu Haus aufs Sofa und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. Schindler schließt seinen Bericht mit dem Satz: „Von der Einwirkung dieses Schlages hat er sich nie mehr ganz erholt."

Der taube Meister dieser Jahre und der vorhergehenden Zeit, der Periode von etwa 1818 bis 1824, war es, der der Welt die Neunte Symphonie und die Missa Solemnis geschenkt hat.

Man hat wohl gesagt, daß die letzte musikalische Periode Beethovens mit durch sein Gehörleiden bestimmt gewesen sei. Es ist möglich. Sicher erscheint, daß die unfruchtbare Periode (etwa 1813 bis etwa 1819) die Zeit ist, in der die Schwerhörigkeit in Taubheit überging; die ältesten erhaltenen Konversationhefte stammen etwa aus dem Jahre 1816. Doch sicher ist es oberflächlich, die Perioden der inneren seelischen Entwickelung Beethovens nach der Zunahme allein des Gehörleidens abzustufen. Beethoven war eine tief pathologische Natur; und erst eine Biographie, die den pathologischen Prozeß klarlegt, wird es vielleicht einmal ermöglichen, die Aenderungen des musikalischen Stiles in unmittelbare Beziehung zu tieferen biopsychologischen Momenten zu setzen. Fest steht, daß in der letzten Periode ein neuer Stil auftritt, der sich am Einfachsten an den Klavierwerken dieser Zeit, schon der Hammerklaviersonate von 1818, namentlich aber den letzten Klaviersonaten (1820 bis 22), in manchen Richtungen eingehend auch an den Quartetten (1822) verfolgen läßt. Was

Digitized by Google

hier äußerlich zunächst auffällt, ist die ungeheure Verwachsenheit des Melodiösen; tausend Melodien und Theile solcher sind durcheinander gewoben: es ist, als sprächen nicht Stimmen, sondern Gesellschaften von Stimmen und Chören. Dabei ist der sinnliche Körper der Musik auf das geringste Maß beschränkt und die früher so häufigen Blüthen noch reiner Tonschönheit sind alle abgestreift und weggeweht; kaum findet man noch ihre Spur. Das Alles aber ist der Ausdruck eines tiefen Grübelns und tragischen Träumens, die den Ernst von einstmals mit seinen noch immer wunderbar frischen Spiegelungen in Humor und Groteske abgelöst haben; ganz fast ist die vlämisch-rheinische Heiterkeit verschwunden und an der Stelle des einstigen pathetischen Erzählers waltet und kündet ein Philosoph. Und was er ausspricht, ist feierlich, mystisch, religiös, fast kirchlich im Sinn der Kultusformen einer erst zukünftigen, neuen Gemeinde der Heiligen; wer wird nicht Töne des Parsifals hier vorgeahnt, ja, angeschlagen finden!

Natürlich, daß damit eine neue musikalische Formgebung, schon ein Rütteln an den Lehren der herkömmlichen Harmonie verbunden war. Schildern wir zugleich den Eindruck der letzten großen Orchesterwerke, so sehen wir, wie sich, unter genialer Abwandlung der Formen einer archaisch gewordenen Musik, eine neue kontrapunktische Schreibweise durchbildet, wie die Anfänge der modernen Fuge und fugenartige Sätze auftauchen, die nicht mehr nach der strengen Schulformel der Quintenfuge durchgeführt sind, wie endlich die Modulation das Gängelband des regelmäßigen Wechsels zwischen Tonika und Dominante abwirft. Dabei weiten sich die Satzformen: immer neue Glieder und Zwischenglieder sprießen hervor; immer tiefer wird das Athmen der Musik unter der Belastung durch einen unendlichen Gefühlsgehalt. Und Alledem wird nun der herkömmliche Cirkel der Harmonie nicht mehr gerecht; ein wahres Wühlen in den Tonelementen beginnt und Dissonanz auf Dissonanz entwindet sich dem Streben nach Charakteristik des Unendlichen.

Es sind die letzten Herrschaftgelüste eines Meisters sondergleichen; und insofern schließt der neue Stil ein Heldenleben. Aber es sind doch zugleich auch Vorahnungen eines künftig Werdenden. Wer diesen Stil mit der neusten Musik, der ausgesprochenen Musik der zweiten Periode des Subjektivismus vergleicht, findet tausend Aehnlichkeiten und tausend Anläße wenigstens zur Erinnerung: ihm erscheint der beste Stil Beethovens wie ein Vorläufer Dessen, was in der Gegenwart werden will, und, im Verhältniß zu der dicken Musik von heute, von der dünnen und schlanken Keuschheit des eben Aufkeimenden, vielleicht auch ein Wenig von der Leere des Alters. Um einen Vergleich zu wagen: wie sich Runges symbolische Blätter, der Morgen etwa oder der Abend, in ihrer schwankend zerbrechlichen Ornamentik, in der schüchternen Verwendung von Gänseblümchenmotiven und Motiven der Blauen Blume und in ihrer

Digitized by Google

bescheidenen Farbigkeit von der Ornamentik des Impressionismus mit seinen Lilienstengeln und Orchideen und der dichten Gluth seiner Farbengebung unterscheiden: so stellt sich die beste Musik Beethovens, wenigstens was die Klavier- und Kammermusik betrifft, zur Musik der jüngsten Moderne.

Die größten Werke dieser Spätzeit waren die Missa Solemnis (1818 bis 1822) und die Neunte Symphonie (1817 bis 1824).

Zur Zeit, da sich Beethoven mit der großen D-dur-Messe beschäftigte, schrieb er in sein Tagebuch das kurze Gebet: „O höre stets, Unaussprechlicher, höre mich, Deinen unglücklichen, unglücklichsten aller Sterblichen!" Und Schindler versichert, „er sei vor und niemals nach jener Zeit mehr in einem solchen Zustand absoluter Erdenentrücktheit" gewesen. Denn Beethoven war es ernst mit seinen religiösen Gefühlen, doppelt ernst, wenn er sie in die Formen eines für ihn archaischen Glaubensbekenntnisses zu gießen hatte. Er hatte sich aus Champollions „Gemälde von Egypten" zwei Aufschriften vom Tempel der Göttin Heith abgeschrieben und eingerahmt auf seinen Schreibtisch aufgestellt: „Ich bin, was da ist. Ich bin Alles, was ist, was war und was sein wird; kein sterblicher Mensch hat meinen Schleier aufgehoben". Und: „Er ist einzig von ihm selbst und diesem Einzigen sind alle Dinge ihr Dasein schuldig." Durchgedrungen war er zu jenem enthusiastischen Pantheismus, wie er doch deistische Elemente nicht ausschloß, zu jenem Pantheismus, der als das gemeinsame Glaubensbekenntniß der Großen des frühen Subjektivismus bezeichnet werden kann.

Aus diesem Glauben, aus dieser frommen Haltung heraus hat Beethoven, demüthig auch vor den Offenbarungen des Christenthumes, seine große Messe gedichtet. Und welcher (wenn auch subjektiven) Versenkung in die Geheimnisse selbst dieser Welt erwies er sich fähig! Welche Stufenleiter von Empfindungen von dem bittenden Kyrie Eleison des Anfangs zu dem jubelnden Gloria, von dem festen und doch in seiner Gewißheit alle Zweifel überwundener Kämpfe offenbarenden Credo zu dem sanft erregten Benedictus, qui venit in nomine domini, mit dem das Ueberirdische sinnlich Einzug hält in gefühlvolle Herzen! Und wie sie zum Herzen geht, so ist diese Musik mit Herzblut geschrieben: wo ist das Credo gleich majestätisch in seinen kosmologischen Grundlagen, gleich innig in seinen geschichtlichen Heilsthatsachen, gleich jubelnd in seinen künftigen Hoffnungen gedolmetscht werden?

Dennoch: was den Meister letzten Endes und höchsten Zieles bewegte, was sein persönliches Glaubensbekenntniß war und seine künftige Gewißheit, Das hat er erst in der Neunten Symphonie als dem unvergänglichen Ausdruck seiner Persönlichkeit niedergelegt. Und es hat sich, eine Prophezeiung des Genius, als die spes venturi saeculi erwiesen.

Beethoven war, bei aller Tragik seines Lebens, wie jeder große Künstler,

Digitized by Google

im Grunde Optimist. Denn er schuf; und Schaffen heißt Seligkeit. Und so suchte er das Glück nicht erst jenseits von den dunkelnden Horizonten dieser Erde: auf ihr selbst schon wollte er es genießen und genoß es in der stillsten aller Einsamkeiten, dem Alleinsein des Schöpfers. Das ist ihm die große Freude, die Freude, an die er glaubte als eine dereinst Allen erschließbare diesseitige Seligkeit, von der er meinte, daß sie in den schönen Tagen Griechenlands schon einmal herabgestiegen sei auf diese schmerzenvolle Erde. Und in diesem Sinne wurde ihm der Kultus der Freude das Symbol einer künftigen, als möglich gedachten, weil schon einmal erlebten Regeneration der Menschheit: und schon früh suchte er, dunklem Drange seines Wesens folgend, diesen Zusammenhang; schon 1793 wollte er Schillers Freudenlied komponiren und im Beginn des neuen Jahrhunderts, in dem heiligenstadter Testament, einem der tragischsten Denkmale unserer Geschichte, bittet er Gott verzweiflungvoll um „einen reinen Tag der Freude". Was aber sein Herz durch Jahrzehnte bewegte, hat er in vollstem Herzenserguß tönend erst zum Ausdruck gebracht in der Neunten Symphonie. Denn die Erlösung zur Freude ist der bewegende Grundgedanke dieses Kathedralbaues unter den symphonischen Werken der letzten Jahrhunderte: zur Freude nicht im Dienst der Sinnlichkeit, nicht im lustvollen Ausruhen quietistischer Religionen in Gott, sondern zur Freude schöpferischen Wirkens. In ihr wird die Welt einst siegen, in ihr der Mensch erhöht werden über den Jammer der Vergangenheit, in ihr werden sich die Völker verbrüdern zu einer einzigen Humanität und einem Gedanken der Menschheit.

Bei aller Tragik seines Lebens darf Beethoven doch glücklich gepriesen werden. Denn er hat sich vollenden dürfen. Mochte er auch noch eine zehnte Symphonie und andere Dinge planen: in der neunten hat er als in klarem Testament der Nachwelt vermacht, was er ihr sein konnte. Und wer sieht nicht, daß er mit seiner Philosophie der Freude die Brücke schlägt von der ersten Periode des Subjektivismus zur zweiten: zu Richard Wagner und seiner Regenerationlehre, zu den Ahnungen schon Ludwigs und Hebbels und zu der halsstarrigen Gewißheitlehre Nietzsches vom Uebermenschen? Das Sehnen nach einer neuen Sittlichkeit und einem neuen Glauben war in ihm, wie es die volle Entfaltung des Subjektivismus einmal zu befriedigen bestimmt ist: einer der Frühesten war er, die die Augen erhoben zu neuen Bergen, von denen die Hilfe kommen soll; und so werden seine Melodien die Menschheit auf ihrem Pilgrimszug zu diesen Bergen begleiten, bis sie dem Triumphliede weichen werden, daß der Gipfel erreicht sei.

Leipzig. Professor Dr. Karl Lamprecht.

Digitized by Google

Kunst und Volk.

Neun Selbstverständlichkeiten, die aber doch der Erklärung bedürfen.

1. Die Kunst besteht in den Kunstwerken, die nicht fürs Volk geschaffen sind, sondern für Gott und die Welt, für die Menschheit oder auch die Blumen auf dem Felde, für Alle und Keinen, fürs ewige Leben oder für sonst eine grenzenlose Größe.

Das soll heißen:

Es werden sehr viele Kunstwerke gemacht, aber recht wenige machen die Kunst aus. Kein Kunstwerk mehrt den Kunstbestand, durch das der Urheber irgend ein begrenztes Volk zu irgend einer bestimmten Zeit für irgend ein bekanntes Ziel ausbilden will oder wollte. Die Volksbeglücker, die Volkserzieher, die Volksveredler und —verbilder mögen ein solches Werk mit Fug und Recht zu ihrer Zeit den Leuten anpreisen; aber sobald jenes Ziel erreicht oder aber als irrig erkannt ist, verfällt solch Werk der Vergessenheit oder besten Falls der Kunstgeschichte, ist überflüssig und leer geworden, hat keinen belebenden Inhalt mehr. Freilich befaßt sich alle Kunst mit dem umgebenden Volks- und Zeitgeist als einem Theil ihres Stoffbestandes; aber nicht Das ist ihr Lebensbestand; sie geht nur aus von dieser Umgebung und ihr Ziel schwebt gerade im Unfaßbaren. Beständiges Leben enthält nur die Kunst, die jederzeit und immerfort hinaus ins Unbekannte weist, wie die Blumen blühen ins Blaue hinein. Und solche Kunst schafft nur der Künstler, der fürs Volk ein ewiges Räthsel bleibt. Er kennt nur eine Bestimmung des Schaffenden: die Gesetzgebung für das Unbestimmte. Er sieht nur eine Grenze des Schaffens: die Formlegung für das Unbegrenzte. Denn er ahnt nur ein Ziel der menschlichen Bildung: die Gestaltung eines vollkommenen Wesens.

2. Der Kunst gegenüber giebt es nur zwei Arten Volk: das menschenwürdige und das hundsgemeine.

Das heißt:

Vollkommene Kunst wirkt nicht auf Jedermann als vollkommen, sondern höchstens auf solche Seelen, die selbst den Trieb zur Vollkommenheit haben und fremde Seelenkraft mitfühlen können. Hierzu aber verhilft kein besonderer Bildungsgrad, kein Wohlstand oder sonstiger Vorrang, der einzelnen Ständen und Klassen des Volkes — je nach dem Lauf der Zeiten — vergönnt ist, mag auch durch all Das die Freiheit und Freude des menschlichen Mitgefühls leichter erblühen. Dies Mitgefühl eignet vollkommen nur solchen Seelen, denen das menschliche Dasein unendlich mehr ist als eine Laufbahn zum Wohlbefinden, zum Vornehmthun oder Neunmalklugsein, nämlich ein steter gründlicher Antrieb zur Steigerung aller schaffenden Kräfte, ob für, ob gegen, ob durch einander. Das sind die menschenwürdigen Seelen, die auch die Kunst

Digitized by Google

von Grund aus zu würdigen wissen; sie pflanzen den Willen zur Menschheit fort, sie bilden in Wahrheit den Volksgeist und Zeitgeist und begeistern allmählich sogar die Halbwilligen; sie sind in jeder Volksschicht zu finden, wenn auch am Meisten wahrscheinlich in jenen Schichten, die am Eifrigsten für die Zukunft kämpfen. Der Rest aber, der ewig rückständige, der wohlbestallte wie übelbestellte, der Bildungpöbel wie rohe Mob —: je nun, der hält sich an die Art Kunst, die das Volk übers menschliche Dasein täuscht, mehr oder weniger hundsgemein. Doch ist auch diese Art Volk und Kunst im geistigen Haushalt der Menschheit vonnöthen, denn eben ihr Widerstand reizt die andere Art zur beständigen Steigerung ihres Willens.

3. Keine Art Volk schafft jemals Kunst; jede Art Volk reizt die Künstler zum Schaffen.

Das will besagen:

Die Kunst, so weit sie nicht Handwerk und Machwerk ist, stellt eine unwillkürliche, unerklärliche Einsicht ins Leben vor, die stets nur Wenigen innewohnt und nur in eigenthümlich geheimnißvollen, dabei vollkommen klaren Bildern sich Anderen mitzutheilen vermag. Auch was man gewöhnlich Volkskunst nennt, ist niemals durch die gemeinsame Macht irgend eines Volkswillens entstanden, sondern immer ursprünglich von Einzelnen aus reinem Eigensinn ersonnen und dann erst zu Gemeingut geworden. Aus einem natürlichen Mittheilungtrieb, der schon im Licht der Gestirne waltet, giebt der Einzelne sein einsames Sinnbild dem willigsten Empfängerkreis hin oder dem mächtigsten Abnehmerkreis; der giebt es weiter und immer weiter und dadurch schleifen sich unter Umständen — zumal bei mündlicher Weitergabe — die eigensinnigsten Züge des Bildes ins Allgemeinverständliche ab. In den kleinen Volksgemeinden der Urzeit besorgten wohl meist die Priesterkasten und Herrengeschlechter die erste Verbreitung; nachher vermittelten Fahrende Leute zwischen der Künstlerschaft und dem Volk; oder die Künstlerschaft wurde Beruf und ging also selbst auf die Fahrt nach Brot. So zog einst der Barde mit seinen Heldengesängen von Herrenhof zu Herrenhof, der Troubadour mit seinen Balladen von Ritterschloß zu Ritterschloß; und allerlei anderes Fahrendes Volk machte die vornehmen Gebilde fürs seßhafte schlichte Volk zurecht und aus der erhabenen Heldensage wurde ein Volkslied, ein Bänkelsang. So sind auch die Märchen der Urgroßmütter nicht von den Urgroßmüttern erfunden; sondern die alten Göttersagen, Naturmythen und Geistergeschichten einer von Priestern gelenkten Zeit sind später von sinnigen Landstreichern, entlaufenen Mönchen, Scholaren und Schreibern für das Verständniß der Spinnstuben-Insassen verweltlicht und vereinfacht worden, auch wohl versimpelt und verballhornt. So ist auch die sogenannte Bauernkunst, wie sie in Hausrath und Volkstracht sich fristet, nirgends dem Heimathboden entsprungen, ist aus höfi-

Digitized by Google

schen oder städtischen Kreisen von reichen Dörflern aufs Land verpflanzt und da erstarrt sie durch Handwerksbrauch zu wunderlich verwucherten Formen, bis wieder eine neue Stadtkunst kräftig und reif genug geworden ist, die alte, entartete zu verdrängen. So ging auch die Kunst der wilden Völker seit je her den Ermächtigungweg über den Festplatz des Zauberpriesters, das Zelt des Häuptlings oder der Obmänner, um in alle Hütten des Stammes zu dringen. Denn der Künstler, der kein Strumpfwirker ist, will sein Werk nicht im Engen verkommen lassen; er will wie das Leben ins Leben wirken, ins unendlich weite belebende Leben, und heutzutage wendet er sich nur deshalb gleich ans breitere Volk, weil es mächtiger als die Machthaber dem schaffenden Willen des Lebens dient.

4. Das Volk versteht nichts von der Kunst; Das ist auch nicht nöthig zum Kunstgenuß.

Das besagt:

Es giebt überall nur Wenige, die vollkommen fähig zum Kunstgenuß sind; die volle Genußkraft ist eben so selten wie die vollkommene Schaffenskraft. Aber auch diese Wenigen verstehen, Jeder für sich allein, nur wenig von den vielfältigen Reizen, die das geheimnißvolle Leben in dem bewunderten Werk bewirken. Selbst von den Handwerksgriffen des Künstlers versteht zuweilen sogar der Künstler nicht jeden einzelnen Wirkungwerth, geschweige den ganzen Zusammenhang; und mancher nüchterne Kunstgelehrte sieht da schärfer als der scharfsinnigste Meister. Nur sind die äußerst klugen Leute, die blos mit Verstand zu genießen verstehen, gewöhnlich die innerst seelendummen und begreifen oft weniger als ein Nigger von der begeisternden Gefühlswelt, die hinter den Reizen des Kunstwerkes lebt. Diese Kunstverständigen zwar entscheiden, ob ein Werk den besten Kennern des Handwerks auf absehbare Zeit zu genügen vermag, und schätzen seinen Sachwerth ein; aber unabsehbar ist das Leben und ein vollkommenes Kunstwerk enthält die Lebenshinterlassenschaft von hunderttausend Millionen anderen und das unschätzbare Vorvermächtniß für aber-und-abermals andere Millionen. Ein solches Werk kann Jahrhunderte lang — nach den Maßstäben aller Sachverständigen, nach dem Urtheil der Künstler wie Kunstgelehrten, nach der Meinung der eignen wie fremder Volksart — ein werthloses, totes Unding sein: und auf einmal ist es nur scheintot gewesen und belebt tausend Geister zu neuem Gefühl, zu neuem Schaffen und neuem Genuß. Vor der unbekannten seelischen Macht, der das vollkommene Kunstwerk entstammt, ist eben auch der Kenner „nur Volk". Ueber diese beständige Machtvollkommenheit, diesen eigensten Lebenswerth der Kunst entscheidet keinerlei Kunstverstand, auch kein Kunstgeschmack und kein Kunstgefühl, weder des Einzelnen noch einer Volksmasse; denn es giebt und gab kein einziges Kunstwerk, an dem der Verstand nicht zu mäkeln fände, und Geschmack und Gefühl sind unbeständig, ob aus Verstand oder

Digitized by Google

Unverstand. Ueber den Lebenswerth der Kunst entscheidet stets nur das Leben selbst, das wandelbare Leben der Menschheit, wandelbar von Volk zu Volk, ob durch Zufall, Nothwendigkeit oder Gott weiß was, doch beständig zum Weiterleben gewillt. Mit dem Genuß aber hat Das wenig zu thun; den rohesten Kerl kann das scheußlichste Machwerk unvergleichlich stärker und inniger freuen als die reinste Schönheit den feinsten Kenner. Wer Anderes lehrt, ist ein Faselhans, ob nun ein Schwarmgeist oder ein Rüchterling.

5. Der Kunstgenuß jeder Art Volkes besteht in der Begeisterung durch das Unbegreifliche, in der Ehrfurcht vor dem Unerforschlichen, in der Lust und Liebe zum Abenteuerlichen: in Glauben, Traum und Uebermuth.

Das bedeutet:

Wie das Wesen der Kunst unerklärlich ist, so auch das Wesen des Kunstgenusses; erklärlich ist nur der sinnliche Zustand. Er ist, und sei er noch so vergeistigt, ein Zustand der befriedigten Liebe, im weitesten und engsten Sinn, in der höchsten, tiefsten, flachsten Bedeutung: Liebe, Verliebtheit, Liebhaberei. Er giebt also nicht die geringste Gewähr für den Werthbestand des geliebten Dinges, für Schönheit, Naturwahrheit und so weiter. Wie dem liebenden Jüngling ein Gesicht, das er gestern noch für abschreckend hielt, heute ein Ausbund aller Liebreize ist, ihm vielleicht sein ganzes Leben lang sein wird, vielleicht auch nur für etliche Wochen, so liebt und lebt auch der Kunstliebhaber — und nun erst gar ein Gemisch von Volk! Sogar das griechische Volk war kein Kunstvolk, wie manche Leute es gern träumen; denn ein griechisches Volk hat es nie gegeben, es gab nur einige Stadtgemeinden mit wenigen, sehr machtvollen, kunstliebenden Patrizierfamilien und einem Haufen machtsüchtiger, vergnügungluftiger Spießbürger nebst einer bäurischen Sklavenheerde. Aber die Lust und Liebe zur Kunst ist selbst ein gewaltiger Lebenswerth: sie legt den geliebten Dingen Vollkommenheit bei, auch wenn sie noch unvollkommen sind, und hebt alle Kräfte der liebenden Seele, auch wenn es nur schwache Kräfte sind. Sie treibt den Geist in einen Traum, der ihm die höchsten Sehnsüchte seines Lebens durch das angebetete Bild erfüllt zeigt; und je weniger Wissen den Geist beschwert, je weniger Kenntniß der Kunstmaßstäbe, um so leichter glaubt er seinem Traum. Dann braucht er keine Erklärungen mehr: dann wird ihm das Unbegreifliche klar, daß er Eins ist mit dem einsamen Künstler: dann erlebt er wie Dieser das Grenzenlose, ist mit ihm die Blume auf dem Felde, mit ihm der Held seiner Abenteuer, mit ihm ein ganzes mächtiges Volk und jauchzt im Stillen vor Uebermuth. Und wenn er aufwacht aus diesem Traum, der ihm das Winzigste riesengroß, das Furchtbarste herrlich und lieblich machte, dann verehrt er die unerforschliche Kraft, die frei mit den eigenen Grenzen spielt; und seine Abenteuerlust, die einen Augenblick staunend gestillt war, giebt sich ermuthigt dem unstillbaren,

Digitized by Google

wandelbaren Leben hin. Ein ganzes Volk aber, das so träumt und nur kraft höchster Kunst so träumt, das ist ein — schöner Zukunftstraum.

6. Die höchste Kunst wirkt nicht unmittelbar, sondern mittelbar als Sage ins Volk.

Nämlich:

. Nicht blos die Kunst der vorgeschichtlichen oder späterer ungeschichtlicher Zeiten, wie sie uns in heroischen Fabeln, humanen Idyllen, religiösen Parabeln vom „Volksmund" überliefert ist, sondern auch alle geschichtliche Kunst, die ein vollkommenes Sinnbild sinnlichen Lebens und zugleich des höchsten geistigen ist, dringt ins Volk nur durch Hörensagen und lebt nur durch freie Erinnerung fort; auch der Buchdruck hat daran nichts geändert. Wer liest heute noch Cervantes und Swift, wie sie vollständig im Buche stehen, oder gar Dante und Homer? Ein zählbares Häuflein Gebildeter; und viele von ihnen nur aus Zwang. Wer sieht heute noch ein Bildwerk von Phidias oder hört die zärtliche Sappho singen? Wer hat die Pyramiden besucht, wer den Petersdom, wer den Park von Versailles? Wer kennt wirklich Leonardo vollkommen, wer Goethe, wer Mozart und Gluck, wer Bach? Aber man spreche von Gullivers Reisen, von Don Quijote, Don Juan, Helena, Faust, man nenne die Namen Prometheus und Orpheus, Michelangelo, Shakespeare, Rembrandt, Beethoven: und ein Schauer gläubiger Einbildungskraft wird auch den Geist des geistig Armen mit Bildern schicksalreichsten Lebens, Gestalten vollkommener Menschlichkeit füllen. Unter hundert Kunstkennern sind nicht zwei in der Deutung von Dantes Beatrice, der Erklärung von Shakespeares Hamlet einig; aber jeder einzige fühlt sich im Klaren, sobald er im Leben sagen hört: jenes Mädchen scheint eine Beatrice, dieser junge Mann ist der reine Hamlet. Das eben ist das Kennzeichen höchster Kunst, daß sie Keinem ganz begreiflich wird, daß der Eine Dies, der Andere Jenes als ihr bedeutsamstes Merkmal herausgreift, daß sie die unbegrenzte Macht hat, über die eigene Bildwirkung weg durch fremde Vermittelung weiterzuwirken, bis sich aus all den begeisterten Meinungen ein allgemeines Erinnerungbild formt, oft nur ein Theilchen des Ursprungbildes, aus dem der Volksgeist aber das Ganze — und mehr als Das — zu begreifen glaubt. So genügt dem Liebenden eine Locke, um ihm die ganze Gestalt der Geliebten, den Duft ihres Haars, ihren Blick, ihr Lächeln, ihre ganze Seele heraufzubeschwören; ja, es genügt ihr bloßer Name.

7. Nie ist Kunst volksthümlich von Anbeginn; sie wird es kraft ihrer ursprünglichen, Alles erneuernden Freiheitlust; und sie bleibt es kraft ihrer nothwendigen, althergebrachten Ordnungliebe.

Denn:

Volksthümlichkeit ist das Endergebniß einer langen freiwilligen Gewöhnung aller einzelnen Volksmitglieder; oder doch der meisten und menschlich

Digitized by Google

besten. Man will sich aber an nichts erst gewöhnen, was von Hause aus schon gewöhnlich ist; und man gewöhnt sich auch an nichts, was durchaus blos ungewöhnlich sein will. Nur solche Kunst wird und bleibt volksthümlich, die den Willen zum geistigen Miterleben, diesen allgemeinsten menschlichen Willen, gleichermaßen bewegt und beruhigt, löst und fesselt, antreibt und bändigt. Sie muß Reize enthalten, die immer wieder das schrankenlose Naturgefühl selbst des Eigensinnigsten erregen; und sie muß andere Reize enthalten, die immerfort die beschränkte Kulturvernunft auch des Freimüthigsten beschwichtigen. Sie muß alle diese zwiefachen Reize in einer so einfachen Form vereinen, daß sie zwingend wirkt wie ein neues Gesetz, zu dem die alten hingedrängt haben; und es macht das innerste Schicksal des Künstlers aus, ob er die äußere Geschicklichkeit hat, sich mit seiner ursprünglichen Schaffenskraft in die Beschaffenheit der Welt, die nothwendige Ordnung der Kräfte, zu fügen. Dann ist sein Werk ein vollkommenes: ein Sinnbild des ziellos schaffenden Lebens, ein Abbild des freiesten Willens zum Dasein, ein Vorbild der willigsten Schickung ins Ewige. Solche Kunst mag man anfangs willkürlich schelten, mag sie mißachten und mißdeuten, verlachen und verlobhudeln: gerade Das wird die Neugier der Menge reizen, gerade Das selbst die ältesten Schlafmützen wecken; und endlich nimmt auch der Gleichgiltige die ernste Giltigkeit ihres Wesens hinter dem scheinbaren Gaukelwerk wahr. Dagegen die Kunst, die nach Volksgunst fahndet, indem sie sich in das Maskengewand volksthümlich gewordener Ahnenkunst kleidet: sie mag von den vornehmsten Autoritäten, von Obrigkeit, Schule und Zeitungen, mit aller Gewalt „populär" gemacht werden, eine Zeit lang „ungeheuer beliebt" sein, schließlich wird sie als eitel Blendwerk erkannt und dient besten Falls zur Vermittelung einiger Kunstkenntniß ans Volk.

8. Alle Kunst, die nicht volksthümlich bleibt, wird Unkunst, Tand und Spreu im Wind.

Das ist so zu verstehen:

Kein Kunstwerk, und sei es noch so schlecht, ist von Anfang an ohne Lebenswerth; es finden sich immer die vielen Dummen und manchmal auch nicht wenige Kluge, die ein schlechtes Werk für gut genug halten, die Langeweile auszufüllen. Erst allmählich merkt man, was Unkunst ist. Jeder Einzelne weiß Das aus eigner Erfahrung; und die Erfahrungen der Völker wachsen noch viel allmählicher, dafür freilich auch dauerhafter. Es lassen sich mancherlei Kunstwerke herzählen, die Jahrhunderte lang im Volk wie bei Kennern die höchste Werthschätzung besaßen und heute für mittelmäßig gelten, vielleicht immer tiefer an Werth sinken werden, vielleicht auch wieder zum höchsten steigen. Eine vollkommene Gewähr für die Nichtigkeit eines Kunstwerkes bietet allein der Thatbestand, daß es als Stoffding untergegangen ist, ohne in irgend einer Form — in Sage, Denkmal, anderen Werken — als

Digitized by Google

seelisches Wesen weiterzuwirken. Das mag sich von den besten Kennern für die ungeheure Mehrzahl der Kunstdinge mit aller Gewißheit voraussagen lassen; aber die Kenner vollstrecken ihr Urtheil nicht. Nur die Menschheit selbst ist das Jüngste Gericht und sondert langsam die Spreu vom Weizen; und das Volksthum ist das große Sieb, durch das sie ihre Lebensfrucht worfelt. Da werden auch viele Dinge durchfallen, die vielen Kennern Kleinodien waren; und der ordinärste Hintertreppenroman wird dann nicht tiefer im Kehricht liegen als manch exquisites Salonromänchen. Aber der namenlose Dichter, der dem Volk den Aberwitz bloßer Romantik durch das Bild des geschundenen Raubritters zeigte, wird dann in der menschlichen Sprache lebendiger eben als mancher romantische Schulpoet mit literarhistorischem Ruhm.

9. Die Kunst geht ihren eigenen Weg; wohl ihr, wenn das Volk ihr zu folgen vermag.

Das ist so selbstverständlich,

daß es selbst für die eingebildetsten Dickköpfe nicht der Erklärung bedürfen würde, wenn nicht manche Künstler von Zukunftwerth einen wohlfeilen Afterstolz darein setzten, bei Lebzeiten nicht ins Volk zu dringen. Angewidert vom Afterruhm, meinen sie, ihr Selbstgefühl sei die ganze Welt, die Menschheit ein Märchen der Volksverführer. Wie lange wird dieser Irrsinn dauern? Bis sie der Welt zum Opfer gefallen und dem Volk wie der Menschheit ein Leichenschmaus sind! Denn wir leben Alle nicht für uns selbst, mag es auch manchem Scheinweltweisen bei seiner Schreibtischlampe so scheinen; selbst der selbstsüchtigste Geizhals muß ins Grab und hat seine Schätze für Erben gesammelt.

Richard Dehmel.

Hohes Lied.

An manchem Morgen, wenn vom Himmelsdom
Blaugoldne Schleier in mein Fenster schweben,
Getränkt in Licht: fühl' ich so jäh mich beben.
Und so, durchrauscht von einem warmen Strom,
Erschauernd faß ich dieses Wunder: Leben —

Daß ich aufjauchzend mich erlösen muß
Vom Ueberschwang der Lust und mich besinnen,
Bis plötzlich wieder thöricht Thränen rinnen
Und ich — lacht mich nur aus — wild einen Kuß
Einpressen muß in meines Bettes Linnen.

Fragt leis die Mutter: „Hast Du so geträumt?"
Geträumt? Geträumt? Laß mich die Arme breiten!
Bei Gott, was herrlich mir das Herz will weiten,
Das ist kein blasser Traum. Was hier verschäumt,
Strömt heiß mir zu aus Tag und Wirklichkeiten!

Wien. Hans Müller.

Digitized by Google

Seelen.

Kinjuro, der alte Gärtner, dessen Kopf so glänzend ist wie eine Elfenbeinkugel, setzte sich für einen Augenblick auf den Rand der Itanoma vor meinem Bibliothekzimmer nieder, um seine Pfeife zu rauchen. Während er rauchte, fand er Anlaß, seinem jungen Gehilfen einen Verweis zu geben. Was der Knabe begangen hatte, weiß ich nicht recht; ich hörte nur, wie ihm Kinjuro sagte, er solle trachten, sich so zu benehmen wie ein Geschöpf, das mehr als eine Seele habe. Und weil mich diese Worte interessirten, trat ich hinaus und setzte mich zu Kinjuro.

„Kinjuro", sagte ich, „ob ich selbst eine oder mehrere Seelen habe, weiß ich nicht; aber lieb wäre mir, von Dir zu erfahren, wie viele Seelen Du hast."

„Ich, der Selbstsüchtige, habe nur vier Seelen", antwortete Kinjuro mit unerschütterlicher Ueberzeugung.

„Vier?" rief ich, unsicher, ob ich recht verstanden habe.

„Vier", wiederholte er. „Aber der Knabe dort kann wohl nicht mehr als eine Seele haben; so sehr fehlt es ihm an Geduld."

„Und auf welche Weise hast Du herausgefunden, daß Du vier Seelen hast?"

„Es giebt weise Männer", sagte er, indem er seine kleine Silberpfeife ausklopfte, „es giebt weise Männer, die diese Dinge wissen, und auch ein uraltes Buch ist vorhanden, das darüber Aufklärung giebt. Nach dem Alter eines Menschen, nach der Jahreszeit seiner Geburt und den Sternen des Himmels kann man die Zahl seiner Seelen errathen. Aber darüber wissen nur ehrwürdige Greise Bescheid; die jungen Leute von heutzutage, die die Dinge des Abendlandes lernen, sind ungläubig."

„Und giebt es jetzt noch Menschen, die mehr Seelen haben als Du?"

„Gewiß; manche haben fünf, manche sechs, manche sieben, manche acht Seelen. Aber die Götter gestatten keinem Menschen, mehr Seelen zu haben als neun."

Das schien mir als allgemein bindende Regel nicht glaublich; denn ich erinnerte mich einer auf der anderen Erdhalbkugel lebenden Frau, die viele Generationen von Seelen besaß und sich aller vollkommen zu bedienen wußte. Sie trug ihre Seelen wie andere Frauen ihre Kleider und wechselte sie jeden Tag mehrmals. Und die Menge der Kleider in der Garderobe der Königin Elisabeth war gering im Vergleich mit der Menge der Seelen dieser merkwürdigen Frau. Sie erschien nie bei zwei verschiedenen Anlässen als die Selbe; und Stimme und Denkart wechselte sie mit ihren Seelen. Manchmal schien sie aus dem Süden und ihre Augen waren braun, manchmal aus dem Norden und ihre Augen waren grau. Manchmal gehörte sie dem dreizehnten Jahrhundert, dann wieder dem achtzehnten an. Die Leute wurden an ihren eigenen Sinnen irr, wenn sie solche Dinge sahen, und mühten sich, der Sache dadurch auf den Grund zu kommen, daß sie von der Frau Photographien erbaten, um sie mit einander zu vergleichen. Die Photographen waren sehr erfreut, diese Aufnahmen machen zu dürfen, denn die Frau war wunderschön. Doch auch sie wurden durch die Entdeckung verblüfft, daß die Frau nie zweimal die Selbe war. So durften die Männer, die sie am Meisten bewunderten, nicht wagen, sich in sie zu verlieben. Das wäre ja absurd gewesen: sie hatte allzu viele Seelen. Mancher, der diese Blätter liest, wird mir bestätigen, daß ich Wahrheit rede.

„Für dieses Land der Götter, mag, was Du sagst, Geltung haben, Kinjuro. Aber es giebt andere Länder, wo man nur Götter hat, die aus Gold gemacht sind;

Digitized by Google

und in diesen Ländern sind die Dinge nicht so gut bestellt. Die Bewohner dieser Länder sind von einer wahren Seelenplage heimgesucht. Denn während Einige nur eine halbe oder gar keine Seele haben, sind Andere geradezu mit Seelen überhäuft, für die gar keine Nahrung und Verwendung zu finden ist. Und solche Seelen quälen ihre Besitzer über alle Maßen. Es sind natürlich abendländische Seelen . . . Aber sage mir, bitte, wozu es gut sein soll, mehr als eine oder zwei Seelen zu haben?"

„Herr, wenn Alle die selbe Anzahl und Beschaffenheit von Seelen hätten, würden Alle eines Sinnes sein. Daß die Menschen sich von einander unterscheiden, ist aber offenbar. Der Grund ihrer Verschiedenheit ist eben die Zahl und Beschaffenheit ihrer Seelen."

„Und was ist besser: viele oder wenige Seelen zu haben?"

„Viele."

„Und der Mensch, der nur eine Seele hat, ist also ein unvollkommener Mensch?"

„Ein sehr unvollkommener."

„Aber kann ein sehr unvollkommener Mensch nicht doch sehr vollkommene Vorfahren gehabt haben?"

„Gewiß."

„Also kann ein Mensch von heute, der nur eine Seele hat, einen Vorfahren mit neun Seelen gehabt haben?"

„Sicherlich."

„Was ist dann also aus den acht übrigen Seelen geworden, die der Ahn besessen hat und die dem Nachkommen fehlen?"

„Das ist das Werk der Götter. Die Götter allein bestimmen für Jeden von uns die Anzahl der Seelen, die ihm gebühren. Dem Würdigen geben sie viele, dem Unwürdigen wenige."

„Also nicht von den Eltern stammen die Seelen?"

„Nein, uralt sind die Seelen, zahllos ihre Jahre."

„Eins möchte ich gern wissen: Kann ein Mensch seine Seelen trennen? Kann er, zum Beispiel, zur selben Zeit eine Seele in Kioto, eine in Tokio und wieder eine in Matsue haben?"

„Nein. Das kann er nicht; die Seelen bleiben immer beisammen."

„Wie denn? Eine in die andere eingeschachtelt, wie die kleinen Lackkästchen eines Inro?"

„Das wissen nur die Götter."

„Und die Seelen trennen sich nie?"

„Manchmal kommt es schon vor; aber wenn sich die Seelen eines Menschen trennen, dann wird er verrückt. Wahnsinnige sind die Menschen, die eine ihrer Seelen verloren haben."

„Aber was wird nach dem Tode aus den Seelen?"

„Sie bleiben weiter beisammen. Wenn ein Mensch stirbt, steigen seine Seelen auf das Dach seines Hauses hinauf und bleiben neunundvierzig Tage lang oben."

„Auf welchem Theil des Daches?"

„Auf dem First."

„Kann man sie sehen?"

„Nein; sie sind wie die Luft. Hin und her schweben sie, wie ein leichter Wind."

„Warum bleiben sie nicht fünfzig Tage? Warum gerade neunundvierzig?"

Digitized by Google

„Sieben Wochen sind ihnen gewährt, ehe sie scheiden müssen. Sieben Wochen geben neunundvierzig Tage; aber warum es so ist, darüber kann ich nichts sagen."

Es war mir nicht unbekannt, daß der Geist eines Verstorbenen eine Weile das Dach seines Hauses heimsucht; in vielen japanischen Dramen wird ja nachdrücklich darauf hingewiesen. Aber nie hatte ich vorher von dreifach, vierfach und noch mehrfach zusammengesetzten Seelen gehört; und ich fragte Kinjuro danach, weil ich zu erfahren hoffte, auf welche Quelle sein Glaube zurückzuführen sei. Der Glaube seiner Väter wars: Das was Alles, was er wußte. Wie die meisten Bewohner Izumos war Kinjuro zugleich Buddhist und Shintoist. Als Buddhist gehörte er zu der Zen-Shu-Sekte, als Shintoist zu der Izumo-Taijha-Sekte. Aber seine Ontologie schien mir mit keiner von beiden Sekten zusammenzuhängen. Der Buddhismus hat nicht die Lehre von der zusammengesetzten Seele. Es giebt alte, der Menge unzugängliche shintoistische Bücher, die mit der Lehre Kinjuros eine entfernte Verwandtschaft zeigen. Aber er hat diese Bücher nie zu Gesicht bekommen. Sie sagen, Jeder von uns habe zwei Seelen, die Ara-Tama oder rohe Seele, die rachsüchtig ist, und die Nigi-Tama oder gütige Seele, die Alles verzeiht. Uebrigens sind wir Alle von dem Geist Oho-Maga-Tsu-Ni-No-Kami besessen, der „wunderbaren Gottheit des gewaltig Bösen", und von dem Geist Oho-Maga-Bi-No-Kami, der „wunderbar großen göttlichen Erlöserin", die dem Einfluß des Bösen entgegenwirkt. Dies waren nicht gerade die Ideen Kinjuros; aber ich erinnerte mich an eine Schrift Hiratas, die ich mit Kinjuros Aussprüchen über die Möglichkeit einer Trennung der Seelen in Zusammenhang bringen konnte. Hirata lehrte, daß der Aratama eines Menschen seinen Körper verlassen, die Gestalt des Menschen annehmen und ohne dessen Wissen einen verhaßten Feind vernichten könne. Ich fragte also Kinjuro danach.

Er sagte mir, er habe nie von einem Nigitama oder Aratama gehört; aber er erzählte mir Folgendes:

„Wenn eine Frau entdeckt, daß ihr Mann insgeheim mit einer Anderen ein Liebesverhältniß hat, geschieht es manchmal, daß die schuldige Frau von einer Krankheit befallen wird, die kein Arzt zu heilen vermag. Denn eine der Seelen der Gattin, durch Empörung zum Aeußersten getrieben, geht in den Körper der Schuldigen über und zerstört ihn. Aber auch die rechtmäßige Gattin erkrankt oder verliert für einige Zeit ihren Verstand, weil ihr die Seele fehlt. Und eine noch merkwürdigere Sache ist uns Japanern bekannt, von der Sie, als Abendländer, wohl nie gehört haben werden. Durch Göttermacht kann die Seele manchmal zu irgend einem guten Zweck ihrem Körper für eine kleine Weile entzogen werden, auf daß sie ihre geheimsten Gedanken enthülle. Aber in diesem Fall geschieht dem Körper nichts zu Leid. Hören Sie, wie sich das Wunder vollzieht. Ein Mann liebt ein schönes Mädchen, das er heirathen könnte; aber er zweifelt, ob er auf Gegenliebe hoffen dürfe. Er sucht also den ‚Kannushi' eines benachbarten Shintotempels auf, offenbart seine Zweifel und bittet die Götter, ihn davon zu befreien. Die Priester fragen nicht nach seinem Namen, sondern nach seinem Alter und nach Tag und Stunde seiner Geburt; diese Daten zeichnen sie für die Götter auf und sagen dem Mann, er möge nach sieben Tagen wieder in den Tempel kommen. Und während dieser sieben Tage beten die Priester zu den Göttern, die Zweifel zu verscheuchen, und einer von ihnen badet jeden Morgen seinen Körper in reinem

Digitized by Google

kalten Wasser und ißt bei jeder Mahlzeit nur von den Gerichten, die bei heiligem Feuer bereitet sind. Und wenn der Mann am achten Tag zum Tempel zurückkehrt, wird er in ein inneres Gemach geführt, wo ihn die Priester empfangen. Nun wird eine Ceremonie vollzogen, bestimmte Gebete werden gesprochen und Alles wartet schweigend. Plötzlich fängt dann der Priester, der die Weihehandlung geleitet hat, heftig, wie in Fieberschauern, zu zittern an. Das geschieht, weil durch die Macht der Götter die Seele des Mädchens in seinen Körper eingetreten ist. Sie selbst weiß nichts davon, denn in dieser Zeit verfällt sie, wo sie auch weilen mag, in tiefen Schlaf, aus dem nichts sie erwecken kann. Da ihre Seele aber in den Körper des Priesters übergegangen ist, kann sie nur die lautere Wahrheit sprechen und muß all ihre Gedanken offenbaren. Und der Priester spricht nicht mehr mit seiner eigenen Stimme, sondern nun mit der Stimme und dem Gefühlston der Mädchenseele und sagt nach Frauenart: ‚Ich liebe‘ oder: ‚Ich hasse‘, je nachdem es sich wirklich verhält. Wo Haß ist, wird die Ursache des Hasses mitgetheilt; verkündet die Antwort aber Liebe, dann bedarf es nicht vieler Worte. Und nun hört das Zittern des Priesters auf, denn die Seele entweicht von ihm; er fällt vorwärts auf sein Angesicht, liegt wie leblos und bleibt lange so.“

„Sage mir, Kinjuro“, fragte ich, nachdem ich diese seltsamen Dinge vernommen hatte, „ist Dir jemals persönlich ein Fall bekannt geworden, in dem eine Seele durch die Macht der Götter dem Körper entrückt und in das Herz eines Priesters gebracht worden wäre?“

„Ja, ich selbst habe es an mir erfahren.“

Ich schwieg und wartete. Der alte Mann klopfte seine kleine Silberpfeife aus, faltete die Hände, betrachtete ein paar Augenblicke lang die Lotusblumen, lächelte dann und sprach: „Herr, ich war noch sehr jung, als ich heirathete. Viele Jahre lang hatten wir keine Kinder; dann endlich schenkte mir meine Frau einen Sohn und sie wurde ein Buddha. Aber mein Sohn wuchs schön und kräftig heran, und als die Revolution ausbrach, folgte er der Armee des Himmelssohnes in den großen Südkrieg und starb in Kinshu den Heldentod. Ich liebte ihn und weinte vor Freude, als ich hörte, daß ihm vergönnt gewesen sei, für unseren Heiligen Kaiser zu sterben; denn es giebt keinen edleren Tod für den Sohn eines Samurai. So begruben wir unseren Jungen fern von mir in Kinshu, auf einem Hügel nah bei Kumamoto, einer sehr großen Festung, und ich ging hin, um sein Grab zu schmücken. Aber sein Name steht auch hier in Ninomaru auf dem Ehrendenkmal für die Helden von Jzumo, die in tapferer Schlacht für die heilige Sache des Kaisers starben. Und wenn ich auf seinen Namen dort blicke, lacht mein Herz; ich spreche zu ihm und mir ist dann, als schreite er wieder an meiner Seite, unter den großen Fichten . . . Aber all Das gehört ja nicht hierher.

Ich trauerte um meine Frau. In den langen Jahren, die wir zusammen verlebt hatten, war kein unfreundliches Wort zwischen uns gefallen Und als sie starb, glaubte ich, daß ich nie wieder heirathen könne. Doch als zwei Jahre vergangen waren, wünschten Vater und Mutter, wieder eine Tochter im Hause zu haben, und sagten es mir und bezeichneten ein schönes, aber armes Mädchen aus guter Familie als passende Gefährtin für mich. Die Familie gehörte zu unserem Verwandtenkreis; das Mädchen war ihre einzige Stütze. Sie webte wollene und seidene Gewänder, erhielt aber nur wenig Geld dafür. Und weil sie eine so gute

Digitized by Google

Tochter und ein so reizendes Mädchen war und unsere Verwandten in dürftigen Verhältnissen lebten, wünschten meine Eltern, daß ich sie ehelichen und ihren Eltern beistehen solle; denn dazumal hatten wir ein kleines Einkommen von unseren Reisfeldern. Ich war gewohnt, meinen Eltern zu gehorchen, und ließ sie auch jetzt machen, was sie gut dünkte. Also wurde der Nakodo geholt und die Abmachungen für die Hochzeit begannen.

Zweimal konnte ich das Mädchen in ihrem Elternhause sehen. Das erste Mal pries ich mich glücklich, denn sie war sehr lieblich und jung. Aber beim zweiten Mal bemerkte ich, daß sie geweint hatte und daß ihre Augen mich vermieden. Da erbebte mein Herz, denn ich dachte: Sie will Dich nicht und die Eltern zwingen sie zu der Heirath. So beschloß ich, die Götter zu befragen. Ich ließ die Hochzeit aufschieben und ging in den Tempel. Als das Zittern über den Priester kam, sagte er mir aus der Seele des Mädchens: ‚Mein Herz verabscheut Dich und schon der Anblick Deines Antlitzes macht mich krank, denn ich liebe einen Anderen und diese Ehe wird mir aufgezwungen. Aber obgleich mein Herz Dich haßt, muß ich Dich heirathen, weil meine Eltern alt und arm sind und weil ich sie nicht länger allein versorgen kann, denn meine Arbeit richtet mich zu Grunde. Aber wenn ich mich auch bemühen will, Dir eine pflichtgetreue Frau zu werden, so kann doch nie Freudigkeit in Deinem Hause sein, denn mein Auge sieht Dich mit tiefem, dauernden Haß, der Klang Deiner Stimme giebt mir einen Stich ins Herz, und wenn Du vor mir stehst, wünsche ich, tot zu sein.‘ Nun ich die Wahrheit wußte, vertraute ich mich meinen Eltern an und schrieb dem Mädchen einen freundlichen Brief, in dem ich bat, mir den Schmerz zu verzeihen, den ich ihr unwissentlich zugefügt hatte. Und ich schützte eine langwierige Krankheit vor, um ohne Gerede die Verbindung zu lösen. Der Familie ließen wir eine Unterstützung zukommen und das Mädchen war sehr froh, denn es fügte sich später so, daß sie den jungen Mann, den sie liebte, heirathen konnte. Meine Eltern aber drangen nie mehr in mich, zu heirathen, und seit ihrem Tode lebe ich allein . . . Doch, Herr, sehen Sie nur die ungeheure Schlechtigkeit dieses Jungen!“

Kinjuros junger Gehilfe hatte sich unser Gespräch zu Nutzen gemacht, um aus einem Bambusstab und einem Stückchen Schnur eine Angelruthe zu improvisiren. An das Ende der Schnur hatte er eine Prise Tabak befestigt, die er aus dem Tabaksbeutel des Alten stiebitzt hatte. Mit dieser Angel fischte er in dem Lotusteich: und ein Frosch hatte den Köder verschluckt. Der Junge ließ ihn hoch über den Kieselsteinen baumeln und das geängstete Thier schnaubte und zappelte in konvulsivischen Zuckungen des Ekels und der Verzweiflung.

„Kaji!“ schrie der Gärtner dem Missethäter zu

Der Knabe ließ lachend die Angel fallen und lief uneingeschüchtert auf uns zu, während der Frosch, der endlich den Tabak herausgesprudelt hatte, in den Lotusteich zurückplumpste. Offenbar war Kaji vor Schelte nicht bang.

„O Kaji“, rief der Alte kopfschüttelnd, „ich fürchte sehr, Deine nächste Geburt wird eine böse sein. Kaufe ich Tabak für die Frösche? . . . Herr, hatte ich nicht Recht, als ich sage, dieser Knabe könne nur eine Seele haben?“

Lafcadio Hearn.

Digitized by Google

Anzeigen.

Schiller. Sein Leben und seine Werke. In zwei Bänden. Von Karl Berger. Erster Band. C. H. Becks Verlagsbuchhandlung in München.

Das Zeitalter Schillers, von dem ich hier im August des vorigen Jahres sprach, ist hereingebrochen; äußerlich wenigstens. Ueberall werden Schillerfeiern vorbereitet, eine ganze Literatur, unter der viel Werthvolles mitläuft, breitet sich aus und die Theater arbeiten eifrig für die Festtage des Frühlings. Man darf sich schon die Frage erlauben: Wird Schiller auch überall richtig gefeiert werden? Wird man vor allen Dingen nirgends in ihn hineinlegen, was nicht in ihm ist? Wird man sich überall von ihm und nur von ihm leiten lassen, dem Gottfried Keller nachgerühmt hat, daß er noch den Kindern unserer Kinder feststehen werde, sie zu lehren, „meisterlich zu leben, wie sie denken“? Am dritten Dezember 1859, also am Ende des letzten großen Schillerjahres, schrieb Friedrich Hebbel in sein Tagebuch: „Das Schillerfest hat Anlaß gegeben, Schiller für den nationalsten Dichter der Deutschen zu erklären. Er ist es aber nur in dem Sinn, daß er seine Nation ganz, wie sie sich selbst, verleugnet und ihrem kosmopolitischen Zeug, wie kein Zweiter, zum Ausdruck verhilft.“ Wie Vieles, was Hebbel über Schiller sagt, ist auch Dies nur cum grano salis richtig; aber der großen Wahrheit, die darin liegt, darf Niemand vorübergehen, der zu einem Verständniß Schillers vordringen will. Schiller ist in einem Richtung gebenden Zug seines Wesens nicht einzufangen, indem man, ums recht banal zu sagen, lediglich citirt: „Ans Vaterland, ans theure, schließ Dich an!“ Und selten war die Gefahr, ihn, natürlich in aller Ehrlichkeit, so unzusälschen, größer als jetzt. Denn wir kommen zu ihm zurück nicht etwa von Goethe, neben dem der Bürger der französischen Republik durchaus zum Weltbürgerthum strebte; Goethe ist trotz (oder dank?) allem Mühen der feinen Genießer und der spürsamen Philologen noch nicht tief ins Volk gedrungen. Wir kommen zu Schiller aus einem Zeitalter Bismarcks und Wagners, noch dazu aus einer Zeit, die von Bismarck am Liebsten ein hingeworfenes Wort zweiten Ranges im Munde führt, das sich neben den feinsten Briefen und Reden dieses begnadeten Künstlers ganz unbismärkisch ausnimmt. Und wenn sich jetzt neben diese streng nationalen Genien wieder Friedrich Schiller stellt, so bedeutet Das in seinen tiefsten Wirkungen eine weltbürgerliche Abschattirung unserer Ideale. „Eine höhere Einheit des menschlichen Wesens als Entwickelungziel der Menschheit“: Dies als Künstler über nationale Schranken hinweg zu erstreben, ist das Ideal des Dichters des „Don Carlos“, der „Götter Griechenlands“ und der „Künstler“ geworden und geblieben. Gingen diese Gedanken durch einen deutschen Kopf und wurden sie in hinreißenden deutschen Versen verkündet, so war freilich gewiß, daß sie in gährenden Zeiten deutscher Kämpfe gerade dem Deutschen Stolz und Muth einflößen mußten. Das letzte Citat habe ich der großen Schillerbiographie von Karl Berger entnommen, deren erster Band gerade rechtzeitig erschienen ist. Ich deute damit schon an, daß Berger dem Fehler entgangen ist, vor dem ich hier warnen wollte. Er konnte diesen wie manchen anderen meiden, weil er sich von vorn herein vom Dichter führen ließ. Das Buch stellt sich als ein Gegenstück zu Bielschowskys „Goethe“ dar. Und mit Recht. Denn die selbe Objektivität, die Bielschowsky mit so bewunderswerther Treue beobachtet, hat auch Karl Berger die Feder geführt. Man kann ja nicht an Schiller so her-

Digitized by Google

antreten, als ob man nichts von ihm wüßte und sich nun sozusagen überraschen lassen müßte. Aber sich mit möglichst geringen Voraussetzungen, ohne eine andere Tendenz als die Liebe zu dem herrlichen Mann, an die Arbeit setzen: daß man Solches kann, lehrt dieses gute Buch. Und weil es so entstanden ist, ließ es sich trotz seiner Breite vorzüglich. Bergers Stil war ja bekannt. Aber er konnte sich noch nie in einem Werk von so weitem Ausmaß zeigen. Berger erzeugt Spannung; seine ersten Kapitel, in denen nur Ereignisse und noch keine Analysen gegeben werden, wirken wie ein feiner Roman. Und diese späteren Analysen selbst sind sicher, sehr sauber und voll reiner Nachempfindung. Besonders gut gelungen ist der „Carlos". Auch wo man widersprechen möchte, fesseln die immer mit Geist vertheidigten Anschauungen Bergers. Das Einzige, was man Berger vorwerfen könnte, wäre — ich sagte es eben — die Breite. Er gelangt in seinem volksthümlichen Werk auf sechshundert Seiten nur bis zur Uebersiedelung nach Jena. Und man muß befürchten, daß der zweite Band, der doch den größeren Theil der poetischen Thätigkeit und das Verhältniß zu Goethe birgt, ein Wenig stiefmütterlich wegkommt. Vorläufig können wir uns freilich dieses ersten Bandes freuen und wollens von Herzen thun. Hebbel sagt: „Bei einem großen Dichter hat man ein Gefühl, als ob Dinge emportauchten, die im Chaos stecken geblieben sind." Daß man im allmählich wachsenden Aufbau des bergerschen Werkes diese Empfindung Schiller gegenüber spürt, beweist am Besten, welches Lob das treffliche Buch verdient.

Hamburg. Dr. Heinrich Spiero.

Ausgewählte Gedichte. Von Richard Schaukal. Im Insel-Verlag.

Lieber Herr Schaukal, es war Ihr Wunsch, daß ich das kleine Buch anzeigen solle, in dem Ihre schönsten Verse gesammelt sind; diejenigen, die alle Prüfungen und Proben, alle von Ihnen verhängten Gerichte und Gottesurtheile überstanden haben. Dieses Buch des jüngsten Gerichtes und des besten Gewissens. Sie wollten eine Anzeige von mir. Sie hatten also Vertrauen in mich gesetzt, mehr Vertrauen, als ich verdiene; denn ich bin schließlich doch ein Fremder in Ihrem Haus, wenn ich auch in diesem oder jenem Raum gern verweile; wenn ich auch Vieles darin bewundere, genieße, fühle und vor manchem Bilde Stunden lang stehe; wenn ich auch Dämmerungen in Ihren Gedichten verbracht habe, die mir unvergeßlich sind; wenn ich auch — in der zweiten Abtheilung Ihres Buches — wie in einem Saal des Louvre ausruhe, jedesmal, wenn mein Blick sich hebt, Bedeutendem begegnend; wenn ich Ihnen auch danke für all Das wie für Etwas, das Sie gerade mir gegeben haben, so weiß ich doch, lieber Herr Schaukal, — nein, ich weiß nicht, wer Sie sind. Ihre Persönlichkeit, von der ich ja in einer Anzeige zu reden hätte, entzieht sich mir. Ich merke, daß ich im Kreise gehe, wenn ich sie suche; ich komme zu dem Punkt zurück, von dem ich ausgegangen bin, und ich bleibe jetzt, entschuldigen Sie, auf diesem Punkt stehen. Dieser Punkt ist mein guter Wille zu Ihnen, mein Vertrauen zu Ihrem wachsenden Können, meine Zuneigung zu vielen von Ihren Gedichten und eine gewisse Sympathie für das Oesterreichische in Ihrer Kultur, für das Weiche, das Schmiegsame, das Schöngewebte darin. Von diesem Punkt aus gesehen, sind die „Ausgewählten Gedichte" Ihr bestes Buch. Und ein gutes Buch überhaupt. Leider habe ich, bei meinem Reiseleben, die früheren Aus-

Digitized by Google

gaben Ihrer Gedichte nicht zur Hand; sonst hätte ich gern im Einzelnen die Veränderungen verfolgt, zu denen Sie sich entschlossen haben. Das hätte Aufschlüsse geben können. Ich konnte also nicht vergleichen; aber je öfter ich las, desto deutlicher fühlte ich das feine und gleichmäßige Korn dieser Silben, die wie durch ein Sieb aus Frauenhaar gegangen waren. Sie haben sich selbst einem Goldschmied verglichen und in Ihrem fühlenden Buch über E. T. A. Hoffmann haben Sie so klar und gut des Künstlers doppeltes Wesen erkannt: die ekstatische Empfängniß und das stille, tüchtige Handwerk, das sie vermitteln und gleichsam erhalten soll. Niemand weiß besser als ich, wie sehr es sich darum handelt, Handwerker zu sein; ich habe es bei Rodin gelernt. Aber ich kann Sie nicht für einen solchen Handwerker halten, trotz der langen und strengen Arbeit, die Sie an Ihren Gedichten thun. Mir ist, als fehlte Ihnen Etwas dazu; soll ich sagen: Geduld, soll ich sagen: Demuth? Das Alles sagt nicht, was ich meine. Ich meine einen Grad von schlichter Hingabe, von Unterwerfung unter das Werkzeug, von Knechtschaft, um es hart zu sagen, zu dem Sie sich nicht entschließen können. Sie tragen, so scheint es mir, auch in Ihrer Werkstatt den großen Mantel Ihrer Ekstasen. Und vielleicht muß Das so sein. Ich will damit nur andeuten, daß ich nicht weiß, wer Sie sind. Versuche ich aber, die andere Seite Ihres Künstlerthumes zu sehen, die visionäre, fernher empfangende, verklärte, so kann ich Sie auch hier nicht ganz verstehen. Ich begreife nicht, wie es möglich ist, daß Sie, Künstler, in der Kunst ein größeres Glück haben als in der Natur (Sie haben es selbst einmal so ähnlich ausgedrückt); ich begreife es nicht, obwohl ich höre, wie Ihre schönsten Gedichte dafür sprechen, daß es bei Ihnen so sein muß. Ich weiß, daß Velazquez, Rembrandt, Van Dyck, Terborch, Tiepolo, Goya, Watteau, die Sie vor Allem lieben, Ihre Spiegel sind. Und es ist nichts dagegen zu sagen, da Sie sich ja thatsächlich selbst darinnen sehen. Da sogar die Natur Ihnen in der Tiefe dieser Bilder, wie durch ein Wunder, erscheint, so hat Niemand das Recht, Sie deshalb zu tadeln. Aber woher kommt die Stimme, die in Ihren seltensten Stunden zu Ihnen spricht? Kommt sie aus jenen Gemälden? Hörten Sie sie nie an einem herbstlichen Jagdmorgen aus der Tiefe der klaren Wege kommen? Es giebt einige Gedichte bei Ihnen, die Das vermuthen lassen. In diesen Gedichten suchte ich besonders eifrig nach Ihnen; denn in den anderen ist ja nur Ihr Spiegelbild. Hier aber hätte Etwas von Ihnen selbst sein müssen; und wenn es nur die Spuren Ihrer Schritte gewesen wären: ich hätte sie zu deuten versucht. Nun sehen Sie, ich habe kein Glück gehabt: es war mir, als ob Sie nie durch diese Gedichte gegangen wären. Jedenfalls habe ich Sie verfehlt. Ich kann also den Leuten nichts von Ihnen erzählen. Ich war auf Ihrem Schloß und im ganzen Park; es ist sehr schön. Aber der Hausherr war nicht anwesend; man erwartete ihn. Sie haben einen ausgezeichneten Stall und herrliche Hunde. Aber die Stimme, die sie kennen, habe ich nicht gehört. Doch hat man mir gesagt, daß Sie jung sind, dreißig Jahre, und ich habe in den Zimmern gewisse oft wiederkehrende Portraits gesehen, die wohl Ihre Gemahlin und Ihren kleinen Sohn darstellen mochten. Auf Ihrem Schreibtisch sah ich die „Ausgewählten Gedichte“; das erste Exemplar. Uebrigens hat auch Mimi Lynx mir von Ihnen gesprochen. Das ist aber Alles, was ich weiß.

Ihr

Jonsered in Schweden. Rainer Maria Rilke.

Digitized by Google

Der arme Aktionär.

Das Aktiengesetz sollte deutschen Kapitalisten einst gründliche Hilfe bringen Freundschaft, sagte man, habe es geplant und entworfen. Doch in der Schaar, der geholfen werden sollte, wird Mancher inzwischen Gott gebeten haben, ihn in Gnaden künftig vor seinen Freunden zu schützen; mit den Feinden werde er selbst dann schon fertig werden. Da die große Arbeit von Juristen besorgt wurde, war sie natürlich vom Geist reiner, abstrahirender Wissenschaft beherrscht und viele Möglichkeiten, die der Alltag der Praxis, der lebendigen Wirklichkeit bietet, nahmen in der Erörterung wohl nicht den Raum ein, der ihnen gebührt hätte. Auf die Dauer wird ja fast jedes Gesetz, mag es noch so sorgsam vorbereitet sein, die Fehlbarkeit menschlichen Denkens beweisen. Das ist kaum zu vermeiden. Schlimmer wird die Sache, wenn strenge Vorschriften aus einer im Grundsatz unrichtigen Tendenz stammen und ohne allzu große Schwierigkeit umgangen werden können. So wars leider von Anfang an mit dem Aktiengesetz; nur ist die Thatsache den Betroffenen erst spät zum Bewußtsein gekommen. Ein vielleicht durch agitatorisches Mühen verstärktes Vorurtheil hatte die Gesetzgeber von vorn herein zu der Annahme geführt, ein großer Theil der Bilanzen werde, meist wohl in der Absicht, dadurch einen höheren Kursstand zu erreichen, in allzu rosigem Licht gezeigt. Die Pflicht des Gesetzgebers wäre nun gewesen, gewissenhaft für eine richtige Vertheilung von Licht und Schatten zu sorgen. Diese Aufgabe erschien wohl zu schwer; und so kam es zu dem Zwang, den Jahresabschlüssen stets eine dunklere Färbung zu geben, als ihnen gebührt Die Ziffern und der dazu gelieferte Kommentar mögen noch so glänzend sein: durch die Nothwendigkeit beträchtlicher Abstriche bringt das Aktiengesetz einen Schatten in das Bild. Und doch dürfte der Abschluß eines Aktienunternehmens überhaupt nicht gefärbt werden, weder dunkel noch hell. Was war die Folge? In normalen Zeiten könnten die Dividenden fast immer größer sein, wenn die in der Verwaltung sitzenden Juristen nicht gezwungen wären, Einwände zu erheben. Ein oft großer Prozentsatz des Gewinns muß deshalb zunächst zurückgestellt werden; und diese Summe verschwindet dann später leicht: sie wird zur Tilgung unkontrolirbarer Verluste oder für neue Verbindlichkeiten benutzt. Das so abgesparte Geld braucht nicht einmal eine innere Kräftigung des Unternehmens zu bewirken; daran haben die Gesetzgeber auch wohl nicht ernstlich gedacht. Seit langen Jahren sind ohnehin ja bei den meisten größeren Gesellschaften die inneren Reserven so weit über die Nothwendigkeit hinaus gehäuft worden, daß ein klarer Blick in die Bilanz der großen Banken und Industriegesellschaften gar nicht mehr möglich ist. Nun ist aber der deutsche Aktionär ein wunderliches Geschöpf. Unruhig und ärgerlich wird er nur, wenn die Bilanz (was selbst ein drakonisches Gesetz nie ganz hindern könnte) ins Rosige gefärbt ist, nicht aber, wenn die Ziffern deutlich verrathen, daß nicht so viel vertheilt wird, wie nach den Umständen vertheilt werden könnte.

Allmählich erst ist die über das Nöthige hinausgehende Strenge des Aktiengesetzes erkannt worden. Wie sie wirkt, will ich an einzelnen Beispielen zu zeigen versuchen.

Eine Baumwollspinnerei hatte, wie gewöhnlich, ihre Garne auf Lieferung verkauft und sich sofort in Liverpool auf Lieferung mit dem Rohstoff gedeckt Dieser Modus (des späteren Einkaufes) wird oft gewählt, weil es natürlich leichter ist, Baumwolle zu kaufen, als das Gespinnst zu verkaufen. Trotzdem die Waare noch nicht eingetroffen, das Fabrikat noch nicht abgeliefert war, konnte man das Ge-

Digitized by Google

schäft in den Büchern bereits als mit Nutzen erledigt betrachten. Der Verwaltung kam nicht der Gedanke, diesen Gewinn etwa schon in die Bilanz fürs Jahr 1904 einzusetzen; da aber die Kundschaft eben so unzweifelhaft sicher war wie die Bezugsquelle, war auch kein Anlaß, Abschreibungen auf das Geschäft zu machen. Doch das Gesetz bestimmt, jede Waare müsse am Jahresschluß, wenn der Preis niedrig ist, zu diesem, wenn er inzwischen aber höher geworden ist, zum Anschaffungpreis in die Bilanz gestellt werden. Der Baumwollposten, von dem ich hier spreche, war Ende Oktober zu 5½ Pence gekauft worden; bis Ende Dezember war der Preis der Baumwolle aber auf 3½ Pence gesunken. Das Fabrikat war nun schon, selbst bei 5½ Pence mit Nutzen, verkauft und der ganze Posten gehörte eigentlich gar nicht mehr in die Bilanz; dennoch mußte der Preisunterschied des Rohstoffes eingestellt werden. Folge? 240000 Mark mußten zurückgestellt werden. Das bedeutete, da das Aktienkapital klein ist, 16 Prozent; und die Dividende mußte um mindestens 8 Prozent kleiner werden, als sie von Rechtes wegen (ohne die alle Gebote der Praxis mißachtende gesetzliche Bestimmung) geworden wäre. Bringt das neue Jahr die selbe Transaktion wie das vorige, dann sind die 240000 Mark wieder der Vertheilungsumme entzogen. Dabei muß man bedenken, welchen Schwankungen gerade der Artikel, um den sichs hier handelt, unterworfen ist. Baumwolle kann in ein paar Monaten auch einmal von 9 auf 3½ Pence stürzen; dadurch käme eine solide Spinnerei noch immer nicht in die Gefahr spekulativer Geschäfte. Nach dem Gesetz aber müßten dann 700000 Mark zurückgestellt werden und den Schaden hätte der Aktionär. Die Thatsache, die ich anführte, ist nicht erfunden, sondern der neusten Wirklichkeit entlehnt. Die Juristen, die mitzureden hatten, erklärten, für eine den Verhältnissen angemessenere Bilanzirung nicht die Verantwortlichkeit übernehmen zu können; und der Kaufmannsgeist hatte einfach zu schweigen. Ist damit nicht die Reformbedürftigkeit eines Gesetzes erwiesen, das, wie der Bär in der Fabel, dem von einer Fliege bedrohten Aktionär einen Stein an den Kopf wirft?

Ein anderes Bild. Ein Grundstück mag noch so billig gekauft, der Werth seit dem Kauf noch so sehr gestiegen sein: es muß unter allen Umständen zum Anschaffungpreis in die Bilanz gestellt werden. Denn es schaffe, sagt der Gesetzgeber, die räumliche Vorbedingung für die Thätigkeit der Gesellschaft, sei also nicht zum Verkauf bestimmt. Diese Begründung scheint mir recht unzulänglich. Erstens kann man, wenn der Werth des Grundstückes beträchtlich steigt, sich immer entschließen, den Ort der Fabrikation zu wechseln. Zweitens darf auch anderes Grundeigenthum, das der Gesellschaft nicht den Sitz und die Vorbedingung der Thätigkeit liefert, nur zum Anschaffungpreis eingestellt werden. Und drittens gelten ähnliche Bestimmungen ja auch für Effekten, die doch eine Direktion selten auf die Dauer zu behalten gedenkt. Einer Aktiengesellschaft, ders nicht gerade besonders gut geht, muß der Zwang sehr schmerzlich sein, einen Aktivposten etwa zu einem Fünftel des Werthes in die Bilanz stellen zu müssen, den er durch die inzwischen erfolgte Steigerung des Grundstückspreises thatsächlich bekommen hat. Da sucht man sich denn zu helfen. Ich habe schon gehört, daß Grundstücke zum Tagespreis verkauft, dann (wie vorher ausgemacht war) sofort zurückgekauft und nun zu dem neuen Anschaffungpreis in die Bilanz gestellt worden sind. Kein ganz unbedenkliches Manöver, das aber durch das Recht der Nothwehr geboten war. Ich kenne auch Fälle, in denen Gesellschaften aus einer großen in eine mittlere Stadt verzogen, nur weil ihr groß-

Digitized by Google

städtischer Grundbesitz mit beträchtlichem Nutzen zu verkaufen war. Solche Umzüge rentiren aber oft schlecht; die Einrichtung kostet eine Menge Geld und soll, da sie doch schon einmal neu bestellt werden muß, nun auch moderner sein, als sie früher war. Und daß in der kleinen Stadt die lohnenden Aufträge schwerer erreichbar sind als in der großen, braucht nicht erst bewiesen zu werden.

Noch schwieriger wird die Lage, wenn eine Gesellschaft das Bedürfniß fühlt, neue Barmittel aufzunehmen, zur Ausgabe Junger Aktien aber nicht groß genug ist und für Obligationen die Zeit nicht günstig findet. Da bleibt ihr nur die Aufnahme einer Hypothek. Ihr Grundbesitz ist im Lauf der Jahre eine halbe Million werth geworden, darf aber noch immer nur mit dem Anschaffungwerth von hunderttausend Mark zu Buch stehen. So bleibt er auch stehen, trotzdem eine (ohne jede Mühe erlangte) Erste Hypothek von 250000 Mark darauf ruht. Ist es nun logisch, daß die Pfandsumme über den Nominalwerth eines Grundstückes weit hinausgeht und in der Bilanz als Blankoschuld aufgeführt wird? Wenn das Geschäft aber 6 oder auch 8 Prozent abwirft, bequemt man sich natürlich gern, 4 Prozent Passivzinsen zu zahlen.

Für Effektenbestände lassen sich die selben Möglichkeiten erdenken. Alle Aktiengesellschaften, Fabriken und Banken, sind bekanntlich verpflichtet, ihre Effekten zum Kurs des Anschaffungtages einzustellen, auch wenn sie seitdem uns Vielfache werthvoller geworden sind; auch, zum Beispiel, während des Krieges gekaufte russische Papiere, deren innerer Werth nach dem Friedensschluß doch wesentlich höher wäre. Ist am letzten Dezembertag nun der Kurs aber niedriger, als er am Anschaffungtage war, dann ist der Bilanzirung dieser schlechtere Kurs zu Grunde zu legen. Das nennt man heutzutage ausgleichende Gerechtigkeit. Die Schweiz, deren Bankgesetze sich doch sehen lassen können, gestattet die Aufnahme zum Durchschnittskurs des Geschäftsmonats, in dem der Jahresabschluß gemacht wird, und gewährt Privatfirmen bei der Bilanzirung noch bequemere Möglichkeiten. Wie es bei uns geht, soll wieder ein Beispiel zeigen. Zum Kurs von 90 sind Papiere erworben und eingestellt, die, nach reeller, begründeter Steigerung, jetzt auf 200 stehen. Die Besitzerin kann auf diese Papiere weit über den Buchwerth hinaus Vorschuß nehmen: und die Abschlußziffern würden dann den selben Widersinn zeigen, der vorhin in dem Hypothekenfall als möglich erwiesen wurde. Unsere großen Banken haben gewöhnlich sehr starke Effektenbestände (die Deutsche Bank nannte diesmal die stolze Ziffer von 82 Millionen); sehr begreiflich ist unter den gegebenen Verhältnissen also ihre Neigung, gegen Jahresschluß ganze Packete besonders hoch gestiegener Papiere zu verkaufen und sofort wieder zurückzukaufen, weil sie diese Papiere dann zu dem neuen, wesentlich höheren Anschaffungpreis in die Bilanz stellen dürfen. Aber auch hier giebts noch zweifelhafte Fälle. Eine Gesellschaft hat im Jahr 1903 Papiere zu 100 gekauft, die im Dezember auf 70 stehen. Bis auf 70 muß also abgeschrieben werden. Ende 1904 ist der Kurs 120: und nun erst darf endlich der Anschaffungpreis von 100 gebucht werden. Darf er wirklich? Viele bestreiten, Manche behaupten es, weil man jetzt, da die Börse das Papier um so viel höher bewerthe, an dem im vorigen Jahr eingestellten Anschaffungpreis von 70, der ja schon die Folge einer großen Abschreibung war, nicht mehr festzuhalten brauche. Unzweideutige Klarheit könnte hier erst ein Urtheil des Reichsgerichtes schaffen.

All diese Maßregeln, die vor einer Schönschminkung der Bilanzen schützen soll-

Digitized by Google

ten, haben recht wenig genützt. Kosmetische Versuche gefährlicher Art sind in Deutschland immerhin selten gemacht, den Aktionären aber ist fast stets die ihnen gebührende Dividende gekürzt worden. Auch heute also sind die Bilanzen (namentlich für Den, der mehr auf die Ziffern als auf den Kommentar sieht) verschleiert; nur ist der Schleier jetzt eben schwarz. Und von Jahr zu Jahr ist die Macht der Direktoren, den Abschluß nach ihrem Belieben zu gestalten, trotz all diesen Chicanen gewachsen. Vielleicht gerade durch diese Chicanen. Die stillen Reserven, die unter dem Schutz des Aktiengesetzes den Taschen der Aktionäre vorenthalten und im Bereich der Verwaltung aufgehäuft werden, sind allmählich so groß geworden, daß sie der Willkür erst recht freie Bahn lassen. Die Großen fühlen sich in diesem Zustand ganz behaglich oder leiden wenigstens nicht darunter; die Kleinen aber, die armen Aktionäre hätten alle Grund, eine verständige Aenderung des Gesetzes anzustreben. Pluto.

Die beiden Anleihen, von denen im vorigen Heft gesprochen wurde, sind aus dem Dunkel der Munkeleien seitdem in die Klarheit gerückt. Das närrische Gerücht, Paris habe den Russen eine neue Anleihe rundweg verweigert, brauchte verständigen Leuten nicht erst widerlegt zu werden. Die klugen pariser Bankmänner haben einfach die Gelegenheit, die Oyamas Sieg ihnen bot, benutzt, um bessere Rückzahlungbedingungen herauszuschlagen; und während in allen Zeitungen stand, die Verhandlungen seien abgebrochen, wußte man in den berliner Bankbureaux genau, daß nur über die Modalitäten noch gestritten werde. Inzwischen hat Rußland, zu Bedingungen, die man bei der heutigen Lage des Zarenreiches günstig nennen muß (fünfprozentiger Typus, Uebernahmekurs 96), eine Anleihe von 200 Millionen Rubel aufgenommen. Und als von England aus immer wieder die Lüge verbreitet wurde, Rußland stehe vor dem Bankerot, hat der russische Finanzminister den Vertreter der Times aufgefordert, mit eigenen Augen sich einmal die riesigen Goldreserven anzusehen, die unangetastet in den Bankgewölben ruhen. Für eine Weile hats geholfen; und der Lärm, der in Deutschland jetzt leider wegen der marokkanischen Geschichte verübt wird, kann den Franzosen, Regirung und Finanz, rasch den letzten Rest spröder Regungen austreiben. Frankreich wird nach menschlichem Ermessen auch den nächsten russischen Zinscoupon bezahlen; und nichts daran verlieren. Japan hat seine neue Anleihe schneller untergebracht; und zu besseren Bedingungen als die beiden aus dem Jahr 1904. Damals mußte es 6 Prozent zahlen und der Uebernahmekurs war 88 und 86¼; jetzt ist der Kurs 86¼ und es zahlt nur 4½ Prozent. Allerdings ist der Kurs der Anleihen von 1904 inzwischen schon auf 105 und 102 gestiegen. Die Fnndirung liefert diesmal, da die Seezölle durch die älteren Anleihen ziemlich aufgezehrt werden, das Tabakmonopol. Ein besonders gutes Geschäft war mit der Sache nicht zu machen; und da Engländer und Amerikaner vordrängten und es immerhin nicht ganz bequem gewesen wäre, den dritten Theil der über Erwarten großen Anleihe (600 Millionen Mark) in Deutschland zu placiren, haben die deutschen Banken sich schließlich doch nicht an der Sache betheiligt. Den Löwenantheil hatten Briten und Yankees sich von vorn herein gesichert und die Deutsch-Asiatische Bank wäre mit Unterbetheiligungen abgefunden worden. Das aber entspräche doch nicht der Würde eines Institutes, das im Weltosten die Haute Banque Deutschlands vertritt. Unsere Presse mußte sich also mit der Feststellung begnügen, daß die deutschen Banken bereit gewesen seien, Japan zu pumpen; wieder ein Markstein. The readiness is all. Und hat Japan jetzt gute Bedingungen verschafft.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 8. April 1905.

Fantasia.

Zwei kurze Stunden nur hat der Deutsche Kaiser in der alten Küstenfeste Tanger geweilt, die einst die Hauptstadt der Römerprovinz Tingitana war und jetzt der Seehandelsplatz des scherifischen Reiches ist. Drei Tage vorher war Muſulmanen und Kafirn feierlich verkündet worden, der Aufenthalt Wilhelms des Zweiten, der von Lissabon aus dem entworfenen Festprogramm zugestimmt habe, werde mindestens fünf Stunden dauern. Alle Vorbereitungen waren getroffen. Nie hatte man Tandscha, die schmutzige Schöne, in solchem Glanze gesehen. Die Straßen gereinigt, die Berberhäuser entkrustet, die Balkone mit Sammet und Seide roth und grün ausgeputzt. Neben der rothen Flagge und dem Wappen Marokkos, dem Silberschild mit dem rothen Löwen und dem Halbmond im grünen Feld, die deutschen Farben; auf das Weiß mühsam von ungeübter Hand manchmal das Wort „Willkommen!" gepinselt. Freude, gespannte Erwartung in allen Mienen. Jeder hatte sichs was kosten lassen; Mancher mehr, als er nach seinem Vermögen durfte. Das war man dem großen Tag schuldig. Zum ersten Mal betritt ein Kaiser die Trümmerstätte des alten Mauretanien. Der Freund des Sultans im Osten kommt, den Sultan des Westens zu grüßen; der Schützer des Großherrn der Levante reicht dem Gebieter im Maghreb el Aksa die Hand. Früh schon ists auf der Lände, dem wharf der internationalen Seemännersprache, lebendig. Mit großem Gefolge nahen die Würdenträger des Sultanates, in Gala die Vertreter der fremden Mächte. Frankreichs Gesandter, Herr Saint-René Taillandier, ist in Fez, Hauptmann Fournié, der Kommandant der Truppen von

Digitized by Google

Tanger, noch von der Pflicht in der Einzugsstraße zurückgehalten. Im weißen Burnus, mit majestätisch lächelndem Bronzegesicht, nimmt der Pascha von Tanger die Huldigungen des Volkes entgegen und tritt erst in den Schatten, als ein noch helleres Gestirn das Ufer bestrahlt. Si Abd el Malek Muley Hassan, der Oheim, den der Sultan zur Begrüßung des Kaisers aus Fez gesandt hat, ist erschienen. Schon werden auch die Geschenke des Herrschers und der Stadt verladen: Berberhengste, Ochsen, Hammel, Hühner, Gemüse, Eier, Früchte und Blumen. Und endlich, gegen Neun, läßt das von der Sehnsucht erharrte Schiff, das den Kaiser trägt, die Ankerkette niederrasseln. Französische Kreuzer senden ihm den ersten Flaggengruß und Kanonensalut. Die veralteten Kruppgeschütze der Küstenbatterien folgen mit heiserem Gedröhn. Nun wird der Kaiser landen. Noch nicht. Der deutsche Geschäftsträger meldet sich an Bord bei seinem Herrn. Und am Ufer wird geflüstert: Heute früh ist ein langes Telegramm aus Berlin gekommen; die Rede, die der Kanzler gestern im Reichstag gehalten hat und die der Kaiser erst lesen muß. Wieder verstreicht eine Stunde. Hindert der hohe Seegang die Landung? Die Sonne neigt dem Mittag zu und hüllt sich in graue Schleier. Da künden helle Fanfaren der marokkanischen Militärkapelle die Ankunft des Kaisers. Jubelrufe. Von Terrassen und Dächern herab tönt das schrille Geschrei weißvermummter Frauen. Abd el Malek sagt sein Sprüchlein. Der Kaiser dankt, spricht fünf Minuten zu den Häuptern der deutschen Kolonie, grüßt flüchtig die versammelten Diplomaten und muslimanischen Edlen und besteigt einen Schimmelhengst. Eine Französin drängt vor und wirft ein Bouquet in den Farben der Trikolore mit langer Trauerschleife. Der Strauß streift den Pferdekopf, das Thier bäumt sich und hastig ordnet sich der Zug. Es ist spät geworden; um so später wird das Kaiserschiff den Anker lichten. Ihre fünf Stunden sind den Leuten des Maghzen ja sicher.

In scharfem Trab gehts, an dicht besetzten Tribünen vorbei, durch Ehrenpforten, über grellbunte Orientblumen hinweg, bis ans Haus der deutschen Gesandtschaft. Hier wird der Oheim des Sultans noch einmal empfangen, der französische Hauptmann Fournié in ein huldvolles Gespräch gezogen, einzelnen Diplomaten ein freundliches Wort gesagt. Dann im selben Tempo nach der Landungbrücke zurück, ins Boot, an Bord; und mit ganzer Kraft gen Gibraltar. Der Aufenthalt in Tanger hatte nur zwei Stunden gedauert. In vielen deutschen Zeitungen standen falsche Berichte. Der Kaiser hat die Kasba, das Stadtschloß, nicht betreten, die Wohnräume, die der Sultan ihm bereitet hatte, nicht eines Blickes gewürdigt, den Besuch des Prinzen Abd el Malek, allen Ceremonialwächtern zum Entsetzen, nicht erwidert, keinen Fuß

Digitized by Google

in das Goldbrokatzelt gesetzt, in dem ihm der Thee servirt werden sollte. Die jüdischen Ehrenjungfrauen, die ihn in Feiertagspracht vor dem Bazar erwarteten, haben ihn gar nicht, die in der Einzugsstraße zusammengepferchten Muslimin kaum Sekunden lang gesehen; die wallenden Gewänder der scherifischen Escorte verbargen den rasch Reitenden dem Auge. Von dem Festprogramm war fast nichts übrig geblieben. Vergebens hatten die Reiterstämme sich die Mühe weiter Wege gemacht; sie kamen nicht dazu, dem Kaiser der Weißen ihre Centauren- und Schützenkunst zu zeigen. Die Fantasia, die dem Tag erst die rechte Weihe geben sollte, wurde abgesagt (trotzdem aber in einem „eigenen Drahtbericht" der Vossischen Zeitung ihr „prachtvoller" Verlauf gemeldet). Das Wesen der Fantasia ist unter nordischem Himmel schwer zu erklären. Saht Ihr eine Alme tanzen, den gastlichen Tisch eines Mohammedaners, das üppige Haar eines arabischen Mädchens mit Blumen geschmückt, Reiter, die nach dem Rhythmus lustiger Musik ihre Rosse tummeln? Festaufzüge, Tänze, Gesänge, Kampfspiele: das Alles ist dem Orientalen Fantasia. Alles, was uns Theater, Konzerte, Bälle, Gesangvereine, Korso und Kränzchen bieten. Was über des Lebens Nothdurft hinausgeht. Was „keinen Zweck hat." Im Orient ists eins der wichtigsten Wörter, ersetzt es darbenden Sinnen die ganze politische Phraseologie. Und der Kaisertag sollte eine Fantasia bringen, wie Tanger noch keine sah. Reiterspiele, Kunstschützenvorstellung, ein ganzes Pulverfest. Die Enttäuschung war groß. Am Ende wärs gar nicht nöthig gewesen, so viel Geld für den einen Tag auszugeben. Der Kaiser sah nicht die Stadt, die Stadt nicht den Kaiser. Und Vieh, Gemüse und Früchte erfreuten wohl nur die hamburgische Aktiengesellschaft, die den Deutschen Kaiser im Mittelmeer speist.

Der „Empfang" ist also nicht so großartig geworden, wie er nach der Absicht der Marokkaner und Spanier werden sollte. Die politische Bedeutung des Besuches aber darf man nicht unterschätzen. Wilhelm der Zweite hat in Tanger gesagt, er sehe in dem Sultan den unabhängigen, in seiner Macht unbeschränkten Herrn eines freien Landes, das allen fremden Staaten gleiches Recht gewähre und jeden Anspruch auf Privilegien entschlossen zurückweise; und er hat den greisen Abd el Malek ersucht, den Neffen in Fez zu äußerster Vorsicht bei der Durchführung der (schon recht spärlich) geplanten Reformen zu mahnen. Wir wollen uns bei psychologischen Untersuchungen nicht aufhalten; nicht die Frage prüfen, wie es geschehen konnte, daß der Monarch, der sich selbst in politischen Reden mit so heftigem Ton stets zum Evangelium bekennt und oft nur im Christen Menschenwürde und Kriegerkraft zu finden schien, nun auch dem Sultan des Westens liebreich die Arme öffnet und in einem christenfeindlichen

Digitized by Google

Lande, das mehr als einmal im Lauf der Geschichte mit unbestreitbarem Recht der Hort islamitischer Unduldsamkeit genannt worden ist, gegen die europäischen Reformversuche und für den gewordenen Zustand Partei ergreift. Für einen unhaltbaren Zustand. Die Macht des Sultans erstreckt sich nur über die Hälfte seines Reichsgebietes; nur im Beled el Maghzen wird ihm Steuer gezahlt und Wehrdienst geleistet und auch hier ist er von Bu-Hamara hart bedrängt. Im Atlas, in der Sahara, in dem weiten Land südlich von Udja, am Meer sogar zwischen Melilla und Tetuan ist er machtlos. Die scherifische Regirung thut nichts für das Land und ist so schwach, daß sie mit ansehnlichen Räubern paktiren muß; der Räuberhauptmann, der im vorigen Jahr den Amerikaner Perdicaris gefangen hielt, ist eine Leuchte in der Provinzialverwaltung geworden und war einen Augenblick zu offizieller Mitwirkung beim Empfang des Deutschen Kaisers ausersehen. In Helmolts „Weltgeschichte" sagt Graf Wilczek: „Noch heute, wie vor Jahrhunderten, steht Marokko, gleich einem fanatischen Bettelprieſter, der auf seine Armuth und seine Lumpen stolz ist, den blühenden Staaten Europas gegenüber. Ungastlich sind seine Küsten, ist sein Volk; und nur widerwillig läßt es sich von seinen mächtigen Nachbarn zur oberflächlichen Anerkennung völkerrechtlicher Grundsätze bewegen." Das ist der Zustand, den der Deutsche Kaiser gegen den Willen der Nachbarn erhalten möchte. Fast schon allzu kühn scheinen ihm die kümmerlichen Reformen, die der Sultan nach langer Bedrängniß versprochen hat; er will bremsen, nicht treiben. Die seltsame Wahl dieses Standpunktes ist öffentlich heute noch nicht leicht zu erklären. Dem Politiker muß die Thatsache genügen, daß der Kaiser den Sultan stützt und den Entschluß gezeigt hat, den franko-britischen Vertrag vom achten April 1904 nicht anzuerkennen. Jedes Wort, das er in der marokkanischen Küstenstadt sprach, richtet sich gegen diesen Vertrag. Deshalb dürfen wir uns auch nicht wundern, daß die Engländer sagen, der Neffe ihres Königs hätte besser gethan, nach solcher Demonstration Gibraltar zu meiden, und daß Eduards Frau ein paar Stunden vor der Ankunft des Hohenzollern die britische Mittelmeerfestung verließ, wo der französische Kreuzer Du Chayla sie begrüßt hatte.

Vor dem Kaiser hatte der Kanzler gesprochen. Kurz und korrekt. Er war von dem Abgeordneten Bebel provozirt worden und sagte: „Wir wollen in Marokko keine territorialen Vortheile. Der Besuch des Kaisers kann nur da beunruhigen, wo man die Absicht hegt, die Integrität oder die Unabhängigkeit Marokkos zu schmälern. Unser Handel muß in Marokko die selben Rechte haben wie der Handel aller anderen Nationen. Wenn der Versuch gemacht wird, die völkerrechtliche Stellung oder die wirthschaftliche Entwickelung

Digitized by Google

Marokkos zu ändern oder die unserem Handel offene Thür zu kontroliren, dann müssen wir mit erhöhter Wachsamkeit unser Interesse wahrnehmen. Wir werden darüber zunächst mit dem Sultan verhandeln." Das ungefähr löst sich als Kern aus der Hülse. Die Tonart nicht gerade schroff, doch auch nicht so sanft wie nach dem ersten Sturmgeheul die Weise der Offiziösen. Kein Wunder: Herr Theophil Delcassé hatte die (hier vorausgesagten) höflichen Betheuerungen, die seine im Senat gehaltene Rede uns am Tag der Aprilnarren brachte, noch nicht von sich gegeben. Graf Bülow gürtete sich also mit würdigem Ernst und ließ sich, wider alle Feuilletonistengewohnheit, sogar eine sichere Wirkung auf Zwerchfell und Muskeln der ehrenwerthen Volksvertreter entgehen. Wenn er die Artikel französischer und deutscher Sozialdemokraten verlesen hätte, wäre, unter „stürmischer Heiterkeit", erwiesen worden, daß Jaurès und Genossen sagen: Bülow triumphirt und Delcassé ist jämmerlich blamirt, während Bebel und Genossen Bülow blamirt und Delcassé als Triumphator sehen. Wer Recht hat? Weder der Mönch noch der Rabbi, wie mir scheint. Herr Delcassé hätte klüger gehandelt, wenn er den Text des Vertrages offiziell der berliner Regirung übermittelt und ihre Zustimmung erbeten hätte; seit dem zwölften April 1904 mußte er aber glauben, daß man in Berlin gegen den Vertrag nicht das Geringste einzuwenden habe. Denn an diesem Tag hatte der Kanzler im Reichstag erklärt, der Vertrag bedrohe keine dritte Macht, Deutschland habe in Marokko nur wirthschaftliche Interessen, für die es nichts zu fürchten brauche, und könne zufrieden sein, wenn im Sultanat Ruhe und Ordnung geschaffen werde. Das war ein Fehler; und, mit Verlaub, kein viel kleinerer als der Delcassés. Der Kanzler mußte damals einfach sagen: „Ich kenne den, wie in der Presse behauptet wird, zwischen England und Frankreich geschlossenen Vertrag nicht aus amtlichen Mittheilungen, er existirt also für mich nicht und ich bin nicht hier, um über Gerüchte zu reden". Nur dann hätte er ein Recht zur Klage gehabt, wenn ihm auch danach der Text des Vertrages nicht von Paris oder London aus (für beide Orte galt, was jetzt immer vergessen wird, die selbe Verpflichtung) mitgetheilt worden wäre. Die Fragen professioneller Höflichkeit oder internationalen Anstandes, die seit Wochen nun aufgebauscht werden, sind im Grunde aber sehr unbeträchtlich. Die Rede vom zwölften April 1904 beweist, daß Graf Bülow den vier Tage vorher unterzeichneten Vertrag ohne Spitze, dem deutschen Interesse nicht gefährlich fand. An dieser Auffassung war ein Zweifel nicht möglich und sie ist ihm hundertmal vorgeworfen worden. Jetzt erst, nach der den Russen ungünstigen Wendung des Asiatenkrieges, hat er sein Urtheil geändert.

Das bestreitet er freilich und klagt, mit wehmüthiger Höflichkeit, die

Digitized by Google

Franzosen veränderter Tendenzen an. Kein Staatsmann ist verpflichtet, im Parlament den Schrein seines Herzens zu öffnen. Die Bewunderer des Grafen Bülow, die ihm auch diesmal blind glauben, machen aber ihren Helden doch gar zu klein. Er ist bei Bismarck in eine zu gute Diplomatenschule gegangen, um nicht zu wissen, was in solchem Fall die Uebernahme der Pflicht, Ruhe zu stiften, bedeutet. Pénétration pacifique heißts auf Phrasenfranzösisch; auf Amtsdeutsch Protektorat. England hat den Franzosen Marokko überlassen. Warum? Weil die britischen Politiker der splendid isolation müde waren, die Gefahr einer französisch-deutschen Annäherung fürchteten und in dem Bündniß mit Frankreich, das den erschöpften Zarenstaat langsam nachschleppen und einen neuen Dreibund vorbereiten konnte, einen mit hohem Preis nicht zu theuer bezahlten Vortheil witterten. Und der Preis war nicht einmal hoch. Der marokkanische Zustand ist unhaltbar und gründliche Besserung nur zu erwarten, wenn das Sultanat unter europäische Herrschaft kommt. England, das in Afrika Egypten, den ungeheuren Sudan, den ganzen Süden, in Ost und West große Gebiete und hohe Hypotheken hat, kann schließlich nicht Alles schlucken; braucht, als Herr von Gibraltar, Marokko auch nicht. Spanien zählt als Kolonialmacht nicht mehr mit. Frankreich, das schon warm in den alten Barbareskenstaaten sitzt und am Meisten unter den marokkanischen Wirren leidet, ist der nächste Anwärter. Mag es sein Heil am Atlas versuchen. Leicht ist die Aufgabe nicht zu bewältigen; das spanische Heer, das nur mit äußerster Anstrengung von Ceuta bis nach Tetuan vorzudringen vermochte, hat 1859, als es die Belästigung der Küstenpresidios rächen wollte, stöhnend erfahren, wie schwer gegen den Fanatismus der Berber und Araber aufzukommen ist. So lange Frankreich in Nordafrika um sein Lebensrecht zu kämpfen hat, ist es auf freundschaftliche Beziehungen zu England angewiesen. Und erreicht es sein Ziel, dann holt der britische Kaufmann in den dreißig Jahren verbürgter Handelsfreiheit aus dem kultivirten Land mehr als in Jahrhunderten aus der Schandwirthschaft des Scherifenreiches. Die Rechnung war richtig und wurde nur von dem Dünkel des ohne Stolz eitlen Rosebery, der keiner Lage gewachsen ist, unfreundlich bekrittelt. Frankreich gab, weils heutzutage ohne friedliches Gerede nicht geht, das Schlagwort von der pénétration pacifique aus, wartete züchtig ein Jährchen und begann dann, weil die Frucht noch nicht vom Zweig fiel, das Bäumchen zu schütteln. Allzu unsanft vielleicht. Die Republik wurde in Tanger nicht vom Genie bedient; ihres Handelns Ziel war aber genau so, wie mans erwarten mußte und wie sicherlich auch des Reichskanzlers Excellenz es erwartet hatte.

Von der algerischen Grenze her rückte die colonne mobile du Chott

Digitized by Google

Ghabri langsam vor. Zuaven, berittene Infanteristen der Fremdenlegion, Spahis, irreguläre Eingeborenenkavallerie, im Ganzen noch nicht zweitausend Mann, denen eine größere Macht folgen sollte. Nach dem Bericht eines Veteranen, dessen Briefe im Figaro veröffentlicht wurden, war die Expedition ungefähr so sorgsam vorbereitet wie der mandschurische Feldzug der Russen. Von der Basis bis zur Front nicht eine einzige Etape. Für zweitausend dem Klimafieber und Typhus ausgesetzte Soldaten ein Arzt und ein kaum für die ersten Tage ausreichender Vorrath an Arzenei. Mangel an Nahrung; als Getränk unfiltrirtes Sumpfwasser. Für Hitze (bis 40) und Kälte (bis 10 Grad Réaumur) die selbe Montur. Wenn das ganze algerische Corps von diesem Geist geleitet ist, sind die Tage Mac Mahons und Chanzys spurlos vorübergegangen. Als die nicht sehr mobile Kolonne, deren Zustand dem Maghzen bekannt sein mußte, nach langen Monaten endlich ein Stückchen vorwärts gekommen war, glaubte Herr Saint-René Taillandier, seine Staatsaktion beginnen zu können. Die sanftmüthige Geduld der Franzosen wurde allmählich schon bespöttelt; der Marokkaner hatte die Furcht vor den Söhnen der Joinville und Bugeaud verlernt. Wenn nicht schnell Etwas geschah, war der alte Respekt für immer fort. Der Gesandte, der — unglaublich, aber wahr — der Regirung des Maghzen den Aprilvertrag nicht mitgetheilt hatte, erzwang eine Einladung nach Fez und brachte, außer Geschenken (unter denen ein Zuckerhut deutscher Provenienz gewesen sein soll), dem Sultan auch einen fertigen Reformplan mit, der das Heer, die Finanzen und Zölle, die Landesverwaltung französischer Leitung unterstellen will. Nicht wenig auf einen Hieb. Der Sultan war entsetzt, die Würdenträger geriethen in helle Wuth. Als Herr Saint-René Taillandier die von Frankreich dem Sultanat gewährte Anleihe erwähnte, wurde ihm die sofortige Rückzahlung angeboten. Als er, der im Namen aller europäischen Großmächte das Wort zu führen behauptete, von dem franko-britischen und franko-spanischen Vertrag sprach, wurde ihm erwidert, diese Verträge, deren Wortlaut man nicht einmal amtlich mitgetheilt habe, seien für Marokko nicht vorhanden. So leidenschaftlich regte sich der Haß, daß die Franzosen sich kaum auf die Straßen der Residenz wagten. Und von Fez züngelte das Feuer islamitischen Zornes bis in die Küstenstädte. Frankreich mußte seine Macht zeigen oder es hatte die erste Partie im Spiel verloren. Was thun? Bu-Hamara und die kleineren Rebellen unterstützen; Udja besetzen; das ganze Mittelmeergeschwader vor Tanger sammeln: jeder neue Tag brachte einen neuen Vorschlag. Der Sultan, der nur ein Häuflein gedrillter Mannschaft und kein modernes Geschütz hat, ist wehrlos... So weit waren die Dinge gediehen, als der Kanzler die Offiziösen in Berlin mobil machte und der Kaiser seinen Besuch ansagte.

Digitized by Google

Auch der ist nun Ereigniß geworden. Un beau navire à la riche carène hat die Rhede von Tanger verlassen. Was nun? Deutsche Zeitungen suchen den eben so umständlichen wie überflüssigen Beweis zu erbringen, daß Deutschland „im Recht“ sei, und führen gegen Herrn Delcassé, den selbst die zu Hause stets so zahme Tante Voß „einen unfähigen und bösartigen Faselhans“ schimpft, werthlose Zeugnisse an: Scheltreden französischer politiciens, die den von Rouvier fortgesetzten Combismus, weil er ihnen Beute verheißt, um jeden Preis vor einer Hochfluth nationalen Empfindens schützen möchten. Was ist ihnen das Wunderland Algerien, Frankreichs stärkste Hoffnung, was ein um Mauretaniens Schätze bereicherter Kolonialbesitz, wenn er sie hindert, in Ruhe Pfaffen und Generale zu vertilgen und die Herrschaft der ungemein aufgeklärten Bourgeoisie zu sichern? Diese Zeugen brauchte das offiziöse Gesinde wirklich nicht vor Alldeutschlands Gerichtsschranken zu zerren. Was überhaupt zu beweisen ist, wird ja zu Hause prompt und bündig bewiesen. Im vorigen Jahr war Marokko uns Hekuba, jetzt muß Michel es wie ein vom wilden Hans Lüderlich geängstetes Bräutchen betreuen. April 1904: ein Kamel. April 1905: ein Wiesel. Die jäheste Wendung wird von dem Eifer konkurrirender Meinungfabriken blitzschnell mitgemacht, andächtig immer der Magus aus Klein-Flottbeck gelobt und dem Zweck des Wendungmanövers niemals nachgefragt.

Und doch stellt nüchterne Vernunft nur diese Frage. Was wollen wir eigentlich in Marokko? Nicht Territorialbesitz; also auch keinen Hafen, keinen Flottenstützpunkt (der am Ende, ohne Riesenleistung, heute noch zu erlangen wäre). Wozu dann der Lärm? Um dem Handel das Anderen verbürgte Recht zu wahren und der Welt zu zeigen, daß auch der Sultan des Westens für das Deutsche Reich noch nicht zu den totkranken Männern zählt? Deutschland hat seit fünfzehn Jahren den Anspruch erworben, kommerziell in Marokko genau so gut behandelt zu werden wie die meistbegünstigte Nation; und der Vertrag, der dieses Recht sichert, ist bisher nicht gekündigt. Da das Sultanat einstweilen nicht unter Vormundschaft steht, entspricht auch die Thatsache, daß eine europäische Regirung durch ihren Gesandten in Fez unmittelbar mit dem Maghzen verhandelt, nur der völkerrechtlichen Norm. Noch steht die Thür offen und Jeder, der sie einrennen will, läuft in seiner Hast nur ins Leere. Ists auf eine Demüthigung Frankreichs abgesehen? Die kann nach den seit 1871 gesammelten Erfahrungen in Deutschland kein verantwortlicher Politiker wünschen; am Wenigsten einer, der Jahre lang an den oft übereifrigen, oft belächelten Versuchen mitgewirkt hat, Mariannens Arm mit Rosenketten zu fesseln, Mariannens Liebe durch Werberunbrunst zu erzwingen. Oder langt die Absicht weiter? Wenn Deutschland

Digitized by Google

weder selbst zugreifen noch einer anderen Europäermacht gestatten will, Marokko zu modernisiren, leistet es seinem Handel einen schlechten Dienst. Berber und Araber werden die Schätze des Landes nicht heben, weder Brücken noch Eisenbahnen bauen, weder Bergwerke noch elektrische Anlagen schaffen. Wie Egypten, Algerien, Tunis, wie alle islamitischen Länder, kann auch Marokko nur von Weißen zu gesunder Wirthschaftblüthe entwickelt werden; ists nicht durch eine internationale Aktiengesellschaft zu machen (das Objekt wäre freilich noch etwas größer als die von berliner Banken gegründeten Hohenlohe-Werke, die der Börsenwitz Christian Kraft-Anlagen taufen sollte), dann muß irgend einer Kolonialmacht das Vorrecht eingeräumt werden. Und wenn wir ein tüchtiges Stück abbekämen, könnten wir gerade Frankreich den Kuchen gönnen; es würde lange und mühsam daran zu kauen haben und müßte aufmerksamer nach Nordafrika blicken als nach Mitteleuropa. Das wäre kein Unglück für uns.

Um auszusprechen, was der Aussprache nicht erst bedurfte, kann Wilhelm der Zweite nicht bei hohem Seegang nach Tanger gefahren sein. Wenn Graf Bülow dem Kollegen Delcassé eine Lektion ertheilen und sich dann, nach der Abberufung des ungeschickten Herrn Saint-René Taillandier, artig mit ihm verständigen wollte, durfte er nicht den Kaiser ins Plänkel treffen schicken. Der zweistündige Besuch hat genügt, um den leidenschaftlichen Fanatismus des Islams zur Fieberhitze zu steigern und den Widerstand des Sultans gegen jeden Reformplan zu stärken. Das durfte nur geschehen, wenn Deutschland zum Aeußersten entschlossen war: für die Unabhängigkeit Marokkos im Nothfall ohne Verbündete gegen Franzosen und Briten das Schwert zu ziehen. Folgt dem großen Aufwand jetzt nicht eine That, sondern kleine handelspolitische Schachermachei, dann ist der islamitischen Welt nur die Zwietracht der weißen Völker entschleiert, in England und Frankreich nur neues Mißtrauen gegen das Trachten der Deutschen gesät worden, die zwar Frieden halten, aber das Salz der Erde sein und die Weltherrschaft der Hohenzollern erreichen wollen. Schon fürchtet man hier, hofft man dort diesen Ausgang. Am selben Tag ist in London, Paris und Petersburg das selbe Wort gesprochen worden: coup de théâtre. Ein böses Wort, das früher, wenn von deutscher Politik geredet wurde, auf keine Lippe trat. Paßt nur auf, heißts: auch diesmal wird nichts Ernstes daraus; auch dem alten Krüger ist die Unabhängigkeit seines Landes zugesichert und der gelben Rasse mit gepanzerter Faust gedroht worden: nachher hat man sichs weislich überlegt. Diese Erinnerungen wärmen das deutsche Gemüth nicht ... Wir müssen warten; und hoffen, daß die Fantasia nicht nur für Tanger abgesagt worden ist.

Digitized by Google

Gedankenkunst.

Wenn die Begriffsbildung des erkennenden Verstandes das Einzige wäre, was dem Leben tieferen Inhalt giebt, könnte man am Dasein verzweifeln. Die höchsten Leistungen des begrifflich formulirenden Intellektes, also Glaubenssätze unserer großen Philosophen, Folgerungen bedeutender Forscher oder dogmatisch geprägte Formeln religiöser oder sozialer Ethik, sind in ihrer Art gewiß so bewundernswerth wie nothwendig; beschäftigt man sich aber zu ausschließlich damit, so geräth man unmerklich in einen tötlichen Lebensüberdruß. Denn auch der ganz subtil von Menschenhirnen zugespitzte Begriff sieht auf die Dauer einer Dummheit verzweifelt ähnlich, eben weil er Begriff, also Menschenwerk, Formel, Erstarrung, Begrenztheit ist. Was uns das Leben immer wieder zu einem Fest macht, läßt sich nicht begreifen, sondern nur anschauen und durch die Anschauung genießen. Es läßt sich nicht einmal bezeichnen, denn es ist, in der untrennbaren Verschlingung der inneren und äußeren Welt, das Leben selbst. Nur Eins vermag dauernd die goldenen Kreise des Lebensgefühles zu stören und mit Urtheilen und Ueberzeugungen die krafterweckende und -erhaltende Bewegung zu hemmen: die Begriffsformel. Deren Begrenzungen und Dämme sind für die Allgemeinheit wie für den Einzelnen freilich nothwendig und nützlich; doch nur, wenn sie Mittel, nicht, wenn sie das Ziel sind. Der Begriff ist unentbehrlich zur Organisation des Lebens; aber er bereichert es nicht, weil er keinen Zweck hat als sich selbst und weil er das Baumaterial für seine Grenzwälle erst aus dem abzudämmenden, ewig fließenden Strom der gebärenden Kräfte gewinnt. In Dem, was man anschaulich wahrnimmt, sind, neben einem Etwas, das nie gedacht und begriffen werden kann, alle Begriffsabstraktionen der Vergangenheit und Zukunft immer schon protoplastisch enthalten. In der Anschauung (Das heißt also: im lebendigen Gefühl der All-Macht) ist man Gott, der Natur, dem Gesetz und — weil man sich ganz hingiebt — auch sich selbst viel näher als in dem feinsten Denkprozeß. Darum gewinnt die Kunst ihre entscheidenden Werthe, die bleibender sind als alles andere Menschenwerk, auf dem Wege der Anschauung.

Die Geschichte liefert die Beweise. Die Gedanken des Künstlers, niedergelegt im Stoff, sterben; die Gefühle, ausgemünzt als Form, erhalten sich. Ein Torso des Phidias, Verse von Homer oder Kapitäl- und Gesimsformen überdauern Jahrtausende. Was sie stärker macht als alle Philosophie, ist, daß in ihnen unmittelbar Leben zu Form geworden ist. Könnte man den tiefsten Sinn des Kunstwerkes auch sprachlich mittheilen oder begrifflich definiren, so wäre die Kunstarbeit überflüssig. Das Eigentliche der Kunst ist nur durch Form auszudrücken. Wo ist ein philosophischer oder, wie man heute lieber sagt: „poetischer" Gedanke in der Venus von Milo, in den mediza-

Digitized by Google

ischen Grabfiguren, in einem Bildniß von Velazquez oder einem Akt von Rubens? Das Gesetz giebt sich in diesen Werken als Schönheit kund; und diese kann nur angeschaut werden. Das Schöne läßt sich nicht denken, weil es auf konkrete Gegenwart angewiesen ist; was man denken kann, sind im besten Fall Bilder, die einmal in der Anschauung entstanden sind und sich dem Gedächtniß eingeprägt haben. Solche Erinnerungbilder sind aber für die Kunstproduktion nicht ausreichend, weil sie nur von wenigen Theilvorstellungen und einzelnen Merkmalen gebildet werden. Ein in Kunst umgewandelter Begriff vermag sich darum höchstens selbst wieder im Betrachter zu erwecken, aber auch nur, so lange er auf einen Geist wirken kann, für den seine Voraussetzungen gegeben sind. Der Begriff ist also, auch in der Kunst, an die Bedingungen der Zeiten gebunden und vergänglich.

Freilich ist auch im Kunstwerk, dessen Ewigkeitwerth erwiesen ist, oft ein Begriff enthalten. In den Gemälden der Sixtinischen Kapelle hat nicht nur der Künstler, sondern auch der Philosoph gebildet; und Raffaels Madonnen sind so weit Begriffe, wie sie eben Madonnen sind. Immer ist doch aber in Werken dieser Art das Primäre die Anschauung gewesen; oder wenn der Gedanke als Erstes vom Besteller gegeben war, so mußte er sich doch in der Folge den Anschauungwerthen unterordnen und anpassen. Mit Michelangelos lässig und monumental gelagerter Figur Adams ist hundertmal mehr ausgedrückt als der den Modernen an Elektrizität und Magnetismus gemahnende Einfall, daß Gottvater den ersten Menschen durch Berührung zum Bewußtsein erweckt. Und dieses Mehr liegt nur in der Form. Es bleibt ja jedem Künstler unbenommen, Schlüsse zu ziehen. Die Grade der Anschauungskraft, die zugleich die Grade des stilisirenden Vermögens sind, richten sich nach der Größe der Persönlichkeit. Rubens und Delacroix sind zu anderen Resultaten gekommen als Vermeer und Manet; und die bekannte egyptische Skulptur einer Katze ist so unsterblich wie der Moses Michelangelos. Nöthig ist allein, daß das Erlebniß — in der Bildenden Kunst also das des Auges — das Kunstwerk erzeugt. Für die Poesie hat Hebbel dieses Grundprinzip mit dem Worte ausgedrückt: der Dichter solle nicht in die Natur hinein, sondern aus ihr heraus dichten; und an anderer Stelle schrieb er, daß „der Dichter (wer sich für einen hält, möge sich danach prüfen) sich jedenfalls eher der Gestalten bewußt werden wird als der Idee . . .“

Die Deutschen, die dieses Prinzip in der Musik recht gut begreifen, können der Bildenden Kunst gegenüber den rechten Standpunkt nur selten gewinnen. Der Begriffskünstler gilt als der beste; handle es sich nun um einen Böcklin, der philosophisch-poetische Begriffe malerisch darstellte, um die geistvollen Begriffszuspitzungen, womit Lenbach in Bildnissen zu hypnotisiren wußte, oder gar um die niedersten empirischen Begriffe, von denen ein Anton von

Digitized by Google

Werner sich leiten läßt. Diesem jubelt die Menge zu und Jene haben die Elite für sich. Die logisch-mathematische Geistesrichtung der Deutschen mag die Ursache dieses fundamentalen Irrthumes sein. Man fordert, je nachdem, entweder banale oder tiefsinnige, trockene oder feurig schwärmende Gedanken; aber immer Gedanken. Von diesen erst läßt man sich Gefühle erwecken. Das heißt: solche, die der Gedanke dulden kann. Denn er ist als Herr stets unduldsam, wogegen das Gefühl, wenn ihm die Führung eingeräumt wird, alle Gedanken großmüthig zuläßt, ja, herbeiwinkt und sich daran noch bereichert.

Eine Eigenschaft vor allen macht die Begriffskunst gefährlich: sie erregt fast immer Sensation. Das Schöne ruft nie Aufregung hervor, aber der Gedanke thut es, weil er tendenziös, propagirend oder raisonnirend auftritt. Reflexionen und Meinungen reizen zur Debatte. Man streitet über die philosophischen, ins Bildhafte projizirten Schlußfolgerungen oder Weltanschauungen und vergißt darüber das Höhere: die Form. Es ist also wieder der Stoff, was interessirt, während der reine Kunstgenuß erst beginnt, wenn der Stoff in der Form überwunden erscheint. Während die Betrachter der Begriffskunst glauben, einen Schönheitrausch zu erleben, sind sie in Wahrheit nur — den höheren Wirkungen des Schönen gegenüber muß man sagen: nur — in einem grübelnden, schwärmenden oder auch logisch rechnenden Traum befangen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Vor Klingers „Drama", das uns bei Keller & Reiner gezeigt wurde, konnte man solche prinzipiellen Betrachtungen anstellen. Aus langer Mühe ist hier einem Künstler, der ein ganz ernster Mensch, ein starker Geist und ein bedeutender Könner ist, ein reines Kunstwerk nicht hervorgegangen; wieder einmal hat sich gezeigt, daß der Begriff nicht formbildend, sondern formzersetzend ist. Die meisten Skulpturen und Gemälde Klingers, sogar die Portraits, werden zu Sensationen, weil die Grundgedanken im Wesentlichen begrifflich-literarisch sind. Das Interesse flammt auf, die Debatte lärmt eine Weile und mit der Kenntniß des Gedankens ist die Theilnahme dann erschöpft. Man streitet noch heute, was Tizians Bild, das man „Irdische und himmlische Liebe" genannt hat, bedeute; wenn man es aber wüßte, würde das Interesse keineswegs nachlassen, weil neben dem Gedanken — wenn einer vorhanden ist — die Form, die Schönheit das Wichtigere ist und weil darin unendliche Gedankenmöglichkeiten schlummern. Klinger ist (und um so mehr, je ernster er die Fragen des Lebens durchdenkt) ein Opfer der Zeit, die den Künstler zwingt, das faustische Ringen um eine Weltanschauung in die Kunst hineinzutragen, die davon stets unberührt bleiben sollte und in großen Zeiten davon stets unberührt geblieben ist. Das Schöne bedarf der Ruhe, um zu gedeihen, und es ist selbst höchste, von Bewegung gesättigte Ruhe. Ein zweifellos genialer Mensch will hier das Höchste; und doch muß er Werke schaffen, deren Einzel-

Digitized by Google

heiten eine ungewöhnliche Begabung und künstlerische Herrschaft verrathen, die als Ganzes aber künstlich und formlos erscheinen.

Daß der Gedanke nicht die Form, wohl aber die Form den Gedanken adelt, wurde in einer Ausstellung französischer Skulpturen im Hohenzollern-Kunstgewerbehaus bekräftigt. Die Franzosen verzichten meist auf den Gedankenapparat und sind, vermöge einer natürlichen Sinnlichkeit, naiver im Verarbeiten der anschaulich gewonnenen Werthe. Die Ergebnisse liegen vor Aller Augen. Die bewundernswerthe Kraft der Tradition in der Bildenden Kunst Frankreichs ist nicht ein Werk des Bewußtseins der einzelnen Geschlechter. Die prachtvoll konsequenten Entwickelunglinien, die von einer Diana Jeans Goujon zur Odaliske von Ingres und von dort zur Olympia Manets, von den reichen Barocküberlieferungen zu den hier ausgestellten Werken von Bourdelle, Dalau, Desbois, Valloton und Rodin führen und unserer Erkenntniß zu Kurven des historischen Fortschreitens werden, sind einzig Ergebnisse eines Wollens, das in jeder Stunde nur sich selbst bezweckt hat. Denn die Tradition stellt sich von selbst ein, wenn der Künstler nicht bewußt um sie, sondern um ein persönliches Erlebniß ringt. Klinger sucht in Griechenland und Italien Anknüpfungpunkte; und doch haben seine Werke keinen Stil im höheren Sinn. Der Stil ist eine Begleiterscheinung der reif gewordenen Anschauungskraft. Er ist bei diesen Franzosen, Rodin ausgenommen, nicht großer Art, aber rein. In dem kolossalischen „Denker" Rodins ist freilich auch eine leise Note Klinger enthalten. Die brütende luziferische Gestalt ist zum Theil begrifflich konstruirt. Das rächt sich durch eine gewisse Starrheit, die hinter der Monumentalität die Modellpose erkennen läßt. Es ist nur ein Nebenton; aber er genügt, um den Keim der Vergänglichkeit in das Werk zu tragen.

Für die neuste deutsche Plastik bezeichnend waren einige Arbeiten Engelmanns — bei Cassirer ausgestellt —, die ihrer Art nach etwa zwischen den Franzosen und Klinger stehen. Wie Richard Engelmann, so ringen bei uns viele Bildhauer mit dem Begriff und kämpfen sich langsam, erzogen vom Impressionismus, zur reinen Anschauung durch. In Engelmanns Skulpturen ist der Zwiespalt zu spüren und der Wunsch nach Ueberwindung; und diese sichtbare Entwickelung fordert Aufmerksamkeit. Nicht Viele wissen, was es bedeutet, in Deutschland, in Berlin gar Bildhauer mit höchsten Zielen zu sein. Erstens fehlt, selbst aus dem „modernen" Publikum, die praktische Förderung oder nur Ermuthigung; dann erdrückt die Uebermacht der Hofkunst den so nothwendigen Erfolg; und endlich versperrt die Autorität der genialischen Gedankenkunst Klingers dem Strebenden den einzig zukunftreichen Weg. Die Maler sind aus dem Gröbsten heraus; wenn sie nicht vorwärts kommen, ist es ihre eigene Schuld. Die Bildhauer aber stehen noch am Anfang des Befreiungskampfes und bedürfen jetzt der allgemeinen Theilnahme. Der Ge-

Digitized by Google

fahren, sich zu verirren, sind noch viele. Neben den alten Meistern bleibt Rodin der einzige Lehrer; und er ist ein gefährlicher Lehrer. Der bedenklichen Lockung, sich in geschickten, klugen Stilspielereien, im technisch-artistischen Formalismus zu verlieren — man denke an Wrba oder, bedingter, an Hahn —, ist Engelmann glücklich ausgewichen. Und wohl nicht nur, weil diese Früchte ihm nicht erreichbar sind. Technisch ist er freilich nicht so gewandt wie die Uebergeschickten der Sezessionen; was er vor ihnen aber voraus hat, was sein Wollen hoffnungvoll macht, ist, daß er auf jede eitle Wirkung verzichtet, nicht nach außen Eindruck zu machen sucht, sondern den Kunstfragen, wie sie ihn beschäftigen, von innen heraus Antworten zu finden trachtet. Die verschiedenen Stoffe — ein Kampf der Geschlechter, eine Frau im Wind, mit sozialer, nach Liebermann und Israels weisender Note, ein lyrisch empfundenes Liebespaar und der Kopf einer Rebellin — beweisen, daß eine Lebenstotalität künstlerisch nach Formen ringt. Das ist bei einem Bildhauer unserer Tage ein seltener Fall. Um so größer ist freilich in der ganz auf Form gestellten Skulptur die Gefahr, dem Begrifflichen zum Opfer zu fallen. Wenn man jedoch sieht, wie sich hier ein entschiedenes Formgefühl aus den Banden vorgefaßter Gedanken und Schulformeln befreit, wenn man neben mühevoller Modellarbeit das als charakteristisch Empfundene, neben der zum Theil noch unsicheren Ausführung die geschlossene, ganz plastische Komposition wahrnimmt, kann man diese nicht von genialischem Temperament, nicht einmal von leichtflüssigem Talent bediente Künstlernatur, der aber ganz ernster Wille zum Besten und lebendiger Instinkt für das Nothwendige eigen sind, den wenigen Vertretern einer modernen deutschen Skulptur zuzählen, die für die Zukunft entscheidendere Bedeutung haben wird als die tiefe Gedankenkunst Klingers. Die Arbeit beginnt freilich erst; daß sie aber verstanden wird, beweisen Engelmanns Werke ganz klar.

Auf allgemeines Interesse für diese Arbeit ist freilich vor der Hand nicht zu rechnen. Denn im neuromantischen Deutschland sind die „tiefen Gedanken" einmal Trumpf. Der Maler braucht, entgegen seinen vielgerühmten Alten Meistern, nicht eben ein guter Maler zu sein; es genügt, wenn er Zeichenstift und Pinsel akademisch schulgemäß handhaben lernt, um „Ideen" mit Linien und Formen umkleiden zu können. Ueber Cornelius und seine Schule rümpft heute jeder Jüngling die Nase; und doch herrschen die cornelianischen Grundsätze nach wie vor. Nur sind die Begriffe jetzt nicht mehr philologisch gelehrt und werden nicht mehr zeichnerisch ausgedrückt, sondern sie sind nun poetisch-dramatischer Art und werden heute in bunter Farbigkeit dargestellt. Statt der grauen Kartonkunst ist, seit Böcklin, die „Gluth eines berauschenden Kolorismus" getreten. Unter der reich aufgetragenen Farbe jedoch sieht man auch jetzt noch die beschreibenden Linien einer nur dekorativ

Digitized by Google

illuminirten Zeichenkunst. Der Begriff kann eben ohne die Linie oder den Komplex gar nicht auskommen. Was bei dem Alten in Florenz aber bacchischer Einfall war, der genialen Laune oder der weinseligen Spekulation eines vom Leben übervollen Herzens entsprang, wird bei den Nachfolgern nun zum erklügelten Buchgedanken. Wo Böcklin seine Fabelwesen zu organisiren verstand, sie mit einer Fülle empirischer Logik und Phantasie plastisch wahrscheinlich machte, begnügen sich seine Nachahmer mit mühsäligen Modellkompilationen. Karl Mediz, der eine Kollektivausstellung im Künstlerhaus hatte, malt, zum Beispiel, als Harpyie einen weiblichen Akt, der nichts Vogelähnliches hat als angeklebte Flügel und Klauen statt der Füße; er setzt die Dame auf einen Felsen inmitten des Ozeans: und das Symbol ist fertig. Oder er verbindet willkürlich einen Frauenleib mit einem Baumstamm; dieses hölzerne Weib reicht einem anderen, im Wasser stehenden Blumen zu: Das heißt dann „der Frühling" oder ähnlich. Die Bedeutung solcher Symbolismen kennt nicht einmal der Maler selbst; daß das Unverständliche aber tiefsinnig sein müsse, glauben von hundert Besuchern immer neunzig. Diese nennen den Künstler einen „Maler-Poeten" und glauben im Ernst, die Verquickung zweier Künste sei ein Fortschritt. Das darf in der Zeit des „Gesammtkunstwerkes" freilich nicht in Erstaunen setzen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Grüne Heinrich, der allerdings später auch ein gelehrter Kopfmaler wurde und den letzten logischen Schritt zur Poesie unternahm, als er sich mit seinem Begriffsschatz in der Malerei nicht heimisch fühlte, weiß aus seinen Lehrjahren zu berichten, daß „ein wahrer Ton immer einen ganz eigenthümlichen Zauber übt". Eben dieser Zauber aber, der von der Richtigkeit der Töne oder Valeurs ausgeht, ist ein wesentlicher Theil der wirklichen „Poesie" in der Malerei. Wer es nicht glauben mag, konnte von den Bildern im Künstlerhaus zu Cassirer hinübergehen, wo ein Cyklus von Monet, „Die Themse", zu sehen war.

Hier verzieht der Kunstpatriot spöttisch den Mund: „Natürlich, die Franzosen!" Und er fügt, im Hochgefühl seiner antisemitischen Idealität, sinnig den Verdacht hinzu, der Schriftsteller sei wohl die Kreatur eines Kunsthändlers, der mit Monets handelt. Das ist des Landes bei uns der Brauch. Unfähigkeit und Lässigkeit der schlechten Musikanten bewegen sich gern hinter dem Alleweltschilde des Patriotismus; was aber nicht die Entrüstung verhindert, wenn einmal einem deutschen Künstler, wie etwa Richard Wagner, in Frankreich die Anerkennung versagt wird. Leider vermag solche Charakterstärke die Thatsache nicht aus der Welt zu schaffen, daß die Franzosen von den Lebenden allein uns heute zeigen können, was gute Malerei ist, wie wir ihnen längst zu beweisen vermochten, was gute Musik ist. Die französischen Künstler befolgen in der Bildenden Kunst das selbe Verfahren, das unsere

Digitized by Google

Musik klassisch gemacht hat: sie gehen nie vom vorgefaßten Gedanken aus, sondern vom lebendigen Gefühl. Monets Themsebilder sind vom Fenster eines Hotels aus gemalt. Sie zeigen nur zwei Motive: eine Brücke und das Parlamentsgebäude. Das an der Hand der unter einander genau übereinstimmenden Bildausschnitte eigentlich Dargestellte ist das Wetter, die Stimmung, die nebelige Morgenluft, beleuchtet, durchdrungen vom Sonnenstrahl, das Athmen des im Ruhebett von Dunst und Dämmer thaufrisch erwachenden Morgens, die in Klarheit und Kühle, in Feuchtigkeit oder Lichtgeflimmer prangenden Tageszeiten. Was uns in der Natur, wenn wir mit kräftigen Sinnen hineinschauen, so mächtig ergreift: die aus Licht und Atmosphäre gewebte Schönheit, deren Zauberschleier über allen Dingen liegt; die unendlich überzeugende Gegenwärtigkeit alles Seins, die so selbstverständlich und fremdartig, so erdgeboren und immateriell zugleich und so natürlich-übersinnlich wie das Gefühl für Raum und Zeit ist; das athmende Naturleben, das nur vorhanden scheint, um uns unser persönliches Leben zu bestätigen, und das jeden Empfindenden im Temperament zum Künstler macht; das Wesenhafte der Außenwelt, worin das Sein zum Schein und der Schein zum Sein wird und das uns lockt, glücklich und nach Thaten sehnsüchtig die Arme auszubreiten: das Alles hat Monet in seinem anspruchslosen Cyklus gemalt, indem er nur sein treues Auge befragte. In staunenswerther Selbstzucht hat er gelernt, daß Auge und Gefühl einander den Anschauungstoff immer bestätigen, wenn der Begriff sich nicht hineinmischt, hat gelernt, alle Theile in ihren Relationen zu einem Ganzen zu sehen und darzustellen; und diese in einem langen, wohlangewandten Leben gewonnene Künstlerweisheit befähigt ihn, den Steigerung- und Konzentrirungprozeß, den wir Stil nennen, sofort vor der Natur vorzunehmen. Ja, seine Anschauungweise selbst ist schon der Stil, weil sie nur Form wahrzunehmen vermag. Analysirt man die von den Bildern ausgehende Wirkung, so findet man, daß die absolute Richtigkeit der Töne das Baumaterial ist, daß die genaue Proportionirung der Tonwerthe die innigste Poesie schafft. Eine einzige falsche Farbe konnte Alles verderben; und darin liegt dann freilich auch eine Gefahr dieser Malerei. Sie nähert sich hier und da dem Süßlichen und ist so überreif, daß sie die Empfindung erweckt, als genösse man eine bis ins Innerste durchsüßte Frucht. Man sieht die Grenze, wo, hart neben der zartesten Nuance, das Summarische beginnt. Zwischen diesen mit den reifen Erfahrungen von allen Möglichkeiten gemalten Bildern Monets und den dekorativen Farbedrucken Rivières liegt eine ganze Welt; aber diese Welt ist mit einem einzigen Schritt zu durchmessen.

Unsere Künstler wollen die Fülle des Lernbaren in solchen Anregungen immer noch nicht erkennen. Wo bleibt der Maler, der uns die noch nicht

Digitized by Google

erfaßte Schönheit Berlins schildert? Ein Cyklus, der uns die Gendarmenkirche in den wechselnden Simmungen der Großstadtatmosphäre zeigt, könnte seine Motive ohne Scheu neben die von Monet so glücklich gewählten Stadtbilder Londons stellen. Skarbina ist künstlerisch ein Boulevardier, freilich nur ein berlinischer; und Hübner ist nicht frei und selbständig genug. Leistikow — seine letzte Ausstellung bei Cassirer bewies es wieder — ist ein Opfer seiner ehrlichen und gehaltvollen, aber in einem Punkt auch begrifflich verallgemeinernden Manier geworden. Und Paul Baum, vielleicht die beste Hoffnung der Berliner Sezession, ist noch von seinem neoimpressionistischen System abhängig, das er wohl zu benutzen versteht, womit ihm feine und wahre Wirkungen gelingen, das aber doch mehr Herrschaft über das Gefühlsleben des Künstlers übt, als es ein technisches Prinzip darf. Was er in seiner Ausstellung gab, war mehr eine tief gefühlte, auf die Natur angewandte Formel als in nothwendige Form geprägtes Gefühl. Allen diesen Malern fehlt es an der weisen Einfalt, der tiefen Menschlichkeit, die nicht anders kann. Liebermann hätte es; aber seine Natur führt ihn andere Wege.

Vor fünfzehn Jahren wurde uns oft versichert, Lesser Ury würde der ersehnte Maler der Großstadt werden; und heute giebt es sogar Kunstfreunde, die angesichts der Kollektivausstellung bei Keller & Reiner verkündeten, Ury sei über die Versprechungen jener Zeit hinausgegangen und zu einer Höhe gelangt, wo ihm das Prädikat „genial" nicht vorenthalten werden darf. Wenn irgendwo, so bestätigt sich in diesem Fall, daß sich die Erscheinungen zwar ändern, das Verhältniß des gebildeten Deutschen zur Kunst aber stets von den selben falschen Voraussetzungen ausgeht. Denn auch Urys Malerei ist wieder Begriffskunst; allerdings eine so geschickt drapirte, daß sie für dem ersten Blick wie das Gegentheil aussieht. Der Maler hat nämlich den pfiffigen Schwärmergedanken gehabt, sich an den Begriff vom Impressionismus zu halten, wie dieser sich banal und äußerlich bei einem großen Theil des Publikums festgesetzt hat. Indem Ury diesem allermodernsten Kunstbegriff eine Form schuf, ist ihm der Ruhm geworden, er habe den Impressionismus überwunden. In Wahrheit handelt es sich um eine künstlich frisirte, urtheillose Malerei, die einer That der Großmannssucht verzweifelt ähnlich sieht und worüber man nicht viele Worte zu verlieren brauchte, wenn der Oeffentlichkeit nicht immer wieder von einer Schaar gläubiger, ahnungloser Zionisten gesagt würde, diese wirklich einmal im üblen Sinn jüdische Kunst sei tiefsinnig und genial.

Das Skizzenhafte in den Bildern der impressionistischen Meister ist immer Ergebniß konzentrirter Anstrengung. Was Liebermann giebt, wenn er Wasser malt, ist eine Essenz, worin das Wesentliche vieler Anschauungen enthalten ist. Die Voraussetzung für solche Arbeitweise ist ein tiefes Studium, ein unbeirrbarer Wirklichkeitsinn und geläuterter Wahrheitdrang. All diese

Digitized by Google

Eigenschaften fehlen Urys Malerei. Auch er läßt sich impressioniren, aber wie ein Dekorationenmaler, der auf Grund flüchtig wahrgenommener Effekte schreiende Palettenlügen fabrizirt, die für Weinstubenwände gut sein mögen. Das so Hervorgebrachte steht noch unter den Lithographien Rivières. Wo der Lithograph durch die Reproduktionmittel beschränkt ist und innerhalb seiner kahlen Grenzen dennoch das Aeußerste an Wahrheit zu erreichen strebt, da bringt Ury mit der Fülle ihm zu Gebote stehender Mittel nicht einmal eine reine Tapetenwirkung heraus, weil die Voraussetzung selbst hierfür fehlt: die kluge Reduzirung eines Eindruckes auf ein paar Grundelemente. Von kleinen Pastellen, worin sich ein zartgebautes mittleres Talent verräth, abgesehen, ist seine romantisch stilisirende Malerei nicht viel mehr als ein „Gepinsel, das sich von selbst hinschmiert." Sein Publikum spricht jedoch von glühendem Farbenzauber. Bunt sind die Bilder, aber nicht farbig; das selbe Gelb, Himbeerroth oder Schwarzblau, die selben Anilinlüfte und Baumkngethüme kehren immer wieder. Es ist ein Schema, das aus Turner, Leistikow, Böcklin und einem halben Dutzend französischer Meister zusammengebraut ist und für die bessere Ansichtpostkarte gemacht scheint. Unfaßlich ist, wie kluge Menschen es ernst nehmen können, wenn dieser kleine, sentimentale und hysterische Geist in Bildern wie „Der Mensch", „Jeremias" oder „Die Vertreibung aus dem Paradies" in den Siebenmeilenstiefeln Michelangelos grotesk einherschlurft. Man lobt den Vereinfachungprozeß dieser Malerei und doch hat sie eine Vielheit nie gekannt; man spricht von Uebersetzung, ohne daß nur von einem Sprechen die Rede sein kann; und als Kraft wird erklärt, was ein Beispiel der Gefühlsduselei Derer ist, die gern möchten und nicht können. Wer Ury zum Genie stempelt und nicht laut auflacht, wenn, wie neulich geschehen ist, vor hunderttausend Lesern angedeutet wird, dieser Lehrling habe das Wesentliche an Liebermanns früheren Bildern gemalt, ist nicht berechtigt, die Thaten der Siegesallee zu bespötteln. Diese ganzmoderne Kunstübung ist genau so werthlos wie der ödeste Akademismus, ja, werthloser, weil ihr selbst die Philistertugenden fehlen: Fleiß, Geduld und Genauigkeit.

Es ist immer das alte Lied mit neuem Text. Und so wird es bleiben, so lange das Auge nicht ausgebildet ist, seine Funktionen im ganzen Umfang zu üben, so lange der Begriff herrscht und die Anschauungskraft in den Banden vorgefaßter Meinungen oder fertiger Urtheile liegt und so lange man den eigenen Werken: den Menschengedanken, mehr vertraut als den Schöpfungsgedanken Gottes, die alle Werke der Natur mit einer geheimnißvollen, von Leben zitternden Atmosphäre der Ewigkeit umgeben.

Friedenau. Karl Scheffler.

Digitized by Google

Wie feiern wir Schiller?

Wir gehen dem Schillerjubiläum entgegen. Wieder regt sich, wie an all solchen Tagen der Erinnerung an einen hochgeistigen Führer der Nation, der sehnliche Wunsch, dieser äußere Anlaß möchte eine innere Wende bedeuten. Eine Wende zu höherem Stil in Kunst und Lebensführung. Was kann die Schillerfeier dazu beitragen?

Männer von Einfluß berathen längst in Komiteesitzungen und Zeitschriften, wie Schiller würdig zu feiern sei. „Erfreulich zeigt es sich schon jetzt: der Stolz auf unseren Schiller ist im deutschen Volke noch allgemein. Männer aus allen Parteien werden in ihm einen Verfechter ihrer eigenen Ideale sehen. Das Volk der Idealisten sind ja immer noch wir" u. s. w. Aus diesen Sätzen klingt das Behagen eines anscheinend sicheren Besitzes. Besitzt man aber in Geist und Wahrheit, was man so absichtvoll feiert? Ich lese weiter und finde zur Feier des Kantianers Schiller folgende Vorschläge: „Ein Jeder von uns weiß Forderungen der ästhetischen Kultur, die sich verwirklichen ließen, fehlte es nicht an Geld. Da ist ein schöner alter Bau, den der Besitzer abreißen will, weil ihm der Verkauf des Grundstückes mehr einbringt: wie, wenn die Stadt den Mehrbetrag aufbrächte und dann auf einer Tafel besagte: ‚Schillern zu Ehren 1905 gesichert durch die Stadt'? Dort thut ein Brunnen noth: man mache ihn schöner als sonst, man mache einen ‚Schillerbrunnen' daraus, womit übrigens ja nicht gesagt werden soll, daß man ihn mit Emblemen oder auch nur einem Medaillon aufputze; im Sinne wahrhaftiger ästhetischer Kultur sachlich gestalten, eben Das heißt ja schon: Schillern auf das Bestmögliche ehren. Oder man errichte an schöner Stelle eine Ruhebank Schillern zu Ehren in edlerer Form . . . Man setze nicht Steine oder Medaillons oder Denkmäler mit dem einzigen Zweck, an den Schillertag zu erinnern, sondern man frage sich zuerst: Was kann die ästhetische Kultur am Orte brauchen? Und verbinde mit der Befriedigung dieses Bedürfnisses die Ehrung des großen Forderers ästhetischer Kultur. Und will man einen Schiller-Baum setzen, so . . ." Und so weiter. So äußert sich einer der bekanntesten Wortführer dieser jetzt herrschenden Art von ästhetischer Kultur.

Hier ist uns an einem glänzenden Beispiel vor Augen geführt, was ich unter Oberflächenkultur verstehe. Ich bitte, das Wort unbefangen in seinem sprachlichen Sinn zu deuten und nur leise das davon abgeleitete Wort Oberflächlichkeit hineinschwingen zu lassen. Diese „ästhetische Kultur" hat nichts gemein mit Dem, was Schiller unter ästhetischer Kultur verstanden hat. Schillers unermeßlich Reich war, wie es in der „Huldigung der Künste" heißt, der Gedanke, und sein geflügelt Werkzeug das Wort. Und so konnte ihm gar

Digitized by Google

nicht einfallen, an der Außenseite und Erscheinung der Dinge herumzuflicken, da er sofort zum „stilleren Selbst" des Menschen vordrang, aus dem sich dann die aufbauende Thätigkeit von selber ergiebt.

Wie sich der Geist von innen heraus den Körper baut und von einem gesicherten Centrum aus die andrängenden Ereignisse in Empfindungen und Entschlüsse verwandelt, so geht alle Aufgabe der Erziehung dahin, diese Centralkraft in der Kindesseele in Thätigkeit zu versetzen. Ist Dies nun durch suggestives Vorbild einer selber warmherzigen Persönlichkeit gelungen, so ist das Spiel gewonnen. Denn von innen heraus baut nun das selbstdenkende Kind den Zellenstaat seiner kleinen Welt. Ganz von selber; denn es ist in die Wärme-Schwingung versetzt, in der sich der schaffende Lehrer selbst befindet. Und so arbeitet es nun mit dem Lehrer zusammen, ergänzt ihn, fliegt ihm sogar oft voraus. Der Unterricht ist fortan ein Austausch zwischen zwei lebendigen Polen.

Anders freilich ist es beim Zeichenunterricht. Und hier ist der bemerkenswerthe Punkt, wo ich mit jener von Malerei und Kunstgewerbe beeinflußten „ästhetischen Kultur" nicht übereinstimmen kann. Hier sind wir in der That nicht mehr im unermeßlichen Reich des Gedankens und unser Werkzeug ist nicht mehr das geflügelte, suggestiv und elektrisch wirkende Wort. Hier handelt es sich um Uebung des Auges. Und durch das Auge hindurch um Schulung des Symmetrie-Gefühles, des Formen-Sinnes, des malerischen und architektonischen Geschmackes. Hier wird in der That „von außen nach innen" unterrichtet; aber das „Innen" sitzt nicht tief und darf nicht tief sitzen, weil bei dieser Kultur wesentlich die Sinne betheiligt sind, und zwar die Seh-Organe. Auch Dies ist nützlich und angenehm. Und Schiller-Bäume, Schiller-Brunnen, Schiller-Ruhebänke sind sicherlich eine wünschenswerthe Sache, falls sie geschmackvoll unsere vielfach so entstellte Landschaft zieren. Aber der „große Forderer ästhetischer Kultur" hat denn doch andere Dinge gefordert.

Ihm war die Poesie nicht ein Anschauen, sondern ein inneres Ringen und Erleben. Er fing die ästhetische Kultur mit sich selber an, indem er sich nicht an die räumlichen Dinge verlor, sondern sein „innerstes Selbst" suchte und fand, unter Leitung der großen Griechen, der Geschichte und der kantischen Philosophie, die ihm sein eigenes Ringen klärend widerspiegelten. Dieser schwere Gedankenweg, diese wachsende Vergeistigung brachte dann eine viel bessere Verfeinerung der Sinne mit sich, als sie das bestgeübte Auge an und für sich zu erzielen vermag. So kam jener hoheitvolle Schimmer über Wortwahl und Ton seines Vortrages, jener zündende Redeklang, der nur darum in Andere überschwingt, weil er innerstes Erlebniß und selbsteigene Errungenschaft ist.

Man hat 1859, als man zwischen 1848 und der ersehnten Einigung des Reiches stand, wesentlich den schwungvollen Dichter der Freiheit gefeiert.

Digitized by Google

Wir von heute sind überladen mit öffentlichen Feiern und lautem Wesen. Wir brauchen stille Vertiefung. Schiller und Goethe sind uns den Weg in solche thätige Stille vorangegangen. Als Schiller den Kreis seiner dresdener Anregungen durchlaufen hatte, standen ihm zwei Möglichkeiten offen: er konnte in Hamburg Theaterdichter werden oder in der Stadt der feinsten deutschen Geister an sich selber arbeiten. Dort winkte Volksgunst und lauter Erfolg, hier war, zwischen so fest besetzten Plätzen, strengste Arbeit geboten, um zuletzt den Beifall der Besten der Nation zu erlangen, nicht gestört von Zurufen des Publikums. Er hat diesen schweren Weg vorgezogen, an dessen Endziel Goethe stand, der vornehmste Dichtergeist des damaligen Deutschlands. Im soeben vollendeten „Carlos" reifen der Infant und die Königin, unter Posas Führung, aus begehrender Liebe zu einer geläuterten Liebe empor. Die neue und höhere Liebe galt „Flandern", das überall und nirgends liegt, wie Karl Moors „Böhmische Wälder", galt der zu hebenden Menschheit. Schiller fing nun dies selbstlose Werk der Befreiung „Flanderns" mit sich selber an. Seine Briefe an Körner beweisen, wie er an sich gearbeitet hat. Denn Alles, was uns der Dichter geben kann, ist seine Individualität, heißt eine der bekanntesten programmatischen Aeußerungen unseres dichterischen Erziehers; diese Individualität so sehr wie möglich zu veredeln, zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft. Wer diesen Gang mit dem Dichter geht, Jeder an seinem Ort, Der ist sein recht eigentlicher Leser. Macht aus Eurem eigenen Geist einen schön wachsenden „Schiller-Baum" und aus Eurem eigenen Herzen eine anmuthige „Schiller-Ruhebank", so ist Das die einzige Feier, die der Meinung jenes großen Forderers der ästhetischen Kultur entspricht.

Dies soll keine Mißachtung der öffentlichen Feste sein, nur eine Grenzberichtigung. Weimars Geist und Wesen läßt sich nicht erfassen, indem man einer Bank oder einem Baum den Namen „Schiller" anheftet. Ich halte die Anreize zur Vertiefung, die von solchen Sichtbarkeiten ausgehen, für recht gering, wenn sie auch nicht ganz von der Hand zu weisen sind. Wie viele Kirchen tragen den größten Namen oder den Namen bedeutender religiöser Männer! Wie viele Gebrauchs- oder Schmuckgegenstände tragen den Namen „Bismarck" oder „Kaiser"! Wer aber, der einen Kaiser-Schaumwein trinkt, hat dabei „kaiserliche" Gedanken? Und wer, der eine Franziskaner-Kapelle betrachtet oder einen Bismarck-Thurm besucht, wird von da aus in seinem Innern irgendwie bedeutend beeinflußt? Nochmals: ich will solche Symbole nicht von der Hand weisen. Aber dies Alles ist Schmuck der Erdkruste und hängt nur mittelbar mit dem „unermeßlichen Reich des Gedankens" zusammen.

Dieser, der Gedanke, vermittelt sich auf wesentlich andere Weise, falls er wirklich Lebenskraft ist. Seine Träger sind die Menschen: die ringenden und

Digitized by Google

suchenden Menschen. Von ihnen kann man thatsächlich sagen: Sie sind das „Licht der Welt“ und sind die Wärme der Welt. Sie übertragen durch Ansteckung Licht und Wärme von Mensch zu Mensch. Was suchen sie? Nichts Anderes als Das, was Schiller und Goethe gesucht haben, da sie sich von den landläufigen Bücherschreibern trennten und das geistige, künstlerische, sittliche Eiland „Weimar“ bildeten. Der Tageskunst der Geselligen trat damit eine Mondnachtpoesie der Einsamen an die Seite; Jene sprachen zur Gesellschaft, Diese zur Seele der Menschheit. Auch sie, die beiden Einsamen, waren Söhne der Zeit, aber nicht ihre Zöglinge oder gar Günstlinge, wie der neunte der „ästhetischen Briefe“ ausführt. „Wie verwahrt sich der Künstler vor den Verderbnissen seiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfangen? Er blicke aufwärts nach seiner Würde und nach dem Gesetz, nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfniß!“ So wird ihm dann „schöpferische Ruhe“ und „der große, geduldige Sinn“ verliehen. „Aus dem reinen Aether seiner dämonischen Natur rinnt die Quelle der Schönheit herab, unangesteckt von der Verderbniß der Geschlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln sich wälzen.“ So schafft er der Menschheit die verlorene Würde wieder; er giebt der Welt, auf die er wirkt, die Richtung zum Guten; er schließt ihre Frivolitäten ringsum mit den Symbolen des Vortrefflichen ein. Warum und aus welcher Kraft? Weil er in sich selbst Etwas geweckt hat, das allein Kultur baut: den echten Stolz. Den schöpferischen Stolz auf die Würde im Menschen, den Kant eine „Macht“ nennt, „die keiner Macht der Natur weicht.“

Erst wenn diese Kraft lebendig ist, gewinnen die Symbole Werth und Wahrheit.

Und so geht denn mein Vorschlag dahin: Wenn Ihr Deutschen wirklich noch immer das Volk der thätigen Idealisten seid, so begeht in diesen Monaten eine innere Schillerfeier der stillen Gelöbnisse und der fruchtbaren Vertiefung! Wenn sich Jeder, der am Wesen unseres Volkes oder unserer Jugend bildet und formt, mit einigen Stunden der Sammlung beschenkt, wöchentlich, auf Kosten von irgend welchen flacheren Vergnügungen, und sich in diesen Stunden in Schillers Aufsätze, Briefe, Leben, Gedankendichtungen versenkt, so wird er einen ganz neuen Schiller erleben. Nicht den Bühnen-Schiller und nicht den Schul-Schiller: sondern jenen stolzen und guten Menschen, der um Vergeistigung mit der Materie rang, der Schmerzen und Niedriges immer freier und reiner unter sich zwang und dessen Tod unseren Goethe so erschüttert hat, daß der Greis noch spät bekannte, ihm sei gewesen, als würde ihm mit Schiller die Hälfte seines Lebens hinweggenommen.

Gräfenroda. Fritz Lienhard.

Digitized by Google

Münchener Unternehmer.

Mit einem behaglichen Schmunzeln muß der Berliner die jüngst in münchener Blättern zum Ausdruck gebrachten Bestrebungen, aus Isarathen eine Industriestadt zu machen, verfolgt haben. Das war doch was Anderes als der Streit um die Priorität in der Kunst. Bei diesem Streit wars immerhin zweifelhaft, ob der Athener im Norden oder der im Süden den Vortritt habe; aber in der Industrie: da können die guten Münchener doch nur auf ein mitleidiges Lächeln Anspruch erheben. Daß zwingende Gründe vorlagen, dieses Lächeln bei den in Handel und Industrie besser Situirten auszulösen, dafür werden die Unternehmer der jüngsten münchener Industrie-Enquete eine annehmbare Erklärung kaum vorbringen können. Höchstens die, daß sie sich über die Vorbedingungen wirthschaftlicher Entwickelung im Allgemeinen und Besonderen nicht ganz klar gewesen sind. Diese Unklarheit hat sich in der Beurtheilung Münchens auf zwei Momente erstreckt: auf die natürliche Lage der Stadt und die „Intelligenz" des in ihr hausenden Großkapitals. München und Augsburg liegen an den Brennpunkten der elliptisch gestalteten bayerischen Hochebene; aber München hat das Unglück gehabt, auf den falschen Brennpunkt zu kommen. Seine Tradition ist die eines alten Salzstapelplatzes, während auf Augsburg noch heute der Glanz der großen Zeit der Fugger und Welser, des ausgedehnten Handels mit Italien ruht. Auch Nürnbergs kommerzielle Entwickelung reicht zurück bis in die Blüthezeit der italienischen Handelsrepubliken. Hier, wie in Augsburg, finden wir eine historische Grundlage des Wirthschaftlebens. München hat sie nicht; oder doch nur in einem Industriezweige: der Bierbrauerei.

Hätte Heinrich der Löwe geahnt, welche Unzuträglichkeiten die von ihm getroffene Wahl des Platzes an der zwar schönen, aber nicht schiffbaren Isar, auf mehr kalk- als kohlehaltigem Boden, seiner Gründung einst bereiten sollte, so wäre er vielleicht in der Topographie etwas vorsichtiger gewesen. Vielleicht hat er sich gedacht, was die Natur an Hilfsmitteln versage, werde durch Unternehmungsgeist der späteren Geschlechter ersetzt werden. Aber da ist er im Irrthum gewesen; denn die Dürftigkeit der natürlichen Vorbedingungen für eine gedeihliche Entwickelung der Industrie geht kaum über den Mangel an Thatkraft hinaus, der den Münchener kennzeichnet. Das Eine ist wohl eine Folge des Anderen: eine im Lauf der Jahrhunderte immer tiefer eingewurzelte Resignation, die es sich an den Erzeugnissen der einzigen hervorragenden Großindustrie Münchens genügen läßt. Die Abneigung gegen das Wasser, die bei dem Münchener besonders begreiflich ist — obwohl er auf das Produkt seiner Hochquellenleitung stolz sein kann —, durfte jedoch nicht so weit gehen, die Wasserkraft der Isar zu einem guten Theil ungenutzt zu lassen. Nur eine Firma hat in ihrer Ausbeutung Unternehmungsgeist großen Stils bekundet: Heilmann & Littmann. In Technik und Architektur — bei der Konkurrenz um das neue Schillertheater in Charlottenburg wurde der Entwurf dieser Firma mit dem ersten Preis gekrönt — stehen Heilmann & Littmann in ihren Leistungen an erster Stelle und sie verdienen, neben den Krauß und Maffei genannt zu werden, wenn von Münchens ersten Technikern die Rede ist. Daß Kommerzienrath Heilmann auch auf dem Gebiete der Terrainspekulation — honny soit qui mal y pense — zu den führenden Persönlichkeiten gehört, sei nur am Rande bemerkt.

Wie viel zur Ausnutzung des Wassers hätte gethan werden können, zeigt

Digitized by Google

wieder ein Vergleich mit Augsburg. Die sehr bedeutende Textil- und Maschinenindustrie dieser Stadt, die einen Weltruf genießt, verdankt ihre Größe der richtigen Erkenntniß und Verwerthung der in der Wasserkraft ruhenden Chancen. Ein kürzlich erschienenes Buch, das von den „Wasserkräften Augsburgs" handelt, giebt eine interessante und lehrreiche Darstellung der Entwickelung einer Großindustrie auf der Grundlage der Ausbeutung von Naturkräften. Die Isar steht dem Lech und der Wertach an Ergiebigkeit nicht nach: München könnte also, trotz allen ungünstigen Bedingungen, heute als Industriestadt mehr sein, als es in Wirklichkeit vorstellt, wenn in seinen Mauern das Phlegma nicht größer gewesen wäre als der Spiritus. Und nun droht der einzigen Großindustrie, die es, heute noch unbestritten, als erste auf dem Kontinent besitzt — die Bierindustrie Londons und Milwaukees ist der Münchens wohl schon ebenbürtig —, ernste Gefahr durch die in den neuen Handelsverträgen erfolgte Heraufsetzung des Gerstenzolles. Die Erhöhung der Malz- und Hopfenpreise wird nicht so schwer genommen wie die Vertheuerung der Gerste, die die münchener Brauer recht trüb in die Zukunft blicken läßt. Wie weit ihre Besorgnisse gerechtfertigt sind, ist heute noch nicht zu sagen, da sich erst zeigen muß, ob und in welchem Umfang der Bierkonsum durch die Vertheuerung der wichtigsten Lebensmittel und die dadurch bedingte Einschränkung der Lebenshaltung der breiten Schichten beeinflußt werden wird. Heute schon giebt es genug Leute, die sich zu behaupten getrauen, die große Masse werde ihre Bedürfnisse nicht verringern, sondern die höheren Lebensmittelpreise durch entsprechende Löhne auszugleichen suchen. Dann würden die Brauer also mit einer Vermehrung der Unkosten zu rechnen haben und die Frage wäre, was sie schwerer träfe: diese oder ein Nachlassen des Konsums. Die münchener Brauindustrie könnte der Zukunft mit mehr Ruhe entgegensehen, wenn sie noch auf der Höhe ihrer Entwickelung stünde. Daß sie diese bereits überschritten hat und sich, wenn auch langsam, in absteigender Richtung bewegt, kann heute nur verblendeter Lokalpatriotismus leugnen. Bei den meisten Großbrauereien ist bisher, dank den in guten Zeiten angesammelten umfangreichen Reserven, von einem Rückgang der Erträgnisse noch nicht viel zu merken; wer jedoch zwischen den Zeilen der letzten Geschäftsberichte zu lesen verstand und den Auslassungen in einzelnen Generalversammlungen aufmerksam folgte, hat den pessimistischen Ton, den all diese Darlegungen trugen, gewiß nicht überhört. Die von Jahr zu Jahr schärfer werdende Konkurrenz hat große Uebelstände für die Brauereien im Gefolge gehabt: so große, daß sie ihre „Absatzziffern" in den Rechenschaftsberichten nicht mehr angeben, um der ruinösen „Hektoliterjagd" den Ansporn zu nehmen. Mag in Wahrheit der Wunsch, den Rückgang des Bierverkaufes zu verschweigen, den neuen Modus geschaffen haben: ein Symptom für die Verschlechterung der Lage bleibt er in jedem Fall.

Schlimmer noch als die Verringerung des Absatzes ist eine andere Konsequenz des anschwellenden Wettbewerbes: die ausgedehnte Gewährung von Darlehen zur Erhaltung der alten und Heranziehung neuer Kundschaft. Zu welchen an die Zeiten der schlimmsten Drangsalirungen der Schuldner durch ihre Gläubiger erinnernden Auswüchsen dieses System der Hergabe von Darlehen an Wirthe in einzelnen Fällen geführt hat, ist der Oeffentlichkeit nicht verborgen geblieben. Gegen die Macht der Verhältnisse läßt sich jedoch nicht ankämpfen, und wenn die Wogen der Erregung über die „wucherischen Ausbeutungen" sich, rasch, wie sie empor-

Digitized by Google

schlungen, wieder gelegt haben, denkt Keiner mehr, außer den direkt Betroffenen, an diese schädlichen Auswüchse des Kreditwesens. Daß die Kreditgeber in eben so empfindlicher Weise wie die Schuldner unter solchen Darlehensgeschäften leiden, davon kann manche Brauerei ein Lied singen. Die zehn münchener Aktienunternehmen — von ihnen hat die Brauerei zum Münchener Kindl mit Ablauf des verflossenen Jahres, nach einer langen, ruhm- und dividendenlosen Betriebsperiode, das Zeitliche gesegnet — hatten Ende 1904 rund 23 Millionen Mark Darlehen an Wirthe gegeben. Das heißt: nicht weniger als beinahe 80 Prozent eines Gesammtaktienkapitals von 32 Millionen steckten in sogenannten „Wirthshypotheken". Daß sich unter den Darlehen auch solche befinden, die nicht hypothekarisch sichergestellt sind, habe ich dabei gar nicht in Berücksichtigung gezogen. Die „Bonität" der auf diese Weise festgelegten Kapitalien, die natürlich dem Betrieb entzogen sind, hängt ganz von der Zahlungfähigkeit der Darlehensnehmer ab und diese wieder beruht in der Hauptsache auf dem Geschäftsgang in den Wirthschaften. Das starke Anwachsen der „Wirthshypotheken" deutet nun nicht gerade auf eine besonders günstige Situation hin; und so kann man wohl sagen, daß die Qualität der erwähnten Ausleihungen in umgekehrtem Verhältniß zu ihrer Quantität steht. Je höher die in Frage kommenden Posten in den Bilanzen der Brauereien sind, desto geringer ist ihr positiver Aktivwerth. Für die Aktionäre mag es ein Trost sein, daß die Darlehen durch Pfandobjekte gesichert sind; die Gesellschaften werden darüber in den meisten Fällen weniger Freude empfinden, weil jede Erweiterung ihres Immobiliarbesitzes zu einer neuen Zersplitterung der geschäftlichen Interessen der Verwaltung führt, die ihre Kraft nicht mehr allein dem Brauereibetrieb widmen kann, sondern nebenbei noch Grundstücksgeschäfte betreiben muß.

Einen Rückhalt bieten, wie schon gesagt, die in guten Jahren aufgehäuften Reserven. Sie machen im Gesammtdurchschnitt etwa 50 Prozent des Aktienkapitals aus. Die in solcher Thesaurirungpolitik zum Ausdruck kommende Vorsicht hat die Gersten- und Hopfenlieferanten mit ihren oft recht aufdringlichen Kreditgewährungsgelüsten bisher meist in respektvoller Entfernung von dem Posten „Kreditoren" zu halten vermocht. Für diese den Brauereien leider unentbehrlichen Hilfskräfte ist es in vielen Fällen nicht nur eine Ehre, sondern auch ein Vergnügen, langfristigen Kredit und bare Darlehen zu konzediren. Die mittleren und kleinen Unternehmen können traurige Geschichten von diesen „Freundschaftbezeugungen" erzählen, durch die sie in sklavische Abhängigkeit von den Lieferanten gerathen sind. Bei den meisten Großbrauereien dagegen machen sich die Rohmaterialhändler vorläufig nur dadurch bemerkbar, daß sie die einzigen sind, die regelmäßig die Generalversammlungen besuchen und dort zum Schluß der Verwaltung in gewählten Worten ihren Dank aussprechen. Ob für pünktliche Bezahlung, hohe Zinsen oder gute Geschäftsführung: Das zu entscheiden, bleibt der Kombination und dem Talent, aus Menschengesichtern zu lesen, überlassen. Wenn die Gesellschaften ihre Kreditoren von parasitären Elementen freizuhalten vermögen, werden sie, für die nächste Zukunft wenigstens, noch nicht um ihre Selbständigkeit zu bangen brauchen. Gelingts ihnen nicht, bleibt als einziger Ausweg: das Kartell. Fürs Erste ist mit einem Rückgang der Dividenden zu rechnen, mit dem sich die Aktionäre abfinden mögen. Vielleicht wäre es gut, wenn man den konservativen Geist, der, wie auf dem wirthschaftlichen Leben Münchens überhaupt, so auch auf den Großbraue-

Digitized by Google

reien (und da ganz besonders auf den solidesten) lastet, weniger liebevoll gepflegt hätte. Dieser an sich ja ganz respektable Geist hat, zum Beispiel, aus dem Aufsichtrath des größten und angesehensten münchener Brauereiunternehmens, der Löwenbrauerei, eine Altersversorgunganstalt gemacht. Eine glänzende — denn jedes beneidenswerthe Mitglied dieses Prytaneions bezieht an Tantiemen jährlich etwa 25000 Mark —, nur hat sie eben den Nachtheil, daß die Träger des „lastenreichen" Aufsichtamtes sich von ihren Posten nicht trennen können, mögen sie auch längst das biblische Alter überschritten haben. Ein kleines Revirement wäre gewiß nicht vom Uebel; neue Männer bringen neue Ideen. Eine konservative Gesinnung, wie sie die Sedlmayrs — Karl und Anton aus der Dynastie Gabriel — bekunden, die aus ihrer Spatenbrauerei durchaus keine Aktiengesellschaft machen wollen, läßt man sich schon eher gefallen. Die Leute haben Recht; wozu sollen sie Jeden seine Nase in ihre Bilanz stecken lassen? Von einer Vereinigung Löwen- und Spatenbrauerei ist also keine Rede. Karl Sedlmayr lacht Einem ins Gesicht, wenn man ihm damit kommt. Nicht einmal eine Familiengründung soll aus dem Geschäft werden, wenns mal die Kinder bekommen. Auch der Vetter Joseph Sedlmayr, dem die „Franziskanerbrauerei zum Leistbräu" gehört, hält am Privatbetrieb fest.

Ausgeprägter Familiensinn ist bei den Schüleins zu finden, die in der Brauindustrie das radikale Element vertreten. Smarte Herren, die wissen, wo die guten Trauben hängen. Erst eine Liaison mit der bayerischen Filiale der Deutschen Bank, die aus der Unionbrauerei eine Aktiengesellschaft gemacht hat, und nachher die ewig denkwürdige Fusion mit der Brauerei zum Münchener Kindl. Dieser durch die Bayerische Vereinsbank Jahre lang galvanisirten Leiche wollen die Gebrüder Schülein neues Leben einhauchen. Aus dem Versuch kann vielleicht Etwas werden, denn die Schüleins haben den ganzen Krempel im Ramsch gekauft; aber die Sache kann auch schief gehen, sintemal die Kindlbrauerei rediviva, genau so wie die verstorbene, mit einer Kundschaft zu rechnen hat, die sich mehr durch Gesinnungtüchtigkeit als durch den Besitz irdischer Güter auszeichnet. Die Unionbrauerei aber nähert sich, obwohl die jüngste der Aktiengesellschaften, mit ihrem Kapital bereits der größten ihrer Schwestern, der Löwenbrauerei, und hat davon schon einen sehr stattlichen Posten in Wirthsdarlehen festgelegt. Da heißts aufpassen, wenn die Dividende nicht leiden soll. Fachmännische Tüchtigkeit genügt oft nicht allein, wie das Beispiel des als Brauereichemiker wie als Redner gleich hervorragenden Leiters der Paulanerbrauerei, Dr. Jodlbauer, zeigt. Gerade seine Gesellschaft hat, trotz dem einträglichen Salvatorprivileg, die nachtheiligen Wirkungen der wachsenden Konkurrenz in ihrer Bilanz besonders deutlich gezeigt.

Der Mangel an starken Persönlichkeiten, der sich in der Industrie bemerkbar macht, tritt in fast noch höherem Maße im Bankwesen hervor. Hier fehlt es, bis auf einzelne Ausnahmen, an Männern mit weitem Blick, kühnem Unternehmungsgeist und schnell zupackender Thatkraft. Deshalb mußte konstatirt werden, daß, neben manchen ungünstigen äußeren Verhältnissen, die nicht genügende Intelligenz des Großkapitales an der dürftigen wirthschaftlichen Entwickelung Münchens die Schuld trägt. Das den großen bayerischen Bankinstituten eigene gemischte System von Hypotheken- und Kreditbank hindert jeden Fortschritt. Eine Bank, die Pfandbriefe ausgibt, die außerdem für ihre Obligationen das Privilegium der Mündelsicherheit besitzt, kann auf der anderen Seite keine großen Finanzgeschäfte machen.

Digitized by Google

Sie muß sich, wenn sie nicht von ganz phänomenalen Köpfen geleitet wird, in ihren Kontokorrent- und Effektentransaktionen eine solche Zurückhaltung auferlegen, daß das Bankgeschäft neben der Hypothekenabtheilung niemals über ein schwaches Mittelmaß hinauskommen kann. Die Hypothekenabtheilung behält stets die Vorhand, die andere geht noch gerade so mit. Sagt man Das aber mal einem der bayerischen Bankgewaltigen, so schwört er sicher tausend heilige Eide, daß Dem nicht so sei. Zum Glück kann man sich jedoch auf unwiderlegbare Ziffern stützen. Die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank, das größte der spezifisch bayerischen Institute, das sogar bis jetzt eine Trinität darstellte — die Versicherungabtheilung wird vom ersten Januar 1906 ab als selbständige Gesellschaft fortgeführt werden —, hat im Jahr 1904 aus dem eigentlichen Bankgeschäft rund 4,90 Millionen verdient, also nicht mehr als etwa den zehnten Theil ihres Bruttogewinnes aus der kaufmännischen Abtheilung gezogen. Bei der Süddeutschen Bodenkreditbank kamen auf einen Bruttogewinn von 17,94 Millionen gar nur 523285 Mark Einnahmen aus Banktransaktionen. Und bei der Bayerischen Vereinsbank entfallen ungefähr 20 Prozent des Rohertrages auf Geschäfte dieser Art. Nur bei der Bayerischen Handelsbank ging das Erträgniß des Bankgeschäftes über das der Hypothekenabtheilung hinaus. Aber auch bei diesem Institut überwiegt das Pfandbriefgeschäft, hier allerdings wegen der Eigenschaften des ersten Direktors der Hypothekenabtheilung. Freiherr von Pechmann, wohl einer der feinsten Köpfe unter den münchener Bankdirektoren, ist die „Seele des ganzen Geschäftes“ bei der Handelsbank. Er selbst wird sich stets gegen diese Bezeichnung sperren und in seiner liebenswürdigen, sehr diplomatischen Art die Verdienste seiner „Herren Mitarbeiter“ in das hellste Licht rücken. Doch die Thatsachen nicht nur, sondern sogar die Stimmen der Feinde sprechen gegen die Berechtigung der bescheidenen Zurückhaltung. Aber auch Herr von Pechmann, der die Fähigkeiten besäße, ein großes Bankinstitut zu leiten, hält an der alten Tradition fest. Nur keine Geschäfte, die über den Rahmen eines soliden, altväterischen Provinzinstitutes hinausgehen! Und, um Gottes willen, keine berliner Allüren! Die Handelsbank befand sich einmal in der großen Gefahr, nach berliner Muster reformirt zu werden. Ein wildverwegener Mensch, ein Teufelskerl, der die Tollkühnheit besaß, zu glauben, man könne bei der Handelsbank praktisch verwerthen, was man bei der Dresdener Bank gelernt habe, war in das Direktorium der Bankabtheilung eingetreten. Manz hieß er; und kurz war sein Wirken. Zu viel Berliner für Herrn von Pechmann; deshalb mußte er gehen. Jetzt sitzt auf seinem Posten ein alter, solider Beamter, der sich von der Pike auf emporgearbeitet hat, pupillarisch sicher ist und sich nie durch den Ballast schöpferischer Ideen beschwert fühlte. Ob er schnupft, weiß ich nicht; jedenfalls ist er der Prototyp eines münchener Bankdirektors.

Das Dauergeschenk der Mündelsicherheit wird von den bayerischen Banken wie ein Heiligthum gehütet und die Bayerische Bodenkreditanstalt in Würzburg, die die nöthige Ancienneté für diese Auszeichnung noch nicht erreicht hat, blickt mit stillem Neid auf ihre glücklicheren Kolleginnen. Inzwischen ist sie mit anerkennenswerthem Eifer bestrebt, sich die Hörner abzulaufen, die die Ausbachers in Frankfurt etwas lang wachsen ließen. Der selige Miquel aber, der stets ein Gegner der Gleichmachung von Hypothekenpfandbriefen mit deutschen Staatsanleihen war, wird sich droben oder drunten — wo er nun gerade ist — vergnügt die Hände reiben, wenn

Digitized by Google

er sieht, wie sich die Mündelsicherheit an den bayerischen Banken gerächt hat. Denen wäre wohler, wenn sie sie nicht hätten. Oder ist es vielleicht ein Vergnügen, sich von allen möglichen Zeitungen und Fachschriften bei jeder Gelegenheit vorrechnen zu lassen, daß man da oder dort die gesetzlich vorgeschriebene Beleihungsgrenze überschritten habe? Gegen solche Nadelstiche sind die münchener Bankdirektoren sehr empfindlich, weil sie sich mit ihren Gedanken immer in dem eng begrenzten Kreis bewegen, dessen Mittelpunkt die Mündelsicherheit bildet. Daß da mit der Zeit natürlich der Blick und das Interesse für große Aufgaben verloren geht, ist kein Wunder.

Den berechtigten Vorwurf, sie hätten sich nicht um die wirthschaftliche Entwickelung Münchens gekümmert, weisen die Herren mit der im Tone tiefster Entrüstung vorgebrachten Entgegnung zurück, man könne den Banken doch nicht etwa zumuthen, den Terrainspekulanten aus dem Dreck zu helfen oder gar, durch Hergabe von Kapital, den Gesundungsprozeß auf dem Immobilienmarkt zu verhindern. Das erinnert mich an eine Anekdote, die von Miquel erzählt wird. Als er in Göttingen studirte, begegnete ihm einmal auf dem Spazirgang, den er in Begleitung eines Freundes machte, ein Bettler. Der Freund zog die Börse, Miquel fiel ihm jedoch mit dem entsetzten Ruf: „Mensch, halten Sie doch die Krisis nicht auf!“ in den Arm. Allerdings die bequemste Politik, die Dinge sich selbst zu überlassen. Einmal muß es ja doch anders werden; also warten wir ab und unterstützen inzwischen lieber andere deutsche Staaten mit unserem Kapital. Kein Mensch verlangt von den Banken, sie sollten ihr gutes Geld dem schlechten nachwerfen; aber durch die Krisis in der Bauindustrie hat das gesammte Geschäftsleben Münchens gelitten; und daß in dieser Hinsicht nichts geschieht, um die Verhältnisse wieder in gesunde Bahnen zu leiten: Das ists, was den Instituten mit Recht vorgeworfen werden kann. Erfinderische Köpfe würden schon Mittel und Wege gefunden haben, der Misere abzuhelfen; an solchen fehlts aber, und so weit sie da sind, können sie sich nicht genug zur Geltung bringen. Im Uebrigen heißts, die Dinge auf den Kopf stellen, wenn immer wieder auf den Terrainmarkt hingewiesen und gesagt wird, die spekulativen Exzesse, die hier vorgekommen seien, machten den Banken besondere Vorsicht zur Pflicht. Wars denn früher etwa anders? Hat sich eine Bank um die Brauindustrie gekümmert, bevor die großen Gesellschaften erst von anderen Leuten gegründet waren? Kanns denn ein bezeichnenderes Faktum geben als dieses, daß, mit Ausnahme der Unionbrauerei, keine einzige der münchener Aktienbrauereien eine hiesige Aktienbank zu ihren Gründern zählt?

Warum die münchener Institute nicht mehr Filialen in der Provinz errichten, ist heute noch ein Räthsel. Sollte man es für möglich halten, daß der altehrwürdige Börsen- und Handelsplatz Augsburg, dessen Bedeutung als Geldmarkt noch in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts weit über die heutige Münchens hinausging, keine Aktienbank besitzt? Seit die Augsburger Bank eingegangen ist, existirt dort kein Aktieninstitut mehr, denn die münchener Banken haben nicht den Weitblick gehabt, am Lech Filialen aufzumachen. Auch Nürnberg ist ihnen eine terra incognita geblieben. Dort besitzen wohl die Bayerische und die Pfälzische Bank Niederlassungen, aber die Bayerische Hypothekenbank oder eine ihrer Kollegiumen, — die sind zu vornehm, nach der „Provinz“ zu gehen. Daß in Landshut, Regensburg und Kempten ein paar Zweigniederlassungen bestehen,

Digitized by Google

ist nicht genügend. Vornehmheit ist überhaupt ein schöner Zug unserer patriarchalisch geleiteten Baukinstitute. Die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank darf das bayerische Wappen führen und genießt dadurch das unverdiente Ansehen einer Staatsbank, zu dem vielleicht noch der Umstand beiträgt, daß den Vorsitz in ihrem Aufsichtrath ein leibhaftiger Reichsrath der Krone Bayern, der Vicepräsident der bayerischen Herrenkammer, Adolf von Auer, führt. Der Mann verdient trotzdem, daß ein paar Worte über ihn gesagt werden. Hier in München (und vielleicht sogar in ganz Bayern) gehört Auer zweifellos zu den wenigen überragenden Intelligenzen in der Finanzwelt. Mit gründlicher wissenschaftlicher Bildung und reicher praktischer Erfahrung verbindet er einen nicht gewöhnlichen Scharfblick und die Gabe, seine Ansichten in präziser Form zum Ausdruck zu bringen. Dank diesen Eigenschaften sind die alljährlich von ihm in den Generalversammlungen der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank und der Bayerischen Notenbank gegebenen wirthschaftpolitischen Darstellungen kleine Ereignisse, wenn auch Das, was er sagt, sich ganz im Rahmen der geschilderten Unzulänglichkeit des münchener Bankwesens hält. Schließlich ists auch nichts Alltägliches, daß ein Reichsrath mit dem Prädikat „Excellenz" politisch durchaus auf der linken Seite steht. Die Bayerische Vereinsbank kann sich den Sport leisten, ihren Aufsichtrath durch inaktive Staatsminister zu dekoriren. Da ist der ehemalige bayerische Finanzminister von Berr als Vorsitzender und, als neuste Erwerbung, der frühere bayerische Ministerpräsident Graf Crailsheim. Die Süddeutsche Bodenkreditbank ist das Institut, das den Rekord in der Züchtung eines möglichst blaublütigen Aufsichtrathes erzielt hat. Nicht weniger als drei „Dorchläuchtings", darunter die fürstliche Familie Castell seit Gründung der Bank, sitzen in ihrer Verwaltung. Für den freisinnigen Reichstagsabgeordneten Kaempf aus Berlin, der auch dem Aufsichtrath angehört, muß es ein eigenes Gefühl sein, zusammen mit so vielen Tories an einem Strange zu ziehen. Bei einem solchen embarras de noblesse in den verschiedenen Bankverwaltungen giebt man sich natürlich mit den besonders anrüchigen Effekten- und Konsortialgeschäften möglichst wenig ab. Die Hypotheken- und Wechselbank hat früher solche Transaktionen überhaupt nicht gemacht. Dagegen besaß sie ein Notenprivileg, das sie später an die Bayerische Notenbank abtrat. Heute beschränken sich ihre Finanzgeschäfte auf die Betheiligung an einzelnen Emissionen deutscher Staatsanleihen, zu denen ab und zu die Führung oder Mitgliedschaft in einem Aktienkonsortium kommt. Die Bayerische Vereinsbank hat an der Lokalbahngesellschaft und der Münchener Kindlbrauerei vorerst genug. Selten wohl sind Engagements hilf- und erfolgloser eingeleitet und durchgeführt worden als die beiden genannten Prachtexemplare der Vereinsbank. Aus dem Geschäft mit der Kindlbrauerei ist sie jetzt glücklich mit einem Verlust von $1^1/_2$ Millionen herausgekommen, abgesehen von der Jahre langen Ertraglosigkeit des fortgesetzt in die Brauerei gesteckten Kapitals. Das sind gewiß keine Großthaten.

Eine für die münchener Banken ähnliche Konkurrenz, wie sie die Seehandlung in Berlin für die dortigen Institute zu werden sich anschickt, ist die Königliche Bank in Nürnberg, die — ein ganz unglaublicher und durch nichts zu rechtfertigender Zustand — in München nur eine Filiale hat. Als ob in Leipzig die Centralstelle der Reichsbank und in Berlin nur eine Nebenstelle wäre. Bei der reichlichen Verfügung über billiges Geld könnte die Königliche Bank, wenn sie, wie

Digitized by Google

sichs gehörte, in München domizilirte, zur Hebung des Platzes erheblich mehr beitragen als jetzt, wo nur eine unselbständige Filiale den Mittelpunkt der bayerischen Geschäfte beherrscht. Das ausgedehnte Filialennetz, das die Königliche Bank unterhält, macht den übrigen Instituten eine unangenehme Konkurrenz, die aber nur die gerechte Vergeltung ihrer Unterlassungssünden ist. Eine Sonderstellung nehmen die Bayerische Bank und die Pfälzische Bank ein. Sie sind reine Kreditinstitute, jedoch nicht bedeutend genug, um die erwähnten Lücken voll ausfüllen zu können. Die Bayerische Bank schon gar nicht, die ihren Aktionären in den sechs Jahren ihres Bestehens wenig Freude gemacht hat. Eine Gründung der Breslauer Diskontobank berliner Andenkens, war sie wohl dazu bestimmt, in München eine Rolle zu spielen; aber die Moneten und die eben so nöthigen Intelligenzen fehlten. Man suchte diesem Mangel durch einen bis in die höchsten Kreise hinaufreichenden Aufsichtrath abzuhelfen; doch das Gespenst der Tantiemenlosigkeit hat die vornehmen Gäste nach und nach aus dem Hause getrieben. Jetzt zeugt nur noch eine Säule von entschwundener Pracht: Generalkonsul Eugen Landau, der sein Amt als Vorsitzender des Aufsichtrathes in selbstloser Weise, gegen die bloße Erstattung der Reisediäten, versieht. Die Bayerische Bank wird weiter im Verborgenen blühen, bis sie im Rachen einer berliner Großbank als magerer und deshalb nicht schwer verdaulicher Bissen verschwindet. Das selbe Schicksal wird über Kurz oder Lang der Pfälzischen Bank, einem durch große Rührigkeit, ein ausgebreitetes Netz von Zweigniederlassungen und noch immer ziemlich hohe Effektenengagements gekennzeichneten Institut, blühen. Hätten die münchener Institute nur einen geringen Theil von der Unternehmungslust verspürt, die bei der Pfälzischen Bank zu Haus ist, so stünden sie nicht vor der Aussicht, von den weitausgreifenden berliner Banken in ihrer eigenen Domäne vollständig in den Hintergrund gedrängt zu werden. Die Bayerische und die Pfälzische Bank werden, wenn sie erst einmal in den Händen von Großbanken sind, wohl die letzten Etapen der berliner Haute Banque auf dem Wege zur Eroberung Süddeutschlands bilden.

Die Bayerische Filiale der Deutschen Bank nimmt schon jetzt in München und in der Provinz eine hervorragende Stellung ein: weniger durch die Leistungen ihres Leiters, des Herrn Kommerzienraths Brenstedt, als durch die zwingende Kraft des Rufes ihrer berliner Centrale. Daß die Deutsche Bank erst jüngst in Nürnberg eine Filiale errichtet hat, ist bekannt. Auch dort wird sie, dank der Gleichgiltigkeit der münchener Banken, die, wie gesagt, bis auf die Notenbank, die Bayerische und die Pfälzische Bank, in Nürnberg keine Zweiganstalten besitzen, bald eine gleich erfolgreiche Thätigkeit entwickeln wie in München.

Noch ein paar Worte über einige Privatfirmen. Die Umwandlung des ehrwürdigen mannheimer Bankhauses W. H. Ladenburg & Söhne in eine Aktiengesellschaft hat die münchener Häuser Merck, Finck & Co. und Gutleben & Weidert als letzte namhafte Privatfirmen in der süddeutschen Bankwelt übrig gelassen. Mehr noch als das zuletzt genannte Bankgeschäft vertritt die Firma Merck, Finck & Co. und ihr Chef, Kommerzienrath Finck, den Typus des durch Solidität und Klugheit seiner Leiter gleich ausgezeichneten, heute nur noch in wenigen Exemplaren vorhandenen großen Privatbankbetriebes. Das Geschäft besteht seit Anfang der sechziger Jahre; zuerst lautete die Firma Merck, Christian & Co. Als „Compagnon" figurirte lange Zeit die Darmstädter Bank, die aus dem ursprünglich kommanditarischen Verhältniß heute in ein freundschaftliches getreten ist. Daß diese Be-

Digitized by Google

zichungen dem Bankhaus Merck, Finck & Co. einst eine Betheiligung an der berüchtigten Portugiesenemission auferlegten, ist wohl der einzige dunkle Punkt in der Geschichte der angesehenen Firma geblieben. Jetzt denkt Niemand mehr an diesen Mißgriff, zumal die außergewöhnliche Tüchtigkeit und Erfahrung des Kommerzienrathes Finck sich immer mehr Geltung verschafft hat. Heute wird ein Unternehmen, an dem das Haus Merck, Finck & Co. betheiligt ist, eo ipso für gut gehalten; denn noch immer hat Finck sich von solchen Transaktionen zurückzuziehen gewußt, die sich als riskant erwiesen. Von dem Augenblick an, wo er mit einer Sache nichts mehr zu thun haben will, gilt sie Leuten, die seine Grundsätze und Erfahrungen kennen, als faul. Beispiele dafür sind die Lokalbahngesellschaft und die Passau-Regensburger Parquetfabrik: zwei Gründungen, deren sich die Bayerische Vereinsbank nachher liebevoll annahm. Aehnlich war es mit der Schuckert-Gesellschaft. Als sie noch in ihren Anfängen stand, war Finck ihr Bankier; in dem Augenblick aber, wo das Unternehmen bedenkliche Dimensionen nach der Seite der Finanzgeschäfte hin annahm, traf Finck zurück und die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank an seine Stelle. Das Vertrauen, das Kommerzienrath Finck genießt, hat sich auch in seiner Wahl zum Mitgliede des Aufsichtrathes der Oesterreichischen Südbahngesellschaft gezeigt. Er sitzt außerdem im Aufsichtrath vieler angesehenen Unternehmen und hat die werthvolle Fähigkeit, tüchtige Menschen zu finden und an die richtige Stelle zu bringen. Der Direktor Thieme, der aus der Münchener Rückversicherung-Gesellschaft ein Weltunternehmen gemacht hat, verdankt ihm seine Berufung und Finck hat auch den Kommerzienrath Proebst an die Spitze des Bürgerlichen Brauhauses in München gebracht.

Das Bankhaus Gutleben & Weidert ist nicht so weithin sichtbar. Das mag vielleicht daran liegen, daß der eine seiner Chefs, Kommerzienrath Weidert, der Präsident der oberbayerischen Handelskammer und Mitglied des münchener Gemeindekollegiums ist, sich seines nicht sehr konziliianten Wesens wegen in Handelskreisen keiner übermäßig großen Sympathien erfreut. Die Firma Gutleben & Weidert gehört sogar dem Bayernkonsortium nicht an, sondern fungirt nur als Zeichnungsstelle. Wohl einer der befähigtesten Köpfe und tüchtigsten Arbeiter ist der Bankier und Magistratsrath Simon Lebrecht, Börsenvorstand und Mitglied der Handelskammer. Er hat sich „nur“ durch seinen Verstand, seine Kenntnisse und seine Energie in München einen angesehene Stellung erworben; äußere Ehren und Reichthümer sind ihm dagegen fern geblieben: jene, weil sein Rücken nicht geschmeidig und seine Gesinnung nicht konservativ genug ist, diese, weil er als Kaufmann noch gewissen altväterischen Anschauungen von Solidität anhängt.

Die über das Durchschnittsmaß hinausragenden Erscheinungen der münchener Handelswelt sind, wie gezeigt wurde, mehr im Privatbetrieb als bei den Aktiengesellschaften zu finden. Daß sie dort nicht so zur Geltung kommen können wie in großangelegten Institutien, erklärt sich von selbst. Wer die wirthschaftlichen Verhältnisse Münchens richtig beurtheilen will, darf sich über die Bedeutung des persönlichen Momentes nicht täuschen. Weil im soliden Geschäftsleben an Männern von schöpferischem Vermögen Mangel war, konnten wilde Spekulanten eine Hauptrolle spielen; und wie sehr die Sprünge dieser Leute der Stadt und den Bürgern geschadet haben, lehrt das traurige Kapitel der münchener Terrainspekulation.

München. Leo Jolles.

Notizbuch.

Herr Trützschler von Falkenstein, einer der vielen Seeoffiziere a. D., die im Journalismus ein kärgliches Heil suchen, hatte vor ein paar Monaten einen Artikel über Seeminen und Torpedos geschrieben. Wohin damit? Das amtliche Organ, für das, nach der Versicherung glaubwürdiger Leute, der höchste Herr aller Kriegsschiffe sich manchmal selbst literarisch bemüht, ist sicher versorgt. Also in die Tägliche Rundschau, die mit so unermüdlichem Patrioteneifer für die deutsche Flotte Freundschaft zu werben trachtet. Der Redakteur dieses sauberen Blattes nahm den Artikel an, fand ihn also interessant und ahnte nicht, daß er sich durch diese Annahme gefährden könne. Interessant fand auch das Reichsmarineamt den Artikel; weil er die neue Anwendung eines schon bekannten Prinzips mittheile, sogar zu interessant; und stellte drum Strafantrag gegen den Lieutenant a. D. und gegen den Verantwortlichen Redakteur. Verrath militärischer Geheimnisse wurde ihnen vorgeworfen. Ein Theil der Anklage mußte fallen, als der Redakteur nachwies, daß „Geheimnisse“ inkriminirt seien, die der Große Meyer schon seit Jahren durch Illustrationen bekannt gemacht habe. Die Hauptsache aber blieb bestehen und die vom Reichsmarineamt abgeordneten Sachverständigen bekundeten, hier seien wichtige Geheimnisse der Landesvertheidigung verrathen. Trotzdem diesen Fregattenkapitänen ein Admiral entgegentrat, wurde der Lieutenant von der dritten Strafkammer des berliner Landgerichtes I zu sechsmonatiger Festungshaft verurtheilt. Der Herausgeber der Täglichen Rundschau nennt das Urtheil „eine Ungeheuerlichkeit“ und fragt, woher ein Redakteur künftig noch den Muth zum Druck eines Marineartikels nehmen solle, dessen Strafbarkeit er, ein der Technik Unkundiger, doch kaum abschätzen könne. Die Frage ist berechtigt; nicht aber die Kritik des Urtheils. Die Strafkammer mußte sich an das Gutachten des Reichsmarineamtes halten und hätte den Lieutenant, wenn sie in ihm einen Verräther, nicht einen Fahrlässigen gesehen hätte, nicht zu custodia honesta verurtheilt. Der Lieutenant sagte, er habe seine Kenntniß aus englischen Blättern, das Gutachten behauptete, er habe sie aus der Erfahrung seines Dienstes und sei deshalb verpflichtet gewesen, sie nicht zu veröffentlichen. Ueber dieses Gutachten konnte die Strafkammer nicht hinweg; und ich glaube einstweilen nicht, daß ein anderer deutscher Gerichtshof dem Reichsmarineamt, wenn es über den Verrath eines Geheimnisses klagt, widersprechen würde. Nicht die Richter, sondern den Chef des Reichsmarineamtes soll man angreifen. Wenn Herr von Tirpitz wirklich glaubt, das interessirte Ausland, das für Marineattachés und andere Auskundschafter schweres Geld zahlt, wisse nicht, was jeder Lieutenant wissen könne, hat er sich eine neidenswerthe Naivetät bewahrt. Jedenfalls wäre es klüger gewesen, den Redakteur des an unsere Wasserzukunft fast allzu kritiklos glaubenden Blattes höflich um Vorsicht zu bitten und nicht durch ein hochnothpeinliches Strafverfahren die Aufmerksamkeit der Interessenten auf die Sache zu lenken. Viel ist über den bedauerlichen Prozeß ja nicht geschrieben worden; aber nur, weil den berliner Zeitungschreibern jedes Solidaritätgefühl fehlt und alle anderen Erwägungen von dem Wunsch übertönt werden, um keinen Preis einem konkurrirenden Blatt „Reklame zu machen“. In London und Paris hätte die Presse den Justigator solchen Prozesses durch Boykott zum Rückzug oder zum Rücktritt gezwungen. Diese Gefahr droht den uns Regirenden nicht. Ists aber möglich, daß in dem militär- und marinefrömmsten Blatte des Reiches militärische Geheimnisse verrathen werden, dann sollte man den Offizieren a. D. die Zeitungschreiberei einfach verbieten. Das hätte manche üble, doch auch eine gute Seite. Wenn dieses Verbot vor einem Jahr

Digitized by Google

ergangen wäre, hätten die dem vaterländischen Dienst zu früh entzogenen Moltkes und Nelsons durch ihr Gerede über die einzelnen Phasen des Asiatenkrieges das Ansehen deutscher Militärliteratur nicht in dem jetzt zu beklagenden Umfang zu schmälern vermocht.

* * *

In vielen Briefen werde ich von Offizieren gefragt, ob die Erledigung des Gesetzes, das die Militärpensionen erhöhen soll, noch in dieser Reichstagssession zu erwarten sei. Eine bündige Antwort könnten nur die Führer der Centrumspartei geben. „Oben" scheint man keine Lust zu haben, sich energisch für diese wichtige Reform einzusetzen; und doch könnte Graf Bülow hier, ohne sich mühsam zu recken, ein Lorberblättlein pflücken. „Maßgebende" Volksvertreter möchten warten, bis die (noch immer nicht entschleierte) Finanzreform das Reich von der Ebbe erlöst. Auch läßt sich mit dem Pensionengesetz vielleicht ein Geschäftchen machen, wenn über die neuen Militärforderungen gefeilscht wird. Nicht viel Hoffnung also; gerade darum muß man immer wieder fragen, ob mit dem Entwurf, an dem das Schicksal tüchtiger Männer hängt, gespaßt oder Ernst gemacht werden solle.

* * *

Drei Briefe. I. Die leipziger Verlagsbuchhandlung Poeschel & Trepte schreibt mir, Hubbards „Botschaft an Garcia", die vor ein paar Wochen hier veröffentlicht wurde, sei in einer hübschen Ausgabe für vierzig Pfennige bei ihr zu haben. II. Herr Professor Golther, den Herr Dr. Max Graf hier am elften März angegriffen hatte, findet einen Vertheidiger, der mich auf das Vorwort zu Golthers Buch „Richard Wagner an Mathilde Wesendonk" hinweist. Da ist ausdrücklich gesagt, wo das „allerintimste Schreiben" (Wagners an seine Schwester Klara) im Wortlaut abgedruckt worden sei, und festgestellt, daß Golthers Buch nur einen Auszug aus diesem Brief gebe. Die Pflicht eines gewissenhaften Herausgebers hat Herr Professor Golther also nicht verletzt; die Pietät, die ihn eine psychologisch wichtige Stelle seinem Buch vorenthalten ließ, wird freilich nicht Jeder loben. III. Herr Rechtsanwalt Victor Fraenkl schreibt mir:

„Der Antrag der Deutschen Adelsgenossenschaft, dem mit Zuchthausstrafe und Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte Belegten den Adel abzuerkennen, hat einen großen Theil der Presse beschäftigt. Im fraktionellen Drill engherzigen Interessen dienstbar und gewohnt, Alles durch die Brille des Parteifanatismus zu sehen, behandeln die Zeitungen hüben und drüben die Sache durchaus einseitig. Ich kenne die Tendenzen der mir absolut gleichgiltigen Deutschen Adelsgenossenschaft eben so wenig wie ihr Organ, das Deutsche Adelsblatt, und will hier nur die herrschenden rechtlichen und thatsächlichen Verhältnisse beleuchten. Nach unserem Strafgesetzbuch braucht mit der Zuchthausstrafe nicht nothwendig der Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte verbunden zu sein. Die Verurtheilung zu Zuchthausstrafe bewirkt nur die dauernde Unfähigkeit zum Dienst in Heer und Marine und zur Bekleidung öffentlicher Aemter. Ein öffentliches Amt ist der Adel nicht. Paragraph 32 des Strafgesetzbuches spricht sich darüber aus, unter welcher Voraussetzung auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden dürfe. Paragraph 33 bestimmt, daß diese Aberkennung auch den dauernden Verlust der öffentlichen Würden, Titel, Orden und Ehrenzeichen bewirke. Man ist darüber einig, daß nach dem geltenden Recht der Adel hierher nicht gehöre. Ist nun aber die Absicht wirklich so unerhört und das Bürgerthum verletzend, ihn diesen Kategorien künftig gleichstellen zu wollen? So lange der Adel existirt und verliehen wird, haben wir doch damit zu rechnen, daß er eine gesellschaftliche Bedeutung besitzt wie Titel, Orden und Würden. Allem Gerede zum Trotz, steht es nun einmal fest, daß die Verleihung des Adels eine Aus-

Digitized by Google

zeichnung bedeuten soll und bedeutet, eine Ehrung und besondere Bewerthung. Gerade weil Artikel 4 der preußischen Verfassung die Abschaffung der Standesvorrechte ausspricht, könnte man füglich den Adel den im § 33 StGB aufgezählten Auszeichnungen anreihen. In gewissem Sinn thut Das schon das selbe Gesetz in seinem § 360^{8}, nach dem Jeder bestraft wird, der unbefugt einen Orden trägt oder Titel, Würden oder Adelsprädikate annimmt. Diese Erwägungen (natürlich können sie noch erweitert werden), die in der objektiven Betrachtung der vorhandenen Bestimmungen und realen Verhältnisse wurzeln, lassen meines Erachtens den Antrag der Adelsgenossenschaft, so weit der Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte in Frage kommt, durchaus nicht als ungeheuerlich erscheinen. Ich plaidire nicht für den Schritt der Adelsgenossenschaft, über dessen Opportunität ich nichts sagen will. So wenig es aber eine Beleidigung des Bürgerthumes ist, wenn der einen akademischen Titel oder das Ehrenbürgerrecht besitzende Müller nach Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte wieder einfach Herr Müller wird, eben so wenig könnte, überlegt man sichs nüchtern, von einer Beschimpfung des Bürgerthumes die Rede sein, wenn § 33 das Wörtchen ‚von' vor dem Namen beseitigte."

* * *

Der Freiherr von Hammerstein hat, als Minister des Inneren, dem antisemitischen Grafen Pückler verboten, öffentlich Reden zu halten. Dieses Verbot wird durch keinen Gesetzesparagraphen gestützt und Herr von Bethmann-Hollweg, Hammersteins (viel gescheiterer und gebildeterer) Nachfolger muß es deshalb beseitigen. Muß; auf die Gefahr, dann von der liberalen Presse nicht mehr so gelobt zu werden wie in den ersten Tagen seines Ministerlebens. Die Mannesseelen, die bourgeoise Zeitungen liefern, scheinen gegen einen Antisemiten Alles erlaubt zu finden und würden einen Minister umjubeln, der den armen Don Quijote aus Klein-Tschirne rädern oder pfählen ließe. Noch hat das Verbot ihnen kein Tadelswörtchen entlockt. Weh aber, wenn Einer aus ihrem Lager am Reden gehindert würde! Das ist die Freiheit, die sie meinen. Nach deutschem Gesetz hat aber auch Graf Pückler das Recht, zu reden; und die Juden, die er mit so lustigem Ingrimm verfolgt, müßten wünschen, daß er noch oft und lange unangefochten reden dürfe.

* * *

Vor einer Strafkammer der Freien Stadt Hamburg steht eine unbescholtene Frau, die der Verleitung zum Diebstahl angeklagt ist. Sie hat ihr Söhnchen angestiftet, über einen Zaun zu klettern und vom Bauplatz eine Latte zu holen. Mutter wollte damit Feuer anmachen, sagte der Achtjährige, als er abgefaßt war. Nein, sagt die Mutter: ich wollte meinem Jungen einen Holzsäbel schnitzen. Einerlei. Verleitung zu schwerem Diebstahl; denn die Latte ist „aus einem umschlossenen Raum mittels Einsteigens gestohlen worden" (§ 243^{2} StGB). Der Werth der gestohlenen Latte wird vor Gericht auf zwanzig Pfennige geschätzt. Die Frau wird zu vier Monaten Gefängniß verurtheilt, dem Kinde die Mutter für vier Monate genommen und für immer bemakelt. Von Rechtes wegen.

* * *

Herr Professor Ludwig Pietsch, der für die Vossische Zeitung Reporterartikel schreibt und vom Deutschen Kaiser jüngst als „lichtvoller Historiograph" gefeiert ward, erzwingt sich immer wieder Beachtung. Einen Blick nur auf seine letzten Leistungen. Nummer Eins: eine Bombenreklame für das „Gebrüder Herrnfeld-Theater", dessen neuem Tingeltangelstück „eine wahrhaft geniale Kraft der Erfindung" nachgerühmt wird. Ungefähr das Höchste an Lobjudelei; die dankbare Direktion läßt fünfundsechzig Zeilen aus dieser Pietschiade in allen berliner Zeitungen als Inserat erscheinen. Nummer Zwei:

Digitized by Google

Der Professor ist mit anderen Notablen ins Rathhaus geladen, allwo der Oberbürgermeister eine Abfütterung veranstaltet. Bericht des Historiographen: „Die Gänge einer vorzüglich komponirten und bereiteten Abendmahlzeit aus meist kalten Gerichten — nach der Sakuska Hummern, Lachs, verschiedenen Braten, Schinken, Salaten, Gelees, süßen Speisen, Käsen und Früchten — wurden von einem Heer von Dienern in rascher Folge an den Tafeln herumgetragen und dargeboten, die Gläser mit edlem Mosel bezw. Bordeaux gefüllt. Nach dem Dessert präsentirten die Diener Pilsener und Münchener Bier; Cognac, Liqueurs und volle offene Cigarren- und Cigarettenkistchen standen für alle danach Begehrenden, jene zum Einschänken, diese zum Zugreifen, bereit." Das wird, trotz dem Sommerkellnerdeutsch, gedruckt; und bald danach wieder von der Würde der Presse gefaselt. Nummer Drei: hundert Zeilen langer Reklameartikel für die Firma Hermann Gerson, deren einer Chef ein Jubiläum feiert. Der Vorgänger des Jubilars ist „unvergeßlich", die Firma ein „Welthaus", zu dessen Ruhm gar nicht genug gesagt werden kann; nebenbei wird ein Möbel- und ein Seidenwaarengeschäft empfohlen. Zum Speien schön. Wenn der Artikel ein Bischen erweitert und illustrirt wird, kann ein Seitenstück zu dem wundervollen Reklamebuch über den Kaiserkeller draus werden. Und der würdige Greis, dem wir all Das danken, ist Professor h. c., Ritter hoher Orden, wird vom Kaiser „lichtvoller Historiograph" und von reinlichen Literaten Herr Kollege genannt.

* * *

Im Reichstag ist neulich wieder über den Fall Krupp geredet worden. Auf der Tagesordnung stand eine Petition der Herren, die für die Beseitigung oder Aenderung des § 175 StGB agitiren, weil sie glauben, damit niederträchtige Erpressungversuche hindern zu können. Dieser Glaube irrt. So lange Gefühl und Sitte den homosexuellen Verkehr ächtet, wird er, auch ohne Strafandrohung, dem Erpresser stets Handwerksmöglichkeiten bieten. Kann man nicht mehr mit der Anzeige an die Staatsanwaltschaft drohen, so doch mit der an die Ehefrau, an Eltern und Kinder, Vorgesetzte und Standesgenossen; und fast jeder Urning wird, so lange ers vermag, Lösegeld zahlen, um sich vor solcher Entblößung der Scham zu schützen. Auch die völlige Beseitigung des Paragraphen würde also nicht viel nützen. Trotzdem homosexueller Verkehr der Frauen vom deutschen Gesetz nicht bedroht ist, wird den Tribaden der „besseren Stände" (bei den Prostituirten gehört die Lesbische Liebe ja längst schon zum guten Ton) manche Doppelkrone erpreßt. Der Sozialdemokrat, der für die Petition sprach, berief sich auf den Fall Krupp. Herr von Kardorff erwiderte, Krupps Homosexualismus sei durchaus nicht erwiesen. Ganz richtig. Auch die Sozialdemokraten haben irgendwie ausreichende Beweise nicht zu erbringen vermocht. Und gerade die Männer, die Jahre lang intim mit dem Kanonenkönig verkehrt haben, bestreiten mit der größten Entschiedenheit, daß er zu den Urningen gehört habe; nicht homosexuell sei er gewesen, sondern asexuell. Den alten Herrn von Kardorff zeigte die Hauptstelle seiner Rede aber auf falscher Fährte. Das Einzige, sagte er, was für die sozialdemokratische Anklage spreche, sei die Thatsache, daß der Prozeß gegen den „Vorwärts" (der Krupp homosexuellen Verkehres beschuldigt hatte) von den Hinterbliebenen nicht geführt worden sei; daraus könne ein nicht Wohlwollender folgern, daß die Familie Grund gehabt habe, den Prozeß zu scheuen. Nicht die Familie, Herr von Kardorff; wenigstens nicht so sehr wie ganz andere Leute. In Moabit wäre für unzüchtige Handlungen Krupps nicht der allergeringste Beweis erbracht worden, der stärkste aber dafür, daß die Anklage gerade bei Denen Glauben gefunden hatte, die nachher mit dem lautesten Eifer gegen die Ankläger ins Feld rückten; der unwiderlegliche Be-

Digitized by Google

weis dafür, daß Personen, die dem Millionär nahstanden und verpflichtet waren, ihn nach den ersten Gerüchten, die aus Capri kamen, für pervers hielten und auf Schritte annen, die zu seiner Entmündigung führen konnten. Und nach solchem Beweis hätte die Sache anders ausgesehen als vorher; kriminalistisch und (namentlich) politisch. Wenn hochgestellte Leute, die Krupp kannten, dem Gerücht nicht den Glauben versagten, war der sozialdemokratische Redakteur, der schließlich nur das Selbe gethan hatte, nicht in den Höllenschlund zu verdammen. Der Prozeß hätte zu höchst unangenehmen Erörterungen gezwungen, vielleicht auch eine verblüffende Antwort auf die Frage gebracht, was den armen reichen Mann in den Tod getrieben habe. Daß dieses dunkle und unrühmliche Kapitel neudeutscher Geschichte nicht aufgeblättert wurde, war klug, war im Staatsinteresse geboten, kann aber die Behauptung nicht stützen, Krupp sei ein Kinaede gewesen.

* * *

Leopold Friedrich Franz Nikolaus, Herzog von Anhalt, hat ein Beispiel gegeben, das dem Deutschen Reich und dessen größtem Bundesstaat nicht oft genug vorgehalten werden kann. In einem Erlaß an die Kreisdirektoren und Magistrate seines Ländchens hat er gesagt, er freue sich zwar, wenn der Bürger, um seine Freude über die Anwesenheit des Landesherrn zu zeigen, sein Haus schmücke, wünsche aber nicht, daß die Behörden bei solchem Anlaß für Straßenschmuck sorgen; die Mittel der Gemeinden seien für diesen Zweck nicht in Anspruch zu nehmen. Man liests und glaubt, zu träumen; glaubt, nicht mehr in den Allerweltstagen modischer Patriotenputzsucht zu leben. Glückliches Anhalt! Rühmenswerth unzeitgemäßes Herzogthum! Welche Summen wären den deutschen Kommunen erspart worden und zu nützlicherer Verwendung geblieben, wenn dieser Erlaß seit siebenzehn Jahren in Nord und Süd Geltung hätte! Paul de Lagarde schon suchte Wege, „um den von irgend welchem großsprecherischen Eigennutz genasführten Philistern der Bürgerkollegien das Verbrechen abzugewöhnen, das Geld ihrer Mitbürger in Illuminationen, Statuen, Ausstellungen zu vergeuden“, und wollte „mindestens die Stadtverordneten oder Bürgervorsteher für allen Schnickschnack, zu dem sie das Geld Anderer bewilligen, regreßpflichtig machen“. Das ist nicht gelungen. Jetzt hat der Herzog von Anhalt den richtigen Weg gezeigt. Wenn dieser Fürst fortan eine seiner Städte im Festkleid findet, weiß er, daß der Putz nicht erzwungen, nicht von Kommunaltyrannen den Darbenden abgeknausert ist. Den Zeitungen freilich könnte es unter der Herrschaft solcher Erlasse schlecht gehen; denn sie habens weit auf dem Wege gebracht, dessen erste Strecke Hoffmann von Fallersleben sah, als er vor vierundsechzig Jahren rief:

Wie ist doch die Zeitung interessant
Für unser liebes Vaterland!
Was haben wir heute nicht Alles vernommen!
Die Fürstin ist gestern niedergekommen
Und morgen wird der Herzog kommen;
Hier ist der König heimgekommen,
Dort ist der Kaiser durchgekommen.
Die Lakaien erhielten silberne Borden,
Die höchsten Herrschaften gehen nach Norden
Und zeitig ist es Frühling geworden.
Wie interessant! Wie interessant!
Gott segne das liebe Vaterland!

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 15. April 1905.

Hohenlohe.

Vor tausend Jahren. Der letzte Karlinger, ein kränkelndes Kind, war gestorben und dem Reich, das der große Sohn Pippins des Kleinen zum Gottesstaat zu vertiefen, zu weiten getrachtet hatte, drohte von außen und von innen Lebensgefahr. Bis an die Elbe, bis an den Main waren in stillem Vormarsch die Slaven gedrungen, in Sachsen, Schwaben, Franken magyarische Nomaden aufgetaucht. Die Reichsgewalt, die der Weltherrschaftgedanke dem Wesen deutscher Nation entfremdet hatte, war morsch geworden und neben der bröckelnden Spitze reckten die alten Stammesherzogthümer sich mit neuem Anspruch empor. Das Bodenregal des Frankenherrschers war längst in Verfall gerathen, der Großgrundbesitz aufgekommen. Ein gewandeltes Erbrecht drängte die Hoffnungen der Markgenossenschaften zurück und dem Kommunismus germanischer Naturalwirthschaft schien die Sterbestunde schlagen zu sollen. Aus dem Königsland hatte der Adel sich seinen Besitztheil geschnitten; er rodete und zäunte den Urwald, unterwarf weite Strecken dem Pflugschar, siedelte Dörfler an, die ihm fronen mußten, und ersann allmählich die für seinen Betriebszweck passende Wirthschaftform. Der Meier vertritt den Grundherrn im Verkehr mit den Leihbauern, überwacht sie, rechnet mit ihnen ab und sorgt für gute Ausführung der nun schon differenzirten Arbeit. Das Großgrundeigenthum war meist besser verwaltet als der Staat und heimste klug alle auf dieser Wirthschaftstufe erreichbaren Vortheile ein. Auch politische. Dem Grundherrn sollten die Hintersassen Steuer zahlen und Wehrdienst leisten und der Mund seines Meiers, nicht der eines Staatsbeamten, sollte ihnen

Digitized by Google

Recht sprechen. Hatte der adelige Grundbesitzer seine eigene Gerichts- und Steuerverfassung, sein eigenes Kontingent reisiger Leute, dann war sein Latifundium ein kleiner Staat, dessen Herrscher den Königssitz meiden und aus seinen Vassen sich selbst einen Hof bilden konnte. Der König mußte sich fortan auf die Vassallentreue der Großen verlassen, mußte von ihnen, die keine unbedingte Gehorsamspflicht mehr anerkannten, Rath, Warnung, Drohung sogar hinnehmen: der Weg in den Lehnsstaat war frei, der Zerfall des Ostfrankenreiches nur noch eine Frage kurzer Zeit. Da wars nur natürlich, daß in den Stämmen das alte Herzogthum wieder erstarkte. Wer sollte gegen Sarazenen und Normannen, gegen Slaven und Ungarn schützen, wenn die Reichsgewalt sich zu schwach erwies? Nur ein tapferer Herzog, dem Freie und Unfreie vertrauten und willig folgten, konnte noch helfen. Konrad, der nach dem Tode des karlingischen Kindes auf den Thron kam, wagte den Versuch, die Macht dieser auseinanderstrebenden Herzoge im Reichsinteresse mit Güte oder Gewalt einzuschränken. Er war ein Konradiner von der Lahn, aus dem Haus, das sich in langem und blutigem Kampf gegen die Babenberger die fränkische Herzogswürde erstritten hatte, und von Hatto, dem listigen Erzbischofe von Mainz, auf dem forchheimer Reichstag bei der Königswahl empfohlen und durchgesetzt worden. Dennoch fühlte er sich kräftig genug für die Aufgabe, selbständig, ohne Hilfe der Kirche, Bayern und Schwaben, Sachsen und Lothringen dem Reich zurückzugewinnen. Er hatte die Macht des Königsgedankens zu hoch, die Widerstandsfähigkeit des wild erwachsenen Partikularismus zu gering geschätzt. Und auch als er sich schließlich bequemte, von den Häuptern des Klerus, der allein noch centripetalen Kraft, Beistand zu erbitten, als Johann der Zehnte aus Rom einen Legaten schickte und alle Kirchenfürsten für die Königsgewalt, gegen die Selbstsucht der Herzoge eintreten hieß: selbst dann noch lächelte ihm kein Sieg. Er ließ die Schwaben Berhtold und Erchanger hinrichten, konnte auf ihrem Territorium aber keine feste Herrschaft begründen. Arnulf von Bayern, Reginar von Lothringen und namentlich Heinrich von Sachsen widerstanden ihm. Trotz seinem Titel war er ein machtloser Mann. Doch ein Mann von ernstem Sinn und weitem Blick. Da der König die Herzoge nicht niederzwingen konnte, mußte der stärkste Herzog König werden; die neue Würde wird ihn dann den Werth der Reichseinheit erkennen lehren. Diesen Weg sah Konrad; und rettete sterbend das Reich. Seinen gefährlichsten Feind, den Sachsenherzog, hat dieser gewissenhafte, von Stammesegoismus freie Franke sich zum Erben bestellt.

Zum Vollstrecker des letzten Willens hatte er seinen Bruder gewählt, Herzog Eberhard von Franken. Der brachte dem selben Heinrich von Sachsen,

Digitized by Google

der ihn an der Diemel geschlagen hatte, Lanze und Krone, Mantel und Schwert des Deutschen Königs und half auf dem fritzlarer Tage dem alten Feind zur Wahl, Sachsen zur Herrschaft im Reich, das aus dem ostfränkischen nun ein deutsches wurde. Der Franke, dem der Name die Stärke des Ebers nachrühmt, hat diesem Reich freilich nicht lange die Treue gehalten. Mit Thankmar zuerst, später mit dem Lothringer Giselbert stand er gegen Heinrichs Erben auf und verblutete bei Andernach unter den Händen der eigenen Sippe. An der Wanderung deutscher Königsmacht von Südwesten nach Nordosten hat er aber in wichtiger Stunde mitgewirkt. Und an diesen Eberhard knüpft die Legende den Ursprung des fränkischen Herrengeschlechtes, das im zwölften Jahrhundert von der Burg Holloch bei Uffenheim den Namen Hohenlohe annahm.

*

Vor zweihundert Jahren. Noch wirken die Folgen des Dreißigjährigen Krieges nach. Volksseuchen, als deren Erreger und Verbreiter Athanasius Kircher längst schon kleine Lebewesen erkannt hat, verheren das Land. Während der Kriegszeit ist die Masse, wenn sie es irgend vermochte, in die Städte geflüchtet, in deren Mauern sie sich besser geschützt glaubte. Fast jeder Grundherr war verschuldet und mußte darauf sehen, aus seiner Bauernschaft so hohen Ertrag wie nur möglich zu pressen. Die Tage der Bauernknechtung waren gekommen und zeugten den Junkerhaß. Noch standen viele Webstühle still, weil die Rohstoffe fehlten und die Arbeiter der Werbertrommel nachgelaufen waren; und auch der Bergbau, die Ackerwirthschaft und Schiffahrt erholten sich nur langsam von dem Verfall. Oekonomisch und politisch war Deutschland verarmt. Die Gewalt der kleinen Fürsten schien gewachsen, doch nur für eine kurz befristete Weile; denn die Entwickelung zu einem centralen Staatsabsolutismus war nicht aufzuhalten. Wenn dieser Absolutismus sich durchsetzen wollte, mußte er allen Kulturbedürfnissen der Zeit genügen und allen lebendigen Kräften sein Joch aufzwingen; allen, auch der jüngsten und beweglichsten: dem Gelde. Der reichste Staat, hieß es jetzt, ist der stärkste; also muß der Staat, der sich auf der Stufe der Geldwirthschaft und des Merkantilismus behaupten will, Kapital und münzbare Arbeit an sich bringen. Der Staat, der Kaiser und König, — Jeder, der herrschen, sich nicht mit dem Schein der Macht abfinden lassen will. Diese lange schon vorbereitete Entwickelung, die auch dem Bürger, wenn er in Handwerk, Manufaktur und Handel Besitz erworben hatte, endlich zu seinem Menschenrecht helfen mußte, hatte der Krieg unterbrochen. Nach den dreißig Jahren schwerer Noth waren die Stände durch tiefere Klüfte von einander getrennt als jemals vorher. Der Landedelmann

Digitized by Google

galt dem Reichsritter nicht als ebenbürtig, die Ehe des Adeligen mit der vilis et turpis persona eines Bürgermädchens als Ungebühr und Schändung der Standesehre. Der Adel suchte sich zu Haus oder in der Hofsphäre mit geschäftiger Schnelle zu bereichern; die einträgliche Mesalliance aber, das Mittel, ein altes Haus mit erheirathetem Krämergut frisch zu vergolden, war noch nicht erfunden oder wurde wenigstens noch nicht zu den erlaubten Remedien gezählt. Blaues paarte sich nicht mit rothem Blut. Der Bauer mochte schwitzen; und an den Höfen standen blinkende Krippen bereit. Fürstliche Verschwendung, sagt Lamprecht, „lag in der Theorie des geltenden Merkantilismus und nur eine geringe Zahl von Zeitgenossen, keineswegs die öffentliche Meinung der Zeit, hat sie beanstandet. Denn wenn der Merkantilismus lehrte, daß es darauf ankomme, aus geringem Rohmaterial vermöge intensivirter Arbeit höhere Werthe zu schaffen, so kamen dieser Forderung die fürstlichen Luxusindustrien der Gobelinwirkerei und Seidenweberei, der Fayencen und später des Porzellans aufs Beste nach; und wenn er weiter aussprach, daß in ein Land vor Allem viel Geld kommen und in ihm erhalten bleiben müsse, so erschien es als produktive Beschäftigung, wenn die Höfe Geld unter die Leute brachten." Darum wurden auch die Minister und Hofdiener reichlicher bezahlt, als uns heute denkbar scheint. Der Kanzler des Deutschen Reiches bekommt seit ein paar Jahren hunderttausend Mark Gehalt; Johann Kasimir Kolbe von Wartenberg, eins der drei großen Wehs von Preußen (die anderen waren Wittgenstein und Wartensleben), erhielt als preußischer Minister von Friedrich dem Ersten hundertzwanzigtausend Thaler jährlich, für die er allerdings auch die Verpflichtung übernahm und erfüllte, seine liebe Ehefrau dem König ins Bett zu liefern. Ueberhaupt war an den Höfen nur für behende und schmiegsame Leute Etwas zu erraffen; die anderen mochten daheim bleiben. Das aber ist immer gewesen und wird wohl auch künftig sein.

Der Adel ging mit den großen Zeichen der Zeit. Wie er den Zerfall des Reiches und die Naturalwirthschaft genützt hatte, so schlug er jetzt aus der Geldwirthschaft, dem heranwachsenden Merkantilismus und Absolutismus, aus der klug berechnenden Verschwendung der Fürsten und Fürstchen Kapital. Gern wollte er den Schein der Selbständigkeit opfern, wenn er an den französirten Höfen in üppiger Lust prassen und obendrein seine Finanzen bessern konnte. Um diese Zeit lebte Christian Kraft Graf zu Hohenlohe-Ingelfingen, der Stammvater der zweiten neuensteinischen Linie aus dem Haus der alten Frankendynasten. Er sah noch die ludwigsburger Maitressentage der Gräfin Grävenitz und, unter Karl Alexander von Württemberg, die Schacherwirthschaft des

Digitized by Google

Juden Süß Oppenheimer. Nach seinem Tod erst sind die Häupter der neuensteinischen Linien Fürsten mit verbessertem Wappen geworden; auch dann erst haben sich vom Aste der Ingelfinger die Oehringer abgezweigt.

*

Vor hundert Jahren. Das Fritzenreich taumelt sorgenlos dem Untergang entgegen. Berlin, sagt Rudolf Haym, „war das Sanssouci, wo man von den Anstrengungen und dem Heldenthum des Siebenjährigen Krieges ausruhte. Die Klassen des Militärs und der Beamten, die den Ton angaben, waren die verderbtesten. Seit vollends ein frivoler Hof und ein schwacher, mißleiteter König das übelste Beispiel gab, kannte der Uebermuth der Offiziere, die Leichtfertigkeit des hauptstädtischen Lebens keine Grenzen. Müßiggang und Unsittlichkeit ward zum Studium. Die Korruption der Weiber kam der Gewissenlosigkeit der Männer entgegen; die Begehrlichkeit dispensirte von der Scham und zerstörte die Heiligkeit der Familienbande." Ein Blick auf diese Zeit ist heute besonders lehrreich; er zeigt, daß es in dem kleinen Preußen Friedrich Wilhelms des Zweiten fast schlimmer aussah als jetzt in dem großen Rußland und daß Länder und Völker nach tiefem Fall rasch wieder die alte Höhe erreichen und noch weit darüber hinauskommen können, wenn sie den richtigen Wegweiser finden. Das Heer Friedrichs glänzt zwar noch auf dem Exerzirplatz und bei Paraden; der Organismus ist aber veraltet und der Rost hemmt jede Funktion. Generale, die Führer sein sollten und nur Werkzeuge ohne die Kraft eigenen Willens waren. Eine Taktik, die aus den Kriegen der Revolutionzeit nichts gelernt hatte. Die Verpflegung noch ganz auf das umständliche System der Armeemagazine angewiesen, die jede freie Bewegung hindern und den Heereskörper an die Punkte binden, wo die Vorräthe aufgespeichert sind. Veraltete Waffen und Uniformen, die zur Schau, nicht für den Felddienst taugen. Scharnhorsts laute Warnung war verhallt wie jetzt die leisere Dragomirows. Der Niedersachse hatte 1801 geschrieben: „Ist die Nothwendigkeit eines Krieges einmal von einem Volke erkannt, so wird nichts weiter zu unsterblichen Thaten erfordert als der Entschluß des Anführers, zu siegen oder zu sterben. Wir haben angefangen, die Kunst des Krieges höher als die militärischen Tugenden zu schätzen. Das war der Untergang der Völker in allen Zeiten. Tapferkeit, Aufopferung, Standhaftigkeit sind die Grundpfeiler der Unabhängigkeit eines Volkes; wenn für sie unser Herz nicht mehr schlägt, sind wir schon verloren." Doch nicht Scharnhorst, der Generalstabschef des Braunschweigers, sondern der Franke Massenbach hatte das Ohr des Königs; und der Renommist wußte genau, wie man die kleinen Kerle aus Franzenland schlägt. „Wie ein reißender Strom", schrieb er, „wirft unsere

Digitized by Google

Armee alle Dämme, die der Feind ihr in der Front entgegensetzt, nieder; die Flankenmanöver des Feindes werden bald wie ein Nebel zertreten." Er hatte seine „große Idee"; wenn sie ausgeführt wurde, war der Sieg sicher.

Graf François Gabriel de Bray war damals bayerischer Gesandter in Berlin. Sein Journal de Berlin lehrt, wie skrupellos damals in Preußen mit falschen Nachrichten gewirthschaftet wurde. Am vierzehnten Oktober 1806 soll Murat mit sieben Regimentern zur Kapitulation gezwungen, Bernadotte mit achtzehnhundert Mann eingeschlossen worden sein. Am nächsten Tag läßt Graf Schulenburg an die Thür des Gouvernements ein Blatt heften, das meldet, Soults Armee sei geschlagen und schon völlig vernichtet. Am siebenzehnten Oktober erfährt Bray, daß Napoleon den linken Flügel der Preußen umgangen, sich zwischen sie und die Elbe geschoben und den Weg nach der Hauptstadt freigemacht hat. Noch am Achtzehnten ist aber „kein einziger ausführlicher Bericht nach Berlin gelangt". Die offizielle Zeitung weiß von keiner Schlacht. Schulenburg veröffentlicht nur die — seitdem so berühmt gewordenen — drei Sätze: „Der König hat eine Bataille verloren. Ruhe ist jetzt die erste Bürgerpflicht. Der König und die Prinzen sind am Leben." Dazu schreibt Bray: „Auf die Kunst, die öffentliche Meinung zu leiten, hat man sich hier in der That verstanden. Dem Volk wie der Armee hat man eine übertriebene Vorstellung von den vorhandenen Machtmitteln beigebracht und Verachtung der französischen Armee eingeflößt. Jeder Lieutenant rühmte sich, die Franzosen tüchtig schlagen zu können. Jetzt vergießen Männer und Frauen heiße Thränen und brechen in Klagen aus, mit denen sie eben so wenig Maß zu halten wissen wie früher mit ihrer Zuversichtlichkeit. Im Staat wie in der Armee herrscht eine Verwirrung, deren Einzelheiten allen Glauben übersteigen". Kein Wunder, daß dieses Preußen in zehn Tagen niedergeworfen ist. Am siebenundzwanzigsten Oktober zieht Napoleon von Charlottenburg her in die eroberte Hauptstadt ein. „Eine zahlreiche Menschenmenge drängte sich um seinen Einzug und in den selben Straßen, in denen so oft Beleidigungen gegen den Kaiser ausgestoßen worden sind, wurden Vivatrufe vernommen". Der Ueberwundene vermochte den Sieger nicht einmal mehr kräftig zu hassen.

Das Alles klingt, als würde es aus dem Reussenreich Nikolais berichtet. An Mukden muß man denken, wenn Treitschke den Tag von Jena schildert: „Der deutsche Soldat focht tapfer, des alten Ruhmes würdig; nur im zerstreuten Gefecht konnte das schwerfällige Fußvolk mit den flinken Tirailleurs Napoleons sich nicht messen. Die Massen des Volkes waren kalt und gleichgiltig geblieben. Der gemeine Soldat that mechanisch seine Schuldigkeit. Die

Digitized by Google

Franzosen beflügelte das Feuer junger, sieggewohnter Führer; die Alliirten lähmte die Bedachtsamkeit ihrer hilflosen alten Stabsoffiziere. Als in der frühen Herbstnacht der Rückmarsch gegen Weimar angetreten wurde, zerrissen die letzten sittlichen Bande, die dieses Heer noch zusammenhielten. Taub gegen die Mahnungen ungeliebter Führer, dachte der Soldat nur an sich selber. In einem unförmlichen Klumpen wälzten sich die Trümmer der Bataillone und der Batterien, dazwischen eingekeilt der unendliche Troß, über die Hochebene dahin; jeder Hornruf des nachfolgenden Feindes steigerte die Verwirrung, weckte die gemeine Angst um das Leben. (Ists nicht der Weg nach Tielin?) Vergeblich sammelt Gneisenau einige Haufen der Flüchtigen am Rande des Webichtholzes nah bei Weimar, um den Rückzug des Corps zu decken. Er sollte lernen, was die dämonische Macht des Schreckens über ein geschlagenes Heer vermag; ein letzter Angriff der französischen Reiter, aufs Gerathewohl ins Dunkel der Nacht hinein geführt, warf Alles in wilder Flucht auseinander. Die Mannschaft sah stumpf und theilnahmlos den Untergang des alten Preußens; in Schaaren verließ sie die Fahnen. Ein Kriegsruhm ohnegleichen war verloren!" So hat der Tag geendet, der bei Jena begann.

Ein schwarzer Tag in der Geschichte des Adels. Der war längst nun aus seinen souverainen Rechten verdrängt und in Heer und Beamtenschaft dem Landesherrn dienstbar geworden. Dieser Wandel, der ihn vom Land zu ständigem Aufenthalt in die Stadt und aus dem ernsten Bewußtsein eigener Verantwortlichkeit in das lässige Behagen höfischen Lebens zog, hatte ihn nicht wirthschaftlich, doch psychisch geschädigt. Zu verdienen gabs noch genug und mancher kluge Edelmann witterte früh die neuen Möglichkeiten, die der weiter ausgreifende Handel, der erleichterte Verkehr, die junge Industrie der Unternehmungslust bot. Aber die ruhige Sicherheit des fest auf Eigenem Beharrenden, die Einheit seines Wollens und Denkens war dahin. Der Adelige ist nicht Herr mehr und möchte es dennoch scheinen, ist nicht mehr von besonderer Rasse und will sich von dem Bürger doch unterscheiden, den ihm oft schon die selbe Berufsarbeit gesellt. Er muß sich fremdem Befehl, fremder Zufallslaune fügen, mit krummem Rücken Winke erwarten und kann sich heimlich nur, wenn kein Auspasser wacht, durch Fußtritte, mit denen er ihm Untergebene seine Macht fühlen läßt, einen mageren Trost schaffen. Sic vos non vobis fertis aratra boves: in der Sprache des Alltags tönt dem Edlen nun das Wort Vergils ins Ohr. Nicht für sich mehr, nicht allein für sich bestellt er den Acker, müht er sich im Amt und auf der Walstatt, sondern für einen Staat, der ihm neidisch die Privilegien schmälert und auf hingebende Liebe deshalb keinen Anspruch hat.

Digitized by Google

Vornan in der Reihe der Adeligen, denen der Tag von Jena Unehre brachte, steht ein Hohenlohe. Fürst Friedrich Ludwig, der im Siebenjährigen Krieg als Jüngling in der Reichsarmee gefochten hatte und fünf Jahre nach dem Frieden von Hubertusburg in Preußens Dienst getreten war. Bei Pirmasens, Weißenburg, Kaiserslautern konnte der Oberst Lorber pflücken. Im Sommer 1806 übergab er seinem Sohn August (der dann der Stammvater der oehringer Linie wurde) die Herrschaft über das mediatisirte Fürstenthum Hohenlohe-Ingelfingen und war ein entbürdeter Mann, als er preußische Truppen gegen Bonaparte führte. Falsch führte; bis zum vierzehnten Oktobermorgen wußte er, der nicht einmal die Flußübergänge und Höhen besetzt hatte, nicht, daß ihm der Kaiser mit dem größeren Theil des französischen Heeres gegenüberstand. Und als ihm, nach der Verwundung des Herzogs von Braunschweig, das Oberkommando anvertraut war, hat er noch schlimmere Schuld auf sich geladen. Er war der Erste, der, bei Prenzlau, die Waffen streckte. „Die Kapitulation von Prenzlau", sagt Clausewitz, der als Adjutant des Prinzen August dabei war, mit seinen Grenadieren aber im Drang nach Norden zu entkommen suchte, „ist nicht zu entschuldigen; denn man war noch nicht wirklich umgangen. Die Truppen waren zwar aufs Aeußerste ermüdet, aber die Gefahr giebt den Lebensgeistern und den Kräften einen Anstoß, den man sich kaum denken sollte." Und Lettow-Vorbeck urtheilte noch strenger: „Fürst Hohenlohe hat nicht nur sich, sondern auch den preußischen Namen und sein tapferes Heer mit Schimpf bedeckt. Eine Kapitulation auf freiem Felde darf niemals stattfinden. Man kämpfe mit den Waffen in der Hand: die Folge kann dann nur der Tod oder ehrenvolle Gefangenschaft sein." Die prenzlauer Kapitulation gab ein böses Beispiel. Fürst Friedrich Ludwig wurde aus dem Heeresverband entlassen. Er hat, von Hohn und Haß verfolgt, vom Volke geächtet, noch zwölf Jahre lang auf seinem schlesischen Gut Slawentzitz ein einsames Leben geführt.

*

1905. August Karl Christian Kraft Fürst zu Hohenlohe-Oehringen, Herzog von Ujest, der Sohn des Fürsten Hugo und der Prinzessin Pauline zu Fürstenberg, geht, wie Eberhard einst, der fränkische Ahnherr des Hauses, ins Lager des alten Feindes und bringt ihm Krone und Lanze, Mantel und Schwert. Staunend blickt Konrads wilder Bruder auf diesen Weg. Christian Kraft, der Stammvater der Ingelfinger, der den Juden Süß Oppenheimer geehrt und später bespien sah, hebt warnend die Hand. Friedrich Ludwig verhüllt sein Haupt und denkt in stolzem Schmerz des Tages von Kaiserslautern. Ludwig Aloysius, ein Marschall von Frankreich, rümpft spöttisch die Lippe

Digitized by Google

und erinnert sich, daß er für Niederländer, Oesterreicher und Franzosen gefochten, doch stets nur für christliche Mächte gestritten hat. Prinz Adolf, Bismarcks schwächlicher und kurzlebiger Vorgänger im Ministerpräsidium, und Prinz Kraft, der Adjutant zweier Preußenkönige, schauen dem Wanderer mißtrauisch nach; ward er nicht in den Märztagen des rothen Jahres 1848 geboren? Nur die schillingsfürstliche Linie scheint sich gar nicht zu wundern. Alexander Leopold, der bamberger Thaumaturg, der mit Gebeten kurirte, Chlodwig Karl Victor, der den Reichsonkel spielen und, weil er Kanzler hieß, sich des riesigen russischen Grundbesitzes der Wittgensteinerin, die er geheirathet hatte, länger freuen durfte, als einem Ausländer sonst vom Zaren erlaubt wird, sein Bruder Gustav Adolf, der kluge Kardinal und weltfrohe Gourmet, und sein Sohn Philipp Ernst Maria: sie Alle schmunzeln verständnißvoll und wissen, daß auch Christian Kraft ein Mehrer des hollocher Reiches ist. Stieg der Adel nicht längst schon von seinen alten Burgen? Hat er, von Laws bis zu Strousbergs Tagen, nicht oft seinen Theil an der Bürgerbeute geheischt? Ists nicht sein höchster Ruhmestitel, daß er stets mit den großen Zeichen der Zeit ging? Mit ihnen geht nun auch Christian Kraft. Mitten ins Lager der neuen Despoten, auf die der Reichsritter so lange verächtlich herabsah, die dann sacht seine gefährlichsten Feinde wurden und ihn am Goldkettchen nun in Liebe und Güte kirren. In dem stattlichen Haus, das Alfred Messel der Berliner Handelsgesellschaft gebaut hat, unterschreibt der Oehringer den Vertrag, der seine oberschlesischen Kohlen- und Zinkbergwerke, seine Hütten und die dazu gehörigen Liegenschaften in eine Aktiengesellschaft umwandelt. Neben der Hohenlohe-Kindernahrung giebts nun Hohenlohe-Werke A.-G., die bald auf dem Kurszettel paradiren werden. Und die Liste, die getreulich alle Pathen des neuen Bundes aufzählt, nennt die Namen Friedlaender, Fürstenberg, Bleichröder, Steinthal, Stern, Heimann und andere von ähnlich ehrwürdigem Klang.

Den Hochadel graufets, im Unionklub räuspern sich die Granden verlegen, wenn ihr Präsident eintritt, und Prinzessinnen wispern mit gefalteter Stirn parfumirte Flüche über den Standesverrath; was in tausend Jahren erworben, vom Vater auf den Sohn vererbt ward, ist nun in Judenhänden. Recht so, sagt der Marxist: die Expropriation der Expropriateurs schreitet munter fort; mit einem Bankenkonsortium wird die Entwickelung schneller fertig als mit Reichsfürsten und wehrhaften Herzogen; jede Orgie des gierigen Kapitalismus bringt uns dem Morgen näher, der über Blut, Koth und zerfetzten Leibern die Sonne der Freiheit aufgehen sieht. Der Zeitgemäße aber hebt die Achseln und fragt lächelnd, was an der Sache denn gar so neu sei. Gewiß: die

Digitized by Google

größte Gründung seit Krupps (deren Aktien aber nicht auf den Markt kamen) und der gelsenkirchener Expansion Augusts Thyssen. Für beide Kontrahenten ein Riesengeschäft. Die im Westen bedrohte Hibernia im Osten ersetzt, überboten sogar; und Möllers Oberregisseur um ein Drittel seines jährlichen Händlerprofites gebracht. Eine Etape also im weltgeschichtlichen Kampf der Häuser Friedlaender und Arnhold, die im Osten unangefochten sich des Herrenrechts freuen, das im Westen dem Kohlensyndikat hart bestritten wird. Sonst aber nichts Neues. Nicht jede Durchlaucht kann ein so pfiffiger Geschäftsmann sein wie der reiche Magnat, den die Oberschlesier, mit Spott halb und halb mit Ehrfurcht, Fränkel von Donnersmarck nennen. Wers nicht ist, thut heutzutage am Besten, sich gründen zu lassen; denn der Wettbewerb einer hastigen Zeit fordert gebieterisch den rationellsten Betrieb. Auch könnte ein Ujest, wenns zur Verstaatlichung kommt, mit den Ministern Seiner Majestät nicht feilschen, wies eine Aktiengesellschaft darf. Und am Ende würde man von ihm humane Maßregeln fordern, die den Gewinn allzu sehr schmälern müßten. Der Reichste ist jetzt der Mächtigste und ein Fürst, der nicht fürstlich haust, spielt bei uns eine so traurige Rolle wie im ostfränkischen Reich ein Herzog ohne Land. Mammon ist Gott; und wer hat neben ihm noch andere Götter? Der englische Adel hat seine Machtstellung bewahrt, weil er sich dem Geist der Zeiten, statt ihm zu fluchen, geschmeidig angepaßt und, in vorurtheillosem Wettbewerb mit der neuen Gentry, das Geld gesucht hat, wo es zu finden war; weil er nie that, als diene er in selbstloser Hingebung nur dem Staat, der ihm ein Vorrecht nach dem anderen nahm und die Spekulanten Indiens, Nordamerikas und Südafrikas gekrönt hätte, wenn sie mit ihrem kaum noch gesäuberten Millionenhort in ein Land verarmender Adelsgeschlechter heimgekehrt wären. Familienüberlieferung und Pietät? Auch König Konrad mußte von seinem Reich scheiden, da er ihm nicht die moderne Verwaltung schaffen konnte, die es brauchte; und er bekam nichts dafür und sein Bruder hatte sich noch mit der Wahl des Erben zu plagen. Christian Kraft wird mit seinem Aufsichtrath gewiß nicht so viel Aerger haben wie Eberhard in Fritzlar mit den Franken. Drei Millionen Rente, ein vorher auf hundert Millionen geschätzter Besitz um zwanzig Millionen höher verwerthet: Das läßt sich hören. Lästige Nachbarschaft? Unsinn; ganz unmodern. Sieht Herr Ballin, den im Aufsichtrath gegen hohen Lohn ein Schillingsfürst kontrolirt, den Kaiser der Deutschen nicht öfter, intimer als mancher Minister? War nicht schon der Vater des jetzigen Herzogs von Ujest mit Stronsberg finanziell befreundet? Wenn Christian Kraft mit dem Senior der Handelsgesellschaft zu Rath sitzt, kann er sich sagen, daß auch seine Mutter ja eine Fürstenberg war; und nicht einmal sicher aus älterer Linie.

Digitized by Google

Randglossen.

Von Joseph Chamberlain durfte ich zum Leser der „Zukunft“ schon wiederholt sprechen. Nicht immer zu seinem Vergnügen, wie mißvergnügte Zuschriften aus der Zeit des Transvaalkrieges bewiesen; aber den Herausgeber dünkte, was ich zu sagen hatte, trotzdem begründet genug, um es zu veröffentlichen. Ich habe jetzt die Genugthuung, diesen bedeutenden Staatsmann, der bestimmt ist, in der Geschichte seines Landes Epoche zu machen, allmählich wohlwollend behandelt, seine Ansichten ernst genommen zu sehen, nachdem Jahre lang politisch unreife und unwissende Stimmungmacher in unserer Presse an ihm den Witz ausließen, den die Verlegerkontrole in „inneren“ Angelegenheiten so stark einengt. Was seit den Kriegstagen geschehen ist, trägt auch wesentlich dazu bei, die Achtung vor ihm zu steigern. Die centrale Idee seines politischen Denkens ist bekanntlich Verdichtung und Vereinheitlichung des Riesenreiches, dessen lockeres Gefüge zu zerbröckeln droht, wenn nicht materielle Bänder gefunden werden, die es politisch dauernd zusammenhalten. Sicher kein ganz neuer Gedanke; seit Palmerston und D'Israeli, seit Carlyle, Ruskin, Froude, Randolph Churchill und Seeley, der zwanzig Jahre vor den deutschen Gelehrten die Lehre von den drei Weltreichen verkündet hat, ein fester Bestandtheil in der politischen Ideologie des Briteureiches. Aber eine drohend lästige Tagesfrage doch erst, die wie ein Albdruck das britische Volksgemüth beschwert, seit die ökonomische Weltlage sich zu Ungunsten des Kolonialreiches geändert hat; also seit den achtziger Jahren etwa. Mit ideologischen Phrasen ist gegen die neuen Industriestaaten, gegen die sich emanzipirenden Industrien der Kolonien, die unbekümmert um panbritische Träume mit der schroffsten Rücksichtslosigkeit ihre ökonomischen Sonderinteressen vertreten, gegen die riesig angeschwollene Kauffahrteiflotte der rivalisirenden Handelsmächte nichts auszurichten. Das englische Absatzgebiet verengt sich zusehends. In die eigenen Kolonien dringen die fremden Händler ein. Der europäische Kontinent schließt dem englischen Import die Thore. Unübersteigbare Schutzzollmauern erheben sich auf allen Seiten, während nach wie vor, wie zur Blüthezeit des Cobdenismus, England den Waaren fremder Länder weit offen steht, die ein schlaues System von Mitteln ersonnen haben, um die nationale Arbeit bei sich zu schützen. Und mit den fremden Gütern ergießt sich jahraus, jahrein ein breiter Strom fremder Panpers ins Land, um durch Unterbietung auf dem Arbeitmarkt die Lebenshaltung der einheimischen Arbeiter und so das britische Kulturniveau herabzudrücken. Dieser von den Freihändlern für ganz normal gehaltene Zustand der englischen Volkswirthschaft mußte auf die Dauer gewissenhafte Politiker zu Kritik und Revision ihrer allgemeinen wie handelspolitischen Anschauungen führen; mußte ihnen die Ueberzeugung aufdrängen, daß starres Festhalten an Cobden, dessen Schema die handelspolitische Lage Englands von 1840 bis 60 decken mochte, die autonomen Kolonien Kanada, Südafrika und Australien zum Mutterland in eine bedrohlich feindselige Haltung bringen, in die Richtung der republikanischen Selbständigkeit treiben würde. Ferner zeigten sich, neben den auffallend zurückgehenden Exportziffern seit 1890, neben der ins Riesenhafte wachsenden Konkurrenz der Vereinigten Staaten und Deutschlands (die amerikanischen Trusts unterbieten um 33 bis 84 Prozent, die deutschen Kartelle zahlen Exportprämien), als bedenklichste Symptome: der Mangel an Anpassungfähigkeit der Handels- und Absatzorganisa-

Digitized by Google

tion; ein Erschlaffen des Unternehmergeistes; rückständige Mittel- Volks- und Handwerkerschulen; rückständige Kartell- und Trustorganisation; rückständige Industrien (Chemie; Elektrizität); Stillstand in der sozialen Gesetzgebung (Versicherungswesen); wachsende Schwierigkeit in der Ernährung des Landes seit dem Rückgang der englischen Landwirthschaft im Jahre 1880 und dem industriellen Erstarken der mächtigsten Agrarkolonieen. Ich mache hier nur auf die bekanntesten, auf die bei rascher Uebersicht am Meisten in die Augen fallenden Thatsachen aufmerksam, die jüngst noch Gustav Schmoller, besonders im Anschluß an W. J. Ashleys bekannte Arbeiten und einige Schriften der Gegenpartei, diskutirt hat. Ashley giebt, namentlich in The Tariff Problem, Joseph Chamberlains vielbefehdete Macht- und Wirthschaftspolitik in wissenschaftlicher Form wieder. Er selbst bekennt sich zum Staatssozialismus, ist Fabier, steht der Independent Labour Party mindestens sehr nah und lehrt, von Chamberlain berufen, an der neu gegründeten Universität von Birmingham Politische Oekonomie. Echt englisch. Dabei kein Hohlkopf, der durch feile Mittel sich emporschmeicheln will, sondern, wie ein Blick in einen seiner Kampfartikel in Zeitschriften lehrt, ein sehr klarer Kopf, der erst prüft, bevor er spricht; mit unermüdlichem Eifer über die Lage jeder Industrie und jedes Handelszweiges erst sich selbst orientirt, bevor er wagt, die Oeffentlichkeit zu unterrichten; außerdem, nach meiner Meinung, mit ungewöhnlichem Takt für die Aufgabe gerüstet, das politisch Mögliche vom Unmöglichen zu scheiden. Also auch in der Wahl seiner literarischen Vorkämpfer hat der „Abenteurer" Chamberlain eine glückliche Hand gehabt. Zur Zeit des Burenkrieges der verhaßteste Mann in England, der versprochen hatte, das Abenteuer mit fünfhundert Millionen Mark glücklich zu erledigen, und fast fünf Milliarden dafür in Anspruch nahm. Trotzdem heute der populärste Mann im Vereinigten Königreich; die Seele der Regirungpartei, mehr noch als in der Zeit, da er als Kolonialminister ihr angehörte; unter den Propheten des Imperialismus der einzige, der in den letzten Jahrzehnten mit der Entwickelung der Thatsachen Schritt gehalten hat; der einzige, der die stärksten Intelligenzen seines Volkes seinen Plänen sich unterthan gemacht hat und seit Jahren das ganze intensive politische Interesse seiner Nation in Athem hält. James Arthur Balfour, ein besserer Kopf und gewandterer Politiker, als die abgeschriebenen Urtheile unserer londoner Korrespondenten ahnen lassen, ein Mann, dem man ein sicheres Gefühl für neue soziale und politische Stimmungen im Lande nicht absprechen darf, steht im Bann von Chamberlains Ueberzeugungen. Und John Morley, Gladstones Biograph, giebt wehklagend die Positionen des Kleinengländerthumes verloren; giebt zu, daß Chamberlain alle Aussicht habe, in absehbarer Zeit zu siegen. Drei Viertel aller Fabrikanten stehen auf seiner Seite; selbst in der londoner Handelskammer, bis vor Kurzem einem Bollwerk der Freihandelsdoktrin, sprachen sich jüngst 116 gegen 39 Stimmen für Zölle auf Fabrikate aus. Der angesehnste und einflußreichste Theil der Presse fällt ihm nach und nach zu, so unlängst der Standard. Und die Blätter, die unter dem Banner von Peace and Retrenchment werbend ins Volk ziehen, verlieren sichtlich an Boden. Es hilft nichts: wir müssen, ob wir aus sachlichen oder politischen Gründen seine Pläne billigen oder verwerfen, ob die nächsten Neuwahlen sie sanktioniren werden oder nicht, wir müssen diesen Mann, der so lange gescholten wurde, als weltgeschichtliche Persönlichkeit anerkennen.

Und nun betrachten wir, denen der Maßstab für politische Größe Lebenden

Digitized by Google

gegenüber ganz abhanden gekommen scheint, die wir bei der widerlich wachsenden Selbstgenügsamkeit alles Augenmaß für die Wesensart politischer Charakterköpfe allmählich verlieren, wie dieser verächtlich Krämer gescholtene Mann seit dem Frieden seine Tage genutzt hat; eine Betrachtung, zu der die Adreßdebatte bei Eröffnung des Parlamentes in Westminster den Anlaß gab. Sie zeigte ihn, als die Opposition den ohnmächtigen Versuch machte, die Regirung wegen der geplanten Tarifreform (fiscal policy) zu stürzen, von der imposantesten Seite. Nie hat ein von der Mehrheit des Parlamentes auf den Schild gehobener Premier solche Machtfülle besessen. Und zwar, weil er im richtigen Augenblick erkannt hat, welche Fessel unter Umständen ein Amt ist für einen Mann, der sich zum Vorkämpfer einer großen, verhältnißmäßig neuen, materielle Interessen besonders tief berührenden Idee macht. Natürlich kann man sagen, daß die Idee einer Art Reichszollvereins mit innerem Freihandel und weitreichendem Abschluß nach außen bereits eine lange Inkubationzeit hinter sich hat. Schon Torrens und Peel wollten, wie Ashley hervorhebt, 1840 die Zollreform zu einer engeren Verbindung mit den Kolonien benutzen; schon 1865 hatte D'Israeli, dem ja auch die englische Flotte ihre Ueberlegenheit über alle anderen Flotten verdankt, im Unterhaus erklärt: es habe zu wählen zwischen einer theureren, aber besseren Verbindung mit den Kolonien oder ihrem Verlust. Was in dieser Richtung dann geschah, bis zur Gründung der Imperial Federation League, ist Jedem gegenwärtig. Man denkt an Gefühlsäußerungen, an patriotische Deklamationen, an die matten Phrasen des dekorativen Poseurs Rosebery. Aber erst Chamberlains nuermüdlich heißem Drängen, seinem unbeirrten Blick für Realitäten, der Suggestivkraft seines ganzen Wesens, der zähen Energie seines Wollens, die den Neunundsechzigjährigen jung erscheinen läßt, und, vor Allem, der Konzentration auf das Ziel, das ihm vorschwebt: dieser persönlich nicht immer sympathischen Enge seines praktischen Genies ist gelungen, die Idee in der möglichen Form eines Differentialzollvereins dem Massendurchschnitt verständlich und, zum großen Theil, verdaulich zu machen. Der Krieg ist vorüber: aber Grund zu müßigem Frohlocken, zum Lorbersammeln ist nicht vorhanden. Sobald er merkt, daß die Wählermassen seinem Imperialismus noch nicht gefügig sind, scheidet er aus dem Kabinet, dessen Existenz er gefährdet, so lange sich ihm mit einigem Grunde nachsagen läßt, er betreibe eine noch nicht spruchreife Politik. Er scheidet, um keine Zeit zu verlieren. Die handelspolitische Lage verschlimmert sich; und er wird nicht jünger. Er zieht übers Meer, prüft, im noch von den Kriegswunden blutenden Lande, mit eigenen Augen Menschen und Verhältnisse; bearbeitet, direkt oder durch die Presse, die Kolonialregenten; organisirt im Mutterland einen Zeitungtrust, der jedem unabhängigen freihändlerischen Blatte den Abonnentenzufluß abgräbt, die entkräfteten aufkauft und mit ungeheurer Geschicklichkeit den Imperialismus predigt; setzt dann die Berufung imperialistischer Nationalökonomen an die Universitäten durch und unternimmt einen Redefeldzug, der an die Ausdauer der Lunge, die Zähigkeit der Nerven, die Ergiebigkeit der Wortphantasie die übertriebensten Anforderungen stellt. Ich habe die zwei letzten Reden gelesen, die er unlängst vor der Eröffnung der neuen Parlamentstagung kurz hinter einander in Gainsborough und Birmingham gehalten hat, und muß bekennen, daß sie, gemessen an den besten Mustern parlamentarischer Beredsamkeit, durchaus bestehen, trotzdem ihnen der eigentlich rhetorische Aufputz, der literarische Firniß fehlt.

Digitized by Google

An unvergleichliche Musterstücke dieser Literaturgattung, an die Reden von Mirabeau oder Edmund Burke, an die viel schwächeren sogar von Macaulay darf man nicht denken; die philosophisch gefärbte Erörterung politischer Grundfragen wird man von Chamberlain nicht erwarten. Auch besitzt er weder die Phantasie noch den originellen Sarkasmus D'Israelis; und meilenfern gar steht Chamberlains Sprache dem pathetisch geblähten, grotesk verschlängelten Sprechstil des übergebildeten Gladstone, der schließlich, bei allen Mängeln, dennoch imponirte. Und doch: nachdem die Opposition ihre schärfsten Pfeile verschossen, nachdem die sehr dankbare Kritik über Das, was noch von Millionen Engländern als Sprung ins Dunkle, als wahnsinnig gefährliches Experiment empfunden wird, rücksichtslos das Aeußerste gesagt hat, hämmern sich seine Worte, diese oft nackten, schrillen, sarkastisch spitzen Sätze unfehlbar ins Gehirn des selbst voreingenommenen Hörers. Man fühlt: diesem Mann gegenüber, angesichts dieser unerbittlichen politischen Dialektik muß der Gegner seine Argumente mit ängstlicher Wachsamkeit zusammenhalten, um der Ueberredungskunst der Gegengründe nicht zu erliegen. Kein Citat; keins wenigstens, das nicht der gebildeten Allgemeinheit angehört und nicht rasch aus Zeitungen und Zeitschriften aufzulesen war. Keine Spur von Eitelkeit, die unsachlichen Erfolgen oder dem Beifall unmündiger Salonhysteriker nachläuft. Keine Spur auch von unerlaubtem Ehrgeiz, der sich hinter patriotischer Maske spreizt. Lest ihn nur, liebe Deutsche, obwohl er Euch gar nicht gewogen ist; gerade weil, wenn seine Pläne sich durchsetzen, für Deutschlands Ausfuhrhandel, ja, für unsere ganze deutsche Nationalwirthschaft eine schwere Stunde schlägt. Lest ihn, entzieht Euch der verblödenden Bevormundung Eurer Zeitungen, die längst mit diesem Manne fertig waren, bevor sie ihn begriffen hatten. Lest (die Times sind um wenige Groschen zu erstehen) und vergleicht dieser Reden Gewalt, ihren bon sens mit den Paradestücken unserer offiziellen Rhetorik, die der Bergarbeiterstrike, die Handelsverträge, der Toleranzantrag, die famosen Zänkereien um die akademische Freiheit uns beschert haben; und wenn Ihr dann noch meint, wir hätten heute keinen Grund, England seinen Chamberlain zu neiden, so seid Ihr, seit Bismarcks Tode, in kurzer Frist recht bescheiden geworden oder . . .

Ich höre auf; in diesem Zusammenhang mehr zu sagen, könnte unbescheiden klingen. Nur möchte ich, um nicht mißverstanden zu werden, hinzufügen, daß über Heil und Unheil, Richtigkeit und Durchführbarkeit der chamberlainischen Pläne das letzte Wort noch nicht gesagt ist (der mächtige Zwischenhandel, die Rheder, manche Großindustrie widersetzen sich heftig); von den besten Kennern sogar noch nicht gesagt werden kann. Nur soll man uns nicht einreden wollen, der Mann und die Sache, die er verficht, gingen uns nicht an; uns, die wir Kolonien erwerben, Flotten bauen, den Export steigern, die Handelsmarine vergrößern, aus dem Monopol des Welthandels England verdrängen wollen; uns, denen ungeschmälerte Ausfuhr nach Größer-Britanien fast ökonomische Lebensbedingung ist. Nur soll man nicht versäumen, auf die Laufbahn dieses Politikers, die bis zum charaktervollen Bruch mit Gladstone nur Vorbereitung war, auf seine Taktik, auf die Mittel seiner bisherigen und der wahrscheinlichen künftigen Erfolge zu achten, die für Deutschland, für ganz Mitteleuropa von entscheidender Bedeutung sein würden. Wir schwanken, die „Kämpfe" um die Handelsverträge haben's von Neuem bewiesen, mußte zwischen Weltmachtdrang und dem Ideal der wirthschaftlichen

Digitized by Google

Selbstgenügsamkeit hin und her; alle Argumente, die auf dem langen Wege von Adam Smith und Friedrich List zu Wagner, Brentano und Sombart aufzulesen sind, werden, durcheinandergequirlt, mit den billigsten Zeitungphrasen überkleistert, dem Publikum zur Aufklärung dargereicht, rein politische und rein wirthschaftliche Motive in einer dem theoretischen wie praktischen Verstand unzugänglichen Unverständlichkeit nach Willkür für einander eingesetzt; die Maßgebenden greifen, obwohl die auf der ganzen Wirthschaftlinie unendlich veränderte Lage die Vergleichsmöglichkeit ganz beträchtlich eingeschränkt hat, auf die Argumente Bismarcks im Jahr 1879 zurück; und das Publikum, die ungeheure Masse der Interessenten (bis auf die agrarischen) ist sich, die klägliche Rolle der ihres Willens politisch nicht mächtigen Industriellen und Großhändler bewies es eben erst wieder, im dunklen Drang des rechten Weges nicht bewußt. Bei dieser Sachlage giebt es kaum ein besseres Erziehungmittel als das: auf England und Joseph Chamberlain hinzuweisen.

* * *

Ferdinand Brunetière von der Académie Française gilt auch seinen politischen Gegnern als charaktervoller Literaturhistoriker. Sein Name bedeutet ein Programm, das die von ihm geleitete Revue des Deux-Mondes seit Jahren in Wahl, Ton und Haltung ihrer Beiträge zu entfalten strebt. Mit Gelehrsamkeit; unter peinlicher Wahrung der für Kulturmenschen geltenden Gesetze des literarischen Anstandes; in Anlehnung an Ideale, die in dem Bekenntniß zum geklärten Katholizismus Pascals und auch La Mennais', zur Aesthetik des klassischen siebenzehnten Jahrhunderts, zu den politischen Formen des ancien régime wurzelt. Als Schriftsteller fein und fruchtbar. Kein Aesthet, sondern Moralist. Er ist ungemein fleißig, liest viel, ist vielseitig bewandert, giebt für seine Urtheile und Behauptungen geschlossene, wohldurchdachte Beweise, spricht energisch, ohne Beschönigungen und feige Rücksichten, aber ohne aufdringliche Geberden und hat unter kultivirten Franzosen nicht nur Bekenner ähnlicher Ueberzeugungen zu Bewunderern. Kurz: ein Charakterkopf, den Niemand übersehen darf, der sich anmaßt, über das französische Kulturleben der Gegenwart die Oeffentliche Meinung aufzuklären, auch wenn er keine seiner Ueberzeugungen theilt.

Auf dieses „auch wenn", auf diese Einschränkung, die unter gesitteten Menschen als Selbstverständlichkeit gelten sollte, kommt mirs in diesem Zusammenhang an. Ich theile fast keine der Ueberzeugungen, auf die Brunetière seine Religion, seine Philosophie, seine Politik, seine Aesthetik gründet. Er lehnt den Begriff der Entwickelung ab. Er glaubt, daß es in der Geschichte eines Volksthumes und einer Volksseele Momente giebt, die man nur festzuhalten, durch ein Zusammenraffen bewußten Wollens nur zu verlängern brauchte, damit dieses Volk den Sinn des ihm zugedachten Lebens erfülle oder, mit anderen Worten, das seiner Wesensart genau angepaßte Ideal verwirkliche. Der gemessene Schritt seiner Untersuchung wird belebt, sein Stil erhebt sich zu hinreißendem Schwung, wo sein Blick auf solche nach seiner Meinung vom Ideal gesättigte Momente fällt; und diese Zeitbilder, die als vergangene zeit- und kampflos geworden sind, die, verklärt, abgerundet, benutzt er, nach uraltem Brauch, zum Maßstab der Vergleichung, Beurtheilung, Verurtheilung. Die Ansprüche einer an Sauberkeit gewöhnten oder zu solcher durch Schulzucht erzogenen Intelligenz, die, mit fortschreitender Erkenntniß, ihr Bekenntniß fortgesetzt revidirt und sich weist, geschichtlich gewesener Ideale als eines

Digitized by Google

Kompasses sich zu bedienen, verwirft er; mit uralten, aber psychologisch und kulturgeschichtlich (wie auch der Gegner ruhig zugeben darf) vorzüglich motivirten, nie endgiltig zu widerlegenden Argumenten. Er bechrt die Skepsis mit seinem Haß; und die moderne Philosophie und Literatur, mit ihrem Suchen nach neuen, dauerhaften Fundamenten des gesellschaftlichen und individuellen Lebens, mit ihrem Verzicht auf den süßen, aber faulen Frieden der Kompromisse, sucht er zu stigmatisiren, indem er sie dem Mitleid preisgiebt. Er strebt so zu Joseph de Maistre zurück; ohne dessen Genialität zwar, ohne dessen glühenden Haß gegen Aufklärung, Fortschritt, Philosophie, moderne Ideen, ohne dessen ansteckende Irreverenz vor den Heiligen der Wissenschaft und Philosophie; viel zahmer, bescheidener, pedantischer, wissenschaftlicher, aber doch mit unverkennbar ähnlicher Tendenz und beträchtlichen Erfolgen. Wenn nun der Zufall wollte, daß ich, „der Schreiber dieser Zeilen", in einer anderen Kulturzone geboren, mit anders gerichteten Instinkten zum Bewußtsein erweckt und zu einem Individuum mit wesentlich anderem Lebensinhalt und anderer Richtung der Grundüberzeugungen entwickelt wurde als Ferdinand Brunetière: so mag ich Das privatim für ein Glück halten. Von Brunetières Leistung und Schicksal aber keine Notiz zu nehmen, wenn ich die Oeffentlichkeit zu berathen habe, würde von doktrinärer Beschränktheit, von Mißverstand meiner publizistischen Aufgabe, von Unehrlichkeit gegenüber meinem anonymen Publikum, von Mangel an Vertrauen in die Zukunft meiner Grundansichten zeugen. Der Fall ist wichtig; denn er ist nicht erdichtet. Ich bin gezwungen, Brunetière zu bekämpfen: als Philosophen, als Historiker, als Politiker. Aber ich achte und beachte ihn. Und lerne von ihm. Und bekenne ganz offen, daß dieser Gegner im Prinzip mir näher steht als die ungezählten Tausende, die sich, aus Nachäffung, Halbbildung, gedankenloser Mitläuferei, geistiger Bequemlichkeit, materiellem Interesse, Feigheit vor der Censur der Oeffentlichen Meinung und wer weiß sonst welchen unpersönlichen Gründen im Heerlager der modernen Ideen tummeln, ohne für deren herbe Größe das Organ zu haben. Wird solchem Mann der Mund gestopft, der Lehrstuhl entzogen, seine Einflußsphäre, die zum Theil auch die Organe des Staates auf Grund objektiv werthvoller wissenschaftlicher Leistungen ihm eingeräumt haben, von Staates wegen wieder zu beschränken gesucht: so verlange ich den strengsten Beweis für die Unverträglichkeit seiner öffentlichen Thätigkeit und Handlungen mit dem Respekt vor den Grundprinzipien der bestehenden Staatsordnung: den zwingenden Beweis, daß die Thätigkeit dieses Lehrers und Schriftstellers den Boden aushöhlt, auf dem der Gesellschaftbau sich erhebt. Hier liegen die Grenzen der individuellen Freiheit auf geistigem Gebiet; jedenfalls die Grenzen, die der Thätigkeit eines aus öffentlichen Geldern besoldeten Lehrbeamten gezogen sind. Sie sind heute in Westeuropa der Theorie nach so weit gezogen, daß fast Alles zu sagen, zu lehren, zu bekennen, zu schreiben erlaubt ist. Daß erlaubt ist, das Eigenthum, das Erbrecht, das ganze System der erworbenen Rechte zu diskutiren; die Frage nach der besten Staatsform zu erörtern; die Ehe zu kritisiren; den Werth der positiven Religion in Frage zu stellen; überhaupt nach Herzenslust zu forschen, Kritik zu üben, Systeme zu bauen, „ideale" Forderungen zu stellen: sofern nur diese Kritik auf ernster, gewissenhafter, vorurtheilloser wissenschaftlicher Arbeit beruht; so lange irgend eine nennenswerthe Minderheit zurechnungfähiger, reifer Männer in den Meinungen des staatlich besoldeten Lehrbeamten den repräsentativen,

Digitized by Google

idealen Ausdruck ihrer Ueberzeugungen anerkennt; und so lange nur Takt und Formgefühl seinem Meinen, Wünschen, Sollen den auszeichnenden Stempel giebt von dem Gerede der auf die anonyme Menschenmasse losgelassenen Preßjünglinge.

Der Theorie nach. Die Praxis zeigt leider ein anderes Bild. Brunetière ist von der radikalen Regirung des Herrn Combes gemaßregelt worden. Diese Herren, die der Geistes- und Gewissensfreiheit im katholischen Frankreich den idealen Boden schaffen wollen, den über hundert Jahre Revolution ihm noch immer nicht zu geben vermochten, fühlten sich von der Kritik des Professors verletzt. Brunetière ist nicht seit gestern neokatholisch. Nicht seit gestern Anhänger des vom Ersten Konsul Napoleon 1801 geschaffenen Konkordates zwischen Staat und Kirche. Nicht seit gestern für eine Klerikalisirung der Schule. Und aus so vielen verführerisch gut geschriebenen Büchern und Artikeln sprach seit Jahren unverhohlen die Sehnsucht nach der Herrlichkeiten des königlichen und katholischen Frankreichs, daß die Ansteckung durch solche Ideen, wenn sie bestände, längst erfolgt sein müßte. Er wird trotzdem verfolgt, aus Amt und Würden gejagt und das Gehalt wird dem alternden Manne gesperrt, den kein Vernünftiger glauben kann durch pharisäisch anrüchige Mittel dieser Art für die Vorzüge republikanischer Gesinnung empfänglich zu machen. Mit einem Wort: der Brunetière-Skandal war im vorigen Jahr eine der ärgsten Blößen, die sich die pariser Freiheitapostel gaben. Darum sollte der wahre Freiheitfreund in Deutschland mit Beschämung, aber zugleich mit größtem Nachdruck gegen die fanatische Intoleranz Front machen, die sich in die Reihen des pariser Fortschrittes eingeschlichen hat; sollte an das wahre Wort seines großen Vordenkers John Stuart Mill erinnern: der Franzose wolle die Freiheit für sich, um sie gegen den Nächsten zu mißbrauchen; sollte davor warnen, das Wort Freiheit wie einen Fetisch anzubeten, und Jeden mahnen, sie in Handel und Wandel zu bethätigen, sie als Gesinnung zu pflegen. Dazu gehört vor Allem, einen (nicht nur) für französische Zustände so typischen Vorfall zu verzeichnen und die sonst doch stets sprungbereite Glossirsucht auf ihn zu lenken. Aber unsere radikalen und liberalen Blätter schwiegen sich dazu aus; und die Gegner hatten mit dem eingebildeten Schutz von Thron und Altar zu viel zu thun, um auf die Blöße der privilegirten Toleranzpächter den Zeigefinger zu legen. Also kein Sterbenswörtchen darüber. Einen gefälligen Journalisten, der im Solde eines radikalen Verlegers steht und mit spitzen Ohren in den europäischen Blätterwald horcht, bat ich um Aufklärung und erhielt die Auskunft: Brunetière in unserer Redaktion völlig unbekannt. Außerdem nicht „aktuell". Ferner wegen der Gefahr, liberale Grundsätze in Aktion zu zeigen, nicht „opportun". So sieht die öffentliche Meinung des Dritten Standes, der Bourgeoisie aus; so der Weltspiegel, der sich in seiner makellosen Reinheit spreizt. Brunetière tröstet sich mit Pascals: Les saints ne se sont jamais tus. Und spricht unverdrossen weiter. Uns lockt, aus diesem Gefängniß heraus, nichts Geringeres als die sogenannte parteilose Presse. Eine lockende Aussicht, die zu den Höhen der Souverainetät des Volkes führt.

* * *

Von Ferdinand Brunetière zu Anatole France ist insofern nur ein kleiner Schritt, als Beide die Unsterblichkeit der Académie Française theilen, Beide in

Digitized by Google

der vordersten Reihe der politisirenden Intellektuellen stehen. Sonst freilich verkörpern Beide, in allen Kämpfen um die Zukunft von Staat und Gesellschaft, polare Gegensätze. Anatole France ist, als Schaffender, ein Goldschmied der Sprache; ist mit ihrem Genius vermählt. Welcher Genuß, neben unserer noch vielfach verwilderten Prosa, diese Perlenschnüre geschliffener Sätze zu lesen, die trotzdem nicht um des Stileffektes willen geschrieben sind, sondern Sinn und Seele haben. Seine Phantasie ist allerdings von Hause aus blutarm; darüber täuschen weder der feinste literarische Geschmack noch die Schätze kostbarer Erinnerungen, die der in alten und neuen Kulturen heimische Dichter im treuen Gedächtniß bewahrt. Auch erscheint das ganze Schaffen zu wenig naiv, zu bewußt, ist nicht vom strotzenden Ueberfluß einer überschwänglichen Seele erzwungen. Aber seine feine Ironie ist entzückend, seine Charakterzeichnung meisterlich sicher, der Bautrieb, der keinen Stoff entläßt, bevor er völlig durchkomponirt ist, erscheint, im Vergleich, zu dem aller Orten die Literaturatmosphäre verpestenden Weiberdilettantismus, ungemein stark; und die Gedankenwelt ist mit Eigenem und Originellem so stark bevölkert, daß man nirgends über die Gemeinplätze der Modephilosophie stolpert. Dazu, in den Werken der vorpolitischen Periode (Laïs; Le livre de mon ami; Nos enfants; Le crime de Sylvestre Bonnard . .), eine den besten Traditionen des französischen Skeptizismus ebenbürtige Psychologie. Dazu ein warmes, gütiges Herz, ein verstehendes und verzeihendes Mitgefühl. Les vérités découvertes par l'intelligence demeurent stériles. Le coeur seul est capable de féconder les rêves. Il verse la vie dans tout ce qu'il aime. C'est par le sentiment que les semences du bien sont jetées sur le monde. Aber diese Vorzüge haben den Schriftsteller bei uns nicht heimisch gemacht noch hat ihn das Urtheil eines Jules Lemaître empfohlen: Cet homme a la perfection dans la grâce; il est l'extrême fleur du génie latin. Das hat erst seine muthige Parteinahme für Dreyfus, sein Eintreten für Zola zu Stande gebracht.*) Und einmal unserem Gesichtskreis zugeführt, hielten es kulturfreundliche Zeitungen und Zeitschriften für geboten, kleinere Novellen und Skizzen abzudrucken, auch kritische Würdigungen zu bestellen, deren Unkritik, so weit ich urtheilen darf, des Mannes und seiner Leistung unwürdig waren. Aber das Ohr war einmal auf diesen klangvollen Namen eingestellt und nun hielten, unter der falschen Flagge des politischen Prestige, die politisirenden Romane des Künstlers ihren Einzug in unsere Leihbibliotheken: l'Anneau d'Améthyste (eine mit dünner Erfindung in die Affaire eingebaute Fabel); l'Orme du Mail; le Mannequin d'Osier; M. Bergeret à Paris (die Fiktion schwindet, die Phantasie wird aus dem Dienst entlassen, der politische Essay tritt all in seinen nackten Reizen hervor). Eine schlechte Kost ists nicht; selbst in seiner

*) Vor der Affaire hatte Anatole France geschrieben: „Ich beneide Zola nicht um seinen abscheulichen Ruhm. Sein Werk ist schlecht und man darf sagen, daß er zu den Elenden gehört, von denen zu wünschen wäre, sie hätten niemals das Licht der Welt erblickt." An Zolas Witwe telegraphirte er: „Mit Ihnen trauert die Welt. Die Menschheit hat einen ihrer stärksten Geister, eins ihrer größten Herzen verloren. Zolas mächtiges Werk lebt fort." Und am Grabe sprach er: „Zola hatte die Reinheit und Einfalt der großen Seelen. Er war gütig, im tiefsten Wesenskern sittlich; er war das Gewissen der Menschheit." Man darf Herrn France-Bergeret also nicht nachsagen, daß er eigensinnig ist. H.

Digitized by Google

politischen Haltung, die ihn an die Seite der Radikalen und Sozialisten geführt hat, bewahrt dieser feine Künstler eine allem Doktrinarismus abholde Freiheit und Ueberlegenheit der Gesinnung.

Darum war es verwunderlich, zu finden, daß von seiner Brochure über das Verhältniß von Kirche und Republik selbst unsere liberalen Zeitungen nicht die geringste Notiz nahmen, obwohl Herr Combes, der gewesene Ministerpräsident, erklärte: von keinem Fachpolitiker sei die große kirchenpolitische Frage so lichtvoll, historisch und konstruktiv so endgiltig behandelt worden wie von Anatole France; von keinem so sehr im Sinn des wohl verstandenen Kulturfortschrittes. Selbst diese nachdrückliche Empfehlung half nicht. Schade. Ursachen und Wirkungen des Konkordates, die muthmaßlichen Folgen seiner Aufhebung sind auch für uns keine gleichgiltigen Fragen. Und Anatole France reproduzirt keineswegs den Standpunkt der radikalen Politiker; oder vielmehr: er theilt ihren Standpunkt, findet aber doch Mittel, in Bezug auf die Folgen der Maßregel persönliche Ansichten anzudeuten. Ihm, der die fließende, unstete Natur menschlicher Wünsche und Bedürfnisse nur zu gut kennt, der die irrationale Natur der Massenpsyche mitleidloser analysirt hat als irgend ein Volksfeind, dem seine geschichtlichen Kenntnisse nicht erlauben, an die geradlinige Entwickelung des menschlichen Fortschrittes zu glauben, ihm entgeht auch das Gewicht der Gegengründe nicht. Ja, vielleicht haben dieser weniger apodiktische Ton, sein leiseres Ja, sein zaghafterer Zukunftglaube unsere Politiker abgehalten, ihn als Autorität in der Konkordatfrage anzuführen, seine Schrift und Combes' Urtheil über sie der Beachtung zu empfehlen. Da aus Frances politischen Ansichten zweifellos ein Mißklang feineren Ohren hörbar ist, so will ich mit einigen Worten bei ihnen verweilen.

Seine politischen Freunde proklamiren die unbeschränkte Souverainetät des Volkes. Die Voraussetzung für diesen Standpunkt ist der Glaube, daß das Volk in seiner Masse mündig und für seine kollektiven Handlungen genau so verantwortlich ist wie ein Individuum für die seinigen. Das ist die Hauptsache; die feineren Schattirungen dieses Glaubens lassen wir heute bei Seite; eben so die ungeheuren Schwierigkeiten, politisch durchaus zuverlässige Institutionen zu schaffen, die den Parallelismus im Wollen und Handeln zwischen Vertretung und Vertretenen, zwischen Regirung und Regirten spiegeln. Ich kenne nun kaum einen antidemokratischen Schriftsteller, der eine so geringe Meinung vom „Zielbewußtsein", von der moralischen Zurechnungfähigkeit des Volkes in seiner Gesammtheit, der Masse als solcher hätte wie Anatole France. Ich citire aus dem „Amethystring", was mir beim Durchblättern gerade auffällt: „Die Menge hat heftige elementare Leidenschaften. Sie ist Vernunftgründen unzugänglich. Sie nährt sich von alten Lügen. Ihr Talent zum Irrthum ist ganz respektabel. Und da die Masse des Volkes ihre Ohnmacht kennt, durch Vernunft erbliche Vorurtheile zu überwinden, bewahrt sie vorsichtiger und kluger Weise das von den Vorfahren ihr überkommene Erbe an Fibelgeschichten. Diese Art Weisheit schützt das Volk vor gar zu schädlichen Irrthümern: es hält sich an die bewährten. Das Volk ahmt nur nach; aber diese Eigenschaft würde noch deutlicher hervortreten, wenn es den Gegenstand der Nachahmung nicht unmerklich und unbewußt entstellte. Diese Entstellungen und Mißgestaltungen erzeugen, was wir den Fortschritt nennen. Die Heerde denkt eben nicht nach. Daher ist es ungerecht, zu sagen, daß sie sich täuscht. Im Ge-

Digitized by Google

gentheil: Alle und Alles legen es darauf an, sie zu täuschen und elend zu machen. Und ferner zweifelt sie nie, da ja der Zweifel die Wirkung des Nachdenkens ist. Dennoch wechseln ihre Ideen unaufhörlich. Und manchmal geht sie vom Stumpfsinn zur Gewaltthätigkeit über. Mehr noch: sie besitzt keine hervorstechende Tugend; denn Alles, was sich auszeichnet, löst sich sofort von ihr ab und hört auf, ihr anzugehören. Aber sie irrt, sie siecht, sie leidet; und darum muß man ihr eine tiefe und schmerzvolle Sympathie bewahren. Ja, sogar verehren muß man sie, weil aus ihr, der Heerde, der Masse, alle Tugend, alle Schönheit, alle Kulturherrlichkeit hervorgeht." Dieses Citat wird hoffentlich auch der Leser kostbar finden und gern seinem Schatzkästlein anvertrauen. Wie man aus solcher Ansicht, die aus den übrigen Werken des Dichters hundertfach zu verstärken wäre, etwas Anderes als das strengste System der Bevormundung abzuleiten vermag, ist schwer zu begreifen. Ferner, was die Frage der Aufhebung des Konkordates betrifft: „Die Idee eines Laplace über Entstehung und Systeme der Welt lassen zwar die alte jüdisch-christliche Kosmogonie so kindlich erscheinen wie das Bild einer von einem Schweizer fabrizirten Uhr; dennoch sind sie klar und deutlich seit einem Jahrhundert fast vor Aller Augen ausgebreitet, ohne daß die kleinen jüdischen oder chaldäischen Geschichten, die die Heiligen Bücher der Christen füllen, von ihrer Herrschaft über die Menschen Etwas eingebüßt hätten. Die Wissenschaft hat der Religion niemals Schaden zugefügt; man wird daher die Thorheit eines frommen Brauches vergebens blosstellen: die Zahl der Personen, die ihn üben, wird sich nicht mindern. Dem Volke sind die Laboratoriumswahrheiten, der nüchterne Gang wissenschaftlicher Forschung unsympathisch und herzlich zuwider. Es lebt von Mythologie. Einige dauerhafte Illusionen gelten ihm als ewige Wahrheiten. Ein paar ganz simple Lügen genügen, um seinen Millionen das Dasein zu vergolden. Kurz: die Wahrheit hat über die Masse der Menschen keine Gewalt. Es wäre sogar ärgerlich, wenn sie die hätte; denn sie widerstrebt seinem Geist wie seinen Interessen." Und so fort. Ueber die Unsterblichkeit sagt er gelegentlich: Der Weiße habe sie, im Gegensatz zum nichtspiritualistischen Chinesen, nöthig; er sei von Natur anspruchsvoll, sei nicht zu Verzicht und Entsagung geboren. Aus Alledem möchten wir folgern: Also ist für ihn nicht die Religion Christi, sondern die christliche Religion geschaffen; je mehr Kirche und Mystik, je weniger Vernunft und Aufklärung, desto besser; und je weniger man versucht, diese ungeheuer beruhigende Suggestion des Menschenlebens zu zerstören, die staatskirchliche Tradition aufzuheben, desto befriedigter und befähigter ist der Weiße, der bürgerlichen Gemeinschaft ein zuverlässiges und treues Mitglied zu sein. Aus ähnlichen Voraussetzungen zog Hyppolite Taine ähnliche Folgerungen. Er hielt das Konkordat noch lange nicht für ausgelebt. Anatole France schließt: Also sei das Konkordat abzuschaffen.

Ich finde das Mißtrauen gegen politisirende Intellektuelle berechtigt. Sie kommen aus gleichen Prämissen zu verschiedenen Schlüssen. In den Zeitungen ist Alles klarer, einfacher, logischer. Ein Demokrat, der allen Ernstes behauptet, der Fortschritt sei nichts als Verzerrung und Mißgestaltung der Tradition, verdiente, gemaßregelt zu werden. Zum Glück ist Anatole France nicht Professor, sondern Bibliothekar des Senates; ist es oder war es.

Dr. Samuel Saenger.

Digitized by Google

Der Vampyr.

Eine dalmatiner Novelle.

1. Die Tochter der Hafenschänke.

Die Tochter der Hafenschänke
War schlank wie ein Haselstock.
Karfunkel im Ohrgehenke
Und türkisch-bunt der Rock.

Die Zöpfe so dick wie Seile,
Gesponnene Nacht das Haar.
Die Blicke brennende Pfeile
Aus stählernem Köcherpaar.

Die Lippen wie seidne Schläuche,
Von rothem Wein durchrollt,
Die Brüste wie Schwanenbäuche
Mit Knospen aus rothem Gold.

Ihre Blouse war leicht zu knöpfen
Für jede zärtliche Hand.
Sie hielt mit den starken Zöpfen
Manch Schifferherz an Land . . .

2. Der Fähnrich.

Sie schänkte aus hohen Krügen
Und fand doch selten Ruh.
In gar zu durstigen Zügen
Trank Jedermann ihr zu.

Auch Einen in dunkler Ecke —
Ein Flottenfähnrich wars —,
Den band in seinem Verstecke
Die Seide ihres Haars.

Von Jedem trank sie die Blume,
Doch mehr von ihm allein:
Tiefrothen aus Finme . . .
Ihr Mund mocht' röther sein.

Sie schluckte mit blähnden Nüstern,
Ihre Hüften wiegten sich sacht.
Ein kurzes, heimliches Flüstern, —
Tiefroth wird auch die Nacht.

Ihre Brüste waren zwei Becher,
Drin süßeste Wollust lag.
Er ward ihr glühender Zecher
Nachtsüber bis zum Tag.

3. Im Lazareth.

Nach Jahren kehrte er wieder
Und lenkte den Schritt dorthin.
Er suchte das rothe Mieder
Mit den weißen Tauben darin.

Doch — ach! — ihre Tage verfurrten
Zu heiß und wonneschwer.
Ihre Turteltauben, die gurrten
Schon lang keinem Manne mehr.

Des Hafens jauchzende Dirne
Lag sterbend im Lazareth.
Schweiß trat auf ihre Stirne:
Der Tod trat an ihr Bett.

Man reichte in letzter Stunde
Ihr Gnadenbrot und Wein.
Sie stieß den Kelch vom Munde:
Sie wollte nicht selig sein!

4. Die Sterbende spricht.

Ich müßt' mich nach Sünde sehnen
Noch vor Marias Kind!
Ich würde die Heiligen höhnen,
Die keine Männer mehr sind.

Keine Hände, die kosend beben,
Kein Mund, der zärtlich lacht!
Es fehlen dem seligen Leben
Die Seligkeiten der Nacht.

Digitized by Google

Ich kann nur küssen und lachen,
Mein Busen ist schwer und glüht.
Was sollt' ich bei Heiligen machen,
Von denen Keiner ihn sieht!

Ich bin zu Hause auf Erden,
Dem Himmel wär' ich zu schlecht.
Ich will nicht unsterblich werden,
Wo Keiner mich küssen möcht'!

5. In der Hafenschänke.

Es klinkt an allen Thüren,
Sind Gäste nachts im Haus.
Man kann es hören und spüren:
Ein Spuk geht ein und aus.

Weinheiß lag auf dem Lager
Der Fähnrich jüngst und schlief.
Weinheiß und jugendhager,
Sein Traum ward süß und tief.

Da riß aus erträumten Armen
Ihn grausigste Angst zur Höh':
Er spürte an seiner warmen
Eine Brust noch kälter als Schnee.

Er spürte Lippen und Lenden
Klammfeucht in grobem Gewand
Und griff mit entsetzten Händen
Eine eisig kosende Hand.

Irr schreiend schlug er das Zeichen
Des Kreuzes gegen den Spuk.
Da fühlte er langsam weichen
Den grausig-zärtlichen Druck.

Da hob sichs von seinem Bette,
Da wich es von seiner Brust.
Leis klirrte Gehenk und Kette,
Laut stöhnte zerschlagne Lust.

Ein Stöhnen, Tasten und Schieben,
Dann glitt es kühl durch die Thür.
Rundrothe Flecke blieben:
So küßt nur ein Vampyr.

Grau stieg, mit fahler Wange,
Der Fähnrich früh herab.
Sein Gastbett roch noch lange
Dumpfmodrig wie ein Grab.

6. In der Kirche.

Vom Lutherrock umflossen
Tritt ernst der Priester ein.
Von goldnem Kelch umschlossen
Trägt er den heiligen Wein.
Er reicht ihn in der Reihe.
Der Fähnrich beugt sich vor.
Schon tranken Zwei und Dreie,
Da — horch —: es klinkt das Thor!

Aufächzen die Flügelriesen,
Gedrückt von starrer Hand.
Schwerfällig über die Fliesen
Rauscht faulig ein Gewand.
Die Augen nachtverhangen,
Grabkalt den hohen Leib,
Mit modersleckigen Wangen
Schleppt vorwärts sich ein Weib.

Das ist eine wandelnde Leiche!
Eine Leiche! Steh Gott uns bei!
Eine Hand, eine grünlich-bleiche,
Am Fähnrich greift sie vorbei
Und reißt aus des Priesters Händen,
Der taumelnd das Spukbild sah,
Den Kelch mit den Gnadenspenden
Des Blutes von Golgatha!

Digitized by Google

7. Lied des Fähnrichs.

Wenn die Sonne verſinkt, wenn der Abend graut,
Beſucht mich meine herzliebe Braut.
Sie ſchläft des Tags, wo die Pinie ſteht
Und der Wind Verweſung und Fäulniß weht.
Doch wenn es dunkelt, dann kommt ſie zu mir
Und herzt mich und küßt mich, — mein Schatz, der Vampyr!

Oft bin ich geflohn mit geſträubtem Haar
In die Stadt, wo die Gaſſe am Hellſten war.
Doch im Menſchengewühl und im ſtrömenden Licht,
Was huſcht dort und lockt mich und drängt ſich ſo dicht?
Geſchminkte Leichen, bald dort und bald hier . . .
Die Huren des Hafens, — mein Schatz, der Vampyr!

Mitunter auch zieht's mich zu ihr hinaus,
Wo der Schuhu fliegt und die Fledermaus.
Dort buhlt ſie mit mir bis zum Morgenſtrahl.
Früh fand mich der Wächter ſchon manchesmal.
Er meint, ich ſei irr, und bekreuzt ſich vor mir.
Dumpf knurrt dann im Grabe mein Schatz, der Vampyr!

Gewitternacht.

Ihr nennt mich närriſch und habt auch Recht.
Denn wenn ich verliebt bin wie heute eben,
Dünkt ſelbſt die Sonne mich faſt zu ſchlecht,
Sie meinem Mädel als Brooche zu geben.

Und wenn ein Verderben das Land verheert,
Fluth, Feuer und Leichen mit grinſenden Mienen:
Mir, der ich von Liebe verwirrt und verſtört,
Muß Das auch zu rhythmiſcher Huldigung dienen!

Blau, wie ein Feld in dichten Veilchen blüht,
Stand erſt der Himmel über ſtillen Landen.
Dann ward er roth, wie heiße Liebe glüht,
Bis ſeinem Antlitz alle Farben ſchwanden
Und weh und wild ihn ein Titanengram,
Sehnſucht und Zorn ſchwarzgallig überkam.

Er rief den Harfner ſeiner Traurigkeit
Und grau und grimm ſprang von den Felſenkanten
Der Sturm empor und ſang von Mord und Streit
Und von dem Kampf der Götter und Giganten,
Daß ſeine Brauen immer düſtrer zuckten
Und ſich im Horſt die Adler ſchreiend duckten.

Digitized by Google

Der Tod allein macht Adlerherzen bleich
Und der war nah! In zackigem Gefunkel
Schoß Blitz an Blitz weißlohenden Schlangen gleich
Ins Herz der Nacht und züngelte durchs Dunkel
Und oben dröhnte donnernd dumpf Gestöhn
Und Wuthgeschrei bis in die höchsten Höhn.

Die Blitze zuckten schauerlich nach oben
Und niederwärts in Flammenraserein.
Allvaters Thronstuhl bebte vor dem Toben
Und schauernd fragte er am Schicksalsstein,
Ob diese Gluth sein Spruch noch einmal bändigt —
Ach! — oder ob der Götter Zeit beendigt.

Auf flacher Erde ward versengt das Gras,
Gestürzt der Hirt, verkohlt im Kahn der Ferge.
Die Riesenpappeln splitterten wie Glas
Und edle Schlösser wurden Flammenberge.
Wie rasend schleuderte des Himmels Hand
Blitzstrahl um Blitz, bis ihm die Kraft entschwand.

Da ward es still, ganz still mit einem Mal,
Bis sich der Schmerz, der ihm die Brust fast sprengte,
Die Bahnen brach in Thränen bittrer Qual,
Im Wolkenbruch, der alles Land ertränkte,
So daß die Dörfer, heiß noch von den Flammen,
Wie Seglerflotten nun im Wasser schwammen.

Drei Tage weinte er und wehren konnt'
Er dann noch kaum die Thränen seinem Leide.
Als hätt' er leuchtend nie uns übersonnt,
Hing kalt und grau er über wüster Haide.
Der durch Aeonen Mensch und Götter schied,
In selger Ruhe blieb vergrämt und müd.

Weißt Du, warum? Dich, Schatz, hat er gesehn
Und wilde Sehnsucht griff ihn Deinetwegen.
Statt leuchtend klar zu Häupten Dir zu stehn,
Wollt er sich zärtlich Dir zu Füßen legen.
Und da Gesetz des Weltenlaufs ihn band,
Empörte sich und schluchzte der Gigant.

So hat selbst Ewge Deine Lieblichkeit
In tiefster Brust verwundet und bewegt.
Und — ach! — nicht sanfter wär' mein Trennungleid,
Hielt süße Hoffnung nicht mein Herz umhegt.
Doch da ich hoff', laß tausendmal Dich grüßen!
Der Himmel weint: ich jauchz' Dir bald zu Füßen!

Georg Busse-Palma.

Digitized by Google

Die amerikanische Gefahr.

Vor einigen Wochen wurde in New-York unter dem Namen Importers National Association eine Vereinigung gegründet, die den Zweck hat, die amerikanischen Einfuhrfirmen gegen „Mißbräuche und Ungerechtigkeiten" zu schützen. Diese Vereinigung, der alsbald die angesehensten amerikanischen Importfirmen beigetreten sind und die gleich nach ihrer Begründung mehr als zweihundert Mitglieder zählte, richtet ihre Spitze also gegen die eigene Zollverwaltung. Sie will die gesetzmäßigen Zollsätze für die Einfuhr von Waaren „feststellen"; sie will darauf achten, daß diese Zollsätze „allen Einfuhrfirmen gleichmäßig angerechnet" werden; sie will versuchen, den thatsächlichen Marktwerth der Waaren jeweilig zu ermitteln und die Zollbeamten vor ihren Aufstellungen „mit Achtung zu erfüllen"; sie hofft, daß ihr gelingen werde, der Zollwillkür bei der Behandlung eingeführter Waaren ein Ende zu bereiten. Diese Gesellschaft, von deren Gründung die europäische Presse merkwürdiger Weise kaum Notiz genommen hat, wäre bei uns in Deutschland weder nöthig noch möglich. Die Thatsache ihrer Gründung beleuchtet grell die Verhältnisse jenseits vom Ozean. Amerikanische Interessenten des Handels und der Industrie müssen zusammentreten, um einander Schutz zu gewähren: gegen die Uebergriffe der eigenen Behörden, gegen das Vordrängen von Einzelinteressen und Eigensucht, gegen den Versuch gewissenloser Beamten und Privatpersonen, die Lücken der Gesetzgebung auszunützen. Wenn man Das hört, kommt dem ironischen Bewußtsein unwillkürlich das von Anbetern der Vereinigten Staaten oft verwendete Argument in die Erinnerung: die amerikanische Regirung sei nur eine Generalagentur für Handel und Industrie.

Wenn aber drüben schon der Einfluß einzelner großen Firmen ausreichend ist, um die Zollpraxis jeweilig in ihrem Sinn zu leiten und zu beugen: wie weit muß sich dann die Gewalt der Männer erstrecken, deren geschäftliche Klugheit die ganze Zollgesetzgebung geschaffen und mit dem Hinweis auf den Vortheil der Allgemeinheit zu vertheidigen gewußt hat? Der einzelne amerikanische Bürger und Interessent konnte dagegen nicht ankämpfen; der einzelne europäische Kaufmann oder Fabrikant kann es noch weniger. Wie der Zöllner dem Andrängen und der Bestechungskunst der jeweiligen Konkurrenten nachgiebt, so hat das ganze Staatswesen vor der mächtigen industriellen Produzentengruppe kapitulirt. Gegen die Trustmagnaten und deren Hintermänner vermag selbst der Präsident nichts; wie dürfte da ein einzelner europäischer Staat hoffen, mit Vorstellungen bei der Regirung der Union Etwas erreichen zu können?

Die Erkenntniß, daß Leute von den Ansichten und Gewohnheiten der Amerikaner anders beurtheilt und behandelt werden müssen als ein korrekter und gewissenhafter Europäer, bricht sich bei uns erst jetzt allmählich Bahn. Das gilt auch für die handelspolitischen Sitten. Die Amerikaner haben selbst herausgefunden, daß die zarten und durchdachten Formen des europäischen Vertragssystems, unter ihnen die Meistbegünstigung, die nur von feinerem und weiterblickendem Verständniß zu übersehen ist, für sie nicht passen. Sie haben sich deshalb ihr eigenes handelspolitisches System gebildet; bei Licht besehen: ein System des Faustrechtes, der Autonomie, der Gewaltpolitik, dem sie, weil einzelne Interessen dabei zu kurz kamen, als Korrelat (unter dem Namen der Reziprozität) den Satz „Wurst wider Wurst" anfügten. Unser europäisches System hat allmählich die handelspolitischen Sitten

Digitized by Google

gemildert; die Vorstellung, daß beim Abschluß eines Handelsvertrages einer von beiden Kontrahenten übers Ohr gehauen werden müsse, ist längst aus hellen Europäerköpfen gewichen. Der Begriff der Vertragstreue hat in der europäischen Oeffentlichkeit ein so großes Gewicht erlangt, daß ihm Niemand mehr direkt entgegenhandelt. Zollplackereien, die auf Unehrlichkeit, Korruption oder Chicane beruhen, sind uns schon lange fremd geworden. Erst die Amerikaner haben uns diese wenig würdigen und wirthschaftlich schädlich wirkenden Requisiten wieder vors Auge gerückt.

Diesen Amerikanern haben wir die Meistbegünstigung gewährt, während sie uns nicht nur keinen gleichwerthigen Entgelt dafür gaben, sondern uns, ihrer Gewohnheit gemäß, das handelspolitische Leben so sauer wie möglich zu machen suchten. Sie kamen zu uns ins Land, zwangen uns, die Fakturen durch ihre Konsuln beglaubigen zu lassen, belasteten den Ausfuhrhandel nach drüben mit Gebühren und Weitläufigkeiten; und wir mußten ihre Konsuln bezahlen. Das waren die Vorbedingungen, unter denen sie uns den geschäftlichen Verkehr gestatteten, uns Deutschen speziell, ihren besten Kunden und pünktlichen Zahlern. Aber das amerikanische Geschäft ist allzu verlockend. Wir wollten es um jeden, also auch um diesen Preis machen. Auch jetzt, da wir mitten in einer Neuordnung unserer handelspolitischen Verhältnisse stehen, hört man oft den Wunsch nach einem zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten zu schließenden Handelsvertrag. Doch sollte man nachgerade wissen, daß ein Vertrag im europäischen Sinn, also ein Tarifvertrag oder eine Vereinbarung zum Zweck näherer handelspolitischer Umschlingung, auf der anderen Seite des Ozeans grundsätzlich abgelehnt und vom Gesetz, das kein unbequemes Gelüsten aufkommen lassen wollte, verhindert wird.

Nun könnte man vielleicht fragen, ob die Selbstachtung uns nicht zwingen sollte, unter diesen Umständen auf die Beziehungen zu den Vereinigten Staaten zu verzichten. Aber die Welt ist heute nun einmal so eingerichtet, daß, wer in ihr eine Rolle spielen will, seine Fühlfäden nach allen Seiten ausstrecken und bestrebt sein muß, sich allen wirthschaftlich wichtigen Stätten mit tausend Saugwurzeln anzuschmiegen. Amerika ist ein großes, reiches und mächtiges Land, das der Industrie die werthvollsten Rohstoffe liefert. Wenn wir stets von Amerika kaufen, was uns für unsere industrielle Evolution unbedingt nothwendig ist, so müssen wir auch versuchen, den Amerikanern einen Theil unserer Produkte zu verkaufen. Und wenn unser bisheriges Verhalten — Würde und Unwürde giebt es im internationalen Geschäftsleben offenbar nicht — vielleicht allzu nachgiebig und nicht überall klug war, so trachten wir, es für die Zukunft zu bessern. Das amerikanische Geschäft kann ein Land von der Energie und Industriekraft des Deutschen Reiches in jedem Fall machen; und wir werden es machen, selbst wenn das erwünschte Vertragsverhältniß nicht herbeizuführen ist.

Wir werden dieses Geschäft um so eher machen, als wir jetzt in der Lage sind, auch gewisse Imponderabilien bei unserem wirthschaftlichen Angriff auf das halbverschlossene Amerika zu verwerthen. Bisher waren wir uneinig, in Parteiungen gespalten und jede Gruppe forderte von ihrem Standpunkt aus eine besondere Behandlung der Amerikaner. Der Eine verlangte, man solle auf ihren Aepfeln und Früchten Läuse finden, der Andere zitterte vor den Trichinen in ihrem Fleisch, der Dritte forderte Zurückdämmung der Getreideeinfuhr, der Vierte besondere Maßregeln gegen das frivole Spiel amerikanischer Baumwollspekulanten.

Digitized by Google

der Fünfte Repressalien gegen die eigentlichen Zollchicanen, der Sechste freundwillige Vorstellungen, von denen er sich Erfolg versprach. Andere wiesen mit Bedauern und Entrüstung darauf hin, daß die amerikanische Zollgesetzgebung Artikel auf Artikel vom Markt ausschloß. Die aber, deren Gesichtsfeld nicht durch Specialinteressen verengt war, hoben gar warnend Finger und Stimme und malten uns an die transparente und sehr aufnahmefähige Wand des handelspolitischen Empfindens mit schwarzer Kohle ein riesiges Schreckgespenst: die amerikanische Gefahr.

Diese amerikanische Gefahr ist rasch zum Schlagwort für alle Parteien geworden. Auf der einen Seite hielt man sie für so groß, daß unbedingte Unterwerfung zur Pflicht ward, auf der anderen verlangte man den Kampf, so lange noch irgend Etwas zu hoffen sei. Heute sind seltsamer Weise alle wirthschaftspolitischen Parteien in Deutschland darin einig, daß der Vertrag vom zehnten Juli 1900 gekündigt und nach drei Monaten gelöst werden muß. Daß die eine Partei hinter dieser Kündigung die Entwickelung eines zollpolitisch feindlichen, die andere die Anbahnung eines zollpolitisch freundlichen Verhältnisses sieht, ist eine Sache für sich. Im Grunde weiß keine der interessirten Gruppen, weiß weder die Regirung noch das Parlament, was nach der Kündigung kommen wird. Auf der ganzen Linie aber herrscht die Ueberzeugung, daß der jetzt geltende Zustand in der neuen handelspolitischen Aera nicht fortbestehen kann, und man hat sich endlich so weit objektivirt, daß man bereit ist, abzuwarten, was später kommen soll.

Diese Einigkeit ist an sich schon erfreulich. Wir treten dem kraftvollen Amerika als ein kraftvolles Deutschland gegenüber, dessen Interessen nach außen nicht zersplittert erscheinen. Hinter der künftigen Aktion der Regirung steht das ganze Volk, das bereit ist, die Folgen der staatlichen Entscheidung zu tragen. Das Ausland kann hier also nicht, wie bisher, von den Zwistigkeiten im Inneren profitiren. Vielleicht sehen bald auch die grimmigen Gegner der neuen Handelsverträge ein, daß sie klüger thun, mit den gegebenen Verhältnissen zu rechnen und sich darauf einzurichten, statt sich in Resolutionen und Leidartikeln zu entrüsten. Vielleicht bringen wir es mit solcher ruhigeren Auffassung endlich auch einmal dahin, den anderen Völkern als Nation zu imponiren. Jedenfalls aber bleiben wir vor die große Aufgabe gestellt, unser Geschäft mit Amerika auch unter veränderten Verhältnissen fortzusetzen und womöglich zu erweitern. Und da will uns das Gespenst der amerikanischen Gefahr entgegentreten, uns den Muth nehmen, Arbeitlust und Energie verkümmern? Wir Alle in Deutschland, auch das große Publikum, haben eine gewisse Vorstellung davon, daß die Vereinigten Staaten riesige natürliche Reichthümer besitzen, die in der Hand eines arbeitsamen und rücksichtlosen Volkes zu einer ungemein starken Waffe im wirthschaftlichen Kampfe werden können. Da beschleicht uns denn das unbestimmte Angstgefühl, schließlich sei es ganz gleich, wie wir uns zu den Amerikanern verhalten und was nach der Kündigung des Vertrages geschehe: die amerikanische Gefahr mit ihrem Schrecken wird dennoch über uns kommen.

In diesem Zustand innerer Unruhe, Unklarheit und Beklemmung muß uns jetzt eine neue Arbeit des Geheimen Kommerzienrathes Ludwig Max Goldberger willkommen sein, die in der brüsseler Revue Economique Internationale und in den Preußischen Jahrbüchern erschienen ist und das Problem der amerikanischen Gefahr scharf und hell beleuchtet. Goldberger ist unter unseren Großkaufleuten und Industriellen der einzige, der seine ausgedehnte Studienreise durch die Vereinigten Staaten wirth-

Digitized by Google

schaftspolitisch ausgenutzt und auf der so gewonnenen Grundlage fortgebaut hat. Sein Werk „Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten" hat eine große Verbreitung gefunden und ist Vielen, die über Amerika reden oder schreiben wollten, eine werthvolle Quelle geworden. Die Kritik hat besonders die Frische der Darstellung gerühmt und hervorgehoben, dieses Werk zeige in helleren Farben als irgend ein anderes den Glanz und die Größe amerikanischen Wirthschaftslebens; und Mancher, der das Buch nur flüchtig las, hat es deshalb vielleicht in der Meinung weggelegt, des Verfassers Absicht sei gewesen, uns die erdrückende Uebermacht Amerikas zu zeigen. So wurde Goldbergers Buch denn besonders oft citirt, wenn die Schwere der amerikanischen Gefahr bewiesen werden sollte. In der neuen Arbeit wendet sich der Verfasser lebhaft gegen diesen Mißbrauch des von ihm zusammengetragenen Materials und lehrt uns erkennen, daß diese angebliche Gefahr ein Gespenst ist, das dem schärferen Blick nicht Stand hält. Er weist zunächst darauf hin, daß die drohende Angriffsfront, die heute die Vereinigten Staaten allen anderen Ländern zeigen, nach menschlichem Ermessen nicht dauernden Bestand haben dürfte. Gerade die Wahl- und Antrittsreden des Präsidenten Roosevelt ließen deutlich merken, wie eng das ganze handelspolitische System des Hochschutzzolles mit dem Interesse der politischen Parteien verknüpft und wie rasch es durch dieses Interesse wiederum auf die Trustbewegung zurückzuführen ist. Die Republikaner haben sich allerdings mit der Schutzpolitik ausdrücklich identifizirt. Doch mit Recht erinnert Goldberger daran, daß die republikanische Mehrheit im Kongreß zwar einstweilen noch sicher ist, daß aber hinter den einzelnen Abgeordneten auch gewichtige lokale Interessen wirken, deren Berücksichtigung die Angst vor dem Verlust des Mandates erzwingt, und daß diese lokalen Interessen von denen der Trustbewegung mehr und mehr abrücken, je weitere, über lokale und provinzielle Bezirke beträchtlich hinausgehende Ausdehnung die Trusts selbst gewinnen. Freilich hätte eine Bundesgesetzgebung gegen die Trusts für diese selbst keine Schrecken: sie brächte am Ende die sehr willkommene Befreiung von den vielfach vexatorischen gesetzlichen Bestimmungen der Einzelstaaten. Dennoch stehen die Trusts in beständiger Gefahr. Ihr finanzieller Aufbau ist oft leichtfertig; ohne Voraussicht sind häufig Betriebe, die sich ihrer Natur nach für ein solches System gar nicht eignen, trotzdem vertrustet worden; und — das Wichtigste — der Gegensatz zwischen dem vertrusteten Unternehmerthum und der organisirten Arbeiterschaft verschärft sich mehr und mehr. Die Trustmagnaten mußten, um ihre Sonderinteressen durchzusetzen, nach der Klinke zur Gesetzgebung greifen und in den Vordergrund des politischen Lebens treten. Den selben Weg geht heute die organisirte Arbeiterschaft. Goldberger hat schon in seinem ersten Werk auf Erscheinungen hingewiesen, die für diesen Uebergang charakteristisch sind; er giebt uns jetzt eine nützliche Ergänzung. Die Stunde wird kommen, wo die organisirten Arbeiter die durch die Hochschutzpolitik bewirkte Vertheuerung ihrer Lebensbedürfnisse so bitter empfinden, daß der Lohnzuwachs, der ihnen als Antheil am Trustgewinn zufließt, keinen Ersatz dafür bieten kann. Dann werden sie sich gegen die Trusts wenden und damit das Ende des jetzigen zollpolitischen Systems herbeiführen.

Fast Jeder, der in Deutschland über die amerikanische Gefahr geschrieben hat, versuchte seine Warnung durch den Hinweis auf einzelne Handels- und Industriegebiete zu begründen, in denen angeblich der amerikanische Einbruch bereits geschehen sei. Unsere Schuhwaarenindustrie sollte durch die Amerikaner in härteste

Digitized by Google

Bedrängniß gebracht, unsere Maschinenindustrie durch die amerikanische Werkzeugmaschinen einem tötlichen Wettbewerb ausgesetzt, das amerikanische Kapital bei uns eingedrungen, im Tabakhandel, in der Kali- und Elektrizität-Industrie die amerikanische „Kontrole" zu spüren sein. Mit den Ziffern der neusten statistischen Nachweise zerstört Goldberger leicht all diese Legenden. Der gesammte amerikanische Schuhwaarenexport belief sich im Jahr 1901/2 auf 3 966 766 Paar Schuhe. Davon sind nur 122 689 Paar = 3,1 Prozent nach Deutschland gelangt. Im Jahr 1902/3 war der Import allerdings auf 189 189 Paar gestiegen, 1903/4 aber wieder auf 166 606 Paar gefallen. Der Werth des Importes belief sich 1903 auf 388 986, im letzten Jahr nur auf 291 177 Dollars. „Für den Bedarf einer Bevölkerung von nahezu 60 Millionen Seelen ist Das noch immer kein drückender Prozentsatz." Werkzeugmaschinen wurden aus der Union 1900 für 4 995 000, 1901 für 991 000, 1902 für 559 000, 1903 für 856 000 Mark eingeführt. Was lehren diese Zahlen? Sie zeigen einfach, daß Amerika dieses Spezialgebiet zuerst sorgfältig angebaut hatte und uns vorausgeeilt war; sie zeigen aber auch, daß wir diesen Vorsprung bald eingeholt haben und es angesichts des raschen Fortschreitens unserer gesammten Produktion nicht einmal bei der alten Einfuhrhöhe verblieben ist. Daß von 1902 zu 1903 eine Steigerung verzeichnet werden kann, führt der Bericht des amerikanischen Generalkonsuls in Berlin ganz richtig als einen „Beweis für die Lebenskraft des deutschen Marktes" an.

Goldberger bespricht dann das angebliche Eindringen des amerikanischen Kapitals in die deutsche Produktion und beweist, daß von einer „Kontrole" irgend eines unserer Industriezweige nicht die Rede sein könne. Der Lärm und Humbug, den einmal eine einzelne Cigarettenfabrik auf amerikanische Weise getrieben hat, ist von ihrer deutschen Konkurrenz mit Berufung auf die amerikanische Gefahr ausgebeutet worden; thatsächlich war gar nichts dahinter. Wenn man bedenkt, wie oft uns von den riesigen Erzlagern der Vereinigten Staaten, von der gigantischen Anlage der amerikanischen Eisen- und Stahlwerke Wunderdinge erzählt worden sind, wirkt Goldbergers Statistik geradezu verblüffend. Er giebt die Zahlen für die Jahre 1890 bis 1903 (für die Eisenerz- und für die Roheisenproduktion) und das Ergebniß ist, daß „Englands Produktion in Eisenerz wie in Roheisen während des genannten vierzehnjährigen Zeitraumes beinahe stabil geblieben ist, die amerikanische Produktion sich in der selben Zeit verdoppelt hat (wobei die Fortschritte mitunter sprunghaft waren), auch die deutsche Produktion sich aber verdoppelt hat und dabei eine durchweg stetige Entwickelung aufwies." Mit Recht muß man sich fragen, wie von einer Gefahr gesprochen werden könne, während gerade auf diesem von der Natur so vorzüglich ausgestatteten Gebiete die Vereinigten Staaten doch eben gerade nur mit uns Schritt zu halten vermochten.

Fast noch wirksamer sind die Zahlen, die Goldberger für das Gebiet der Baumwolle giebt. Da stieg der Verbrauch von 1880 bis 1903 in England von 1404 auf 1488, in Frankreich von 196 auf 481, in den Vereinigten Staaten von 953 auf 1980, in Deutschland von 301 auf 815 Millionen Pfund. „In diesem Zeitraum hat also die Zunahme in England 6, in Frankreich 146, in den Vereinigten Staaten 107,7, in Deutschland 170,7 Prozent betragen." Lehrreich sind auch die Angaben über die Sparkassendepositen in beiden Ländern; auch da zeigt sich, daß in Amerika die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Der bekannte Welthandels-

Digitized by Google

statistiker Mulhall hat übrigens gesagt, man könne annehmen, daß jeder Einwohner der Vereinigten Staaten jährlich ungefähr 8½ Mark Zinsen an England zu zahlen habe.

Der Bericht, den der Ackerbausekretär im September 1904 dem Kongreß vorgelegt hat, bewerthete die amerikanischen Farmprodukte im Jahr 1904 auf nahezu 5 Milliarden Dollars. Diesen Betrag, sagt Goldberger, nennt der Sekretär „unthinkable aggregates", „dem menschlichen Begriffsvermögen sich entziehend". An der Hand der deutschen Produktionsstatistik aber zeigt Goldberger, daß die deutsche Ernte an Brotgetreide, Braugerste, Kartoffeln, Handelsgewächsen, Garten- und Obstbauerzeugnissen auf 2421 Millionen, an Pferden, Rindfleisch, Schweinefleisch, Hammelfleisch, Geflügel auf 2678, an Molkereierzeugnissen auf 1625, an Wolle, Zucker, Spiritus, Stärke, Wein und Holz auf 1288 Millionen Mark zu schätzen sei. Das sind insgesammt 8 Milliarden Mark. Geheimrath Müller schätzt den Gesammtwerth der Ernte auf 9 Milliarden. Und das Areal der Vereinigten Staaten ist, wie Goldberger erwähnt, siebenzehnmal größer als das Deutschlands. Wo bleibt da Amerikas absolute Ueberlegenheit?

Unser kluger Landsmann hält sich, als erfahrener Nationalökonom, nicht nur an die Zahlen, sondern betrachtet genau auch die in den Symptomen fühlbare jeweilige Gesammtentwickelung der Wirthschaft. Uns, meint er, braucht es an sich noch nicht unlieb zu sein, daß die Vereinigten Staaten wirthschaftlich stark wurden: so wurden sie ja auch kaufkräftig. Insbesondere aber legt er Werth auf den Unterschied zwischen unserer stetigen, ununterbrochenen und der sprunghaften, allen Zufällen ausgesetzten amerikanischen Entwickelung. Der Wahn mancher Amerikaner, ihr Handel werde die Welt erobern und dauernd beherrschen, gehöre ins Reich der Utopien. Von einer amerikanischen Gefahr könne für die nächste Zeit und für Deutschland nicht die Rede sein; eben so wenig freilich von dem „Krach", der den Vereinigten Staaten immer prophezeit werde. Das reiche Land mit seiner tüchtigen und fleißigen Bevölkerung muß von uns als ein ebenbürtiger Wettbewerber geschätzt werden. Statt uns von einer angeblichen Gefahr schrecken und das Vertrauen in die eigene Leistungsfähigkeit rauben zu lassen, sollten wir uns der Gründlichkeit unserer Vorbildung und der Solidität unseres wirthschaftlichen Aufbaues bewußt werden. Gerade diese Eigenschaften aber legen uns die Verpflichtung auf, den Gegner genau zu beobachten und aufmerksam zu studiren. Daß es daran noch fehlt, beweist Goldberger durch ein schlagendes Beispiel: die Umwandlung Newadas aus einem berühmten Silberland in ein ertragreiches Goldland, die durch die Entdeckung des Farmers James Buttler im Sommer 1900 herbeigeführt wurde, ist in Deutschland kaum bemerkt worden. Auch werden die Anstrengungen der Union, die südamerikanischen Staaten zu erobern, bei uns nicht mit der dieser für Deutschland so wichtigen Frage gebührenden Aufmerksamkeit verfolgt.

Goldbergers überzeugende Darstellung verdient gerade jetzt dankbare Anerkennung. Dieser Kaufmann kann nach seiner zweiten Arbeit Jedem, der den Wirthschaftzustand der Vereinigten Staaten kennen lernen will, noch wärmer als vorher als ein zuverlässiger Führer empfohlen werden. Und gern folgt man diesem Führer, der nicht langweilig dozirt, sondern anschaulich schildert und uns in behaglicher Stimmung selbst über das trockene Gestrüpp statistischer Zahlenreihen hinweggeleitet.

Dr. Max Vosberg-Rekow.

Digitized by Google

Japan auf dem Markt.

Weit muß man zurückdenken, um eine Zeit zu finden, wo der deutsche Markt so klein erschien wie in der Märzwoche des Jahres 1905, die unseren Banken die Frage stellte, ob sie sich an der japanischen Anleihe betheiligen wollten. Erfahrene Beobachter hatten dem unaufhörlichen Machtzuwachs der Großbanken längst mit bedenklicher Miene zugeschaut, aber nicht geglaubt, dieses rasche Wachsthum könne die Aufnahmefähigkeit beeinträchtigen und die alte Elastizität so mindern, daß sie vor neuen, dem Wesen nach ganz neuen Ansprüchen völlig versagen müsse. Japan wünschte 27 Millionen Pfund (die Summe dem Kurs nach berechnet); eine fundirte Anleihe. Daß sie fundirt sind, kann von den neuen russischen Schatzscheinen sicher Niemand behaupten; auch auf diesem Gebiet waren die Japaner also dem Feinde voraus. Da England und Amerika, als die älteren Bankiers dieser Kundschaft, sich ihren Antheil natürlich nicht nehmen ließen, konnte auf Deutschland höchstens ein Drittel entfallen; also ein Betrag von ungefähr 9 Millionen Pfund. Die Emission dieser doch nicht übermäßig großen Summe war bei uns nicht zu erreichen. Man erzählt nun zwar, daß einzelne Häupter der berliner Hochfinanz, als sie sich den Schlaf aus den Augen gerieben hatten, Lust zu der Sache verspürten; da aber wars schon zu spät geworden. Dem deutschen Kapital war durchaus nicht zugemuthet worden, dem Besieger Rußlands seine Sympathie zu zeigen; doch ists immerhin nicht so russifizirt, daß es Wünsche der Japaner grundsätzlich ablehnen und ein Joch auf sich nehmen muß, das sogar die Franzosen schon als lästig empfinden. Auch den üblen Schein sollte man, so lange es ohne zu schwere Opfer möglich ist, meiden. Ferner ist zu bedenken, daß die Internationalität die Bedeutung eines Marktes erhöht und daß allgemeiner Achtung und Beachtung auch bei Politikern sich nur die Märkte der Länder erfreuen, die Unternehmungluft und die Fähigkeit zu schnellem Handeln und sicherer Wirkung ins Weite zeigen. In einem Lande, dessen Banken nicht mehr modern genug sind, versäumen Handel und Industrie leicht geschichtlich wichtige Momente. In Deutschland lebt noch kein Volk von Rentiers, sondern eins, das man (mit mehr Recht als die viel reicheren Briten) eine Nation von Fabrikanten und Händlern nennen kann und das Grund hat, mit offenen Augen in die Welt zu schauen, damit ihm nicht gute Bissen von behenderen Leuten vor dem Munde weggeschnappt werden.

Seit Japans kriegerische und technische Kraft erkannt und im fernen Osten ein neuer Kulturstaat entstanden ist, wars nur eine Frage der Zeit, wann die Bevölkerung dieses Staates sich in eine höhere, europäischen Sitten angenäherte Lebenshaltung gewöhnen würde. Das haben die Engländer und Amerikaner, die doch auch vor der von der gelben Rasse drohenden Gefahr zittern könnten, eingesehen. Japan wird nach dem jetzigen Kriege gezwungen sein, mindestens ein halbes Jahrhundert gegen Rußland auf der Wacht zu bleiben; es muß seine Rüstung ergänzen und verstärken, muß einkaufen und Anleihen aufnehmen. Unausbleiblich ist daneben aber auch, daß Bedarf und Kaufkraft der Massen wächst; und erst dadurch kommt in den regulären Handel eines Landes dann erhöhtes Leben. Auch für den deutschen Export entsteht am Japanischen Meer ein neues Absatzgebiet, dessen Bedeutung durch die Minderwerthigkeit der jetzt in Nippon ansässigen Kaufleute nicht wesentlich verringert wird. Für das dichte Netz der Handelsbeziehungen können Sympathien

Digitized by Google

und Antipathien sehr wichtig werden; der Fehler eines Tages kann da mehr schaden, als in Jahren einzuholen ist. Bei uns aber hat man leider Fehler gemacht. Als gebe es in der Welt unserer Kämpfe nur Kursinteressen, wollten alle Banken, die an der letzten Russenanleihe verdient hatten (nicht etwa nur das Haus Mendelssohn), den deutschen Markt nicht durch den Handel mit japanischen Werthen von anderer Seite her belasten. Unsere größte Bank aber, die Deutsche, die doch dem Russengeschäftskreis bisher stets fern geblieben war und als Vertreterin des Handels sonst mehr als irgend eine andere leistet, zeigte in der japanischen Sache keine rechte Lust zu kräftiger Initiative. Sie, die in der Deutsch-Asiatischen Bank das zur Eroberung Ostasiens geeignetste Organ besitzt, entsann sich ihres Berufes erst, als Graf Bülow, kein Fachmann also, sondern ein Diplomat, ermunternde Worte gesprochen hatte. Dann war sie bereit, auf die Vorschläge einzugehen, die ihr (freilich nicht durch Japans Gesandten) von London aus gemacht worden waren. So seltsam es klingt: von all unseren laut gepriesenen Finanzgrößen hatte keine einzige sich um das Japanergeschäft beworben. Den Grund schuf nicht etwa der Wunsch, den noch unbekannten Anleihesucher erst einmal dicht herankommen zu lassen und durch geduldiges Warten zum Angebot günstigerer Bedingungen zu bestimmen. Mit staunender Ehrfurcht müßte man auf die Solidität deutscher Bankgrundsätze blicken, wenn sich gegen die japanischen Fonds Bedenken geregt hätten. Davon war im Ernst aber nicht die Rede; auch die Schwierigkeiten, die das Börsengesetz dem Prospekt bereitet haben sollte, dienten nur als willkommener Vorwand. Mancher ging mit Trauermiene umher und seufzte: Wir möchten wohl, aber das Gesetz hindert uns. Wer genauer hinsah, konnte eher glauben, daß man sich in diesem Fall vor dem Börsengesetz fürchten und einzelne Paragraphen von vorn herein so ungünstig wie irgend möglich auslegen wollte. Zum ersten Mal hat der Riesenorganismus unseres Bankwesens die Thatkraft der einzelnen Glieder gelähmt; und man sollte die bittere Wahrheit nicht verschweigen, daß die deutsche Finanz früher entschlußfähiger und behender war. Eine großartige Einseitigkeit scheint die erste sichtbare Folge der ungeheuren Konzentrationen zu sein.

Gegen jeden Japan zu gewährenden Kredit können angstvolle Gemüther freilich genug einwenden. Rußland kennen wir schon lange, mit seinen guten und schlechten Eigenschaften, seinem Willen zu pünktlicher Zahlung und seiner unheilbaren Korruption. Japan dagegen ist dem Anlagekapital noch ein Fremdling und hat trotzdem schon eine Milliarde in Gold zusammengeborgt. Obwohl im Inselreich, wie die Erfahrung gelehrt hat, musterhafte Ordnung herrscht, hat ihm Niemand geliehen, ohne ein Unterpfand zu fordern. Das neuste (die Einnahme aus dem Tabakmonopol) gilt als das sicherste von allen und bleibt, wie die früheren, in der Hand, unter der Verwaltung des Schuldners. Alles ist schließlich Gefühlssache; es giebt Leute, die dem Zaren ohne Depot jede beliebige Summe leihen, dem Mikado aber, auch wenn er ein werthvolles Pfand bietet, nicht über den Weg trauen. Dazu kommen die ewigen Klagen über die japanischen Kaufleute. Unangenehme, unredliche Leute, die allerlei Winkelzüge lieben und deren Geschäftspraxis in England einstimmig verurtheilt wird. Dagegen läßt sich nichts sagen. Nur sollte man nicht vergessen, daß über dieser in Japan selbst mißachteten Kaste eine Beamtenschaft waltet, die bewiesen hat, daß sie ihre Sache gründlich versteht.

Unsere Bankdirektoren hatten nicht versucht, sich die für ein selbständiges

Digitized by Google

Urtheil unentbehrlichen Grundlagen zu schaffen, wollten trotzdem aber ihre eigene Meinung der anderer klugen Leute entgegenstellen. Sie hätten, wie mir scheint, vernünftiger gehandelt, wenn sie sich auf die Erfahrung der Engländer und Amerikaner verlassen hätten. Die waren, nicht als Spieler, sondern als vorsichtige Geschäftsleute, bereit, zu dem selben Kurs, zu dem sie vor fünf Monaten den Japanern fine sechsprozentige Anleihe (die jetzt zu 105 notirt wird) gewährt hatten, nun noch 30 Millionen Pfund zu 4½ Prozent zu übernehmen. Diese Absicht, die sicher in London und New-York reiflich überlegt war, mußte unsere Bankleiter doch wenigstens zum Nachdenken veranlassen. Was nützt es, daß wir mit höheren Aktienkapitalien prunken als andere Länder und daß unsere Bankintelligenzen in den Zeitungen Tag vor Tag verherrlicht werden, was nützt all dieser Paradeglanz, wenn eine neue Situation die Herren nicht auf der Höhe ihrer Aufgabe findet? In New-York legen Kuhn, Löb & Co., die National City und die National Bank of Commerce 15 Millionen Pfund Japaner auf, die sogar für die Versicherungreserven verwendet werden; die Leute, die an der Spitze dieser Institute stehen, handeln gewiß nicht leichtsinnig. Die Thatsache, daß die anderen 15 Millionen von der Yokohama Bank in London dem Publikum zur Zeichnung angeboten wurden, beweist, daß man dort ein viereinhalbprozentiges japanisches Staatspapier zum Kurs von 90 für einen soliden Anlagewerth hält. Und die Engländer sind beim Ankauf fremder Renten viel vorsichtiger als wir und hatten Argentinern und Portugiesen schon den Rücken gekehrt, als wir diese Papiere freundwillig aufnahmen. In londoner Briefen, die mir gezeigt wurden, war deutschen Zeichnern gerathen, lieber in New-York zu zeichnen, wenn sie auf große Zutheilungen rechneten; drüben sei noch nicht solche Geschlossenheit des Finanzwesens erreicht und deshalb sicher zu erwarten, daß große Posten Japaner schließlich doch nach London verkauft würden. Vermuthlich wird England von der neuen Anleihe also viel mehr als die Hälfte aufnehmen. Und bei seinem hohen Kursstand kann man dieses Papier nicht der Guatemala-Anleihe vergleichen, die zu 43 von deutschen Banken ihrer unternehmungslustigen Kundschaft noch immer warm empfohlen wird.

Das Vertrauen konnte noch in einem besonderen Umstand Stärkung finden. Die Japaner trieb ja durchaus nicht etwa ein dringendes Bedürfniß auf unseren Markt, sondern nur der Wunsch, die Auswahl zu haben. Sie wußten genau, daß ihr Bedürfniß in London und New-York Befriedigung finden werde. Herr Takahaschi, der Vicegouverneur der Bank von Japan und in London akkreditirte Bevollmächtigte des Mikadoreiches, wollte durch neu zu knüpfende Beziehungen zu anderen europäischen Märkten wohl bei den bisherigen Geldgebern noch bessere Bedingungen durchsetzen. Dieser gewandte Mann weiß sehr gut zu disponiren und hat auf die norddeutschen Finanzherrscher, die (zu spät) zu ihm kamen, keineswegs den Eindruck eines rückständigen Asiaten gemacht. An die deutschen Börsen scheint er übrigens erst gedacht zu haben, als für Japanerwerthe sich eine zweite Gruppe zu bilden begann, deren Führung Speyers übernommen hatten. Diese mächtige Gruppe ist mit der Deutschen Bank liirt, die sich aber, wie ihre selbständige Emission der Missouri-Bonds beweist, seit einiger Zeit nicht mehr besonders freundschaftlich zeigt, also auch in der Lage gewesen wäre, sich ohne Speyers für Japan zu interessiren. Die Sache verlief aber anders. Erst auf Speyers Veranlassung traten die berliner Herren dem Anleihegeschäft näher; und natürlich konnten sie

Digitized by Google

nicht voraussehen, daß Japan, wohl in einem Gefühl der Dankbarkeit für die früheren Geldgeber, vorziehen werde, das Geschäft mit der älteren Gruppe zu machen. Eines Tages wurden Aktien der Deutsch-Asiatischen Bank zum Kauf empfohlen; dann sollte dieses Institut einen Theil der japanischen Anleihe übernehmen. Bald aber hatten Engländer und Amerikaner den neuen Bewerber wieder aus der Kombination verdrängt. Während der paar Tage des Zweifels hieß es ausdrücklich, die an der letzten Russenemission betheiligten berliner Banken — also mit Ausnahme der Deutschen Bank alle — würden die Japanerzeichnung nicht mitmachen. Ob es indirekt (wohl zweifellos) dabei zu Konsortialbetheiligungen gekommen wäre, ist nicht so wichtig wie die Offenheit des Bekenntnisses: Wir fühlen uns moralisch verpflichtet, einer der kaiserlich russischen Regirung unangenehmen Zeichnung fern zu bleiben. Das sieht, wenigstens für das Auge des nicht wohlwollenden Auslandes, verdächtig nach Abhängigkeit aus und ist nur geeignet, in Japan Anthipathien zu wecken, die Deutschlands Industrie und Handel nicht nützlich sein können. Einzelne Bankiers, die zufällig nach anderer Richtung engagirt sind, haben leider also die Macht, durch ihr Thun und Unterlassen wichtige Interessen des ganzen Handelslebens zu schädigen. Diese Thatsache giebt immerhin zu denken.

Ein einziger deutscher Handelsplatz hatte sich seine eigene Meinung zu wahren gewußt: Hamburg. Dort legten im Auftrag der emittirenden Häuser die hamburger Filiale der Hongkong and Shanghai-Banking Corporation und die Firma Warburg die Anleihe zur Zeichnung auf. Sofort wurde von kurzsichtigen Berlinern die Parole ausgegeben: „Die neuen Japaner sind zu theuer!“ Daß sie falsch war, bewies zwar die Haltung, die Jeder auf den Märkten Englands und Amerikas sehen konnte; trotzdem hörte man das von Berlin nach Hamburg telephonirte Losungwort seitdem in allen Gegenden Deutschlands. Glaubt irgendwo Jemand, daß die schlauen und hellhörigen Japaner von diesem neuen Hinderniß, das unsere Großen ihnen entgegenstellen zu müssen glaubten, nichts erfahren haben? Die Anleihe ist ja trotz Alledem in London fünfzehnmal überzeichnet worden. Die unkluge Feindsäligkeit der Berliner wird aber der deutsche Handel zu büßen haben.

In Tokio sehnt man sich gar nicht nach einer Ueberfülle fremden Kapitals. Die Japaner (die den Erwerb von Grundbesitz nur Eingeborenen gestatten) wollen die Schätze ihres Landes selbst heben, seine industriellen Möglichkeiten selbst ausnützen und nicht von ausländischen Kapitalisten „gefressen“ werden. Als sie neulich eine innere Anleihe auflegten, freute die Regirung sich nicht etwa, wie jede andere gethan hätte, über die Thatsache, daß auch das Ausland mitzeichnete, sondern sagte sich: Wenn unsere Kapitalisten, was ja bei einer inneren Anleihe denkbar ist, auf Zinsen verzichten, würden die Ausländer glauben, man wolle sie um ihren rechtmäßigen Gewinn bringen.

Japan, das, wie mir von Kennern des Landes gesagt wird, sehr wenige Analphabeten hat, besitzt alle Einrichtungen moderner Länder: Eisenbahnen, Dampferlinien, Banken, Sparkassen, Feuerversicherung-Gesellschaften, Kreditvereine und so weiter. Bekannt sind seine Mineralschätze, besonders das durch schöne Farbe ausgezeichnete Kupfer. Gold und Silber wird hauptsächlich auf Korea gefunden. Dort arbeiten die Amerikaner; die Diskontogesellschaft hat ihre (für den Zweck zu kleine) Versuchsgesellschaft schon lange wieder aufgelöst. Abbaubare Kohle ist reichlich und in guter Qualität vorhanden. Schwefel liefern die Aleuten. Die reichen Oel-

Digitized by Google

quellen, über die neuerdings mit der Standard Oil Company ein Abschluß erzielt worden ist, könnten zum größten Theil für den Export verwerthet werden. Denn Japan hat so viel Wasserkraft, daß es sich so billig wie Spanien (wo schon Dörfer in großer Zahl elektrisches Licht haben) die Einführung der Elektrizität leisten kann. Kommt die Mandschurei unter japanische Kontrole, dann würden die Bewohner dieser Provinz nach und nach alle für den Rentendienst nöthigen Zinsen liefern. Das höre ich wenigstens von sachkundigen Leuten. Die Verwaltung des Reiches Nippon wird allgemein günstig beurtheilt. Londoner Firmen, die schon fünfzig Jahre und länger mit Japan arbeiten und über die dortigen Kaufleute wenig Gutes zu sagen wissen, bestätigen, daß jeder berechtigte Anspruch von der Regirung stets pünktlich befriedigt worden ist. Der äußere Schuldendienst dieses auf den europäischen Märkten noch ziemlich unbekannten Reiches ist allerdings noch nicht so erprobt, daß man auch ihm schon das beste Zeugniß ausstellen kann. Jedenfalls aber wäre es klüger gewesen, wenn die Leiter unserer Großbanken, die ja über einen Riesenapparat verfügen, diese wichtige Angelegenheit etwas ernster genommen und nicht von vorn herein ihre Mitwirkung an dem Geschäft verweigert hätten. Pluto.

Ehrt deutsche Meister!

Der Kaiser hat mit dem König von Italien in Neapel ein paar Stunden verlebt. Zum Festprogramm gehörte natürlich auch eine Galaoper. Früher pflegte man ausländischen Souverainen bei solchem Anlaß, wenns irgend ging, ein Werk aus der Heimath vorzuführen; ihnen zu zeigen, daß der Genius ihres Volkes auch in der Fremde wirkend lebt und eine aus anderer Wurzel aufgeschossene Darstellerkunst zum Nachschaffen anregt. Auch in Rom hatte man daran gedacht. Fidelio? Zu wenig Bühnenprunk; auch durfte man gerade den Vergleich mit einem deutschen Orchester wohl nicht wagen. Wagner? Den findet Wilhelm der Zweite „zu geräuschvoll". Ueberhaupt scheinen die Deutschen für deutsche Musik nicht mehr zu schwärmen. Neulich, als das Joachim-Quartett den Römern Beethoven spielte, nahm Graf Monts, Deutschlands Botschafter am Quirinal, von der Anwesenheit der vier Künstler gar nicht Notiz. Ging, trotzdem sein französischer Kollege ihm ein Billet angeboten hatte, nicht einmal hin, sie zu hören. Hatte vielleicht keine Zeit, keine Lust oder fand hundert Lire zu viel für das Bischen Musik. In London kletterte James Arthur Balfour selbst, der Philosoph und Premierminister, aufs Podium, um den greisen Meister Joachim zu feiern und in kluger Rede den britischen Landsleuten einzuschärfen, was die deutsche Musik ihnen, was sie der Menschheit ist. In Rom existiren Joachim und Genossen für den Vertreter des Deutschen Reiches nicht. Die Sorge, ihnen den langen Aufenthalt behaglich zu machen, überläßt Graf Monts gern dem Botschafter Frankreichs; und lehnt die angebotene Eintrittskarte für die Beethoven-Abende mit kühlem Dank ab. Darob wundern sich die Römer, die das Quartett enthusiastisch begrüßen, und erklären sichs schließlich durch die Kunsttendenzen des Kaisers, den der Botschafter vertritt. Warum, sagen sich die Ceremonialwächter, sollen wir uns mit der Aufführung einer deutschen Oper quälen, wenn Deutschlands Repräsentant sich um die vollendete Wiedergabe der besten deutschen Musik so wenig kümmert? Resultat: Herr Ruggiero Leoncavallo, den der Deutsche Kaiser mehr geehrt hat als irgend einen lebenden Künstler, wird erwählt, der fürchterliche „Roland" am Galaabend aufgeführt. Wilhelm

Digitized by Google

der Zweite hat dieses erhabene Werk bisher höchstens fünfmal gehört. Während Dieses in der Fremde den lebenden geschieht, wird zu Haus der Vernichtungskrieg gegen die toten Meister fortgesetzt. Die alten, viel zu alten Opern von Gluck und Weber werden „bearbeitet". In Kleists Preußendrama wird eine unbeträchtliche Episode als Vorwand für eine umständliche militärische Leichenparade benutzt; und als der Kurfürst den homburger Prinzen wieder in Gnaden aufgenommen hat, giebts ein „Lebendes Bild" mit dem Alten Fritzen und anderen Allerhöchstselig in Gott ruhenden Hohenzollern. Von dem Hofschauspielhaus sind nur die Mauern stehen geblieben. Schinkels Meisterwerk, das einzige berliner Theater, das Stil und Harmonie hatte, ist uns genommen und durch eine bunte Boudoirniedlichkeit ersetzt, deren billige Reize kein guter Geist deutscher Kunst segnen würde. „Was vergänglich, mußte fallen — welkes Laub —, im Sturm der Zeit": also sang der Poet, dem die Ehre ward, dieses Haus zu weihen. Wie heißt er? Als im Oktober 1798 der „neu verjüngte heitere Tempel" in Weimar wieder geöffnet wurde, sprach Schiller das erste Wort. Im neuberliner Kunsttempel ließ als Erster, vor Heinrich Kleist, Herr Georg von Hülsen seine Dichterstimme vernehmen. Er steht, als Generalintendant, mit der Muse auf Du und Du und weiß, als Kammerherr, was sich im Verkehr mit solcher Dame gehört. „Heilige Kunst, in Deine Hallen tritt herein: sie sind geweiht. Huldgend schwören wir aufs Neue Dir, Du Hehre, ewge Treue." Ecce poeta. Dazu Musik von Karl Maria von Weber, modernisirt von Joseph Schlar, und ein Haus vom Professor Genzmer: das Heil kommt aus Wiesbaden. Für das Haus konnte man Messel, für die Musik Strauß, für den Prolog George haben; dann wärs aber lange nicht so schön geworden. Daß auch das Opernhaus und das Palais Redern nicht lange mehr stehen wird, ist schon bekannt. Ganz besonders scheints aber auf Schinkel abgesehen zu sein; in einem einzigen Jahr verlieren wir drei seiner schönsten Bauwerke. Das Schauspielhaus ist schon zerstört; dem Grundstück Rederns droht ein Hotel im bösen Bristolstil; und in Charlottenburg ist das Haus niedergerissen worden, das der Meister für den Kaufmann Behrend gebaut hatte. Ein entzückendes kleines Landhaus, das (dem Stadtschloß schräg gegenüber) den vom Stuckprunk des berliner Westens geärgerten Blick wie ein Gruß aus besseren Tagen labte. Ein schlichter und feiner Bau, der im Kleinen die vornehme Reinheit der Kunst Schinkels erkennen lehrte. Vorbei. „Welkes Laub im Sturm der Zeit." Das Häuschen konnte noch lange stehen und in jedem anderen Land hätte man sich bemüht, es bis an die Grenze der Dauerbarkeit zu konserviren. Bei uns reißt mans nieder; um nur ja die Erinnerung an eine Zeit zu tilgen, die mit geringeren Mitteln doch solider und mit edlerem Anstand zu bauen wußte. Von solchen Kleinigkeiten wird in der Presse gar nicht erst geredet. Ist nicht auch die Bauakademie am Schinkelplatz schon recht unmodern, das Schlößchen Charlottenhof in Potsdam zum Fall reif? Die paar alten Wahrzeichen deutscher Baukunst müssen weg. Sie passen nicht in die Epoche des Doms und des Friedrichmuseums, der Thiergartenplastik und des über alle Vorstellung herrlichen Coligny. Und wenn endlich von Schadow und Schlüter, von Schinkel, Knobelsdorff, Rauch in der Hauptstadt der Hohenzollern nichts mehr zu merken, wenn jedem klassischen Dichter seine funkelnagelneue Ausstattung, jedem klassischen Musiker seine Bearbeitung geworden ist, dann wird im monumentalen Opernhause der Trias Hülsen-Genzmer-Schlar der nürnberger Schuster mit noch höherer Würde als jetzt den Hof und das p. t. Publikum bitten, deutsche Meister zu ehren. „Dann bannt Ihr gute Geister." Und im Schauspielhaus wird, wenn Schillers Tell die Frau und den Knaben umarmt hat, ein Lebendes Bild den ersten Luxuszug zeigen, der durch den Simplontunnel saust.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 22. April 1905.

Volksgesundheit.

Der Protest gegen ein Badeverbot hat mir im vorigen August einige Briefe von Aerzten eingebracht (dem Herausgeber der „Zukunft“, wie ich zu meinem Bedauern vernehme, einige Dutzend), darunter einen von einem Herrn, den ich wegen seiner Verdienste um den Kinderschutz hochschätze, der aber mich der Inhumanität beschuldigt, — wegen des Schlusses jenes In tyrannos überschriebenen Artikelchens. Ich hatte da vorgeschlagen, die Liberalen möchten mit ihren Todfeinden, den Junkern und Pfaffen, einen mehrjährigen Waffenstillstand schließen und die Pause dazu benutzen, im Bunde mit den Sozialdemokraten und den Naturheilkundigen die Aerzte und die Polizei zu bekämpfen. Wer „unwissenschaftliche Kurpfuscherei“ verabscheue, könne sich mit einem anerkannten Zweig der Wissenschaft, der Rassenbiologie, bewaffnen. Die beweise ja, wie sehr Schopenhauer Recht hatte, als er gegen die alle Schwächlinge vor dem verdienten frühzeitigen Tode schützende Pockenimpfung protestirte. Der Gedanke, die Liberalen könnten wirklich geneigt sein, auf meinen Vorschlag einzugehen, ist so ungeheuer lächerlich, daß wohl nur ein durch die bekannten Widerwärtigkeiten nervös gemachtes Arztgemüth meinen Scherz für Ernst nehmen konnte. Habe ich doch ein eigenes Büchlein herausgegeben (Sozialauslese, Leipzig, Grunow, 1898), um die auf Weismanns Keimplasmalehre gestützte Theorie von Otto Ammon und Alexander Tille zu widerlegen, wonach die Entartung der unteren Volksschichten in Industriestaaten nicht Wirkung gesundheitschädlicher Lebensverhältnisse, sondern ein wohlthätiger Auslesevorgang sein soll, der die Menschen von schlechter Rasse vernichtet. Meine Bemerkung war eben ein Doppelscherz. Die eine Hälfte galt dem liberalen

Digitized by Google

Don Quixote, die andere der unfehlbaren Wissenschaft, deren viele Päpste einander exkommuniziren. Um ein zu unserem Thema passendes Beispiel anzuführen: Im ersten Heft des von Dr. Alfred Ploetz, Dr. Hermann Friedmann, Dr. Nordenholz und Professor Dr. Ludwig Plate herausgegebenen Archivs für Rassen- und Gesellschaftbiologie polemisirt Dr. med. W. Schallmayer (der wieder im Augustheft der Politisch-Anthropologischen Revue von Lapouge und Woltmann heruntergerissen wird) gegen drei Schriften von Hygienikern (die bedeutendste ist: „Führt die Hygiene zur Entartung der Rasse?“ vom Hofrath Professor Gruber in München). Er leitet seine Abhandlung mit den Worten ein: „Die Märe, der Darwinismus sei seinem Ende nah, nimmt überhand. Daß sie so viele Gläubige findet, obgleich in Wirklichkeit die darwinistische Lehre unaufhörlich innerlich erstarkt, ist bezeichnend für die gegenwärtig herrschende geistige Strömung: man glaubt es, weil man es wünscht. Zu den vielen nicht naturwissenschaftlichen, insbesondere theologischen, und den wenigen naturwissenschaftlichen Gegnern der Selektiontheorie haben sich neuerdings einige Hygieniker gesellt, welche die Berechtigung ihres Faches gegen vermeintliche Folgerungen aus der Selektiontheorie und speziell aus der davon abgeleiteten Entartungfrage vertheidigen zu müssen glauben und darum Beide eifrig bekämpfen.“ Ob es wahr ist, daß die Selektiontheorie unter den Vertretern der Naturwissenschaften heute nur wenige Gegner habe, soll hier nicht untersucht werden. Ich wollte nur die zweite Hälfte meines Scherzes rechtfertigen. Aber daß dieser mißverstanden werden konnte, veranlaßt mich, meine Ansicht über die Leistungen und die Aufgaben des Aerztestandes in Beziehung auf die Volksgesundheit einmal im Zusammenhang darzulegen.

In der Frage, ob das heutige Geschlecht der Menschen unseres Kulturkreises gesünder und kräftiger oder kränker und elender sei als irgend ein früheres oder als alle früheren, gehen die Ansichten sehr weit auseinander. Die Einen rühmen den glänzenden Fortschritt, die Anderen jammern über allgemeine Entartung. Die Meinungverschiedenheit wird wohl daher kommen, daß Jeder eine andere Volksschicht oder ein anderes Volk ins Auge faßt. Die Völker Europas und Amerikas und ihre vielen Schichten sind doch eben ungeheuer verschieden geartet; und Durchschnittswerthe haben gar keinen Sinn. Wie könnte eine durchschnittliche Gesundheit herausdestillirt werden aus hundert verschiedenen Typen, unter denen, um nur ein paar Beispiele anzuführen, etwa vorkommen: der gichtische Lord, der Mausefallenhändler aus der Slovakei, der schlesische oder sächsische Handweber, der schwindsüchtige Schneider einer londoner Schwitzwerkstatt, der Rentner und Stammgast von Marienbad, der Cowboy im Wilden Westen und der kerngesunde Student, der sich seinen frühen Tod als Bergkraxler oder auf der Mensur oder durch eine Entzündungskrankheit holt? Nur zwei Erscheinungen nöthigen uns, anzuerkennen, daß eine große

Digitized by Google

Veränderung gegen früher unzweifelhaft eingetreten ist, und zwar eine Veränderung zum Besseren: die stete Erhöhung des Durchschnittsalters und die Volksvermehrung in Europa und Amerika (nebst Australien), die ihresgleichen in keiner früheren Zeit hat. Doch wird die Beweiskraft der ersten dieser beiden Erscheinungen angefochten. Schallmayer sagt in der erwähnten Polemik gegen Gruber, da unstreitig die besseren Lebensbedingungen und die Seuchenverhütung heute vielen Personen ein längeres Leben sichern, die unter den ungünstigeren Bedingungen früherer Zeiten jung gestorben sein würden, so begründe die längere Lebensdauer keinen Einwand gegen die Ansicht, daß sich die Rasse verschlechtere. Auch ergebe sich die hohe Durchschnittszahl für das Lebensalter vielfach nur aus der Abnahme der Geburten. Wenn wenige Kinder geboren werden, wird der Divisor klein, mit dem die Summe der Lebensjahre zu theilen ist, und sinkt zugleich auch die Zahl der Todesfälle, da ja im Kindesalter die Sterblichkeit am Größten ist. Als positiven Beweis für die Verschlechterung der Rasse führt Schallmayer an, daß in England die Sterbeziffer für die über fünfunddreißig Jahre alten Personen steige, die Lebensaussichten des mittleren Lebensalters also sich verschlechterten. Wir behalten demnach als unanfechtbare Thatsache nur die ungeheure Zunahme der Bevölkerung übrig, die freilich nach der eben angedeuteten Auffassung Schallmayers noch kein Beweis für Verbesserung der Rasse ist, aber doch die zunehmende Gesundheit beweist, wenn man mit dem Wort einen sehr bescheidenen Begriff verbindet, nämlich Jeden gesund nennt, dessen Zustand nicht unmittelbar den Tod zur Folge hat. Daß nun dieser bessere Gesundheitzustand nicht eine Wirkung der allermodernsten Heilmethoden und Seuchenabwehrmittel sein kann, liegt auf der Hand, da diese Methoden und Mittel erst in den letzten beiden Jahrzehnten angewandt worden sind, das wunderbare Wachsthum der Bevölkerung aber, das übrigens in Frankreich schon seit vierzig Jahren ins Stocken gerathen ist, um das Jahr 1800 begonnen hat. Dieses Wachsthum erklärt sich hinreichend aus dem Umstande, daß um diese Zeit allmählich die Ursachen aufgehört haben (als Schluß des Beseitigungprozesses kann man das Ende der napoleonischen Kriege ansehen), die in den vierzehn vorhergehenden Jahrhunderten die Zunahme stetig gehemmt und periodisch zurückgeworfen haben. Diese in einander eingreifenden Ursachen waren: die Wildheit und Gewaltthätigkeit der Bevölkerung, ihre Unmäßigkeit, ihre Unsauberkeit, der gänzliche Mangel an Komfort, Unwissenheit und Aberglaube und unvollkommene Technik.

Die Bevölkerung des Römischen Reiches starb in der Kaiserzeit langsam aus. Zur Erklärung dieser räthselhaften Erscheinung hat Otto Seeck Einiges beigetragen. Die Germanen, die Kelten und die Slaven, welche die Lücken füllten, strotzten nun zwar von Lebenskraft, aber rasche und stetige Volksvermehrung konnte diese nicht bewirken, weil sie in der Rauflust und Kampf-

Digitized by Google

begier ihr eigenes Koerzitiv erzeugte. Und zur Luſt kam die Noth, die auch dem Unluſtigen die Waffe in die Hand zwang. Die Länder des Römiſchen Reiches wollten erobert und unterjocht ſein, die erobernden Stämme geriethen einander in die Haare; jeder Streifen Landes war zwiſchen Nachbarn ſtreitig. Alle zuſammen wurden von den Reiterhorden der mongoliſchen Steppe: Hunnen, Ungarn, Tataren, Türken überfallen. Den Weſten und den Süden Europas ſuchten von Norden her die Skandinaven, von Süden her die Araber und die Mauren heim. Die inneren Fehden hörten dabei nicht auf und Mord und Totſchlag aus perſönlicher oder Sippenfeindſchaft, aus Rache, aus Jähzorn, bei Trunk und Spiel waren etwas Alltägliches; bis ins ſechzehnte Jahrhundert kam der Totſchläger oft nach altgermaniſcher Sitte mit einer der Sippe des Ermordeten gezahlten Abfindung in Geld weg. Die Koloniſation der Slavenländer wurde vielfach in der Form eines Ausrottungskrieges betrieben. Kriegsgefangene galten als Waare und in der Karolingerzeit bereicherten ſich Juden und Venezianer in einem ſchwunghaften Handel mit chriſtlichen Sklaven, namentlich mit Knaben, die den Bedarf der Sarazenenharems an Eunuchen zu decken hatten. Die dynaſtiſchen, Städte- und Ritterkriege des ſpäteren Mittelalters und der Renaiſſance würden bei der Kleinheit der Heere und der Art der Kriegführung nicht ſo gar viel Menſchenleben gekoſtet haben — die Condottieri ſchonten grundſätzlich ihr eigenes Leben und das ihrer Söldlinge —, wenn es nicht allgemeiner Kriegsbrauch geweſen wäre, unbewaffnete Bürger und Bauern, Frauen, Greiſe und Kinder abzuſchlachten oder zum Zweck der Erpreſſung zu Tode zu martern; und wenn nicht die kleinen Fehden ſo ungemein zahlreich geweſen wären. Für Italien hat ein Forſcher bis zum Jahr 1500 über 7000 Revolutionen herausgerechnet. Dazu kamen unbeſonnene und ungeordnete Maſſenunternehmungen, die, wie einige Kreuzzüge, mit dem Untergange ganzer Heere ſchon auf dem Marſch endeten, Völkerkriege wie die engliſch-franzöſiſchen und die Huſſitenkriege, Ausrottungen von Ketzern wie die der Albigenſer und der Stedinger, die Selbſtzerfleiſchung des engliſchen Adels im Roſenkrieg. Die Wildheit ließ im Lauf der Zeit nicht nach, ſondern ſie wuchs und erreichte im ſechzehnten und im ſiebenzehnten Jahrhundert ihren höchſten Grad. Sie nahm, ſich auszutoben, die Religion zum Vorwand, ergriff auch die Obrigkeiten und die ſogenannte Rechtspflege und verwandelte die Kriegsleute, die Juriſten, die Henker und die Folterknechte in leibhaftige Teufel. Die Pariſer Bluthochzeit und das Prager Blutgericht von 1621 ſind allgemein bekannt Weniger bekannt iſt, daß die Zahl der ſchwediſchen Adeligen, die Chriſtian der Zweite von Dänemark 1520 abſchlachten ließ, und die Zahl der 1745 in Großbritanien hingerichteten Anhänger des Prätendenten Karl Eduard Stuart viel größer war als die der in Prag hingerichteten Rebellen; auch dürfte die Zahl der Katholiken und Diſſenters, die in Großbritanien und Irland unter

Digitized by Google

Heinrich dem Ersten, Eduard dem Sechsten, Elisabeth, Jakob dem Ersten und Cromwell ihren Glauben mit dem Leben bezahlt haben, viel größer gewesen sein als die der Opfer der spanischen Inquisition. Was in den Hugenottenkriegen, im Freiheitkampf der Niederlande, im Schmalkaldischen und im Dreißigjährigen Krieg an einfachen Schlächtereien und an raffinirten Scheußlichkeiten verübt worden ist, läßt sich gar nicht ermitteln. Eben so wenig giebt es eine Statistik der Justizgräuel der Zeit. Doch mögen zwei Proben von der Massenhaftigkeit einen Begriff geben. Im Fürstenthum Anspach, das damals ungefähr hunderttausend Einwohner zählte, haben in den Jahren von 1575 bis 1603 mehr als 1440 Menschen die Qual der Folter und grausamer Gliederverstümmelungen, 474 den Tod durch das Schwert, den Galgen, das Rad oder das Feuer erlitten. Und Herzog Heinrich Julius von Braunschweig (1589 bis 1613) ließ so viele Hexen verbrennen, daß um Wolfenbüttel die Pfähle, an die die Unglücklichen angebunden gewesen waren, das Ansehen eines Waldes gewannen. Daß die Gefängnisse schmutzige Löcher waren, in denen die Unglücklichen von Kälte und Hunger aufgerieben, von Ungeziefer und Ratten gefressen wurden, hatte deshalb keinen erheblichen Einfluß auf die Gesammtsterblichkeit, weil unsere in mancher Beziehung sehr praktischen Altvordern es für thöricht hielten, Verbrecher, sei es auch noch so kärglich, zu füttern. Gefängnißstrafe war äußerst selten. Eingesperrt wurden Personen gewöhnlich nur zur Sicherung während der Untersuchung oder, um sie in raffinirter Weise zu peinigen, was meist nicht Verbrecher, sondern die Opfer der Parteisucht, des Aberglaubens und persönlicher Rache traf. Flügel theilt in seinem Buch „Das Ich und die sittlichen Ideen im Leben der Völker" interessante Einzelheiten über den elenden Zustand der Straßen und der Wohnungen bis zum Jahre 1750 mit und folgert daraus: wenn die Gefangenen ihren Aufenthalt als Strafe empfinden sollten, so mußten zum Unterschiede von den Wohnungen der Freien noch besondere Peinigungen hinzugefügt werden.

Kraftmenschen sind selten Muster von Selbstbeherrschung und Mäßigkeit. Für den Weindurst der Nordländer haben nach Posidonius die italischen Weinhändler ihrem Gott Hermes oder Merkur gedankt. Dieses vermeintliche Hermaion, der unstillbare nordische Durst, erscheint auf den ersten Blick räthselhaft — man sollte doch meinen, die Bewohner der heißen Länder müßten die Durstigsten sein —, läßt sich aber ganz leicht erklären. Die Kälte erzeugt das Verlangen, etwas Warmes nicht nur auf den Leib, sondern auch in den Magen zu bekommen. Der Alkohol wärmt nun zwar, wie seine heutigen Gegner behaupten, nicht wirklich, erzeugt aber doch das vorübergehende täuschende Gefühl der Erwärmung. Und zugleich vermehrt er den Durst, statt ihn zu stillen, so daß der Wein-, Bier- und Schnapstrinker, je mehr er trinkt, desto mehr zu trinken begehrt. Wasser und Fruchtsäfte stillen den Durst wirk-

Digitized by Google

lich; darum hat der Beduine an einem Becher Wassers oder einigen Datteln auf sechs Stunden genug. Außerdem gewöhnt sich der Nordländer daran, zum Zeitvertreib zu trinken, weil ihm sein Klima an den meisten Tagen des Jahres den Aufenthalt im Freien, der für sich allein schon Erholung und Zeitvertreib ist, verwehrt oder unangenehm macht. Kulturgeschichtliche Darstellungen, in denen das Saufen (besonders der Deutschen) beschrieben wird, sind so allgemein verbreitet, daß ich auf Einzelheiten nicht einzugehen brauche. Nur daran sei erinnert, daß der Wein und die Speisen auch noch zur Verstärkung des Durstes übermäßig gewürzt wurden, was ein Hermaion für die Venezianer, dann für die Portugiesen und die Holländer und in beiden Perioden für die „Pfeffersäcke" der oberdeutschen Handelsstädte war. Die Bayern haben das übermäßige Würzen und das Sauermachen der Speisen bis auf den heutigen Tag konservirt. Die Unmäßigkeit im Essen hielt natürlich mit der im Trinken gleichen Schritt. Bei dünner Bevölkerung und vorherrschender Naturalwirthschaft hatte mans dazu; konnte doch der Grundherr seine in natura ihm zufließenden Einkünfte nicht anders verwenden als so, daß er sie mit seinem Gefolge verspeiste. Namentlich Wild hatte man im Ueberfluß. Ausgenommen natürlich bei lokaler oder vielmehr regionaler Hungersnoth, die periodisch eintrat, weil beim Mangel an Verkehrsmitteln die Ernteerträge nicht ausgeglichen werden konnten. So wechselte das Sterben am überfüllten Magen mit dem Hungertod oder dem Tod an Seuchen, die von der ungenügenden oder ungeeigneten Ernährung erzeugt wurden. Wer ein Bild von dem viehischen Treiben beim wüsten Schlemmen der Bürger und Bauern haben will, lese Sebastian Brants „Narrenschiff". Die aus Südfrankreich stammende feine Ritterfitte und Hofzucht, die da lehrte, froh zu sein, „tanzen, lachen unde singen âne Dörperheit", blieb auf einen kleinen Kreis beschränkt (der auch, gleich den Hellenen, den Wein nur mit Wasser gemischt trank) und überdauerte nicht die Hohenstaufenzeit. Auch die Unmäßigkeit erreichte im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert den Gipfel. Das war die Zeit, da die Hans von Schweinichen und später fromme englische Allongeperücken gewissenhaft und mit bußfertigen Betrachtungen ihre Räusche ins Tagebuch eintrugen, da auf allen Kanzeln, selbstverständlich ganz vergebens, gegen den Saufteufel gedonnert wurde, da der französische Kavalier für den Gesandtenposten am kursächsischen Hofe im Vollsaufen trainirt werden mußte, weil er sonst unterm Tisch lag, ehe er bei Seiner Kurfürstlichen Gnaden seine diplomatischen Aufträge angebracht hatte, „das fürstliche Frauenzimmer" aber den Herren wacker Bescheid that.

Wo so fleißig eingeheizt wurde, brauchte Venus nicht zu frieren. Der Geschichtkundige weiß heute, daß im Mittelalter die Frauenhäuser eine obrigkeitliche Institution waren, an der Niemand Anstoß nahm, daß die Magistrate, fürstlichen Besuch zu ehren, dem hohen Herrn und seinem Gefolge den

Digitized by Google

Genuß gratis gewährten, daß Bürgersöhne an Samstagen Bade- und Frauengeld bekamen. Vielleicht nicht so allgemein bekannt ist, daß die Carmina Burana genannten Lieder vagirender Kleriker und die vom Freiherrn von Laßberg in den Bildersaal aufgenommenen Schnurren der italienischen Novellen- und Facetienliteratur ebenbürtig sind. Für die amtliche Billigung der Kirche würde der Umstand, daß auch Bischöfe vom Dirnenlohn eine Steuer erhoben, noch nicht sprechen, weil ja das Leben der hohen Prälatur im Allgemeinen und namentlich in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters im schroffsten Widerspruch zu den Grundsätzen ihrer eigenen Kirche stand; aber ein 1494 zu Heidelberg gedruckter deutscher Katechismus erlaubt ledigen Gesellen ausdrücklich den Besuch der Frauenhäuser und verlangt nur von den Amtleuten, sie sollten die „gemeinen" Weiber durch einen Eid verpflichten, sich den Geistlichen und den Ehemännern zu versagen. Die Reformatoren erklärten jede außereheliche Befriedigung des Geschlechtstriebes für unerlaubt, setzten die Aufhebung der öffentlichen „Muhmenhäuser" durch und erzielten dadurch zwar eine vorübergehende Hebung der Volkssittlichkeit, aber zugleich einen bleibenden Zwiespalt zwischen obrigkeitlicher und Volksmoral. Die dauernde Verminderung der sexuellen Exzesse durch die später zu beschreibende Umwälzung des Kulturzustandes ist nicht das Verdienst der Kirchen; höchstens der reformirten kann man einen bescheidenen Antheil daran zuschreiben. Obwohl die Sittenverderbniß in der Renaissance den Höhepunkt erreichte, ist es doch auch schon im zwölften und dreizehnten Jahrhundert toll genug zugegangen. Dr. Georg Grupp schildert in seiner „Kulturgeschichte des Mittelalters" das Bauernleben als thierisch auch in dieser Beziehung, und theilt aus des Jakob von Vitry, eines Eiferers gegen Sünder, Albigenser und Mohammedaner, Historia orientalis et occidentalis folgenden „fast unglaublichen" Zug aus dem pariser Studentenleben mit. Meretrices publicae ubique per vicos et plateas civitatis passim ad lupanaria clericos (Das bedeutet hier Studenten) transeuntes quasi per violentiam pertrahebant. Quod si forte ingredi recusarent, confestim eos Sodomitas post ipsos conclamantes dicebant. In una et eadem domo scholae erant superius, prostibula inferius. Ex una parte meretrices cum lenonibus litigabant, ex alia parte disputantes et contentiose agentes clerici proclamabant. Und wie muß es erst im Kriege zugegangen sein, wo Schänden allgemeiner Brauch und ein anerkanntes Recht der „Soldateska" war, obgleich diese ihre Lagerdirnen hatte! Von Alba, der nach den Niederlanden marschirte, um den ketzerischen Seelen die Seligkeit und seinem Könige die schöne Provinz zu retten, erzählt Wenzelburger in der Geschichte der Niederlande die Aeußerung, er wolle lieber sein bestes Regiment einbüßen als die Dirnen, die den Soldaten bei guter Laune erhielten. Sollte es bei so zügellosem Genuß, so allgemeiner Pro-

Digitized by Google

miskuität und Unsauberkeit zur Erklärung der damals grassirenden ekelhaften Krankheiten noch eines aus Westindien eingeschleppten Bazillus bedürfen?

Sauberkeit muß in kalten Gegenden mit Geld und mit Schmerzen theuer erkauft werden. Eine arme Frau, die sich selbst, Mann, Kinder und Wohnung rein hält, ist auch heute noch eine Heldin. Und in alter Zeit fehlten alle die Hilfsmittel, mit denen die heutige Technik selbst dem Aermsten die Reinigungarbeit ein Wenig erleichtert. Wir stellen uns unsere germanischen Urväter gern vor, wie sie das Eis aufhacken und ihre weißen Leiber im viergradigen Wasser blank waschen oder wie sie, nackt auf ihren Schilden liegend, mit Jauchzen die Gletscher hinunterfahren. Aber das Jauchzen wird dem warmen Lande Italia gegolten haben, wo sie von der Kälte erlöst zu werden hofften — alle Nordländer haben, von den ersten Skytheneinfällen an, nach dem Süden gestrebt —, und was die Reinigungbäder betrifft: nudi ac sordidi, schreibt der die Germanen idealisirende Tacitus, wachsen sie sich im Hause zu solcher Körperkraft, zu solcher Gliederpracht aus. Von den Isländern erzählt ein englischer Reisender, bei ihrer Bekehrung zum Christenthum habe ihnen die Qual des Taufbades einen solchen Abscheu vor dem Wasser eingeflößt, daß sie für sich und ihre Nachkommen gelobt hätten, es solle nie mehr ein Tropfen Wasser ihren Leib berühren; und, fügt er bei, daß sie ihr Gelübde bis heute treulich gehalten haben, riecht man. Und nun stelle man sich vor: Bauernhütten mit einem aus gestampftem Lehm bestehenden Fußboden; Vieh und Menschen in einem Raume. Kein Ofen, keine zweckmäßige Vorrichtung zum Wasserheißmachen. Die Düngergrube zwischen Wohnraum und Brunnen. (Heute fangen die Bauern an, die Düngergrube auszumauern, weil ihnen der Landwirthschaftlehrer sagt, es sei sündhafte Verschwendung, die kostbare Jauche vom Boden aufsaugen zu lassen). In den Städten Ackerbürger, die ähnlich leben und die, wegen immerwährender Kriegsgefahr von Wall und Mauer eingeengt, ihre Unsauberkeiten nicht einmal über eine weitere Fläche ausbreiten können. In Beziehung auf die Befriedigung gewisser Bedürfnisse galt allgemein das da pertutto, dove vuol, mit dem Goethen der Wirth in Torbole beschied. Ueber den unerträglichen Schmutz und Gestank in den Straßen der Großstädte wird, von Hume in London zum Beispiel, bis ans Ende des achtzehnten Jahrhunderts geklagt. Und kein Anstandsgefühl kam etwa vorhandenen Reinlichkeitbestrebungen zu Hilfe. Was an Naivetät noch die Memoiren und Briefliteratur des siebenzehnten und des beginnenden achtzehnten Jahrhunderts offenbart, was ich selbst noch in meiner Jugend erlebt habe, Das kann heute in keiner Zeitung und keiner Zeitschrift mehr gedruckt werden. In den fünfziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts durfte Lothar Bucher noch zwei saftige Briefe in französischer Sprache veröffentlichen, in deren einem verschiedene Formen des Verbums chier sechsundzwanzigmal vor-

Digitized by Google

kommen. Die Liselotte findet nämlich die Verrichtung unästhetisch und beklagt sich darüber, daß sie sie vor Zeugen vornehmen müsse. Ihre Tante, die Kurfürstin Sophie von Hannover, Mutter der ersten Königin von Preußen, meint dagegen, es sei eine Dummheit, sich zu geniren. Für jeden vernünftigen Menschen sei die Verrichtung ein Hochgenuß; und unanständig dürfe man das für die Landwirthschaft so nützliche Produkt schon gar nicht schelten. Auf einen heute hoffähigen Stand wirft folgende Bemerkung der wackeren Liselotte einen Lichtstrahl. Die Tante hatte Leibnizen gerühmt, dessen Gönnerinnen sie und ihre Tochter waren. Da meint nun die Herzogin von Orleans, dieser „Herr von Leibeniz" müsse eine Ausnahme sein; es sei selten, daß Gelehrte konversiren können und „nicht stinken." Die Badstuben wurden ja im Mittelalter fleißig besucht; es scheint aber dabei weniger auf die Reinigung als aufs Vergnügen abgesehen gewesen zu sein. Im sechzehnten Jahrhundert wurden sie wegen Ansteckungsgefahr und wegen ihres üblen Rufes geschlossen. Wann und wo der Unsinn aufgekommen ist, sich vor Bädern im Freien, in Fluß und See, zu fürchten — in den Schulordnungen des sechzehnten Jahrhunderts, zum Beispiel der Trotzendorfischen, wird das Baden strengstens verpönt —, konnte ich nicht herausbekommen. Ein zusammenfassendes Kulturbildchen liefert Troels-Lund in seinem höchster Beachtung würdigen Buch „Gesundheit und Krankheit in der Anschauung alter Zeiten." „Kann man sich darüber wundern, daß eine Bevölkerung hinstarb wie die Fliegen, wenn ihre Mehrzahl, hoch gerechnet, sich nur einmal wöchentlich wusch, wenn sie Jahre lang weder Hosen noch Unterzeug wechselte, wenn Alle mit schmutzigen Händen aus der selben Schüssel aßen und zu Haufen in dem selben schmutzigen Bett lagen? Im Schlaf erstickt zu werden, war damals eine der häufigsten Todesarten für Kinder. Und welcher Gestank in den niedrigen Stuben! Zugenagelte Fenster versperrten den Weg für den Dunst von Talglicht, alten Kleidern, Schmutz und vorurtheilfreien menschlichen Aeußerungen, die nur die Gebildeten mit einem entschuldigenden Husten übertönten. Selbst in französischen Schlössern wurde der Kamin als Pissoir benutzt. Im Gesellschaftraum der Königin Elisabeth von England stank es, daß den Pagen übel wurde. Die Stadtleute im Norden hockten meist im Hof hin, wenn sie ein Bedürfniß fühlten. In den Höfen der Wohlhabenden winkte den wenigen Auserwählten ein Häuschen, das zwischen dem Misthaufen und dem Brunnen stand. Im Gotteshaus endlich die ganze Gemeinde versammelt, die Lebenden in ihren Kirchenstühlen, die Toten Kiste an Kiste unter den dünnen Holzdielen aufgestapelt." Wie es um den Komfort stand in einer Zeit, wo die heutigen technischen Vorbedingungen dieses Gutes, sogar Glasfenster und Oefen, fehlten, wo eine Reise für den Gesunden Lebensgefahr, für den Kranken oder Verletzten Hinrichtung bedeutete, möge sich der Leser selbst ausmalen. Der Winter war schrecklich. Möchte ich ver-

Digitized by Google

ſlafen des winters zit! ſeufzt Herr Walther. Und da zu Alledem noch die unvernünftigſte Kinderpflege kam, ſo kann man ſich den Grad der Kinderſterblichkeit vorſtellen. Manche halbverhungerte Bergſchottin, erzählt Adam Smith, bringe zwanzig Kinder zur Welt, aber nicht zwei ziehe ſie auf; und von den vielen ſchönen Soldatenkindern, die um jede Kaſerne ſpielen, wüchſen nicht ſo viele heran, daß aus ihnen das Trommler- und Pfeiferchor ergänzt werden könnte.

Wenn demnach die Wahrſcheinlichkeit eines gewaltſamen Todes mitunter ein Viertel bis ein Halbes betrug, während ſie heute kaum ein Tauſendſtel beträgt, wenn die Lebensweiſe ganz allgemein geſundheitwidrig, der Schutz vor ſchädigenden klimatiſchen Einflüſſen ungenügend, jede Wohnſtätte ein Seuchenherd und das Verhalten bei Seuchen ſo unvernünftig wie möglich war (man mordete die vermeintlichen Brunnenvergifter, in Manzonis Beſchreibung einer mailänder Peſt ſind es Salber, faſtete und drängte ſich in Kirchen und Bittprozeſſionen zuſammen), ſo konnte nur große Fruchtbarkeit die nordiſche Bevölkerung vorm Ausſterben bewahren und es iſt ein halbes Wunder, daß ſie trotz Alledem unter häufigen Rückſchlägen bis zum Jahr 1800 langſam zugenommen hat. (Das Vorſtehende ſoll nicht etwa eine Charakteriſtik des Mittelalters oder gar der Kirche ſein, im Stile Hoensbroechs, der die Skandalchronik des Papſtthumes für deſſen Geſchichte ausgiebt. Hier haben wir es nicht mit der Zeit überhaupt, ſondern eben nur mit ihren Schattenſeiten zu thun, die eine Folge mangelhafter Naturbeherrſchung ſind. Man kann das Mittelalter als die Zeit definiren, in der ſich die europäiſche Menſchheit, anfangs unter der Führung der Kirche, ſpäter abwechſelnd von ihr gehemmt und gefördert, allmählich die Herrſchaft über die Natur, einſchließlich der des eigenen Leibes, errang. Die Scholaſtik, deren theologiſcher Ertrag werthlos oder doch nur von negativem Werth iſt, war die logiſche Vorbildung für den im fünfzehnten Jahrhundert beginnenden Betrieb der Naturwiſſenſchaften. Der Schmutz und das Blutvergießen des Mittelalters ſind ſo wenig das ganze Mittelalter, wie der ſtinkige Salon der Königin Eliſabeth die ganze Kulturleiſtung ihres Zeitalters iſt. Im Blackfriarstheater, wo Shakeſpeares unſterbliche Schöpfungen das Licht der Rampe erblickten, wird es auch nicht beſſer geduftet haben. Und obwohl ein heutiger Menſch, in „die gute alte Zeit“ zurückverſetzt, dieſe als Hölle empfinden würde, darf man die damaligen Menſchen nicht für unglücklicher halten als die heutigen: ſie waren im Gegentheil viel luſtiger). Mit dem Wegfall jener Hinderniſſe im neunzehnten Jahrhundert mußte von ſelbſt eine beſchleunigte Zunahme der Bevölkerung eintreten. Die zuſammenwirkenden Urſachen des Wandels können hier nur angedeutet werden. Nietzſche meint, die Kirche habe die Menſchen krank gemacht, um ſie zu zähmen. Ach nein. Statt ſie zu zähmen, iſt ſie mit den Wilden ſelbſt wild geworden; beſteht ſie doch immer aus den eben vorhandenen

Digitized by Google

Menschen. Aber Einzelne hat allerdings der in ihr waltende Geist gezähmt, und zwar, ohne sie krank zu machen; denn die Theologen, die Heiligen und die Fanatiker der Zeit vom vierten bis ins siebenzehnte Jahrhundert sind Starkgeister gewesen, vor denen wir heutigen Schwächlinge uns schämen müssen. Die von den Mönchen gepflanzte Kultur hat civilisirtes Leben im Norden wenigstens vorbereitet und möglich gemacht; sogar auch schon auf Reinlichkeit haben die Klosterleute gedrungen. Grupp erinnert daran, daß in Cluny die Novizen gewöhnt wurden, sich gleich nach dem Aufstehen zu waschen und zu kämmen; an verschiedenen Orten im Kloster hingen Waschbecken mit Handtüchern; die Kleidung, Bettgewand und Tischzeug wurden regelmäßig gewechselt. Allein all Das drang nicht durch und von einer Zähmung in Nietzsches Sinn kann höchstens vom sechzehnten Jahrhundert ab die Rede sein, wo sie, namentlich in Spanien und in Oesterreich, von den Jesuiten besorgt wurde. Die eigentliche Bändigung bestand in der Erschöpfung des animalischen Lebens durch die letzten großen animalischen Kraftäußerungen in den ungeheuren Schlächtereien des sechzehnten und des siebenzehnten Jahrhunderts. Deutschland wurde ja beinahe entvölkert. Die verminderte animalische Kraft ließ die geistigen Interessen erstarken. Eine durch die fortschreitenden Naturwissenschaften vervollkommnete Technik machte das Leben den Reichen behaglicher und dadurch werthvoller. Von den Saufgelagen und martervollen Hinrichtungen wandte sich der Sinn den literarischen Unterhaltungen und heiterem Lebensgenuß im Rokokostil zu. Ein antiorthodoxer Rationalismus fing an, die Barbarei und Unvernunft der sogenannten Justiz einzusehen; unter Beccarias Führung bekämpfte man die grausamen Hinrichtungen und die Folter. Verfeinerung der Empfindung und das Studium der Alten führten ein neues Zeitalter der Humanität herauf und bildeten den ästhetischen Sinn aus, dem sowohl Marterszenen wie Schmutz widerstreben; und nachdem ein letzter Ausbruch der Wildheit in der französischen Revolution und den napoleonischen Kriegen Europa zwar noch einmal mit Gräueln erfüllt*), aber doch zugleich eine Menge Kulturhindernisse fortgeschwemmt hatte, konnte die moderne Technik ihre volle Wirksamkeit entfalten. Sie beseitigte die Hungersnöthe, stattete das Leben mit Bequemlichkeiten und mit einer Güterfülle aus, die auch dem Armen den wöchentlichen Hemdenwechsel ermöglichte, gestaltete den Krieg um, machte ihn seltener und überhob die Städter der Nothwendigkeit, sich in enge Mauern einzusperren — die Stelle der Festungwälle und Mauern, der Wälder von Hexenbrandpfählen und eines Hochgerichtes mit Rad, Galgen und Abdeckerei

*) Das kürzlich erschienene Journal des campagnes du Baron Percy, chirurgien-en-chef de la grande armée, hat schauderhafte Einzelheiten von den Schlachtfeldern, aus den Lazarethen und den eroberten Städten enthüllt.

Digitized by Google

nahmen nun schöne Gartenanlagen ein —, und sie schuf die moderne Polizei und Verwaltung. Die mittelalterlichen Menschen waren nicht so dumm, daß sie die Gesundheitschädlichkeit ihrer Zustände nicht einsahen, aber sie hatten kein Organ für durchgreifende Reformen. Das war auch eine der Ursachen der barbarischen Justiz. Diese hatte es zwar meist nicht mit eigentlichen Verbrechern zu thun, aber doch auch mit solchen. Waren nun, wie besonders im westlichen Deutschland und in Italien, die Territorien klein, so entwich der Delinquent ins Nachbargebiet; war der Staat groß, so reichte die Gewalt der Centralinstanz nicht in die entfernteren Gebiete. Selten bekam man den Schelm, den man suchte; hatte man ihn aber, so glaubte man, ein Exempel statuiren zu müssen. Was natürlich die Zustände nur ärger machte: die Grausamkeiten der Justiz, der Verbrecher und der Soldaten steigerten einander gegenseitig. Wurde doch in England bis in den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts jeder Dieb, den man erwischte, gehängt, ohne daß dadurch die Zahl der Diebstähle vermindert worden wäre. Die Staatskörper glichen Leibern, denen die motorischen wie die sensorischen Nerven fehlten; das Centralorgan wußte nicht, was in den Gliedern vorging, und erfuhr es davon, so vermochte es nicht auf sie zu wirken. Erst der elektrische Telegraph hat das politische Nervensystem vollendet, der Obrigkeit Allgegenwart und in der Repression auch Allmacht verliehen; erst durch ihn ist die Bildung von Räuberbanden unmöglich und eine durchgreifende Sicherheits- und Sanitätpolizei möglich geworden. Zur selben Zeit haben die Engländer vom Rhein aus den Sinn für und den Zwang zur Reinlichkeit in Deutschland verbreitet, sammt dem Anstandsgefühl, das als Pruderie heute von vielen Seiten bekämpft wird. Der Prozeß des Umschlages aus der Roheit, die noch im achtzehnten Jahrhundert in der vornehmen englischen Gesellschaft herrschte, in die übertriebenste Pruderie ist mir noch nicht klar geworden. Ich vermuthe, daß die vielen bedeutenden Staatsmänner schottischen Ursprunges, die England im achtzehnten Jahrhundert hatte, puritanische Grundsätze in London durchgesetzt haben. Die Entfernung des Animalischen aus dem Gesichtskreis der vornehmen Welt erzeugte das ästhetische Wohlgefallen an der dadurch vermehrten Reinlichkeit und die Technik gewährte die Mittel, dieses neue Gut zu pflegen. Indem die Pruderie die Reinlichkeit fördert, dient sie der Volksgesundheit. In mancher anderen Beziehung kann sie der Gesundheit schädlich wirken; so vermindert sie die Gelegenheiten zum Baden, und zwar nicht nur die zum Baden im Freien. In München-Gladbach, berichten die Zeitungen, läßt der katholische Pfarrer die Kinder seiner Konfession nicht mehr am Schulbad theilnehmen, weil der Oberbürgermeister es mit Recht für Unsinn erklärt hat, daß sich das Kind in der Brausebadzelle mit Badehose oder Schürze bekleiden solle.

Um die große Umwandelung des Gesundheitzustandes im neunzehnten

Digitized by Google

Jahrhundert zu erklären, brauchen wir also weder die medizinische Wissenschaft noch den Aerztestand in Anspruch zu nehmen. Beider Einfluß ist im Guten wie im Bösen nicht gleich Null, aber der Summe stärkerer Einflüsse gegenüber fällt er nicht ins Gewicht. Die Chirurgik, namentlich die Behandlung der Brüche und der Verrenkungen, wird in der älteren Zeit leidlich Befriedigendes geleistet haben, da bei ihr die Uebung der Hand das Wesentlichste ist. Und diese wurde nebst empirischer Kenntniß des Menschenleibes leider sogar von den zahlreichen Henkern gefördert, die nach jeder Folterung die Glieder wieder einzurenken und bei ihrer gräßlichen Arbeit die Grenze innezuhalten hatten, über die hinaus Verletzungen unmittelbar den Tod zur Folge haben; weshalb Paracelsus bekennt, nicht nur von alten Weibern, von Schäfern und Zigeunern, sondern auch von Henkern gelernt zu haben. Die Aerzte fürs Innere, die stolzen Doctores medicinae, waren reine Charlatane oder Buchstabengelehrte, die dem Galenus nachbeteten und überlieferte Rezepte abschrieben. Die Meister der Schulen von Salerno und Montpellier haben zwar, von den arabischen und den jüdischen Aerzten, den Pflegern der klassischen Ueberlieferungen, angeregt, auch selbständig gedacht, wie schon die unter dem Namen schola salernitana bekannten ganz verständigen Gesundheitregeln beweisen, aber deren Einfluß wird nicht weit gereicht haben. Gewöhnlich konnte der Patient froh sein, wenn ihn sein Doktor nicht geradezu umbrachte, wie Fausts Vater, der dunkle Ehrenmann.

Hier war die Arzenei, die Patienten starben,
Und Niemand fragte: wer genas?
So haben wir mit höllischen Latwergen
In diesen Thälern, diesen Bergen
Weit schlimmer als die Pest getobt.

Die Laienopposition hat sich früh geregt. Ein Florentiner des vierzehnten Jahrhunderts, Gino Capponi, warnt in seinen „Ricordi" die Söhne vor den scharfen Medikamenten der Aerzte. Paracelsus, der geniale Reformator, warf die Bücher fort, verbrannte vor der versammelten Studentenschaft Basels des Avicenna canon medicinae auf einem Scheiterhaufen und verwies seine Schüler auf die Natur und das Krankenbett, die seine Bücher seien, und in das chemische Laboratorium. Er hat den Grundsatz aufgestellt: die Natur ists, die heilt; der Arzt ist nur ihr Handlanger. Er hat die Verbesserung der Spitäler und bessere Pflege der Armen gefordert und die Verschwörung der Aerzte mit den Apothekern denunzirt; er selbst gab einfache und wohlfeile Heilmittel. Leider fiel sein Wirken in die Zeit der theologischen Raserei. Mehr noch als die übrigen mittelalterlichen Uebel kulminirte der Aberglauben im Reformationzeitalter. Die Reformatoren beseitigten den Glauben an die priesterliche Vermittelung: Das war ihr Verdienst. Aber die lutheri-

Digitized by Google

schen Theologen fegten überhaupt alle Vermittelung weg, auch die causae secundae der Scholastik, die natürlichen Ursachen, und stellten die Menschen unmittelbar Gott und dem Teufel gegenüber; oder vielmehr den Teufeln, von denen es ihrer Ueberzeugung nach auf Erden wimmelte. Die Menschen der katholischen Zeit hatten sich über den Teufel lustig gemacht und an die Wirksamkeit der Heiligen geglaubt, die wenigstens die Seele mit freundlichen Bildern erfüllte und durch Autosuggestion wirklich so Manchem geholfen haben mag; die protestantischen Theologen des Nordens führten alle Uebel unmittelbar auf Gott und den Teufel zurück und erklärten namentlich alle Krankheiten als Strafen des gleich seinen zornmüthigen Dienern immer zürnenden Gottes. Troels-Lund führt aus des Peter Palladius, Bischofs von Seeland, Schriften eine im Jahre 1556 niedergeschriebene Stelle an, in der die Seuchen als Strafen der lüderlichen ausländischen Kleidertracht dargestellt werden; mit der welschen Tracht sei der welsche Schorf, mit der spanischen der hispanische Ausschlag gekommen, die französische habe die Pocken, die englische den englischen Schweiß gebracht. Kirche und Universität, erzählt der dänische Forscher, hätten sich verbündet, keine echte Naturwissenschaft aufkommen zu lassen. Einzelne junge Leute, deren Wissensdrang nicht zu bändigen war, zogen nach Padua oder Montpellier und nahmen dort oder bei Paracelsus neue Gedanken auf und eine neue Richtung an. Aber gelang es Einem, nach der Rückkehr eine Professur zu erhalten, so mußte er geloben, nicht seine eigenen Ansichten vorzutragen, sondern den Hippokrates und Galenus in hergebrachter Weise zu erklären. Nun erst, und zwar im protestantischen Norden, beherrschte die Theologie souverain die Wissenschaft und das bürgerliche Leben. Die mittelalterliche Kirche hatte zwar den Anspruch erhoben, es zu beherrschen; aber die Romanen und die Deutschen in der Zeit ihrer Kraftfülle hatten immer nur gehorcht, so weit es ihnen paßte, und sich in der Verfolgung ihrer weltlichen Zwecke von der Religion nicht im Mindesten beirren lassen.

Auch dieses Hinderniß des theologischen Aberglaubens ward vom Rationalismus beseitigt und die moderne Naturforschung und Naturkenntniß hatte zunächst den Erfolg, daß die natürlichen Ursachen der Erkrankungen allgemeiner erkannt und darum auch einigermaßen vermieden wurden und daß die Aerzte auf geradezu mörderische oder wenigstens unzweckmäßige Heilmethoden verzichteten. Noch ein Goethe konnte die Kunst des Aderlassens zum clou seines Meisterromans machen, so daß dessen Schluß auf uns beinahe komisch wirkt.

Neisse. Karl Jentsch.

Digitized by Google

Fraktur oder Antiqua?

Fragt einen Verleger, ob er seine Bücher lieber in Antiqua oder Fraktur absetze: und es müßte schon kein moderner Verleger sein, wenn er sich nicht ohne Besinnen für die Antiqua entschiede. Fragt ihn nach seinen Gründen: und er wird Euch in beredten Worten auseinandersetzen, daß die Antiqua erstens klarer und schöner ist und daß sie sich zweitens durch einen beispiellosen Erfolg legitimire (alle nennenswerten Erfolge sind beispiellos). Wo gilt denn die Fraktur überhaupt noch? In romanischen Ländern hat sie sich nie so eigentlich eingeführt. England hat sich seit dem sechzehnten Jahrhundert an die Antiqua gewöhnt und neuerdings drucken sie selbst in Skandinavien Zeitungen im Antiquasatz. Ist es nicht im Grunde bloßer Eigensinn und bäuerische Rückständigkeit, wenn man in Deutschland noch immer nicht von der eckigen, veralteten Fraktur recht loskommen will? Wenn dort die begabtesten Vertreter des jungen Kunstgewerbes einen Versuch nach dem anderen um eine vermittelnde neue Schrift machen, statt sich einfach, wie alle Anderen, für die Antiqua zu entscheiden?

Prüfen wir zunächst den aus dem äußeren Erfolg hergeleiteten Beweis. In den englischen Volksbibliotheken hängen Karten, die einen Ueberblick über die Sprachgebiete der Erde geben und dem Beschauer einen niederschmetternden Eindruck von der Größe des Gebietes machen, in dem Englisch geredet wird. Ueberall, wo Englisch geredet wird, heißt es nun, wird auch Englisch gedruckt. Könnte man vergleichen, wie viel von allem Gedruckten heute schon in Antiqua, wie wenig noch in Fraktur gesetzt ist, so würden wir ein noch unheimlicheres Kartenbild bekommen. Das sind gewiß logische Folgerungen. Aber auf was kommt es nun wohl mehr an: auf die Menge des Gedruckten oder auf die innere Kraft, die in den einzelnen Drucksachen liegt? Und wenn diese innere Kraft, die Expansionmöglichkeit nun bei dem kleineren Gebiet größer ist: könnten dann von ihm aus nicht die phantastischsten Grenzverschiebungen Ereigniß werden? Vergleichen wir doch die politische Geschichte: die Eroberervölker und Erobererrassen waren immer Minderheiten. Was waren die wenigen Europäer, die Amerika zuerst kolonisirten, an Zahl gegen die Eingeborenen! Wie viele Schwarze kommen heute noch in Afrika auf einen Weißen! Gar nicht zu reden von den Eroberzügen, die seit der „neolithischen Epoche" von Nordeuropa herniederzogen und ein wimmelndes Chaos aller möglichen Rassenresiduen verdrängten. Auf unseren Fall übertragen: Laßt nur eine winzige Auflage des Faust in angemessenem Frakturjatz in die Welt hinausgehen und kraft der in ihr wohnenden Wirkungenergien wird

Digitized by Google

diese winzige Auflage einen Wikingersieg davontragen können über ganze Riesenballen mit Antiquatlettern bedruckter Papierbogen.

Von den Bemühungen deutscher Künstler um einen neuen Schriftsatz, der nicht Antiqua ist, war andeutend die Rede. Wir haben eine Eckmann-, eine Behrens-, eine Georg Schiller-Schrift; ganz zu schweigen von einer ganzen Reihe phantasievoller Zierschriften, die von den verschiedenen Gießereien angepriesen werden, und von einigen noch trefflicheren Alphabeten, die einstweilen noch in Ateliers der Veröffentlichung harren. Diese Bemühungen, die nur die roheste Sachunkenntniß als Eigensinn oder Spielerei oder gar etwa als Spekulation abfertigen kann, sind doch ganz sicher auch ein Zeichen. Und wie sehr den Künstlern heute schon bewußt ist, worauf es ankommt, mögen einige Sätze von Peter Behrens beweisen, dessen aufrechte, kräftige Schrift der Erfolg bisher am Stärksten auszeichnete; die Sätze entstammen der Einleitung, die Behrens seiner Schrift-Veröffentlichung vorausschickt. „Eins der sprechendsten Ausdrucksmittel jeder Stilepoche ist die Schrift. Sie giebt, nächst der Architektur, wohl das am Meisten charakteristische Bild einer Zeit und das strengste Zeugniß für die geistige Entwickelungsstufe eines Volkes. Eine in Stein gemeißelte antike Schrift auf den Quadern römischer Denkmäler erscheint uns, auch ohne daß wir den Sinn der Worte zu Verstande führen, oft als eine letzte künstlerische Nothwendigkeit zur vollständigen Abrundung eines ganzen Kunstwerkes." Und die Fraktur in ihrer ältesten, noch unverdorbenen Form, wie sie uns in alten Klosterhandschriften überkam: „Lösen wir die Spangen und legen die Seiten eines alten, in Leder gebundenen Folianten auseinander, so staunen wir vor einem Meisterwerk der Kunst, das dort aufgedeckt wird. Denn die handgeschriebene Schrift des Psalmes oder Meßgesanges ist durch die Schönheit der Buchstaben allein ein Kunstwerk der Ornamentik. Die Zeilen sind mit solcher Sorgfalt zusammengesetzt, die Seiten durch vielfarbige Initialen und Miniaturen so reich illuminirt, wie es nur die innig fromme Kunst der Mönche jener Zeit hervorbringen konnte. Und ein solches geschriebenes Blatt erhebt uns durch die selben Kunstmittel wie das aufgethürmte Steinfiligran der gothischen Kathedralen auf dem gluthenden Grunde farbensatter Scheiben."

Mit diesen Sätzen sind wir nun eigentlich schon mitten in der eigentlichen Aesthetik der Druckschrift. Die Antiqua, behaupten ihre Freunde, ist „schöner" als die Fraktur und schon deshalb ihr entschieden vorzuziehen. Merkwürdig: die Menschen, die sich überhaupt Schriftformen auf ihre lineare Schönheit hin ansehen, sind doch meist künstlerisch nicht so ganz ungebildet. Sie beherrschen das ABC der Kunstlehre, wissen, daß es keine absolute Schönheit (oder Schönheit an sich) und keine ewigen Gesetze der Aesthetik giebt. Und hier nun plötzlich dieses Versagen, diese schroffe Behauptung, „das Eine ist schön, das Andere nicht", ohne ein ernstliches Nachsinnen, ob nicht Jedes in seiner

Digitized by Google

Art etwas vollendet Schönes sein könne und welche dieser beiden Arten denn der unseren mehr entspreche. Die Thatsache ist räthselhaft, aber eine Thatsache bleibt es; und sie zwingt zu einer umständlichen Auseinandersetzung. Ich will versuchen, Fraktur und Antiqua zu charakterisiren, und nachprüfen, wie weit die eine und die andere Schrift als Ausdrucksmittel unserer Kulturbestrebungen brauchbar ist.

Beispiel:	Gegenbeispiel:
Der Mondenschein verwirret	Der Mondenschein verwirret
Die Thäler weit und breit,	Die Thäler weit und breit,
Die Bächlein, wie verirret,	Die Bächlein, wie verirret,
Gehn durch die Einsamkeit.	Gehn durch die Einsamkeit.

Ists nicht, als ob die Verse in der zweiten Fassung von einem jener unleidlichen Tragoeden gesprochen würden, die Zeit ihres Lebens fünffüßige Jamben heruntergedonnert haben und die sich am Klang ihrer eigenen Stimme berauschen? Klarer, verständlicher, sonorer mag sein, was uns die Antiqua hier vermittelt; aber die Innigkeit, die heimliche Schönheit, die der deutsche Schriftsatz ahnen ließ, die ist verloren. Die Form ist in dem ersten Fall bis zu einem gewissen Grade Ausdruck; im zweiten wird sie verständnißloser Widerspruch.

Prüfen wir auf die selbe Weise auch die Antiqua.

Beispiel:	Gegenbeispiel:
Caro m'è 'l sonno, è più l'esser di sasso	Caro m'è 'l sonno, è più l'esser di sasso
Mentre che 'l danno e la vergogna dura;	Mentre che 'l danno e la vergogna dura;
Non veder, non sentir m'è gran ventura;	Non veder, non sentir m'è gran ventura;
Però non mi destar, deh! parla basso.	Però non mi destar, deh! parla basso.

Auch da klingt es uns entgegen wie von verschiedenen Stimmen. Aber was bei den Versen Eichendorffs Natur war, wird bei denen Michelangelos zur Unnatur. Hart klingt, verschlossen, knorrig, was hinaushallen mußte wie über ein weites Forum. Wenn ein nürnberger Meister auf ein Studienblatt ein Fresko Michelangelos nachskizzirte, mag etwas Aehnliches herausgekommen sein. Manche Geste mochte dabei verinnerlicht werden, aber der großartige Faltenwurf ist Dem geopfert, die prunkhafte Geste, die in ungebrochenen Schallwellen dahinrollende Stimme.

Die vorwiegend akustischen Vorstellungen nun, die immer wieder hier sich uns aufdrängen, leiten uns zu unserer letzten und eigentlichen Frage. Der nämlich, wo die Fraktur und wo die Antiqua am Platz ist. Aus den Büchern verschiedener Länder wollen wir einzelne Worte und Sätze uns laut

Digitized by Google

vorlesen und darauf achten, wie das Schrift- zum Klangbild paßt. Es ist ganz einfach verblüffend, wie gebieterisch der Klang der verschiedenen Sprachen nach der einen oder anderen Schriftart verlangt. Wir sprechen italienische, französische, spanische Worte aus und sagen uns sofort: Wenn diese Worte gedruckt werden sollen, dann muß für sie Antiquasatz genommen werden. Wir nehmen Worte aus dem Deutschen, Skandinavischen, Holländischen, Englischen: in einzelnen Fällen mag uns zweifelhaft sein, welche der vielen Frakturen sich am Besten eignen; nicht zweifelhaft aber ist uns, daß in sämmtlichen Fällen die Antiqua einen Mißklang bringt.

Die ganze Sache ist, wenn wir sie wirklich einmal fest ins Auge fassen, so unzweideutig klar, daß man nur schwer begreift, wie überhaupt die Berechtigung der Fraktur je in Frage gestellt worden konnte. Mit künstlerischen Gründen kommt man hier nicht aus; aber vielleicht mit wissenschaftlichen? In der That ist der Versuch einer solchen wissenschaftlichen Widerlegung ganz ernsthaft gemacht worden. Die Fraktur, wird gesagt, ist überhaupt keine ursprüngliche, eigenartige Schrift; sie ist ein Zufallsprodukt, entstanden durch die handschriftliche Umbildung der Antiqua in unseren Klöstern. Eine verdorbene, verballhornte Antiqua also, deren Minderwerthigkeit gegen die ursprüngliche Schönheit der Lateinschrift so auch wissenschaftlich nachzuweisen ist. Lassen wir einstweilen einmal die Verdächtigung unserer Schrift als eines unbeholfenen Plagiates außer Betracht. Wenn wir schon schürfen sollen, dann wollen wir doch ein Wenig tiefer gehen. Die Antiqua also soll etwas Ursprüngliches, von allem Anfang in dieser Form Gegebenes sein? Wissenschaftliche Bildung spricht aus einer solchen Behauptung gerade nicht. Seht doch die älteren und ältesten italischen Schriftzeugnisse an, überzeugt Euch, wie dort die stolzen Rundformen der caesarischen Inschriften immer gerader, immer winkliger, immer nordischer werden. Geht zurück auf die letzten Fragen und widerlegt endlich die nachgewiesene Behauptung, daß die ursprünglichen Formen aller Buchstabenschrift Runencharakter haben und daß wir diese Thatsache als einen der vielen Beweise von der nordisch-germanischen Herkunft unserer besten Kulturgüter nehmen dürfen. Und wenn Ihr diese Behauptung nicht widerlegen könnt, dann, bitte, gebt uns zu, daß in der noch unverdorbenen Fraktur der ursprüngliche und gemeinsame Runencharakter reiner, lauterer bewahrt worden ist als in der gebogenen, verbogenen Antiqua. Daß also, wenn überhaupt von Entlehnungen die Rede sein soll, nicht die Fraktur, sondern die Antiqua aus diesem Grunde als unoriginal und minderwerthig zu beanstanden ist.

Aber bis zu dieser letzten Behauptung wollen wir uns doch nicht durch den erzwungenen Widerspruch hinreißen lassen. Formenblind sein müßte, wer nicht unbedingt zugeben wollte, daß alle Umbildungen, die Italien für seine Zwecke an den uralten Schriftzeichen vornahm, künstlerisch nothwendig, daß sie

Digitized by Google

organisch waren. Eine Runeninschrift am Pantheon etwa, am Kolosseum, an den Caracallathermen: Das würde einen schrillen Mißton geben. Nicht minder aber thut es das Gegentheil. Eine Caesaren-Antiqua, eingeschnitzt über dem Thor eines sächsischen Bauernhauses, einer nordischen Königshalle, einer Stabkirche: Das ist wie ein Fremdkörper, ist ein Kulturgift, gegen das wir uns nicht heftig genug wehren können. Leute, die immer Französisch sprechen, lernen auch französisch denken, ihre Gedanken werden, wie ihr Satzbau, mit Naturnothwendigkeit etwas Romanisches, Undeutsches annehmen. Und Das ist wohl der tiefste Sinn des geheimen Instinktes, der uns in Deutschland gegen die Antiqua so mißtrauisch macht.

Ich kann nicht schließen, ohne mindestens mit einigen Worten auf eine Frage der Praxis einzugehen, die über das Thatsächliche hinaus das Wünschenswerthe berücksichtigt. Es giebt so viele Frakturen in unseren Gießereien: welche unter ihnen soll mustergiltig sein? Und wenn keine: nach welchen Erwägungen sollen die Künstler arbeiten, die es mit Reformen wagen?

Der Frage eine Gegenfrage: Wohin wenden sich wohl die Architekten am Besten, wenn sie das Wesen deutscher Bauart kennen lernen wollen, an die Prachtpaläste der Städte oder an die Bauernhäuser auf dem Lande? Sind die Architekten Maurermeister oder Beamte, dann gehen sie natürlich lieber in die Stadt, deren Bauten an allen möglichen „Motiven" so reich sind. Sind es aber Künstler, dann ziehen sie aufs Land. Denn sie wissen: die Kunst der Bauern ist in all ihrer Unscheinbarkeit von den tausend Moden verschont geblieben, die die Städtischen stets so willig übernahmen. Der bekannte „starre Konservativismus" ließ die Bauern nichts unter ihren Satteldächern als heimisch bewahren, was nicht deutsch, kerndeutsch war. Was ihre strenge Auswahl gelten ließ und was ihre Liebe durch die Jahrhunderte bewahrte, Das muß dem bauenden Künstler geläufig sein, dessen Arbeit in deutscher Vergangenheit wurzeln soll. Nun, die mit Stuck überladenen Miethpaläste der Städte und die ursprünglich gebliebenen Bauernhäuser: Das sind die großen und die kleinen Buchstaben der Fraktur. Die kleinen Buchstaben hatten noch am Wenigsten von dem ewig sich wandelnden Zeitgeschmack zu leiden. Sie blieben fast unbeachtet und nur selten wurde an ihrem runenhaft geraden Charakter gemodelt. Anders die „Versalien", die großen Buchstaben, an denen jede Generation beinahe ihren Schönheitsinn auslieβ, bis sehr viele von ihnen von den Rokokoschnörkeleien erstickt wurden, die am Meisten die vortreffliche Fraktur in schlechten Ruf gebracht haben mögen und ohne die vielleicht niemals diese herrlichen, dem Klang der deutschen Sprache gemäßen Buchstabenformen von einer uns fremden Schrift verdrängt worden wären.

Wilmersdorf. Willy Pastor.

Digitized by Google

Ein Teufelskerl.

Ein Teufelskerl. Historische Komoedie von Bernard Shaw. Deutsch von Siegfried Trebitsch. Zweite Auflage. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung. Ein Fragment aus der Vorrede, die Shaw für die zweite Auflage schrieb; die Freundlichkeit des Uebersetzers und Verlages hat sie mir zur Verfügung gestellt.

Allgemein herrscht die thörichte Ansicht, daß ein Autor seine Werke für sich selbst sprechen lassen solle und daß einer, der ihnen Erklärungen hinzufügt oder vorausschickt, wahrscheinlich ein eben so schlechter Künstler sei wie der von Cervantes erwähnte Maler, der unter sein Bild schrieb: „Das ist ein Hahn", damit ja kein Zweifel darüber herrschen könne. Die richtige Entgegnung auf diesen gedankenlosen Vergleich wäre der Hinweis auf die Thatsache, daß jeder Maler sein Bild ja thatsächlich mit solchen Aufschriften versieht. Jeder Ausstellungskatalog bringt eine Reihe von Ankündigungen, die besagen, daß dieses Bild „Das Thal des Friedens", dieses „Die Schule von Athen", dieses „Der frostige Oktober", dieses „Der Prinz von Wales" sein soll. Nur weil sie keine schreiben können, veröffentlichen die meisten Dramatiker ihre Stücke ohne Vorreden. Das ist der Hauptgrund für ihre Zurückhaltung; denn die Thätigkeit des geistig wohlunterrichteten Philosophen und geschulten Kritikers gehört nicht zum Handwerk des Bühnenschriftstellers. Da solche Autoren natürlich aus ihrer Unfähigkeit eine Tugend machen, verwerfen sie Vorreden entweder als schmählich unkünstlerisch oder fordern mit bescheidener Miene irgend einen populären Kritiker auf, ihnen eine solche zu schreiben. Damit ist denn im Grunde angedeutet: „Wenn ich Euch die Wahrheit über mich sagen wollte, so würde ich unbedingt anmaßend erscheinen; wenn ich Euch weniger als die Wahrheit sagen wollte, so würde ich mir selbst Unrecht thun und meine Leser täuschen." Was nun den Kritiker anbelangt, der so von außen herangezogen wird: ist er nicht zu dem Bekenntniß gezwungen, daß die außerordentliche Befähigung seines Freundes zum Dramatiker nur noch von seiner menschlich edlen Persönlichkeit übertroffen werde? Nun frage ich mich aber: Warum sollte ich mir einen anderen Menschen dingen, um gelobt zu werden, wenn ich mich selber loben kann? Ich bin kein untüchtiger Debatter; stellt mich Eurem besten Kritiker gegenüber und ich will ihm den Kopf herunterkritisiren. Was das philosophische Denken betrifft, so lehrte ich meine Kritiker das Bischen, womit sie auskommen, in meiner „Quintessenz des Ibsenismus": und nun richten sie die Flinten — die Flinten, die ich für sie geladen habe — gegen mich und verkünden, daß ich schreibe, als ob die Menschheit Geist ohne Willen oder ohne Herz — wie sie es nennen — besäße. Ihr Undankbaren! Wer war es, der Eure Aufmerksamkeit auf den Unterschied lenkte, der zwischen Geist und Willen besteht? Nicht Schopenhauer, glaube ich, sondern Shaw.

Dann muß ich wieder hören, daß Herr Soundso, der keine Vorreden schreibt, kein Charlatan ist. Wohlan: ich bin einer. Ich habe mich dem britischen Publikum zum ersten Male auf einem Wagen im Hyde Park beim Geschmetter eines Orchesters von Blechinstrumenten vernehmbar gemacht und habe dabei meinem instinktiven Bedürfniß nach Einsamkeit durchaus kein widerwilliges Opfer zu Gunsten der politischen Nothwendigkeit gebracht; nein: ich bin, wie alle Dramatiker und Mimen von natürlichem Beruf, ein geborener Marktschreier. Ich weiß sehr wohl,

Digitized by Google

daß der gewöhnliche britische Bürger von allen Marktschreiern eine gewisse zur Schau getragene Scham verlangt, als eine Art von Ehrfurchtbezeugung vor der Heiligkeit des unwürdigen Privatlebens, zu dem er selbst in Folge seiner Unfähigkeit für das öffentliche Leben verdammt ist. So entschuldigte sich Shakespeare, nachdem er verkündet hatte, daß weder Marmor noch vergoldete Fürstenmonumente seine gewaltigen Verse überleben würden, in der beliebten Weise davon, daß er sich in den Augen der Menge zum Narren herabgewürdigt hatte; und der britische Bürger citirt seitdem diese Entschuldigung, ohne eine Ahnung von der in ihr steckenden Prahlerei zu haben. Wenn eine Schauspielerin ihre Memoiren schreibt, so bekommt man in jedem Kapitel eindringlich zu hören, wie schrecklich es ihre Empfindungen mitnahm, ihre Person den Blicken der Oeffentlichkeit preiszugeben; aber sie vergißt nicht, das Buch mit einem Dutzend ihrer Bilder zu schmücken. Ich kann wirklich diesem Verlangen nach einer Scheinbescheidenheit nicht entsprechen. Ich schäme mich weder meines Werkes noch der Art, wie ich es schaffe. Ich erkläre seine Vorzüge der großen Mehrheit, die gute Arbeit nicht von schlechter unterscheiden kann, sehr gern. Das nützt ihr und mir auch; denn es heilt mich von Nervosität, Trägheit und Ueberhebung. Ich schreibe Vorreden, wie Dryden, und Abhandlungen, wie Wagner, weil ich es kann; und ich würde ein Halbdutzend Dramen von Shakespeare für eine der Vorreden hingeben, die er zu schreiben vermocht hätte. Ich überlasse die Wonnen der Zurückgezogenheit Denen, die zuerst Gentlemen und dann erst literarische Arbeiter sind. Mir den Wagen und die Trompete!

Das Alles ist recht gut und schön. Aber die Trompete ist ein Instrument, das Einem zur zweiten Natur wird; und manchmal tönen meine Fanfaren so durchdringend laut, daß sogar die Leute, die am Meisten durch sie belästigt werden, die Neuartigkeit meiner Schamlosigkeit irrend für die Neuartigkeit meiner Stücke und Ansichten gehalten haben. Betrachten wir, zum Beispiel, das „The Devils Disciple“ betitelte Drama.*) Es enthält nicht eine einzige auch nur halbwegs neue Episode. Jeder alte Stammgast des Adelphitheaters würde, wenn man ihn nicht auf eine Weise, die sofort erklärt werden soll, in die Irre führte, die Testamentsverlesung, die unterdrückte Waise, die einen Beschützer findet, die Verhaftung, das heldenmüthige Opfer, das Kriegsgericht, das Schafot, den Aufschub der Vollziehung des Todesurtheiles eben so schnell und sicher erkennen, wie er den Frühstückspudding auf dem Buffet seines Stammlokales erkennt. Als das Stück aber im Jahre 1897 von Richard Mansfield in New-York mit einem Erfolge aufgeführt wurde, der entweder beweist, daß dieses Melodrama nach sehr sicheren, bewährten Regeln aufgebaut, oder aber, daß das amerikanische Publikum nur aus Genies zusammengesetzt ist, stimmten alle Kritiker, obgleich der eine Dies und der andere Jenes über die Vorzüge des Stückes sagte, darin überein, daß es vollkommen neu sei — originell, wie sie es nannten —, bis an die äußerste Grenze kühner Excentrizität.

*) Dieses Stück war das erste von Shaws Dramen, das in deutscher Sprache gespielt wurde. Da der wörtlich übersetzte Titel „Der Teufelsschüler“ das Publikum fälschlicher Weise Etwas wie eine Auseinandersetzung zwischen dem bösen und dem guten Prinzip oder Aehnliches erwarten lassen konnte, habe ich das Stück, im Einverständniß mit Shaw, der Deutsch versteht, lieber farbloser „Ein Teufelskerl“ genannt, zumal mir der Held des Werkes diesen weniger lehrhaften, gemüthlicheren Titel durchaus zu rechtfertigen schien. E. T.

Digitized by Google

Das ist aber, so weit es sich auf die Vorgänge, die Handlung, den Aufbau und die allgemeinen dramatischen und technischen Eigenschaften des Stückes bezieht, unerheblich. Denn, aufrichtig gesagt, in diesen Dingen bin ich ein sehr altmodischer Stückeschreiber. Als eine Menge solchen manchmal feindlichen, manchmal wohlwollenden Geschwätzes durch meinen letzten Dramenband hervorgerufen wurde, wies Mr. Robert Buchanan, ein Dramatiker, der weiß, was ich weiß, und der die selben Erinnerungen aus der Bühnengeschichte im Kopf hat, darauf hin, daß die Bühnenkniffe, durch die ich der jüngeren Generation der Theaterbesucher die köstliche Sensation des wunderlich Unerwarteten verschaffte, schon vor Jahren ihre Dienste gethan hatten: in „Cool as Cucumber“ und „Used Up“ und in vielen vergessenen Schwänken und Lustspielen der Byron-Robertson-Schule, in denen der unerschütterlich freche Komediant, der später durch die Reaktion zu lächerlicher Empfindsamkeit degradirt wurde, eine stehende Figur war. Mehr oder weniger ist es immer so. Die Neuheiten der einen Generation sind nur die aufgefrischten Moden der vorletzten.

Aber die Bühneneffekte in „The Devils Disciple“ sind nicht, wie einige in „Arms and the Man“, die vergessenen der Sechzigerjahre, sondern die abgedroschenen unserer eigenen Zeit. Warum wurden sie dann nicht wiedererkannt? Zum Theil wars zweifellos eine Folge der Standrede, die ich vom Wagen herab mit Trompetenbegleitung gehalten hatte. Die Kritiker waren die Opfer der lange vorbereiteten hypnotischen Suggestion, mit deren Hilfe W. S., der Journalist, einen ungewöhnlichen Ruhm für Bernard Shaw, den Autor, fabrizirt hatte. Wie überall, so macht auch in England ein winziges Häuflein mit der spontanen Anerkennung wirklich origineller Arbeit den Anfang. Diese Anerkennung verbreitet sich so langsam, daß der Ausspruch, man gebe dem Genie, das Brot verlangt, nach seinem Tode einen Stein, zum Gemeinplatz geworden ist. Das einzige Gegenmittel ist eifrige Reklame. Ich habe mich deshalb so wacker bekannt gemacht, daß ich, während ich noch mitten im Leben stehe, schon eine beinahe eben so sagenhafte Persönlichkeit bin wie der Fliegende Holländer. Die Kritiker sehen, wie alle anderen Leute, nur, was sie sehen wollen, und nicht, was wirklich vor ihnen steht. In meinen Stücken suchen sie nach meinen wunderbaren Eigenschaften und finden deshalb Originalität und Feuer in meinen abgedroschensten Knalleffekten. „The Devils Disciple“ enthält wahrhaftig eine echte Originalität. Nur ist diese Originalität nicht meine eigene Erfindung, sondern einfach die Originalität der vorgeschrittenen Denkweise unserer Tage. Als solche wird sie sicherlich ihren Glanz im Verlaufe der Zeit verlieren und das Stück wird als das fadenscheinige volksthümliche Melodrama, das es in technischer Beziehung ist, enthüllt und in seinem Winkel gelassen werden.

Das will erläutert sein. Dick Dudgeon, der Teufelsschüler, ist der Puritaner der Puritaner. Er ist in einem Haus aufgewachsen, in dem die puritanische Religion erstorben und in ihrer Entstellung ein Vorwand für die Hauptleidenschaft seiner Mutter, den Haß in all seinen Stadien der Grausamkeit und des Neides, geworden ist. In einem solchen Heim lechzt der junge Puritaner nach Religion; seine Natur verlangt dieses Gefühl ungestüm für sich. Mit dem ganzen unbezähmbaren Eigendünkel seiner Mutter — nur ist seine Hauptleidenschaft nicht Haß, sondern Mitleid — beklagt er das Los des Teufels, ergreift dessen Partei und vertheidigt ihn als echter Covenanter gegen die ganze Welt. So wird aus ihm, wie aus allen wahr-

Digitized by Google

haft religiösen Menschen, ein Verbannter und Ausgestoßener. Sobald diese Voraussetzung einleuchtet, wird das Stück sofort klar.

Der Standpunkt des Immoralisten ist dem heutigen londoner Theaterbesucher neu, aber den Kennern der ernsten Literatur wohlbekannt. Von Prometheus bis zu Wagners Siegfried hat immer irgend ein Feind der Götter, ein unerschrockener Streiter für die von den Göttern Bedrückten unter den Helden der erhabensten Poesie hervorgeragt. Unser neuster Abgottt, der Uebermensch, der den Untergang der Gottheit feiert, mag jünger sein als die Hügel, aber er ist so alt wie die Hirten. Vor zweieinhalb Jahrhunderten schloß unser größter englischer Lebensdramatiker, John Bunyan, eine seiner Geschichten mit der Bemerkung, daß selbst von den Pforten des Himmels ein Weg zur Hölle führe, und brachte uns so zu der nicht minder richtigen Erkenntniß, daß es auch von den Pforten der Hölle einen Weg zum Himmel geben müsse. Vor einem Jahrhundert war William Blake, wie Dick Dudgeon, ein erklärter Immoralist. Er nannte seine Engel Teufel und seine Teufel Engel. Sein Teufel ist ein Erlöser. Mögen Alle, die meine Originalität bei der Erfindung von Dick Dudgeons seltsamer Religion gepriesen haben, Blakes „Marriage of Heaven and Hell" lesen: und ich werde von Glück sagen, wenn sie mich dann nicht als einen Plagiator verhöhnen. Aber sie brauchten nicht auf Blake und Bunyan zurückzugreifen. Wissen sie denn nicht, wie viel Lärm in der letzten Zeit mit Nietzsche und seinem „Jenseits von Gut und Böse" gemacht wurde? Robert Buchanan hat ein langes Gedicht geschrieben, dessen barmherziger Held der Teufel ist. Und dieses Gedicht war in meinen Händen, bevor ich auch nur das erste Wort meines Stückes geschrieben hatte. Am Ende des neunzehnten Jahrhunderts mußte ein Stück wie „The Devils Disciple" geschrieben werden; die Epoche trug den Stoff, den Gedanken offenbar schon im schwangeren Schoß.

Leider haben meine alten Freunde und Kollegen, die londoner Kritiker, sich zum größten Theil weder auf dem Gebiete des Puritanismus noch auf dem des Dämonismus bewandert gezeigt, als das Stück 1899 einige Wochen lang aufgeführt wurde. Sie faßten, nach eigener Schätzung, Frau Dudgeon als religiöse Frau auf, weil sie abscheulich unangenehm war. Und sie nahmen, als Autoritäten, Dick für einen Lumpen, weil er weder abscheulich noch unangenehm war. Aber sie befanden sich alsbald in einem Dilemma. Warum sollte ein Lump einem anderen Menschen das Leben mit Gefährdung seines eigenen retten, — noch dazu, wenn dieser Mensch nicht zu seinen Freunden zählt? Offenbar, sagten die Kritiker, weil er durch die Liebe entsühnt wird. Das werden alle gottlosen Helden auf der Bühne: Das ist das Romantisch-Metaphysische. Zum Unglück für diese Erklärung (die zu verstehen ich nicht behaupten darf) zeigte es sich im dritten Akt, daß der Teufelsschüler auch in dieser Hinsicht ein Puritaner war; ein Mann, der sich nur für die Rettung des ewigen Heiles begeisterte und sich weder von Weib noch von Mutter, auch nicht von Kirche, Staat, Lebensdrang oder fleischlicher Lust leiten oder ablenken ließ In dem reizenden Heim des muthigen, gütigen, werkthätigen Geistlichen, der ein hübsches, um zwanzig Jahre jüngeres Weib geheirathet hat und der augenblicklich bereit ist, Soldat zu werden, wenn es die Rettung des Mannes gilt, der ihn gerettet hat, sieht Dick sich nicht ohne Ergriffenheit um. Er begreift den Zauber, den Frieden und die Heiligkeit dieses Hauses, weiß aber, daß ihm solche materielle Bequemlichkeiten nicht beschieden sind. Als die Frau, die in dieser

Digitized by Google

Atmosphäre aufgewachsen ist, sich in ihn verliebt und daraus folgert (wie die Kritiker, die meinen sensitiven Heldinnen immer auf irgend eine Art ihre Zustimmung ausdrücken), daß er sein Leben ihretwegen aufs Spiel gesetzt habe, sagt er ihr deutlich die Wahrheit: das Selbe hätte er auch für jeden Fremden gethan und nur das Gesetz seiner eigenen Natur, kein wie immer geartetes Interesse oder Begehren, verbiete ihm, zu stehen, der Strick des Henkers möchte von seinem Halse genommen und um den eines Anderen geschlungen werden.

Aber — haben da die Kritiker gefragt — wo bleibt dann eigentlich die Begründung dieser edlen That? Warum rettete denn Dick den Pastor Anderson? Es scheint, daß die Leute auf der Bühne nach Beweggründen handeln. In unserem Leben thun sies nicht; deshalb sind auch Eure Automatenhelden, die nur funktioniren, wenn Ihr einen Beweggrund in sie hineinwerft, so entsetzlich steif und uninteressant. Lebensrettungen, bei denen der Retter sein Leben aufs Spiel setzt, sind ja nichts Gewöhnliches. Aber die Bevölkerung ist heutzutage an Zahl so groß, daß sogar die ungewöhnlichsten Dinge wöchentlich einmal oder noch öfter verzeichnet werden. Jeder meiner Kritiker hat hundertmal in seiner Zeitung gelesen, daß irgend ein Schutz- oder Feuerwehrmann oder ein Kindermädchen eine Medaille, eine öffentliche Anerkennung oder vielleicht ein Begräbniß auf Gemeindekosten erhalten hat, weil er sein (oder sie ihr) Leben gewagt hat, um das eines Anderen zu retten. Fand er jemals hinzugefügt, daß der Gerettete der Gatte der Frau war, die der Retter liebte, daß er diese Frau selbst gerettet, die Gerettete auch nur vom Sehen gekannt hat? Niemals. Wenn wir von den Thaten lesen wollen, zu denen die Liebe treibt, müssen wir uns an die Mordrubrik halten; dort werden wir sie selten vergebens suchen.

Brauche ich zu wiederholen, daß die Berufsroutine des Theaterkritikers jede Verknüpfung zwischen dem wirklichen Leben und der Bühne so sehr lockert, daß er bald die natürliche Gewohnheit verliert, sich auf das Leben zu beziehen, wenn er die Bühne erklären will? Der Kritiker, der ein romantisches Motiv für die Aufopferung Dicks herausfand, war kein bloßer literarischer Träumer, sondern ein kluger Jurist. Er wies darauf hin, daß Dick Dudgeon offenbar Frau Anderson liebe, daß er ihretwegen, um ihren geliebten Gatten zu erretten, sein Leben hinzugeben bereit und das beharrliche Leugnen seiner Leidenschaft die herrliche Lüge eines Mannes von Ehre sei, dem die Achtung vor einer verheiratheten Frau und die Pflicht gegen den abwesenden Gatten die vor Leidenschaft bebenden Lippen verschließe. Von dem Augenblick an, da diese verhängnißvoll einleuchtende Erklärung vom Stapel gelassen war, wurde mein Stück das Stück meiner Kritiker; meins war es nicht mehr. Der Darsteller Dick Dudgeons bestärkte fortan jeden Abend den Kritiker in seiner Meinung, indem er sich hinter Judith stahl und seine Leidenschaft dadurch stumm zum Ausdruck brachte, daß er, während er seine trockene Abweisung sprach, heimlich einen Kuß auf eine lose Locke ihres Haares drückte. Ich wanderte damals gerade in den Straßen Konstantinopels umher, ohne diese Begebenheiten auch nur zu ahnen. Als ich zurückkam, war Alles vorüber. Meine persönlichen Beziehungen zu dem Kritiker und dem Schauspieler verboten mir, sie zu verwünschen. Ich kam nicht einmal in die Lage, ihnen öffentlich zu verzeihen. Sie haben es gut mit mir gemeint; aber wenn sie jemals ein Stück schreiben sollten, möchte ich ihnen als Auslegekünstler gern Gleiches mit Gleichem vergelten.

London. Bernard Shaw.

Digitized by Google

Der Hermlin.

Stewen Klenn war alt geworden und nun gestorben. Man trug ihn den breiten Weg entlang, bog dann in die Querstraße ein nach dem alten Friedhof und kam an Hermlins Haus vorbei. Hermlin saß immer in seinem Erker und nickte bedächtig, wenn sie einen Toten hinaustrugen. Aber seine Augen lachten. Er hatte weiße Haare. Auch sein Bart war weiß, bis auf ein langes Büschel, das vom Kinn wuchs; das blieb schwarz. Daher hatte ihn Stewen Klenn, der der Sohn des Pelzhändlers war, als kleiner Knabe Hermlin genannt. Er hatte wohl schon viele Namen besessen; dieser letzte war ihm bis heute geblieben. Die Alten im Städtchen starben Alle vor ihm und Niemand von den Aeltesten hatte ihn jung gesehen. Es war nicht ganz richtig um diesen Hermlin: und Keiner ließ sich mit ihm ein. Die Kinder, wenn sie nicht willig waren, wurden mit ihm geschreckt: „Wart' nur, gleich kommt der Hermlin und steckt Dich ins Blaue hinein!" Alle fürchteten dieses Blaue; nur Stewen Klenn nicht. Der fand, es müsse doch ganz schön sein hinter den blauen Butzenscheiben im Erker, wo der Hermlin saß und auf die Toten schaute. Einmal war er einfach hineingegangen, ganz muthig, und hatte sich überall umgesehen, bis er dann vor dem Hermlin stand und sagte: „Na, nun bin ich ins Blaue hineingerathen und es ist doch ganz hübsch hier. Sag' mal, Hermlin, was machst Du mit all dem Zeug, das da an den Wänden und in den Schränken herum ist?"

Und Hermlin sah bitterbös aus, aber lachte zugleich; und das Lachen schüttelte ihn so, daß auch die blauen Butzenscheiben in dem losen Blei klirrten.

„Lache nicht so dumm über mich! Schenk mir lieber diesen blauen Schmetterling!"

„So?" Da hörte der Hermlin zu lachen auf. „Das ganze Blau des Himmels habe ich in diesem Schmetterling gefangen. Du bist nicht übel, Knirps; mehr willst Du nicht?"

„Na, denn auch nicht. Guck mal her, was ich hier habe. Das kriegst Du dann auch nicht." Und er zog einen langen Bindfaden aus der Hosentasche. Am äußersten Ende war ein häßlicher Zwerg angebunden, nicht länger als ein Finger.

„Was machst Du damit?" Hermlin lachte über den Zwerg.

Ganz eifrig erklärte Stewen: „Siehst Du, die Schnur kommt über einen Nagel, der einen goldenen Knopf hat und über dem Bett in der Wand sitzt. Den Zwerg lasse ich abends hinunter in sein Reich; und immer, wenn ich ihn wünsche, ziehe ich an der Schnur: und er kommt und bringt mir Alles, was ich will."

„Und was willst Du denn?"

„Alles Mögliche; vielleicht auch Deinen blauen Schmetterling. Den wird er mir heute abends bringen."

„Da, nimm ihn!" Und Hermlin reichte ihm den Schmetterling.

„Nein, Du brauchst ihn nicht da wegzunehmen; er macht die Ecke so hell. Wenn Du ihn mir nur schenkst: bleiben soll er hier."

Stewens Tasche stand noch weit ab.

„Was hast Du noch drin?"

„Schwefelhölzer. Ein ganzes Packet."

„Komm her, ich zeige Dir ein Spiel damit." Hermlin nahm etliche Hölzchen und fragte: „Was willst Du sein: Haß oder Liebe?"

Digitized by Google

„Na, denn mal Liebe.“

Hermlin nahm jedes Hölzchen einzeln, legte abwechselnd eins für Stewen und eins für sich hin und murmelte beim ersten: „Haß gewinnt“, beim zweiten: „Liebe verliert“, dann wieder: „Haß gewinnt“, bis er zum letzten kam: das fiel auf Stevens Theil und hieß „Liebe verliert“. „Du hast verloren, Knirps!“

„Nun laß mich mal Haß sein“, sagte Stewen eifrig. Hermlin fing wieder an: „Haß verliert, Liebe gewinnt“. Und beim letzten „Liebe gewinnt“ sagte er: Du hast wieder verloren, Knirps.“

„Nun laß mich aber zählen.“

Hermlin gab ihm die Hölzer und er zählt drauf los und lachte listig: „Hermlin verliert, Stewen gewinnt“. „Stewen gewinnt“ war das Letzte; und nun lachten sie Beide und die Scheiben klirrten dazu.

Siebenzig Jahre ist Das her . . . „Nun lacht Stewen Klenn nicht mehr“, murmelte Hermlin allein in seinem Erker und nickte dem blauen Schmetterling zu. Der stand immer noch in der Ecke und machte sie hell.

Stewen Klenn hinterließ eine Tochter. Die hatte er „Eine“ genannt. Sie hatte schwarzes Haar und ihre Augenbrauen waren über der Nase zusammengewachsen. Darum wollte Niemand sie heirathen. Man munkelte über sie, Keiner wollte mit ihr gehen. Als sie vom Friedhof zurückkam und Alles so schwarz an ihr war und dürr, wichen ihr die Leute aus; und da fand sie ihre Thränen. Die fielen nun ganz warm hinab auf den Weg in den Sand. Wie sie an Hermlins Haus kam, dachte sie: „Wenn schon Niemand mit mir geht, ist es auch gleich, ob sie Alle sehen, daß ich zum Hermlin gehe und ihm den Brief vom Vater bringe.“ Und als sie die Thürklinke niederdrückte, spuckten die Leute von fern aus und machten das Zeichen des Kreuzes. Ein Junge kratzte mit seinem derben Hacken ein großes Kreuz in den Sand und rief: „Irre Wirr 'raus, zum Schlot hinaus!“

Als Eine die Treppe hinaufging, klang von oben eine volle, schöne Stimme, die sang:

Schneidend Leid,
Sing Dein Lied!
Arm an Leib,
Reich an Lieb!

Und wie sie oben vor Hermlin stand, da fielen aus seinem Bart zwei helle Tropfen; und das Lied war verklungen. Und Eine streckte die Hand mit dem Brief von sich. Und dann weinte sie und schluchzte; und leise klang und klirrte es im Zimmer wieder mit: „Schneidend Leid, singt sein Lied, arm an Leib, reich an Lieb.“ Hermlin hatte den Brief gelesen. Nur wenige Worte standen darin. Nun saß er und reihte Perlen auf, ganz helle, schimmernde Perlen, und achtete kaum auf Eine.

„Die Schnur ist jetzt voll. Nun höre auf, zu weinen“, sagte er endlich und gab Eine die Perlenschnur hin.

Da schaute Eine den Hermlin dankbar und verwundert an und liebkoste die hellen Perlen, die er für sie aufgereiht hatte.

„Was willst Du nun thun?“ fragte Hermlin.

Da klagte die Eine; und all ihr Leid kam heraus. So allein sei sie. Niemand zu sorgen, Niemand zu lieben, Niemand zu heirathen. „Und ich möchte

Digitized by Google

doch ein Kindlein haben, so ein liebes kleines Ding, das man wachsen sieht, für das man sorgen kann, lieben und wiegen und sorgen . . ."

„So wünsche Dir doch eins."

„Ich wünsche ja schon so lange. Wie soll Das denn helfen?"

„Hilft schon", sagte der Hermlin kurz.

„Aber weil ich doch irr bin, hilft wohl auch das Wünschen nicht."

„Was bist Du?"

„Die Leute sagen immer, daß ich irr bin, rufen mir ‚Irre Wirr' nach, so lange schon, bis ich es glaubte; und dann war es so."

„Rede nicht mit den Leuten, denk nur an Deinen Wunsch. Der muß sehr stark werden: dann hilft er schon. Hier, schau mal Dies an; was ists wohl?" Und der blaue Schmetterling leuchtete ihr aus seiner Ecke entgegen.

„Das ist ein Himmel, so blau, so rein, da will ich hinein:

Gieb mir die Flügel,
Du leichtes Ding,
Zum Himmel auf flieg' ich
Als Schmetterling."

Nun gab Hermlin ihr einen häßlichen Zwerg an einer langen Schnur: „Hier hast Du Etwas. Das kannst Du lieb haben, bis Dein Wunsch erfüllt ist."

Und Eine ging in ihr leeres, einsames Häuschen und sprach nicht mit den Leuten und hing den häßlichen Zwerg über ihr Bett und dachte nur an ihren Wunsch.

Und immer nach einer Weile ging sie hinauf zum Hermlin und Der fragte: „Wie ist Dein Wunsch?"

Und Eine antwortete: „Mein Wunsch ist stark wie ein eigenwilliger Knabe. Er jauchzt und stößt und schreit und drängt und tobt; er weckt mich früh am Morgen und spielt und wacht den ganzen Tag."

Und Hermlin schickte sie fort und sagte: „Dein Wunsch muß wachsen."

Und als sie wiederkam, sagte sie: „Mein Wunsch ist wie ein Jüngling, der hinaus will in Kampf und Leben. Kein Pferd ist ihm zu feurig, kein Weg zu weit, keine Klippe zu hoch, kein Ziel zu fern. Und was er sieht, will er besitzen!"

Darauf antwortete Hermlin: „Er muß noch reifen."

Und wieder kam sie und sagte: „Mein Wunsch ist wie ein schwerer, starker Mann, der wohlgerüstet in den Krieg zieht; alle Muskeln wölben sich und spannen. Sein Blut geht wild und die ihm leichten Waffen klirren. Er lacht der Weiberthränen, die ihn halten wollen, — so siegesfroh, so siegesgewiß ist er."

Und Hermlin lachte: „Erst muß er siegen."

Und eine längere Weile als sonst blieb die Eine aus. Und als sie kam, sagte sie mit dunkler Stimme: „Mein Wunsch ist wie ein Verzweifelter. Er hat gesiegt und sie haben ihn zum König gemacht. Da sitzt er nun auf seinem Thron, so hoch, so hoch! Und er runzelt die Stirn und grübelt und fragt sich: Wie lange halten wohl die hohen Pfeiler des Thrones?"

„Er muß erst stürzen", sagte Hermlin streng.

Und die Eine ging traurig. Und kam froh und sagte: „Mein Wunsch ist wie ein kluger junger Greis geworden. Er ging selbst die vielen Stufen hinunter zu seinem Volk, das ihn erhoben: nun ist er mitten unter ihnen und redet. Er lehrt, so ruhig, so fest, so weise."

Digitized by Google

„Laß ihn ausreden“, erwiderte Hermlin.

Eine ging. Und kam mit trüben Augen wieder und sagte: „Mein Wunsch wird alt. Er giebt Eins nach dem Anderen hin: die Kraft, die Lust, das Leid, er giebt sein Augenlicht, Alles, — Alles!“ Und sie schluchzte; und Hermlin gab keine Antwort ... Am anderen Tag kam sie wieder, ganz still, und sagte: „Mein Wunsch ist tot!“

„Das ist die Erfüllung“, sprach Hermlin und gab ihr den Brief ihres Vaters zurück. „Nun geh und richte Deine Wiege und zuunterst lege diesen Brief. Laß aber die Wiege groß sein! Dein Wünschen war sehr stark.“

Und als der Herbst kam, da legte Eine zwei Knaben in die Wiege, kräftige Kinder, einen blonden und einen schwarzen, und ihre Glieder waren alle gesund. Und Eine hatte zu wiegen, zu sorgen und zu lieben; und wenn sie saß und an die Wiege stieß, knarrte die und es klang wie „Verliertge — winnt — verliertge — winnt“; aber Eine verstand nicht, was die Wiege meinte.

Und die Buben wuchsen und wurden immer stärker und hängten sich an die dünne Mutter, Jeder an einen Arm. Das sah aus wie ein dürrer, dunkler Stamm mit zwei dicken Aepfeln. Und als die Buben sich zum ersten Mal zankten, starb die Mutter, ohne ein Wort zu sagen.

Niemand wollte sie begraben und die Kinder schrien den ganzen Tag bis zum Abend. Als es dann dunkel wurde, suchten sie nach den Schwefelhölzchen und wollten Licht machen. Dann spielten sie damit; eins nach dem anderen steckten sie an und tanzten umher und warfen sie brennend in die Höhe. Da fing die Gardine Feuer und es knisterte und loderte hell auf. Das ganze Zimmer stand bald in Flammen. Die arme Eine sah es nicht mit den toten Augen und die Flammen griffen immerzu nach der alten Wiege, die in der Ecke stand und in der jetzt die Kohlen lagen. Da erschraken die Kinder und liefen schreiend davon. Das Häuschen brannte noch vor Mitternacht ganz herunter; und nicht ein einziger Mann kam, um zu löschen und zu retten.

...Nach dreißig Jahren saß Hermlin vergnügt und wohlauf hinter seinen blauen Fenstern. In seinen Händen hielt er einen neumodischen Hut und einen feinen Mantel; auf dem Boden lag eine Reisetasche. Er hatte eine Reise vor. Er wollte mal sehen, was aus den beiden Knaben der Eine geworden sei. „Es wird Zeit“, sagte er.

Kurz vor Dunkelwerden ging er aus dem Haus und wanderte, bis er an eine breite Straße kam. Er nickte: „Jawohl, Das ist die Mittelstraße, und weil die Sonne fleißig auf sie scheint, nennt man sie auch golden. Das ist der Weg.“ Es wandelten so viele, viele Menschen diesen Weg, auch bei Nacht. Alle hatten breite, satte Gesichter und blickten befriedigt auf die Straße. Hermlin aber wanderte, bis ihm die breite Straße langweilig wurde. Nun schlug er einen kurzweiligen Seitenweg ein. Und morgens, als die Sonne kam, sah er, daß er in einer köstlichen Gegend war. Fruchtbar schien der Boden, üppig und gesund und froh die Leute. Er fragte ein Kind: „Wie heißt diese Gegend?“ Und das Kind sagte: „Vaterland“. Hermlin nickte: „Stimmt“, sagte er freundlich.

Und er ging in diesem Vaterland umher und kam zu Hellmanns **Besitz**. Dieser Besitz war unendlich ausgebreitet und wurde täglich größer. Hellmann war wie ein König des Vaterlandes, weil er Alles besaß, was er liebte. Und da er schon früh zu lieben angefangen hatte, Dinge und Menschen und Gedanken, besaß er denn gar sehr viel und war glücklich und zufrieden. Und weil er auch sein Vaterland liebte, besaß er auch das mit Allem darin, was ihm lieb war.

Digitized by Google

Und Hermlin ging zu Hellmann und ließ sich sein ganzes großes Besitzthum zeigen. Und damit Hermlin Alles besser sehen könne, stiegen sie auf einen Berg. Der hieß der Erinnerungsberg. Da fühlte sich Hellmann am Wohlsten. Und noch wohler wurde ihm, als Hermlin von seiner Mutter Eine erzählte. Er konnte gar nicht genug davon hören. Aber Hermlin schnitt ab und fragte: „Wo ist Dein Bruder, der mit Dir zusammen in der Wiege lag?“

„Du meinst Haßmann? Der wohnt bei mir im Schloß. Er dient mir wie kein Anderer so dauernd, aber er ist düster und leidet an schweren Sinnen.“

Und Hermlin ging zu Haßmann. Der hatte sich in einer Grotte versteckt und war schwer herauszubekommen. Hermlin rief und rief. Endlich kam er mit bösem Fluchen und sagte zugleich demüthig: „Was wollt Ihr, Herr?“ Denn er mußte Allen dienen, die er haßte. Das war seine Natur. Alles, was er haßte, beherrschte ihn, so daß er aus Dienen gewöhnt war, da er mit Hassen früh begonnen hatte. Und am Schlimmsten haßte er die Gedanken seines Bruders; und ihnen gerade mußte er am Meisten dienen. Hermlin nickte befriedigt: „Da ist nicht zu helfen. Ganz hübsch so! Wollen sehen, wie lange es so bleibt.“

Dann reiste er wieder nach Haus zu all seinen Kostbarkeiten, setzte sich hinter die blauen Scheiben und murmelte: „Der kleine schlaue Steven Klenn! Was stand da in seinem Brief? ‚Haß verliert, Liebe gewinnt!‘ Diesmal hat er Recht. Mal so, mal so; laß sehen, wies über hundert Jahren ausschaut. Die alte, alte Leier!“

Da wurde wieder ein Toter vorbeigetragen und Hermlin seufzte: „Hat Der es gut!“ Und der blaue Schmetterling leuchtete aus seiner Ecke.

Es wurde gerade wieder Frühling.

Grunewald. Helene Schwarz.

Weltseele.

Sonnenrausch und Abendschweigen,
Tann und Quell, vom Mond geküßt,
Stadt und Haus: ist all Dein Eigen,
Wenn nur Du Dein Eigen bist.

Reiner fügt sich in ein Ganzes
Tiefste Mannichfaltigkeit,
Klar im Spiegel Deines Glanzes
Strahlt sich aus das Licht der Zeit.

Also kannst Du, tief gesammelt,
Durch die reifen Gärten gehn,
Was der Wind drin schluchzt und stammelt
Als Dein eigen Wort verstehn,

In des Erntefests Bereitung
Finden eigne Frucht und Rast —
Und in Allem die Bedeutung,
Die Du selbst bedeutet hast.

Wien. Hans Müller.

Digitized by Google

Plethora.

Zechenbesitzer, Hüttenbesitzer, Fabrikanten aller Arten haben zur Klage natürlich keinen Grund, wenn die Spekulanten einen Aufschwung voraussagen, zuerst im eigenen Lager und dann Denen, die ihnen kurz vorher gekaufte Aktien zu höherem Preis wieder abnehmen könnten. Wenn an der Börse und in den Wechselstuben die Hoffnung auf diesen neuen Aufschwung zu rosig gefärbt wird, hat von den Interessirten zunächst also Niemand den Wunsch, solchem Beginnen zu widersprechen. Läßt man, was übertrieben wird, aus der Berechnung, so bleibt noch immer zu konstatiren, daß unsere Industrie vorzüglich beschäftigt ist. Keiner Erklärung bedarf dabei die Thatsache, daß jede Aktiengesellschaft sich für die Steigerung ihrer Kurse wärmstens interessirt; in allen Fällen: mag sie diese Steigerung ersehnt, herbeigeführt oder als ein unerwartetes Glück eines Mittags erlebt haben. Eine große Gesellschaft kann nach solcher Steigerung mit ihren Jungen Aktien Werke, die zur Verspeisung geeignet scheinen, bequemer bezahlen; und einer kleinen Gesellschaft fallen, wenn sie nicht mehr unter Pari steht, öfter und bessere Aufträge zu als vorher. Ist der Kurs 70 oder 80, so ist das Aktienkapital in gewissem Sinn ja nicht mehr intakt und die Summe, die auf den Briefbogen obenan steht, nominell wenigstens nicht mehr im ganzen Umfang vorhanden; das Konsortium muß dann also schon Bürgschaft leisten. Das gilt für die sichtbaren, von allen Blicken nachzuprüfenden Interessen; die verborgenen können natürlich nur von den Nächsten nutzbar gemacht werden. Da muß sich schon der Herr Direktor selbst bemühen oder einen Freund beauftragen; auch der ins Vertrauen gezogene Kursmakler, der die Umsätze genauer kontroliren kann, zeigt bei Missionen dieser Art oft einen Instinkt, dessen Sicherheit Bewunderung verdient.

Entscheidend für die Hausse dürfte die Geldfülle sein, der wir uns erfreuen. Ueber den Frieden wird noch immer nicht verhandelt; und man kann kaum noch sagen, daß die Fabrikation nur mit vermehrter Hast nachholt, was sie in der stillen Zeit versäumt hat. Wo die nüchterne Prüfung der Lage nicht ausreicht, sucht und findet die Phantasie noch einen weiten Spielraum. Wenn die Kurse nicht in so raschem Tempo in die Höhe geklettert, sondern hübsch ruhig unten geblieben wären, dann wäre die Lage der Industrie immerhin so günstig zu schätzen, daß selbst bei einem Privatdiskont von 4 Prozent Leben in die Börse kommen könnte. Nun aber muß Tägliches Geld erst 1 Prozent kosten und es darf nicht einmal theurer sein als das von der sehr exklusiven Seehandlung vorsichtig verliehene, damit Kassapapiere in einem Ruck plötzlich um 10 oder gar 13 Prozent hinaufschnellen. Wahrscheinlich wagt diese Sprünge diesmal nicht das Publikum, sondern die Spekulation. Zum Publikum rechne ich dabei Alles, was mit eigenem Geld kauft. Das Spekuliren, das Kaufen mit fremdem Geld, ist besonders leicht in einer Zeit, wo unser Privatsatz sogar billiger als der in Paris und London ist. Das erleben wir jetzt zum ersten Mal. Wir haben ja das russische Geld fast ganz behalten und brauchen es nicht, wie die Franzosen, für den Goldzinsendienst, sondern, um (für die Gegenwart und für die nächste Zukunft) die russischen Anträge an unsere Industrie zu bezahlen. Aus den neusten Geschäftsberichten der pariser Banken geht deutlich hervor, daß dort noch nie so hohe Depositen angehäuft waren wie jetzt. Der Deutsche pflegt sein Geld nicht gern ruhig liegen zu lassen; er verwendet es (auch das billig zu bor-

Digitized by Google

gende) lieber zu Anlagen, die ihm lohnend scheinen. Dadurch unterscheiden sich unsere Verhältnisse wesentlich von denen anderer Länder und die Folgen dieses Unterschiedes müssen weithin fühlbar werden.

Die deutschen Banken haben als ihre wichtigste Aufgabe die Pflicht erkannt, das weite Gebiet der Industrie zu düngen und zu besäen. Das wird mit hohem Stolz von Zeit zu Zeit gesagt. Dann lächeln die Auguren einander zu und denken: Auf das Düngen und Säen würden wir schließlich verzichten, wenn uns ohne solche Mühe nur die Ernte sicher wäre. Industriepapiere haben ja ihren Reiz; in allzu großen Mengen sollte das Kapital sich aber nicht in solchen Werthen festlegen. Geschieht es, so darf mans nicht ein Glück nennen. Immer wieder kommen ja schlechte Jahre; dann fehlt den Leuten, die sich auf regelmäßige Mehrausgaben eingerichtet haben, die Verzinsung ihrer Papiere und sie wissen sich nicht zu helfen. Die Banken müssen deshalb auch für feste Anlagen sorgen, die zwar keine Sicherheit ersten Ranges bieten, aber auf einigermaßen solide Staatskassen, nicht auf schwankende Fabrikation angewiesen sind. Der Erwerb solcher Papiere ist wichtig, weil sie einen weiten internationalen Markt haben, auf dem sie auch in Krisenzeiten verkäuflich sind. Wie im Krieg jede Armee, muß sich im Frieden jedes wirthschaftlich entwickelte Volk eine Rückzugslinie sichern. Was sie werth ist, haben die Franzosen nach 1870 erfahren. Ihre Rente wäre nach dem unglücklichen Krieg schwer zu verkaufen gewesen; ihre Valeurs aber wurden ihnen in London, Berlin, Madrid, Frankfurt, Amsterdam gern abgenommen.

Nicht richtig ist die Behauptung, die Banken hätten auf dem Industriegebiet heute mehr Einfluß als früher. Wer sich der Zeit erinnert, wo, vor elf Jahren, in berliner Bankbureaux endlich das Kohlensyndikat gegründet wurde, weiß, daß dieser Einfluß damals viel weiter reichte. In sehr vielen Fällen werden die entscheidenden Beschlüsse jetzt von den Großindustriellen selbst gefaßt und den Bankmännern bleibt nur die vollziehende Gewalt. Auch die Hibernia-Vereinigung gegen die Dresdener Bank und den Fiskus wurde ja erst möglich, als die Herren im Rheinland beschlossen hatten, sich Herne nicht nehmen zu lassen und sich mit einer großen Summe an der Aktion der fünf Banken zu betheiligen. Die Geldmacht der rheinisch-westfälischen Industrie ist zu groß, als daß sie nöthig hätte, Weisungen aus Berlin abzuwarten. Wo sind denn die Bankdirektoren, deren Reichthum sich etwa mit dem der Brüder Kirdorf (von Gelsenkirchen und Rothe Erde) messen kann? Diese beiden Männer werden zusammen auf mindestens vierzig Millionen geschätzt; keine Kleinigkeit, wenn man bedenkt, in wie kurzer Zeit dieses Vermögen erworben wurde. Und sie stehen nicht allein. Vermögen, wie August Thyssen und Hugo Stinnes sie haben, sind im Bankgeschäft kaum zu finden. Im Allgemeinen kann man sagen, daß der Großindustrielle sein Ziel weiter wählt als der Bankdirektor, der seine Geschäfte gern in kurzer Frist erledigt sieht. Dazu kommt, daß die Industriekönige gewöhnlich keinen Kredit mehr brauchen. All diese Umstände schaffen ihnen ein Uebergewicht, mit dem man sich auch in Berlin zu rechnen gewöhnt hat.

Dieser Zustand hat seine Gefahren; es wäre recht nützlich, wenn die Gewalt der jetzt Allmächtigen etwas eingeschränkt würde. Noch ists ja durchaus nicht sicher, daß all die ausgeführten und geplanten Konzentrationen wirklich greifbare Vortheile bringen. Weil die Eisenkonjunktur gut scheint, kauft die Börse jetzt gelsenkirchener Kohlenaktien. Gelsenkirchen ist bekanntlich mit Schalke und Rothe Erde

Digitized by Google

vereinigt worden. Warum? Nicht, weil die Fusion an sich nützlich schien, sondern, weil man sich um jeden Preis gegen staatliche Eingriffe sichern wollte. Der Staat Preußen mag noch so große Lust haben, neue Kohlenwerke zu erwerben: an eine Interessengemeinschaft, wie Gelsenkirchen sie heute darstellt, wagt sich kein Gutmann und erst recht kein Möller heran. Noch immer weissagt das Gerücht neue Konzentrationen. Mancher in der Geschäftspraxis thätige Theoretiker, der nur in den größten Betrieben das Heil sieht, scheint jetzt mehr Gehör zu finden als früher. Jeden Tag wird von Erweiterungen, Umwandlungen, Fusionen aller Art gesprochen; jeden Tag melden Depeschen neue Aufträge und bessere Preise. Ists da ein Wunder, daß die Käufer dem Industriemarkt zuströmen? Die besseren Preise sollen daher kommen, daß die Furcht vor der amerikanischen Konkurrenz geringer geworden sei; in der gemeinen Wirklichkeit sieht es anders aus. Wir haben früher geschleudert, weil wir auf die Gewinne der deutschen Fabrikanten, der eigenen Landsleute, eifersüchtig waren. Allzu oft hat man nicht an sich selbst, sondern zuerst an die Anderen gedacht, die man unter allen Umständen unterbieten wollte. Das that man denn auch und unterbot die Wettbewerber so lange, bis schließlich bei diesen Geschäften kaum noch die Selbstkosten herauskamen.

Die Amerikaner haben sich jetzt selbst zu versorgen, wie, zum Beispiel, die vielbesprochene Bestellung von zehntausend Tonnen Schienen (in Schottland) zeigt. Wer den new-yorker Kurszettel zu lesen versteht, findet diese Gunst der augenblicklichen Verhältnisse bestätigt. Eisenbahnpapiere, so die Aktien des Lokomotiventrusts, steigen dort beträchtlich. Unsere Techniker, die ja überhaupt zu optimistischen Auffassungen neigen, wollen nun von einer amerikanischen Gefahr nichts mehr hören. Damit, sagen sie, könne man uns heute nicht mehr schrecken; schon der Arbeitlohn sei drüben viel zu hoch, als daß eine gefährliche Konkurrenz zu fürchten wäre. Vor fünf Jahren haben die Vereinigten Staaten uns allerdings für Millionen Werkzeugmaschinen geschickt, die drüben nothwendig wurden, gerade weil der Arbeitlohn so hoch war. Da wir mit kleineren Umsätzen zu rechnen hatten, zogen auch wir damals solche Maschinen vor. Eine gute Seite der Depression war dann, daß wir billiger arbeiten lernten und jetzt, wie vielfach behauptet wird, im Stande sind, eben so gute Maschinen zu liefern wie die Amerikaner; damals konnte New-York um 20 Prozent (inklusive Versicherung) billiger liefern, der Fortschritt wäre also nicht zu unterschätzen. Auch unsere Dynamos sind in den letzten sechs Jahren um 40 bis 50 Prozent billiger geworden. Die Wissenschaft und der Zwang der Konkurrenz haben gemeinsam bewirkt, daß die Selbstkosten geringer wurden und die Leistungen trotzdem auf der alten Höhe blieben.

All diese Erwägungen stärken natürlich die Haussebewegung, die wir auf so vielen Gebieten sehen. Die Aktien der Chemischen Fabriken gehen noch immer hinauf, trotzdem für künstlichen Indigo, den Artikel also, an den sich die größten Hoffnungen knüpften, der Wettbewerb sehr groß und die Absatzfähigkeit nicht allzu weit begrenzt ist und trotzdem schon die blauen Schwefelfarben der durch Interessengemeinschaft den Höchster Farbwerken verbündeten Firma Cassella bedrohlich sichtbar werden. Unter dem Einfluß Cassellas werden jetzt auch in Höchst allerlei Reorganisationen geplant; manchen wissenschaftlich arbeitenden Chemikern soll dort schon gekündigt worden sein. Wenn dieses Verfahren, das man nicht unvernünftig nennen kann, Nachahmung findet, dann werden in Deutschland bald so viele Che-

Digitized by Google

miker ohne Beschäftigung sein, daß die Auswanderung nach Amerika beginnen kann. Darauf warten die Yankees nun schon eine ganze Weile.

Auch für Elektrizität wird in den Wechselstuben wieder eifrig Stimmung gemacht; und die Kunden lassen sich nicht lange nöthigen. Nun ist ohne Zweifel ja die Beschäftigung der Elektrizitätwerke besser geworden; aber die Kurse haben doch auch schon eine stattliche Höhe erreicht Die Aktien der Lahmeyer-Gesellschaft (die jetzt mit dem Kabelwerk von Felten & Guilleaume vereinigt wird) gelten Bankiers mit 150 als gut bezahlt, Technikern aber als einer ansehnlichen Steigerung noch fähig. Die Gesellschaft war sehr gut geleitet, mußte ihre Fabrikation aber so zersplittern, daß man sich oft fragen konnte, ob bei dieser Art des Betriebes noch ausreichend verdient werde. Felten & Guilleaume hatten für ihre Kabel früher die Schuckert-Gesellschaft als Hauptabnehmer; dieses Absatzgebiet verschloß sich natürlich, als Schuckert mit Siemens das Bündniß schloß. Seitdem hatte das einst als erstes deutsches Kabelhaus gerühmte Unternehmen für seine Elektrizitätgeschäfte keine recht zuverlässige Stütze mehr. Die braucht man aber gerade für diese Fabrikation: und so war für Lahmeyer der psychologische Moment zu einer Einigung gekommen. Es wäre ein Fehler gewesen, die günstige Stunde nicht auszunützen. Neben den beiden großen Gruppen, neben A. E.-G.-Union und Siemens-Schuckert, giebts jetzt also eine kleinere Gruppe Lahmeyer-Felten, die durch Gemeinschaft ihre Unkosten zu mindern und ihre Leistungfähigkeit zu steigern strebt. Möglich, daß es auch da noch zu einer Interessengemeinschaft mit der Akkumulatorenfabrik Boese kommt. Besser wäre es gewesen, wenn der Plan vom Jahre 1903 durchgeführt worden wäre. Damals sollte Felten & Guilleaume sich mit Brown, Boveri & Co., Lahmeyer und dem Helios verbünden. Das wäre eine Macht geworden. Was jetzt erreicht ward, ist immerhin Etwas, doch kein ganzer, Großesv erheißender Erfolg.

Ueber die Gründung der Hohenlohe-Werke, bei der sichs einstweilen um einen Betrag von über vierzig Millionen handelt, wäre heute schon mehr zu sagen, wenn die Weisheit unseres Börsengesetzes nicht für die Aktien solcher Geschäfte, die schon vorher bestanden, die Emission auf mindestens zwei Jahre hinausschöbe. Für das Publikum hats damit also noch gute Weile. Daß die Bankdirektoren sich nur wenige Tage besannen, ehe sie dieses Geschäft machten, ist nicht weiter wunderbar. Der Herzog von Ujest, dem, wie manchen Hohenlohes, ein reger Geschäftssinn nachgesagt wird, wird gewiß nicht vergessen haben, zu erwägen, daß künftig Abschreibungen gemacht werden müssen. Das hatte er bisher nicht nöthig. Wenn ers wider Erwarten vergessen hätte, könnte die Rechnung auch einmal nicht stimmen; denn außer der festen Jahresrente von drei Millionen hat er ja aus den ihm überwiesenen Aktien den ganzen Rest von sieben Millionen zu erwarten. Einem Junggesellen, der keine Kinder hat und für alle Zukunft die Sicherheit einer guten Verwaltung haben will, bietet eine solche Transaktion jedenfalls ansehnlichen Vortheil.

Pluto.

Ein Nachtrag zu dem vor vierzehn Tagen hier erschienenen Artikel „Münchener Unternehmer“: Die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank und die Bayerische Vereinsbank weisen in ihren Gewinnkonten die Einnahmen an Hypothekenzinsen ohne Abzug der Pfandbriefzinsen aus, während bei der Bayerischen Handelsbank der Ertrag der Hypothekenabtheilung als Zinsenüberschuß verzeichnet ist. Dadurch verschiebt sich bei

Digitized by Google

den beiden zuerst genannten Instituten das Verhältniß zwischen den Einnahmen aus dem Bankgeschäft und denen aus dem Hypothekengeschäft zu Gunsten jener, und zwar so, daß bei der Hypotheken- und Wechselbank die Erträgnisse der beiden Abtheilungen sich wie 4 : 5 verhalten, während bei der Vereinsbank der Gewinn des Bankgeschäftes über den des Hypothekengeschäftes hinausging.

Noch ein paar Notizen über die Vorgänge und sichtbaren Symptome der letzten Wochen. Das Deutsche Reich verlangte 300 Millionen zu 3½ Prozent; der Betrag wurde fünfzehnmal überzeichnet. Das war nicht viel im Vergleich mit den Jahren 1902 und 1903, wo (für dreiprozentige Rente sogar) die Ueberzeichnungziffern drei- und viermal höher waren als jetzt. Diesmal aber war Denen, die sich ins Reichsschuldbuch eintragen und die vorläufige Sperre der zugetheilten Stücke gefallen ließen, eine Bevorzugung versprochen und für die Masse der Konzertzeichner deshalb nicht viel zu hoffen. Daß trotzdem allein fürs Reichsschuldbuch 500 Millionen (also 200 mehr, als im Ganzen verlangt waren) angemeldet wurden, gilt als ein Erfolg. Allzu ernst soll man Erfolge dieser Sorte aber nicht nehmen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß man an Reichsanleihe und preußischen Konsols, den berühmten „Anlagewerthen erster Klasse", trotz der geringen Verzinsung noch beträchtlich verlieren kann. Nicht nur in Deutschland; auch den Besitzern von englischen Konsols, die so lange doch als die solidesten aller Anlagen gepriesen wurden, ists schlimm ergangen und man wird über ein Kleines vielleicht von einer Krisis der Staatsrenten zu sprechen haben. Für die hohen Zeichnungziffern sorgen die Konsortien, deren Mitgliedern die Anstandspflicht (und der Wunsch, vor den Ministern diligentiam zu prästiren) gebietet, große Beträge zu zeichnen. Damit ist aber noch lange nicht bewiesen, daß die neuen Staatspapiere, nach denen sich, als sie emittirt wurden, Alles zu reißen schien, ein paar Tage oder Wochen nach der Emission nicht zu wesentlich niedrigerem Kurs zu haben sind. Das haben wir in den letzten Jahren fast jedesmal erlebt; und könnens auch jetzt wieder erleben. Während Deutschland den Zinsfuß ein Bischen erhöht, erniedrigt ihn Rumänien, das, trotzdem es auch von einem Hohenzollern regirt wird, einstweilen wohl noch nicht von einer Weltherrschaft träumt, sondern zufrieden wäre, wenn die böse Zeit niedergehender Wirthschaft helleren Tagen wiche. Diefünfprozentigen Renten werden in vierprozentige konvertirt und zum selben Zinsfuß nur hundert Millionen Francs neuer Rente verlangt. Auch in der Türkei, in Serbien, Argentinien und Portugal wird nächstens Allerlei zu operiren sein.

Das Alles scheint Bagatelle, wenn man den Stimmen horcht, die über den Atlantischen Ozean zu uns herüberschallen. In Amerika gehts wieder einmal hoch her. Die Ziffern der Roheisenerzeugung wachsen, die Eisenbahnen (die Vereinigung einiger der wichtigsten Linien wird schon lange geplant) bringen immer neue Shares und Bonds auf den Markt und am fünfzehnten April wurde gar gemeldet, die Gründung eines Eisenbahntrusts (New-York Central, Chicago und Nord-Westbahn, Union Pacific und die von ihnen kontrolirten Linien) stehe bevor, der, mit einem Kapital von acht Milliarden Mark, dann der größte Trust der Welt sein würde. Es wäre lustig, wenn dieses Riesengebilde unter der Präsidentschaft des Herrn Roosevelt entstünde, der in Wahlreden so eifrig gegen die Trusts gewettert hatte und nun erfahren müßte, daß auch der redseligste Reitersmann gegen die Gewalt wirthschaftlicher Entwickelungtendenzen nichts vermag. Jedenfalls wird drüben so unbändig viel Geld verdient, daß deutsche Bankmänner schon die Frage erwägen, ob sie nicht besser thäten, hinüberzugehen und in zehn Jahren die sechs oder acht Millionen einzusäckeln, die sie hier, mit kümmerlichen 200000 Mark Jahreseinnahme, in

Digitized by Google

einem Menschenalter nicht erwerben könnten. Ehe sie sich entschließen, sollten sie die Artikel lesen, die Thomas W. Lawson, unter dem Titel Frenzied Finance, the story of Amalgamated, in Everybody's Magazine veröffentlicht hat. Da redet Einer, der im Serail aufgewachsen ist und nun die Haremsgeheimnisse ausplaudert. Da erfährt man, wies unter der Herrschaft des Standard Oil Trust drüben zugeht. Wie man Stimmen kauft, Richter besticht, verrätherische Dokumente übers Meer schafft und Eide erhandelt. Wie 1896 die Standard Oil-Leute mit fünf Millionen Dollars fünf Staaten kauften und so die Präsidentenwahl entschieden. Die größte Sensation, die Amerika je erlebte, und der spannendste Finanzroman, der, trotz Balzac und Zola, je geschrieben ward. Dabei scheint jedes Wort wahr; wenigstens haben die von den Oelmännern gedungenen Schreiber noch keine Behauptung Lawsons zu widerlegen vermocht. Auch Südafrika zeigt sich wieder im Glanz. Der Central Mining and Investment Corporation, die 150 Millionen Francs verlangt hatte, wurden auf diesen Ruf von London und Paris aus über fünf Milliarden angeboten. Und in dem Geschäftsbericht der Firma A. Goerz & Co., die 15 Prozent Dividende giebt, war zu lesen, der Witwatersrand werde nächstens 36500 chinesische Arbeiter haben, die Goldausbeute sei bereits wieder auf die vor dem Transvaalkrieg erreichte Höhe gelangt und man dürfe mit Sicherheit erwarten, daß die Entwickelung bald jeden Rekord früherer Zeiten schlagen werde. Da viel deutsches Geld in Goldshares angelegt ist, klang diese Botschaft auch den Ohren unserer Kapitalisten recht lieblich.

So Sensationelles ist aus der Heimath nicht zu melden. Daß Gelsenkirchen sich abermals erweitern, Harpen in Lothringen neuen Erwerb. Laura in Oberschlesien eine Interessengemeinschaft suchen wolle, wurde rasch und heftig bestritten. Die Fusion der posener Ostbank mit der Ostdeutschen Bank ist noch nicht beschlossen, weil in den Generalversammlungen beider Banken die zur Beschlußfassung nöthigen zwei Drittel des Kapitals nicht vertreten waren; die Lust der Aktionäre zu dieser Einigung ist also noch nicht allzu groß. Im Stahlwerkverband stieß der Antrag, die Betheiligungziffer für Stabeisen und Blech um fünf Prozent zu erhöhen, bei einzelnen Skeptikern, auf die sonst gehört wird, auf Widerspruch, wurde schließlich aber angenommen. In der Generalversammlung des Norddeutschen Lloyd (dessen Aktien 30 Prozent unter denen der Ballinie stehen) nährte der Präsident Plate rosige Hoffnungen; das Passage- und Frachtgeschäft sei gut, nur im Verkehr mit Nordamerika lasse das Ergebniß Manches zu wünschen übrig. Da Lord Inverclyde in der Generalversammlung der Cunardlinie Andeutungen machte, aus denen man auf die Möglichkeit eines nahen Frachtpreiskrieges zwischen den Amerika-Linien schließen muß, können diese Wünsche vielleicht noch recht lange unbefriedigt bleiben. Eine kleine Freude war dem vielgeschmähten Kohlensyndikat beschieden: im Bericht der berliner Handelskammer wird es liebevoll gelobt und zu seinem Ruhm besonders hervorgehoben, daß es nach dem Strike nicht versucht habe, den Kohlenpreis in die Höhe zu treiben. In den meisten Zeitungen aber liest man noch immer, dieses Syndikat habe fürchterliches Elend über das arme Deutsche Reich gebracht. Thut nichts. Trotz dieser Heimsuchung geht es dem Kapital (für dessen Montaninteressen gegen Möller & Co. der preußische Landtag jetzt zärtlich sorgt) im Reich noch immer recht gut. Die letzten großen Finanzgeschäfte, inländische und ausländische, haben bewiesen, wie viel Geld in Deutschland noch lohnende Anlage sucht. Ohne zu übertreiben, kann man von einer Plethora sprechen. Daher der lebhafte Puls und die Neigung zu hastigen Aufwallungen. Ob die Blutmenge wirklich vermehrt oder nur die Reizbarkeit der Adern gesteigert ist, läßt sich noch nicht feststellen. Der ungeübte Blick sieht in dem Fettleibigen oft das Bild strotzender Gesundheit.

Digitized by Google

Schillerfeier.

Die Welt gleicht immerdar dem Wirth,
Der sich in seinen Gästen
Zu seinem größten Nachtheil irrt,
Besonders in den besten.

Viel glatte Burschen kehren ein,
Behängt mit Tand und Flimmer,
Und er, geblendet durch den Schein,
Vergiebt an sie die Zimmer.

Dann kommt wohl noch zur Abendzeit
Der König still gegangen.
Für Den ist kaum ein Loch bereit,
Mit Lumpen rings verhangen.

Vorm Kärrner sieht man, weiß und roth,
Die vollen Flaschen stehen.
Der König mag in seiner Noth
Zum nächsten Brunnen gehen.

Doch wenn er längst von hinnen schied,
So kommt die rechte Kunde
Und gleich erschallt ein Klagelied
Aus aller Kellner Munde.

Nun rauben sie den Garten aus
Mit ängstlichen Gesichtern,
Nun schmücken sie das ganze Haus
Mit Blumen und mit Lichtern.

Das glänzt und funkelt durch die Nacht,
Doch kann es wenig frommen,
Denn all die Herrlichkeit und Pracht
Ist viel zu spät gekommen.

Auch heute spielt das alte Stück
Und ist noch nicht zu Ende.
So wünscht denn Schiller herzlich Glück,
Doch klatscht nicht in die Hände.

Und sei, mein Volk, nicht allzu stolz,
Daß Du auch ohne Wage
Den Unterschied von Gold und Holz
Erkennst am Schillertage.

Denn stets noch horcht das Deutsche Reich
Auf kotzebuesches Leiern
Und dafür sollst Du doch zugleich
Den Buß- und Bet-Tag feiern.

Diese Verse improvisirte Friedrich Hebbel am dreizehnten November 1859 für die um seinen Tisch versammelten Freunde. Dem Schillerbankett, das an diesem Abend veranstaltet ward, zog er die stille „Feier im häuslichen Kreise“ vor. Und der Friese war nicht, wie heute manchmal behauptet wird, ein Schillerverächter. Im weimarer Schillerhaus fühlte er sich „bis auf den Grund aufgewühlt“; das Demetrius-Fragment, das am hundertsten Geburtstag des Dichters im Burgtheater aufgeführt wurde, packte ihn „wie eine Seewoge“; der Räuberdichter, zu dem der Jüngling verzückten Auges aufgeschaut hatte, blieb auch dem Alternden ein „heiliger Mann“; und in der Todesstunde wehrte er der Frau, die ihm goethische Verse sprechen wollte, und bat, den „Spaziergang“ vorzulesen. Aber der geistlose Lärm der Feiersucht ärgerte ihn. Auch Grillparzer fand das „Hallo“ dieser Feier widrig. Zwanzig Jahre vorher, als in Stuttgart Thorwaldsens Schiller enthüllt wurde, hatte Mörike gesprochen; nun schwiegen die Dichter und ließen den Randalirern die Freude, eines Dichters sauberen Namen durch erleuchtete Gassen zu heulen. Von ihnen sollten wir lernen. Was bei uns jetzt — zum Todestag obendrein! — geplant wird, hat mit inniger Ehrfurcht, mit ernstem Kulturbewußtsein nichts gemein. „Auch heute spielt das alte Stück.“ Eine intime Feier, wie Hebbel sie, mit Beethovens schönster Sonate, dem ihm liebsten von Schillers Gedichten, mit kluger Rede an lenzlich geschmückter Tafel, den Freunden bereitete, ließe Jeder sich gern gefallen. Alldeutschland aber hat auch jetzt wahrlich Gründe genug, den neunten Mai als Buß- und Bet-Tag zu feiern.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 29. April 1905.

Judas Ischariot.

Während die vom galiläischen Ketzer befreite Judenheit die erste Garbe der neuen Gerste für das Passahopfer entkörnte und, zur Erinnerung an die hastige Flucht aus Egypterland, frohen Muthes nun in der Freiheit sich eine Woche lang vom ungesäuerten Brote der Trübsal nährte, schlich oder strauchelte der Unselige, dem sie den Triumph vom vierzehnten Nisan zu danken hatte, über die Schwelle des Lebens. Hat Judas aus Kariot den Tod gesucht? Matthaeus berichtet es; nach seinem Zeugniß wäre der Verräther noch vor dem Verrathenen von der Erde geschieden. Als Jesus ins Prätorium gebracht ist, auf daß der Prokurator von Judaea das Urtheil der Priesterinstanz bestätige und schnell vollstrecken lasse, stürzt Judas in den Tempel, wirft, in verzweifelnder Reue, den Hohepriestern und Aeltesten die dreißig Silberlinge, die den Verrath erkauft hatten, vor die Füße, geht hin und henkt sich. Kajaphas und Hanan sind zu feine Köpfe, um dieses aus ekler Hand kommende Sündengeld des Gotteskastens würdig zu finden; sie kaufen damit einem Töpfer ein Grundstück ab, das fortan die Begräbnißstätte für dem Jahwedienst Fremde sein soll und seitdem im Volke der Blutacker heißt. Der Bericht der Apostelgeschichte lautet anders. Er läßt den Karioten nicht von so rascher Reue gepackt werden wie der Erste Evangelist; läßt ihn auch nicht am Strick enden. Luther hat, wie schon Strauß zeigte, die Stelle falsch übersetzt. Als ein neuer Apostel auf den Platz des Judas berufen werden soll, spricht Petrus von dem Ungetreuen. Der, sagt er, sei auf dem Grundstück, das er für das Sündengeld erhandelt hatte, so jäh gestürzt, daß ihm der Leib barst und die Eingeweide her-

Digitized by Google

ausquollen; und seit der Unfall in Jerusalem kund geworden sei, werde das Grundstück, wo so Gräßliches geschah, Hakeldama, der Blutacker, genannt. Danach hätte Judas also noch eine Weile als Kleingrundbesitzer gelebt und nicht freien Willens seine Blutschuld gesühnt. In beiden Darstellungen ist der Wunsch erkennbar, die neue Lehre an die alte zu knüpfen. Die dreißig Silberlinge und der Töpfer sind schon im Buch des Propheten Zacharia erwähnt, werden schon dort, als schmählicher Kaufpreis für eine Menschenseele, ins Haus des Herrn geworfen. Wie Judas den Davidssohn, wollte Ahitophel im Bunde mit Absalom den König David verderben; und im zweiten Buch Samuelis ist zu lesen, daß Ahitophel, da der Plan mißglückt war, hinging und sich henkte und daß auch Absalom am Ast einer Eiche gefunden und von Joab mit drei Spießen getötet ward. In einem Psalm (von der Juden Untreue) war dem Widersacher des Gesalbten ein früher Tod prophezeit; in einem anderen (vom Leiden des Messias) den Hassern, die dem Dürstenden Essig, dem Hungernden Galle bieten, geweissagt, ihr Tisch werde ihnen zum Fallstrick, ihr Gehöft zur Wüste werden, drin Niemand wohnen wolle. Und wenn Papias erzählt, dem Verräther sei der Leib ins Ungeheure geschwollen, wenn spätere Legenden ihn von Wassersucht und Blindheit heimsuchen und den unförmlich am Stab Tastenden von einem Wagen zerquetschen lassen, so ist auch damit auf die Psalmenverkündung hingewiesen, die den Feinden Christi verfinsterte Augen und wankende Lenden weissagte und sie mit einem Fluch bedrohte, der wie Fettstoff in ihr Gebein, wie Wasser in ihr Innerstes dringen werde. Solche Verknüpfung neuer mit alter Lehre war von der Taktik geboten. Nur wenn auf den Galiläer, der als mesith, als Verführer, vor dem Sanhedrin angeklagt, als Feind des Römerkaisers von Pontius Pilatus gerichtet war, und auf Alles, was an seinem Leben und Leiden mitwirkte, die ehrwürdige Prophetie sich bezog, konnte der Gekreuzigte dem Volk der Maschiach scheinen.

Diesem Zweck mußte auch das dem Karioten zugeschriebene Schicksal dienen. Dem von inbrünstiger Sehnsucht erharrten Kömmling, der aus Davids Samen das Heil bringen sollte, war Feindschaft und Haß, Treulosigkeit und dunkle Tücke jeglicher Art angekündet, doch von ihm auch gesagt, seiner Widersacher Thaten würden zu Schanden werden. Lukas, der Verfasser der Apostelgeschichte, und Papias, der phrygische Chiliast, zeigten sich folgsam; wer ihnen gläubig horchte, fand alle Verheißung erfüllt. Durch tückischen Verrath ward Jesus gefangen, durch falsches Zeugniß ans Kreuz geliefert. Aus der Verwesung Schoß aber hob er sich, wandelte, den Jüngern und frommen Frauen zu sichtbarem Trost, noch ein Weilchen über die Erde und fuhr dann

Digitized by Google

zum Vater auf. Und dem Verräther wurde gebührender Lohn: in Blindheit und Fäulniß verkam er und die Scholle, die das Blut seiner Adern, der Koth seines Darmes gedüngt hatte, war von den Juden selbst, den Nutzern seiner Niedertracht, scheu gemieden und als verachtete Stätte den Gojim eingeräumt, mit denen Israels Kinder noch im Tode die Wohnung nicht theilen mochten.

So wirksame, jeden Zweifel verscheuchende Botschaft konnten die Apostel nun ins Weite tragen; und die Legende erlaubte ihnen obendrein noch die Behauptung, daß Der, in dessen Namen sie kamen, fremder Gewalt unerreichbar, nur durch Verrath aus dem eigenen Lager zu treffen war. Vielleicht hat dieser Absicht die ganze Verräthermär die Entstehung zu danken. War Jesus so einfach von Judenknechten zu fahen, dann schwand ihm in der Volksphantasie ein Stück seiner Macht. Warum hatte er, von dessen Thaumaturgie das Judäerland widerhallte, nicht die Schritte der Häscher gehemmt? Da ers nicht that, lag dem noch nicht fürs Evangelium gewonnenen Sinn die Vermuthung nah, das Gerücht habe die Wunderkraft des Wanderredners übertrieben. Wie aber wuchs die Gestalt und wie innig mußte ihr Schicksal einfältige Seelen rühren, wenn gesagt werden konnte, Einer, dem er vertraute, arglos den Schrein seines Herzens erschloß, habe den Meister dem Feinde verkauft! Und die mitleidige Wallung mußte noch höher steigen, wenn hinzugefügt wurde: Unser Herr wußte, wie um Jegliches, auch um das Verräthertrachten und wehrte ihm nicht, weil er, als guter Hirt, dem verirrten Schaf Zeit lassen wollte, sich selbst auf den Heerdenweg zurückzufinden. All diese Möglichkeiten gewähren die Evangelien. Die Synoptiker erwähnen den Kariоten erst in ihren Berichten über das Passahmahl. Kurz vorher hatte in Bethanien ein Weib das Haupt des Galiläers mit köstlichem Wasser beschüttet. Das ärgerte einzelne Jünger, die unwillig riefen, es wäre besser gewesen, dieses Wasser theuer zu verkaufen und den Erlös den Armen zu geben. Jesus aber nannte die Ausgießung ein löbliches Werk, das im Gedächtniß fortleben werde, und sprach verweisend: Arme werdet Ihr stets bei Euch haben, nicht aber mich, den man bald ins Grab betten wird. Danach, sagt Matthaeus, ging Judas hin und bot den Priestern den Verräther dienst an. Danach? Weil er gehört hatte, daß der Meister sich selbst nun am Ziel seines Lebens sah? Weil der Mitleidige fand, den Aermsten werde die Spende gekargt, und weil gegen den Hochmuth, der aus Jesu Wort zu sprechen schien, das Menschenbrudergefühl des Mühsäligen sich empörte? Wir erfahren es nicht; auch nicht von Markus und Lukas. Wir sehen die kleine Sekte am Abendmahlstisch und hören die Rede: Der seine Hand zugleich mit mir in die Schüssel streckt, wird mich verrathen. Hören

Digitized by Google

Judas fragen, ob er gemeint sei, und Jesus antworten: „Du sagst es." Erfahren, daß der Ungetreue die Schaar mit Schwertern und Stangen nach Gethsemane führt, den Rabbi mit einem Kuß grüßt und durch diese Trugzärtlichkeit als den Gesuchten bezeichnet. Daß Jesus den Freunden jede Wehr verbietet; mehr denn zwölf Legionen Engel, spricht er, würde auf meinen Ruf mir der Vater schicken: wie aber würde dann die Schrift der Propheten erfüllt? Die Darstellung der ersten drei Evangelien stimmt fast auf den Haarstrich überein; Lukas, der, als echter Arzt, gern die Spur äußerer Einwirkung sucht, sagt nur noch, Satanas sei in den Kariоten gefahren. Der vierte Evangelist ist ausführlicher. In seinem Bericht ist Judas der Säckelmeister des wandernden Häufleins, ist er ein Dieb, der die Kasse bestiehlt und sich deshalb ärgert, daß in Bethanien ihm der Ertrag der Narde entgeht. Nur nach dieser Version giebt Jesus ihm den getränkten Bissen und fordert ihn auf, bald zu thun, was zu thun er entschlossen sei. Und einen Trüger und Dieb hatte der Heiland, der im Hirn die Gedanken las, so lange an seiner Seite geduldet?

Das Motiv, das den Jünger zur schändlichsten Untreue treiben konnte, ist auch durch diese johanniſche Darstellung nicht verständlicher geworden; noch weiter fast dem Verständniß entrückt. Die dreißig Sekel, die Judas für den Verrätherdienst empfing, wären in unserer Münze ungefähr sechzig Mark; und hätten sie in der Judäerprovinz des Imperiums die zehnfache Kaufkraft gehabt: um so winzigen Lohn sollte der Apostel den Herrn, der Säckelmeister das Amt hingeben, das seiner Trügerlist, je mehr die Schaar zulaufenden, Spenden anbietenden Volkes schwoll, noch einträglicher werden mußte? Unerklärlich nennt auch Renan die That und möchte das Motiv in heimlicher Eifersucht, im tiefen Zwiespalt zwischen zwei Seelen suchen. Judas, meint er, könne weniger reinen Herzens als die elf Genossen gewesen und durch das allzu irdische Amt noch häßlicher beschmutzt worden sein; die Gewöhnung in solchen Pflichtenkreis habe ihn am Ende verleitet, das Kasseninteresse höher zu achten als die heilige Sache. L'administrateur aura tué l'apôtre. Auch in den Geheimsekten der Republikaner seien oft Männer von redlichster Ueberzeugung im Zorn zu Denunzianten geworden. In Bethanien möge dem sparsamen Säckelwart die Erkenntniß gekommen sein, daß der Rabbi, der sich mit Wohlgeruch sprengen ließ, allmählich mehr für sich brauche, als die kleine Wirthschaft vertragen könne. Strauß, der den Verrath auch unbegreiflich findet und dessen Nationalistenstolz immer jauchzt, wenn er glaubt, in einer heilig genannten Schrift eine Fälschung nachweisen zu können, scheint zunächst geneigt, auf Volkmars Spur „die ganze Erzählung von Judas und seinem Verrath

Digitized by Google

als eine tendenziöse Dichtung zu fassen", von deren Inhalt ja auch weder bei Paulus noch in der Offenbarung Johannis Etwas zu lesen sei. Aber Volkmars Hypothese, die Pauliner hätten, um dem Heidenapostel im Rathe der Zwölf einen Platz zu schaffen, Judas als Verräther angeklagt und aus dem Kollegium gestoßen, dünkt den kritischen Kopf des Schwaben bei näherer Betrachtung doch gar zu kühn; und er bescheidet sich, die Verräthermär in ihrem Dunkel zu lassen. Nur den Johannes nimmt er noch am Ohrläppchen. Der läßt den Herrn sagen, unter den Zwölf sei ein Teufel, und diesen Teufel, Judas Ischariot, dann auffordern, sein Werk bald zu vollbringen. Satanas also, nicht etwa ein enttäuschter Jünger, hat danach den Christus ins Verderben gestoßen und der tapfere Meister sich selbst dem Opfertod entgegengedrängt. So, sagt Strauß, gehört sichs für Euren Logos-Christus; und er höhnt den Evangelisten, der den dogmatischen Grund, „warum Jesus den Verrath vorhergesagt haben muß", in dem Satze Jesu ausgeplaudert habe: „Schon jetzt, ehe es geschieht, sage ich es Euch, damit, wenn es geschieht, Ihr glaubet, daß ich es bin." Ein auffällig dicker Faden im feinen Gespinnst des messianischen Mythos ... Weder bei Renan noch bei Strauß übrigens ein Wort des Bedauerns darüber, daß dieses Verräthergezettel die Menschengeschichte und den Mythos entstellt.

Aus dem ungeheuren, in seiner leisen Milde so gewaltigen Epos fast einen schlechten Roman macht, durch dessen Schlußkapitel der traître auf weichen Socken spukt. Nirgends wohl sonst hat der Wunsch, alte Wahrsagung als erfüllt zu erweisen, solches Unheil gestiftet. Die Vorbereitung der Katastrophe brauchte keinen treulosen Jünger. Kajaphas wußte, wo der Volksverführer zu suchen, zu finden war; und konnte ihn nach dem Fest, wenn der laute Schwarm sich von der Gasse verlaufen hatte, zu beliebiger Stunde greifen. Wozu erst einen Verräther dingen? Um dem Volk sagen zu können, daß ein Genosse den Thaumaturgen der schwersten Sünde zieh? Kein Satz der evangelischen Ueberlieferung enthüllt solche Absicht; keine sogar in den Schriften des Lukas, der alle Schuld doch auf die Häupter der Judenheit lädt und zu zeigen bemüht ist, daß nur härtester Zwang die Menge abhielt, sich offen, mit bräutlichem Jubel, dem Freier aus Galiläa zu verloben. Kein einziger Satz. Von wilderem Haß noch als der Schuster Ahasver wird das Scheusal aus Kariot durch die Jahrtausende gehetzt; in jeder Osterwoche taucht sein fahles, verzerrtes Sündergesicht aus dem Dunkel und schändet das Gedächtniß der großen Passion: und noch hat kein Bibelkritiker ihn und kein Dichter aus der Verdammniß erlöst. Renan bat nur, sanft und ein Bischen ironisch wie immer, ihm die Rechtswohlthat mildernder Umstände nicht zu versagen; und Heyse verweich-

Digitized by Google

lichte ihn zu einem verliebten, vor Eifersucht rasenden Thoren, dem der Meister zu lau am Werk und zu zärtlich von schönen Frauen verhätschelt scheint. Beiden war er zwar nicht der Mysterienschuft Abrahams a Santa Klara, blieb er aber der ungetreue Apostel. Ihm allein kam der Erlöser nicht. Hebbel, dachte ich früher, habe die Erlösung geträumt. Sein Christusplan, von dem nur wenige Verse und kurze Notizen erhalten sind (und der den Täufer als Betrüger, Jesus als Betrogenen zeigen sollte) schließt mit den Worten: „Judas ist der Allergläubigste." Der emsige Emil Kuh, der den Satz nicht zu enträthseln vermochte, fragte einen Gelehrten und schrieb sich die Antwort geschwind auf. „Unter allen Jüngern Jesu sei Judas der nüchternste, klarste und verständigste; dafür spreche auch der Umstand, daß gerade er Säckelmeister war. Er habe die Idee Jesu am Tiefsten erfaßt, sei von ihr erfüllt gewesen, habe aber erkannt, daß sie erst Wurzel fassen werde, wenn Jesus sich selbst ihr zum Opfer gebracht habe. Die anderen Jünger hätten Jesus geliebt, seiner Person angehangen; Judas habe die Idee über die Person gestellt und sich, um das Werk zu retten, willig dem schlimmsten Verdacht ausgesetzt. Das könne Hebbel gedacht haben, als er den Satz über Judas schrieb". Daß ers wirklich gedacht hat, glaube ich nicht mehr, seit ich auf einem erst spät veröffentlichten Tagebuchblatt aus der Zeit des Christusplanes die Worte las: „Christus sah zwölf Leute bei sich zu Tisch und es war nur ein einziger Judas darunter: woher jetzt elf Ehrliche nehmen!" Auch dem Friesen war Judas also ein Unehrlicher; sein unbändiges Psychologengenie ließ sich wohl nur von der schweren Aufgabe locken, die Wandlung des Allergläubigsten zum Erzschelm mit dialektischen Höllenkünsten wahrscheinlich zu machen. Nicht Geringeres konnte im Gebiete der Evangelien den Mann reizen, der in anderen Sagenreichen Golo und Hagen von Tronje schuf. Der Gelehrte aber, der dem Frager die deutende Antwort gab (und dessen Name uns leider verschwiegen ward), war einmal wenigstens in seinem Leben dem Hain der Musen nah, „wo sich die bleichen Dichterschatten röthen, wie des Odysseus Schaar, von fremdem Blut". Nur so, wie ers, als eine noch umnebelte Möglichkeit, sah, kann es gewesen sein; und wars so, dann füllt jede Lücke sich der Erinnerung und Alles fügt sich bildsam zum größten Menschheitgedicht.

Semitisches Nebellenblut. Nah im Wesen den alten Richtern und Propheten verwandt, die niemals mit einem gewordenen Zustand, einer herrschenden Volksstimmung zufrieden waren, denen die Zunge immer als Schwert, jedes Wort als Wurfgeschoß dienen mußte. Hassenswerth dünkt ihn das Leben, die ganze Weltordnung ein abscheuliches Zerrbild göttlichen Wollens. Im Tempel selbst, vom Altar herab, grinst das Laster im Heuchelpurpur. Gewalt schmiedet

Digitized by Google

das Recht, das ihr nützt und die Niedrigen knechtet. Ward Israel durch das weichende Meer etwa nach Zion geführt, um dieses Ziel zu erreichen? Darum ihm der Legat des harten Tiberius auf den Nacken gesetzt, der übermüthige Römer, dessen Herrnlaune auch den Sanftesten aus der Gelassenheit scheuchen müßte? Diese Menschen rühren sich nicht; lehnen sich höchstens auf, wenn ihrem Sinaigesetz sichtbare Verletzung droht, und solche Versuche hat Roms Kolonialklugheit bald lächelnd aufgegeben. Immer das alte Wortvolk, dem seit der Flucht aus Egypten die in Tafeln gemetzte Lehre Alles ist, Vaterland, König, Gott, und dem Todsünde schiene, auch nur den Gedanken zur That zu rüsten. Da ist keine Hoffnung; diesen dumpfen Käfig vergittert das Gesetz mit Buchstäben, durch die nur die Gier der Mächtigen bequem schlüpft, wenn Mammon sie von Jahwe wegwinkt. Kein Strahl leuchtet auf Israels Pfad; und der einsame Mann aus Kariot streift in finsterer Verzweiflung durch das Land, durch die Hürde des unfreien Volkes, dem Vitellius gnädig noch zu beten erlaubt.

So trifft er den Galiläer; und ihm giebt der Trotzige sich ganz, schickt sich fügsam sogar in das häßlichste Amt. Hier ist Alles ja, was er in heißen Nächten vor fiebernden Sinnen sah; hier ist Erfüllung überschwingender Wünsche. Dieser allein meistert das Werk. Mild ist sein Blick und Vatergüte wohnt im Klang seiner Stimme: doch keine träge Nachsicht kennt er in der Haushalterpflicht. Mit hartem Besen kehrt er die Fliesen, rodet als Gärtner unbarmherzig das kleinste Unkräutlein und treibt mit der Geißel die Mammonsdiener zu Paaren. Vor ihm zittert die geistliche und weltliche Gewalt, wider die er die Sache der ohnmächtig wimmelnden Masse führt. Und jeder Tag mehrt seinen Anhang. In der Hauptstadt selbst, unter den Augen der Schriftgelehrten und Händler, ist er schon der Abgott aller Elenden. Morgen vielleicht ballt er den Haufen zum Schlag gegen den Priesterklüngel und bricht dann wohl auch Roms schlaue Tyrannis. Morgen? Noch scheint er sich für den Kampf nicht bereiten zu wollen. Er heilt Kranke, belebt versiechte Lichtquellen, ruft tot Geglaubte aus der Gruft, zieht, herrlich tönende Gleichnißrede auf rastloser Lippe, von Ort zu Ort und ruht, wo Güte ihn herbergt, oft behaglicher, als dem Erwecker ziemt. Fürchtet er nicht Verspätung? Viel Volk strömt ihm zu; und wüßten sie ihn bei Nacht zu finden, ohne Gefahr, wären ihrer noch mehr. Was aber frommts? Diese Menschen lockt nur die Wunderthat; mit dem schrillen Ton ihres Wesens, ihrer grellbunten, ewig überreizten Phantastik gleichen sie von fern wohl einem Rebellenheer, ducken sich schüchtern aber vor jeder That. Die läßt sich noch immer erwarten. Wie lange noch? Atzt auch dieser Wirth nur mit Worten? Dann geschieht, was jedesmal geschah, wenn Propheten, Richter, Wunderthäter in Israel aufgetreten waren.

Digitized by Google

Mit Allen ist die herrschende Sippe früh oder spät fertig geworden. Was blieb von Eliahus Werk? Was, außer in Stein begrabenen Wortleichen, selbst von Mose? Schon kommt die Pharisäerzunft und das kleine Tempelgekröch mit vertraulichen Fragen, denen der seltsam gesänftigte Rabbi nicht Antwort versagt. Schon mahnt er, was des Kaisers ist, nicht dem Kaiser zu weigern. Giebts einen faulen, nichtsnutzigen Frieden, der die Ketten für kurze Frist lockert, doch das Elend im Grund ungemindert fortwuchern läßt? Im Kopf des Kajaphas und des Gamaliel wohnen feine Staatskünstlergedanken... Nein. Das soll nicht geschehen. Der auszog, im gereinigten Gotteshaus den alten Bund zu erneuen, darf sich nicht mit kargem Menschheitgewinn abfinden lassen. „Nur wer seine Lehre lebt, wirkt durch die Zeiten; nur wenn Du, Meister, für Deine Lehre stirbst, wirst Du ewig im Sinn der Menschen leben." Judas ist stärker als die Elf, die für die Sache nichts thaten noch wagten, die vorher kleine Leute gewesen und nun zu Ansehen, zu achtbarer Pfründe und Agitatoreneinfluß gekommen waren; stärker und muthiger: denn er opfert den Ruf seiner Redlichkeit. Ist auch als Logiker so stark, daß er den Beredtesten zu überreden vermag. Unus vestrum me proditurus erit. Wird oder soll der Eine verrathen? Spricht Sorge oder getrostes Verlangen aus diesem Wort? Sicher nicht Sorge. Jesus will nun den Verrath, dem der Allsichtige leicht sonst entgangen wäre, will das kirchenpolitische Werk, das die Flamme im Auge des Karioten ihn sehen hieß.

In jeder Osterdämmerung glüht sie dem Gedächtniß wieder auf und erhellt unheimlich den Weg, der einen Sektenglauben zur Weltherrschaft führte. Eine reuige Buhlerin, die an den aus Grabesnacht Erstandenen, ohne ihn prüfend erst zu betasten, mit inbrünstiger Gewißheit glaubte, gebar mit ihrem gläubigen Ruf der Christenheit den Gott. Zwei Männer, deren jeder auf seine Weise vom Willen des Meisters abwich, Judas und Paulus, bauten aus weichem Galiläergestein die allen Wirbeln trotzende Kirche. Ohne Judas keine Kreuzigung, ohne Maria von Magdala kein Osterwunder, ohne Paulus kein Staatschristenthum. Jeder auf seine Weise; die pauliniſche hat sich im Wechsel der Zeiten am Besten bewährt. Der von der Legende verleumdete Apostel wollte zwischen Sklaven und Herren, zwischen Noth und Macht auf Golgatha blutige, nie auszujätende Feindschaft säen; der Politiker eine Kirche errichten, die in die Welt großer Herren und schwachen Fleisches paßt. Wenn Judas heute in Hofdome schaut, wird er merken, daß sein Wille, den neuen Glauben unversöhnlich der alten Gewalt zu verfeinden, an der Paulinerklippe gescheitert ist.

Digitized by Google

Skizze zu einem Shakespearevortrag.

Da ich ankündigen ließ, ich wolle Ihnen von den Königen und großen Herren bei Shakespeare sprechen, so war damit eingestanden, daß ich Ihnen von nichts Anderem sprechen will als von dem Ganzen in Shakespeares Werk. Es ist, als hätte ich gesagt, ich wollte von feierlichen und erhabenen Tönen in Beethovens Symphonien oder ich wollte vom Licht und von den Farben bei Rubens sprechen. Denn wie ich Dies ausspreche: „Könige und große Herren", so überfluthet sich Ihr Gedächtniß mit einem Gedränge von Gestalten und Geberden, dem keine Vision zu vergleichen ist, es wäre denn die jenen Greisen auf den Mauern von Troja zu Theil gewordene, als sich vor ihren Augen die Staubwolken theilten und die Sonne auf den Harnischen und den Gesichtern der unzählbaren den Göttern nahverwandten Helden brannte. In Ihnen drängt mehr an Gestalten, an Bildern, an Gefühlen herauf, als Sie fassen können. Sie fühlen sich zugleich an Lear erinnert, der ein König, jeder Zoll ein König, und an Hamlet, der ein Prinz, so durch und durch ein Prinz ist; und wie sehr an Richard den Zweiten, diesen älteren Bruder Hamlets, der so viel von seinem königlichen Blut spricht, um dessen Schultern der Königsmantel hängt, qualvoll wie jenes Kleid, getaucht in das Blut des Nessus, das endlich herabgerissen wird und da erst recht den Tod bringt. Und das Gesicht Heinrichs des Sechsten, bleich, als wäre der Kopf abgehauen und auf eine Zinne gepflanzt, ist einen Augenblick in Ihnen; und das Gesicht des milden Duncan. Sie sehen blitzschnell irgend eine gebietende, mehr als königliche Geberde des Antonius und es weht Sie ein Hauch an von dem Geisterkönigthum Prosperos auf seiner Insel und dem Märchenkönigthum jener idyllischen Könige im langen rothen Mantel mit Herrscherstäben in den Händen, Leontes von Sicilien und Polyxenes von Arkadien und Cymbeline und Theseus. Aber diese Fluth steigt immer höher und Sie sehen in ein Gewirr adeliger Geberden hinein, daß Ihnen schwindelt. Die Geberden des Gebietens und der Verachtung, des hochfahrenden Trotzes und des Edelmuthes funkeln vor Ihren Augen wie tausend sich kreuzende Blitze. Diese Worte „Könige und große Herren" haben auf ein Gedächtniß, dessen Tiefen mit Shakespeare getränkt sind, eine Macht, immer wieder neue Fluthen aus allen Brunnen emporsteigen zu lassen. Ueberschwemmt von Gestalten und nicht mehr zu gestaltenden Visionen werden Sie in sich nach einem Wort suchen, um diese ganze Geisterwelt wieder in einen Begriff zusammenzuballen. Sie fühlen, daß jene Worte nicht nur drei Viertel aller Gestalten heraufbeschwören, die Shakespeare geschaffen hat, sondern auch Das, was zwischen diesen Gestalten vorgeht; und auch zwischen diesen Gestalten und den niedrigeren, die neben ihnen da sind; daß diese Worte nicht nur auf die Gestalten selbst

Digitized by Google

Bezug haben, sondern auch auf den leeren Raum, der um sie herum ist, und auf Das, was diesen leeren Raum erfüllt und was die Italiener „l'ambiente", das Ringsherumgehende, nennen. Sie werden gewahr, daß es wirklich Etwas giebt, das in dieser Welt Shakespeares von einem Punkt zum anderen hinüberleitet, wirklich etwas Gemeinsames zwisch.n der Szene, da Kent, der Unerkannte, dem Lear seine Dienste anbietet, „weil in diesem Gesicht Etwas sei, dem er dienen möchte", und jener Waldidylle von den Söhnen des Königs Cymbeline, die in der Höhle aufwachsen, fesſellos wie junge schöne Thiere und doch von königlichem Blut; zwischen dem finsteren Gegeneinanderstehen der englischen Barone in den Königsdramen und dem gütigen Gebietertun, in dem der edle Brutus zu seinem Pagen Lucius redet; zwischen dem Ton des adeligen Feldhauptmanns Othello, ja, zwischen Kleopatra, die eine Königin, und Falstaff, der — after all — eine Edelmann ist. Sie fühlen wie ich dies Unwägbare, Ungreifbare, ein Nichts, das doch Alles ist, und Sie nehmen mir das Wort von den Lippen, womit ich es benennen möchte: die Atmosphäre von Shakespeares Werk. Dies Wort ist so vag wie möglich und doch gehört es vielleicht zu denen, von denen wir lernen müssen einen sehr bestimmten und sehr fruchtbaren Gebrauch zu machen.

Aber zu keiner anderen Zeit des Jahres vielleicht hätte ich gewagt, vor Ihnen von so Vagem zu reden und darin etwas so Großes, ja, eigentlich das Allergrößte zu suchen, wie jetzt, da Frühling ist. Now with the drops of this most balmy time my love looks fresh; und größer als sonst ist jetzt der Muth, alle schönen Dinge frisch zu sehen, auch diese Dinge, und von Dem an ihnen, wovon immer gesprochen zu werden pflegt, von den Charakteren, von der Handlung und ihrer Idee, von allen diesen fester umschriebenen Dingen nicht zu sprechen und jener fließenden, kaum greifbaren Wahrheit, die sich aber wie keine zweite auf das Ganze von Shakespeares Werk bezieht, nachzugehen.

Der Augenblick selbst hat so viel Atmosphäre. Ich meine diesen Augenblick im Leben der Natur, diesen Augenblick des noch nicht voll erwachten, noch nicht üppigen, noch von Sehnsucht durchhauchten Frühlings, an welchem der Todestag eines menschlichen Wesens, das uns fast mythisch geworden ist, von dem wir kaum mehr zu fassen vermögen, daß es jemals sterblichen Menschen ein Gegenwärtiger war, Sie vereinigt. Ich kann nicht sagen, daß es mir als etwas wesentlich Anderes erscheint: die Atmosphäre des Frühlings zu spüren oder die Atmosphäre eines Dramas von Shakespeare oder eines Bildes vom Rembrandt. Hier wie dort fühle ich ein ungeheures Ensemble. Lassen Sie mich lieber dieses kühle, aus dem Technischen der Malerei genommene Wort gebrauchen als irgend ein anderes. Ich hätte so viele zur Verfügung: ich könnte von einer Musik des Ganzen sprechen, von einer Harmonie, einer

Digitized by Google

Durchseelung; aber alle diese Worte scheinen mir etwas befleckt, etwas welk und voll der Spuren menschlicher Hände.) Ein Ensemble, worin der Unterschied zwischen Groß und Klein aufgehoben ist, insofern Eins um des Anderen willen da ist, das Große um des Kleinen willen, das Finstere um des Hellen willen, Eins das Andere sucht, Eins das Andere betont und dämpft, färbt und entfärbt und für die Seele schließlich nur das Ganze da ist, das unzerlegbare, ungreifbare, unwägbare Ganze. Die Atmosphäre des Frühlings zu zerlegen, war immer die Leidenschaft der lyrischen Dichter. Aber ihr Wesentliches ist eben Ensemble. Ueberall vollzieht sich Etwas, brütet Etwas. Die Ferne und die Nähe flüstern zu einander. Der laue Wind, der über den noch nackten Boden hinschleicht, haucht eine dumpfe Beklommenheit und eine dumpfe Lust. Das Licht ist überall gelöst, wie das Wasser, aber kein Augenblick ist trächtiger mit der Fülle des Frühlings, als wenn es mitten im Tag sehr finster wird, schwere dunkle Wolken über den wie von innen leuchtenden erdbraunen Hügeln brüten und aus den nackten Aesten die Orgie der fast delirirenden Vogelstimmen in das Dunkel hinaufdringt. Hier ist unter einer unfaßbaren Phantasmagorie Alles verändert. Das Kahle, das immer öde und traurig schien, ist voll Wollust. Die Finsterniß drückt nicht, sie macht jauchzen. Die Nähe ist so geheimnißvoll wie die Ferne. Und der einzelne kleine dunkle Vogel auf nacktem Ast arbeitet aus seiner Brust so viel von der Seele des Ganzen hervor wie der tiefe dunkle Wald, der dem Wind den Geruch feuchter Erde und des knospenden Grüns mitgiebt.

Ich könnte Ihnen immer wieder diesen Begriff der Atmosphäre hinreichen, wie der Kapellmeister seinen Sängern immer wieder ein A anschlägt. Das große Unglück hat seine Atmosphäre, wie der Frühling. Die Gesichter Derer, in deren Armen Einer gestorben, sprechen eine Sprache, die über alle Worte ist. Und in ihrer Nähe sprechen die unbelebten Dinge diese Sprache mit. Das Dastehen eines Stuhles, der immer wo anders stand, das Offenstehen eines Schrankes, der niemals für lange offen stand, und tausend Dinge, die in einem solchen Augenblick auf einmal da sind, wie Spuren von Geisterhänden: Dies ist die Welt, die an den Fensterscheiben endet. Aber das Draußen hat irgendwie auch dieses fatale, im Tiefsten mitwissende Gesicht. Die Laternen, die brennen wie alle Tage; das Vorbeigehen der ahnungslosen fremden Menschen, die um die Ecke biegen und unten vorüberkommen und wieder um eine andere Ecke biegen: Dies verdichtet sich zu Etwas, das sich vorüberzieht wie eine gräßliche eiserne Kette. Und, in diesen Augenblicken, das Wiederkommen der lange vergessenen Menschen. Das Auftauchen von solchen, die sonderbar, verbittert oder ganz fremd geworden sind und aus denen doch jetzt Worte und Blicke hervorbrechen, die sonst nie an den Tag kommen. Das plötzliche Staunen: Wie kamen wir auseinander? Wie ging dies Alles

Digitized by Google

zu? Das plötzliche Erkennen: Wie nichtig ist Alles! Wie ähnlich sind wir Alle unter einander, wie gleich! Auch Dies ist Atmosphäre. Auch hier knüpft ein Etwas das Nahe und Ferne, das Große und Kleine aneinander, rückt Eins durchs Andere in sein Licht, verstärkt und dämpft, färbt und entfärbt Eins durchs Andere, hebt alle Grenzen zwischen dem scheinbar Wichtigen und dem scheinbar Unwichtigen, dem Gemeinen und dem Ungemeinen auf und schafft das Ensemble aus dem ganzen Material des Vorhandenen, ohne irgend welche Elemente disparat zu finden.

Die Atmosphäre im Werk Shakespeares ist Adel. (Der König ist nur der größte Herr unter den großen Herren und jeder von ihnen ist ein Stück von einem König.) Dies Alles im Sinn des Cinquecento. Das heißt: unendlich freier, unendlich menschlicher, unendlich farbiger als irgend Etwas, womit wir diese Begriffe zu verbinden pflegen Und dann das Ganze aus Shakespeares Seele herausgeboren, nicht nur die Gestalten und ihre Gefühle, sondern eben vor Allem die Atmosphäre, die Luft des Lebens, ce grand air — wenn dieses Wortspiel erlaubt wäre —, die Alles umfließt. (So wie Dantes christliche Welt eben das Christenthum Dantes athmet und Homers heroische Atmosphäre aus Homers Seele stammt. Dies Kapitel ist zu groß und zu dunkel, um darüber Worte zu machen.) Nur so läßt sich von dieser Atmosphäre sprechen, wie von etwas Gegebenem: alle diese Gestalten (das dumpfere Viertel, das nicht zu ihnen gehört, ist nur dazu da, um ihnen den Kontrast zu geben) lösen sich in dem Gefühl ihres Adels auf, wie die Figuren auf den Bildern Tizians und Giorgiones in dem goldigen leuchtenden Element. In ihm bewegen sich solche Gruppen wie Romeo, Mercutio, Benvolio, Tybalt, solche wie Antonio, der adelige Kaufmann, und seine Freunde; der verbannte Herzog in den Ardennen ist mit all den Seinen von diesem Fluidum umflossen und — wie sehr! — Brutus und sein ganzes Haus. Um sie Alle herum ist dieses Licht und diese Luft so voll und so stark, daß es niemals möglich war, es zu übersehen. Ein adeliges Bewußtsein, nein, tiefer als das: ein adeliges Sein unter der Schwelle des Bewußtseins, ein adeliges Athmen; damit verschwistert ein bewundernswerth zartes und starkes Fühlen des Anderen, eine gegenseitige, fast unpersönliche, dem Menschlichen geltende Neigung, Zärtlichkeit, Ehrfurcht: habe ich Ihnen mit diesen Worten — schwächlich, wie sie sind, um das namenlos Lebendige auszudrücken — nicht ins Gedächtniß gerufen, was allen diesen so verschiedenartigen jungen Menschen gemeinsam ist, dem melancholischen Jacques wie dem leichtherzigen Bassanio, dem tiefen, heißen Romeo wie dem spröden, klugen Mercutio? Das Element, in dem diese Wesen gezüchtet sind, ist wundervoll zwischen Anmaßung und Höflichkeit. Ein junges Athmen voll Trotz und doch Erschrecken bei dem Gedanken, verletzt zu haben, ein Sich-anschließen, Sich-aufschließen und doch In-sich-

Digitized by Google

geschlossen bleiben. Ihr Gleichgewicht ist das schönste Ding, das ich kenne. Wie schöne, gutgebaute, leichte Schiffe liegen sie schaukelnd auf der Fluth des Lebens über ihrem eigenen Schatten. Etwas Ueberströmendes ist an ihnen, etwas Expansives, in die Luft Ueberfluthendes, ein Luxus des Lebens, eine Verherrlichung des Lebens an sich, etwas unbedingt das Leben Grüßendes. Etwas, das die pythischen und nemeischen Oden des Pindar heraufbeschwört, diese strahlendsten Siegerbegrüßungen. Und schließlich ist nicht nur Prinz Heinz ihr Bruder, sondern ein Wenig auch Falstaff. Aber lassen wir sie, obwohl es schwer ist, sich von ihnen zu trennen. (Wie nehmen sich neben dem lässigen Luxus ihrer Reden die Reden in fast allen anderen Dramen aus, wie dürr, wie gierig nach einem Ziel, wie die Rede von Pfaffen oder Advokaten oder von Verzückten oder von Monomanen!) Sie sind Jünglinge; und Brutus ist ein Mann. Sie sind ohne ein anderes Schicksal als die Liebe, sie scheinen wirklich nur zur Verherrlichung des Lebens in diese Bilder gesetzt, wie ein glühendes Roth, ein prangendes Gelb; und Brutus hat ein inneres Schicksal voll Erhabenheit. Aber er ist ganz auf das Selbe gestellt wie sie; nur in reiferer Weise. Nicht die Interpretation, die seine Seele den Dingen giebt, sondern die Haltung im Dasein, dies Adelige ohne Härte, voll Generosität, voll Güte und Zartheit meine ich, diesen Ton, dessen Wohllaut nur aus einer Seele hervordringen kann, in deren Grund die tiefste Selbstachtung eingesenkt ist. Abgesehen von seinem Schicksal, das sich in ihm vollzieht und ihn — „nach düsterem Rathschlag, gepflogen vom Genius mit seinen dienenden Organen" — zu der großen That seines Lebens treibt, der dann alles Weitere und auch der Tod folgt wie das Wasser dem Wasser, wenn die Schleuße geöffnet ist, abgesehen von seinem inneren Schicksal, ist dies Trauerspiel, dessen Held Brutus ist, fast allein erfüllt mit dem Licht dieses adeligen Wesens, in dessen Strahl alle anderen Figuren sich modelliren, indem sie nah an Brutus herantreten. Was zwischen ihm und Cassius vorgeht, ist nichts Anderes als das Reagiren des Cassius, der minder edel ist und sich minder edel weiß (dies Beides ist unlöslich verbunden; „Sich wissen in dem Stande der Erwählten": Dies ist Alles), gegen die Atmosphäre, die um Brutus herum ist. Von ihm zu Brutus nichts als ein vergebliches — inneres, stummes — Werben, ein Werben mit allen Qualen der Eifersucht, das Cassius vor sich selber verhehlt, das vielleicht auch Brutus, wenn er es durchblickt, vor sich selber verhehlt, nicht wissen will, nicht analysiren will, sicherlich. Und von Brutus zu Cassius eine unglaubliche Schonung, ein zartes Sich-gleichstellen, bis zu dem Augenblick jenes einzigen Losbrechens; und da sind es seine Nerven, die losbrechen, nicht sein Wille. (Er hat vor einer Stunde den Brief bekommen, daß Portia tot ist, und er spricht nicht davon.) Und dann, beim Abschied, nochmals: „Noble, noble Cassius." Daß er es sagt, er, der wirklich zweifach edel ist, zu dem

Digitized by Google

minder Edlen, daß es ihn treibt, Das zweimal zu sagen! So steht Brutus zu Cassius. Und Portia! Sie hat nur diese eine, nie zu vergessende Szene. Sie ist ganz umwoben von Brutus' Atmosphäre. Ganz aus diesem Licht, das von ihm ausstrahlt, ist ihr edles Gesicht modellirt. Oder strahlt dies Licht von anderswo her und sind Beide, Brutus und Portia, aus diesem Licht und seinem Dunkel modellirt? Wer kann vor einem Rembrandt sagen, ob die Atmosphäre um der Gestalten willen da ist oder die Gestalten um der Atmosphäre willen? Aber es giebt einige Stellen, die sichtlich nur da sind, um das ganze Licht zu fangen, das die Seele dieser Atmosphäre ist. Ich meine die Auftritte mit dem Knaben Lucius und den anderen Dienern. Sein Ton zu Lucius. (In den Szenen Prosperos mit Ariel kommt dieser Ton wieder.) Wie er sich entschuldigt, daß er ihm den Schlaf verkürzt, auf den seine Jugend so viel Anrecht hat. Und Dies: „Schau, da ist das Buch, das ich Dich suchen hieß. Es war in meinem Oberkleid. Du mußt Geduld mit mir haben. Bear with me, gentle boy." Dann, wie Lucius unterm Stimmen der Laute einschläft und Brutus hingeht, die Laute wegzunehmen, auf die sein Arm im Schlummer gesunken ist, „damit er sie nicht bricht." Ich weiß nicht, was einem Menschen, der liest, die Thränen in die Augen treiben kann, wenn es nicht ein solches Detail ist. Das ist der Mann, der Caesars Mörder war. Es ist der Feldherr in seinem Zelt. Es ist der letzte Römer; und er wird morgen bei Philippi sterben. Und jetzt geht er hin, bückt sich und zieht unter einem Schlafenden eine Laute weg, damit sie nicht verdorben wird. In dem Augenblick, da er Dies thut, diese kleine Handlung, diese bürgerliche, weibliche kleine Handlung — Dies, was einer Frau nah läge, zu thun, einer Hausfrau, einer guten Mutter —, in diesem Augenblick, so nah am Tode (Caesars Geist steht schon im Finstern da), sehe ich sein Gesicht: es ist ein Gesicht, das er nie vorher hatte, ein zweites, wie von innen heraus entstandenes Gesicht, ein Gesicht, in dem sich männliche mit weiblichen Zügen mischen, wie in den Totenmasken von Napoleon und von Beethoven. Hier kann man weinen, nicht bei Lears Flüchen und nicht, wenn Macbeth, in seine eisernen Qualen eingeschnallt wie in einen centnerschweren Panzer, den Blick auf uns richtet, der uns das Herz zusammenschnürt. Von solchen kleinen Zügen muß eine bis zur Anbetung gesteigerte Bewunderung Shakespeares immer wieder aufleben. Denn es giebt doch, es giebt doch in einem Kunstwerk nichts Großes und Kleines; und hier, wie Brutus, der Mörder Caesars, die Laute aufhebt, damit sie nicht zerbrochen wird, hier wie nirgends ist der Wirbel des Daseins und reißt uns in sich. Dies sind die Blitze, in denen ein Herz sich ganz enthüllt. Wie Ottilie in den „Wahlverwandtschaften" die alte Anekdote nie mehr vergessen kann, daß Karl der Erste von England, schon entthront und von seinen Feinden umgeben, da der Knopf von seinem Stock ihm hinunterfällt,

Digitized by Google

um sich sieht und gar nicht begreift, daß sich Niemand für ihn bückt, und sich dann selbst bückt, zum ersten Mal in seinem Leben, und wie dieser Zug in ihrem Herzen sich so eingräbt, daß sie sich immer bückt, auch wenn einem Mann Etwas auf den Boden fällt, — Dies oder in „Krieg und Friede" der Schrei, den bei der Hasenhetze Natascha auf einmal ausstößt, dieser wilde Triumphschrei eines jagenden Thieres aus der Kehle einer eleganten jungen Dame: Dies sind solche Blitze. Aber bei Shakespeare sind sie überall. Sie sind die Entladungen seiner Atmosphäre.

Ich weiß nichts, das ans Herz greift wie der Ton Lears, wenn er zu Edgar spricht. Zu seinen Töchtern spricht er wie ein wüthender Prophet oder wie ein vor Schmerz trunkener Patriarch. Zu seinem Narren spricht er hart. Aber zu Edgar, diesem nackten Verrückten, den er in einer Höhle gefunden hat, spricht er in einem Ton, — freilich: es ist Etwas von Wahnsinn in diesem Ton, aber der Grundton ist eine unglaubliche Höflichkeit des Herzens, eine unbeschreibliche Courtoisie; und man ahnt, wie dieser König manchmal beglücken konnte, wenn er gnädig gelaunt war. Es ist die gleiche Höflichkeit, deren Schein den milden Duncan umfließt, wie er ankommt und von der guten Luft spricht, die um Macbeths Burg sein muß, weil die Mauerschwalbe hier nistet. Und das gleiche Licht ist auf der kleinen Szene Richards des Zweiten mit dem Stallknecht (kurz vor seinem Tode); und das gleiche, aber stärker, südlicher, prangender in jeder Szene zwischen Antonius und Kleopatra, zwischen Antonius und seinen Dienern, zwischen Kleopatra und ihren Dienerinnen: welche Ehrfurcht vor sich selbst und vor der Größe ihres Daseins, welche „olympische Luft", welche Allure, wenn die Geschäfte einer Welt im Vorgemach harren müssen, indessen sie einander umarmen: „Das Leben adeln heißt so thun" . . .; und das gleiche Licht, nur wie mit zornigen Blitzen zwischen geballten Wetterwolken durchdringend, auf den hundert Gestalten der stolzen Peers von England, deren Gefühl von sich selbst (Das, was einer von ihnen ausspricht: „our stately presence") in weiten Falten um sie fällt, pompöser, wilder, wirklicher als ein Mantel mit Hermelin verbrämt. Aber ich könnte ohne Aufhören sagen: „Es ist hier" und: „Es ist dort"; denn ich sehe es ja überall. Und ich könnte eine frische Stunde lang zu Ihnen sprechen, wollte ich zeigen, wie ich in diesem Fluidum die Gestalten aller dieser königlichen und adeligen Frauen leben fühle, von Kleopatra bis zu Imogen. Ja, so sehr sehe ich es überall, daß ich im Tiefsten betroffen werde, wenn ich eine Gestalt erblicke wie Macbeth, die fast nichts von dieser Atmosphäre um sich hat. Mir ist dann, Shakespeare habe ihn mit einer besonderen Furchtbarkeit umgeben, wie eine eisige Todesluft um ihn streichen lassen — einen gräßlichen Anhauch der Hekate —, die rings um die Gestalt alles Lebendige, leicht Vermittelnde, mit Menschen Verbindende weggezehrt hat, alles Das, was um

Digitized by Google

Hamlet als eine Lebensluft so sehr herum ist, in der Szene mit den Schauspielern so sehr als eine Expansion seines ganzen Wesens, als ein prinzlich-gnädiges Sich-gehen-lassen und Erfreuen, ja, Beglücken durch das Sich-gehenlassen, in den Szenen mit Polonius und mit Rosenkranz und Güldenstern als ein bewußtes Gebrauchen seiner prinzlichen Uebermacht, ein ironisches und schmerzliches Ausspielen seiner Ueberlegenheit: auch dieser Vorgang nichts werth, auch diese Gabe nichts nütz, als sich selbst damit zu quälen.

Die Dinge, von denen ich Ihnen sprach, scheinen es mir zu sein, die das Ganze von Shakespeares Werk zusammenhalten. Sie sind ein Geheimnißvolles und das Wort „Atmosphäre" bezeichnet sie in eben so unzulänglicher, fast leichtfertiger Weise wie das Wort „Helldunkel" ein gleich Geheimnißvolles in Rembrandts Werk. Dächte ich an die Figuren allein — und es sind die Figuren allein, als stünden sie im luftlosen Raum, die man gewöhnlich zum Gegenstand der Betrachtung macht —, so hätte ich versucht, von der shakespearischen „Haltung" zu sprechen. Denn es handelt sich darum, das Gemeinsame zu sehen oder zu fühlen in Dem, wie alle diese Figuren im Dasein stehen. Die Figuren Dantes sind in eine ungeheure Architektonik hineingestellt und der Platz, auf dem jede steht, ist ihr Platz nach mystischen Entwürfen. Die Gestalten Shakespeares sind nicht nach den Sternen orientirt, sondern nach sich selber; und sie tragen in sich selber Hölle, Fegefeuer und Himmel und anstatt ihres Platzes im Dasein haben sie ihre Haltung. Aber ich sehe diese Figuren nicht jede für sich, sondern ich sehe sie jede in Bezug auf alle anderen und zwischen ihnen keinen leblosen, sondern einen mystisch lebenden Raum. Ich sehe sie nicht unverbunden neben einander dastehen wie die Figuren der Heiligen auf der Tafel eines Primitiven, sondern aus einem gemeinsamen Element heraustreten wie die Menschen, Engel und Thiere auf den Bildern Rembrandts.

Das Drama, ich meine nicht nur das Drama Shakespeares, ist eben so sehr ein Bild der unbedingten Einsamkeit des Individuums wie ein Bild des Mit-einander-da-seins der Menschen. In den Dramen, die Kleists kochende Seele in ihren Eruptionen herausgeschleudert hat, ist diese Atmosphäre, dieses Miteinander der Gestalten vielleicht das Schönste des Ganzen. Wie es diese Kreaturen fortwährend nach einander gelüstet, wie sie die Anrede wechseln, anstatt der fremderen plötzlich das nackte Du auf den Lippen haben, einander mit Liebesblicken ansehen, einander an sich reißen, sich Eins ins Andere hineinsehnen und dann wieder erstarren gegen einander, fremd auseinander fahren, um einander wieder glühend zu suchen: Dies erfüllt den Raum mit glühendem Leben und Weben und macht aus dem Unmöglichen ein Lebendiges.

Darum, weil auch Das, was zwischen den Gestalten vorgeht, für mein Auge von einem Leben erfüllt ist, das aus gleich geheimnißvollen Quellen

Digitized by Google

herfluthet wie die Gestalten selbst, weil dies Einander-bespiegeln, Einander-erniedrigen und -erhöhen, Einander-dämpfen und -verstärken für mich nicht weniger das Werk einer ungeheuren Hand ist als die Figuren selber, vielmehr, weil ich hier so wenig wie bei Rembrandt eine wirkliche Grenze sehen und zugestehen kann zwischen den Gestalten und dem Theil des Bildes, wo keine Gestalten sind, darum habe ich nach dem Wort „Atmosphäre" gegriffen, weil die Kürze der Zeit und die Nothwendigkeit, uns schnell, in festlicher Schnelle zu verstehen, mir verwehrt hat, ein größeres und geheimnißvolleres Wort zu gebrauchen: Mythos.

Denn wenn es mir möglich gewesen wäre, mit noch ganz anderer Eindringlichkeit als heute die Gewalt Rembrandts in Ihrem Innern heraufzurufen und zugleich und mit der gleichen Eindringlichkeit die Gewalt Homers, dann wären diese drei Urgewalten, die Atmosphäre Shakespeares, das Helldunkel Rembrandts, der Mythos Homers, für einen Augenblick in Eins zusammengeflossen, wir wären, diesen glühenden Schlüssel mit der Hand umklammernd, zu den Müttern hinabgesunken und hätten dort, wo „nicht Raum, noch weniger eine Zeit", in Eins verflochten mit jenem tiefsten Dichten und Trachten ferner Genien, schemenhaft, das tiefste Dichten und Trachten der eigenen Zeit erblickt: zu schaffen ihrem Dasein Atmosphäre, ihren Gestalten den hellen und dunklen Raum des Lebens, ihrem Athmen den Mythos.

Rodaun. Hugo von Hofmannsthal.

Wie feiern wir Schiller?

Man kann davon reden, wie man Einen tiefinnerlich ehrt, indem man ihn genießt, bis er ein Stück des eigenen Wesens wird, und kein Mensch wird bestreiten, daß man nicht höher ehren kann als so. Und man kann davon reden, wie man Einen am Besten öffentlich feiert, man kann, zum Beispiel, Wünsche für die Gestaltung der „Schillerfeiern" äußern, die jetzt bevorstehen. Von diesen bevorstehenden öffentlichen Schillerfeiern habe ich neulich in meinem „Kunstwart" gesprochen; nicht, wie man nach Lienhards im achten Hefte der „Zukunft" veröffentlichtem Aufsatz glauben könnte, vom Genießen, Verarbeiten, Assimiliren des Geistes Schiller. Daß wir vom „Kunstwart" die Schillerfeiern vor Allem so gestaltet wünschen, daß sie zu jenem stillen und tiefen Eindringen in Schillers Geist den Einzelnen hinleiten, davon haben wir auch schon gesprochen. „Wenn die Feier den Tag überdauernden Ertrag erzeugen soll, muß sie eine Feier sein der aus dem Menschen Schiller wirkenden ernsten, sehnsuchtstarken Kraft, die, um ästhetische harmonische Entwickelung kämpfend, den höchsten und letzten Kulturwillen aller Zeiten offenbarte; eine Feier, die das Aesthetische Schillers betont, nicht um eines

Digitized by Google

weltflüchtenden Aestheteuthumes Neigungen zu theilen, sondern, weil sie darin den Ansatz der ästhetischen Kulturforderung der Gegenwart erkennt, die durch das Aesthetische das Sittliche leuchten sieht." Das ist der zusammenfassende Programmsatz unserer „Rathschläge zur Schillerfeier", die der Dürerbund herausgegeben hat (dessen Begründer und Vorsitzender ich bin) und die den Vermerk tragen: „Verantwortlich: Ferdinand Avenarius". Vielleicht hätte Lienhard das Bild der kunstwartlichen „Oberflächenkultur" durch Aufnahme auch dieses Citates ergänzen können.

Da wir vom „Kunstwart" und „Dürerbund" vor den Lesern der „Zukunft" nun einmal angegriffen sind, mögen uns noch einige weitere Worte darüber erlaubt sein, wie wir unsere Aufgabe versuchen. Wir wollen nicht schöntönig reden, sondern praktisch arbeiten. Dafür glauben wir jede Möglichkeit benutzen zu sollen, die sich uns bietet. Ob es logisch begründet ist, Schillers Sterbetag zu feiern, ob wir Menschen von heute überhaupt Ursache haben, uns zu freuen, wenn wir Schillers Gedanken mit den Thaten der Gegenwart vergleichen: Das geht uns für unsere praktische Arbeit nicht an. Für diese genügt das Bewußtsein: eine Feststimmung wird da sein; und daraus die Folgerung: Benutzt den aufgeackerten Boden, um drein zu säen. Die Schillerfeier im Besonderen bietet, so glauben wir, dem „Kunstpolitiker" zweierlei Aufgaben dar. Zunächst: Arbeite an Deinem Theil so kräftig wie möglich mit, daß Schillers Bestes in so weiten Kreisen wie möglich und doch so tief wie möglich erfaßt werde. Der Dürerbund hat daran gearbeitet, indem er mit Hilfe des „Kunstwarts" eingehende „Rathschläge zur Schillerfeier" hergestellt hat (sie sind rund fünftausendmal verlangt und verschickt worden), ferner eine „Dürer-Korrespondenz" mit erlesenen Beiträgen über Schiller und mit Nachweisen über noch weitere gediegene Aufsätze über ihn zu unentgeltlichem Abdruck für rund fünfhundert Zeitungen (was die Tagesliteratur zum Schillerfest sehr wesentlich beeinflussen wird); außerdem verbreitet er das auf seine Anregung entstandene Schillerbildniß Sambergers, das Schillers seelisches Wesen fast monumental charakterisirt. Zweitens hat sich Unsereiner, scheint mir, zu fragen, ob die Gelegenheit noch anderswie zu einer Erweiterung unserer ästhetischen Kultur benutzt werden könne. Darauf bezog sich ein Vorschlag, Schiller zu dieser „weltlichen" Feier nicht in die Kneipen zu verweisen, sondern ihm die Kirchen zu öffnen, was uns für ernste weltliche Feste in protestantischen Gegenden ganz allgemein zu erstreben scheint, da sie besonders in Dörfern dafür die einzigen würdigen Stätten sind. Und darauf auch jene Anregung, die Lienhard als „glänzendes Beispiel" von „Oberflächenkultur" erscheint: „Ein Jeder von uns weiß (an seinem Wohnort) Forderungen der ästhetischen Kultur, die sich verwirklichen ließen, fehlte es nicht am Geld. Da ist ein schöner alter Bau, den der Besitzer abreißen will, weil ihm der Verkauf des Grundstückes mehr einbringt: wie, wenn die Stadt den Mehrbetrag aufbrächte und dann auf einer Tafel besagte: ‚Schillern zu Ehren 1905 gesichert durch die Stadt'? Man setze nicht Steine oder Medaillons oder Denkmäler mit dem einzigen Zweck, an den Schillertag zu erinnern, sondern man frage sich zuerst, was die ästhetische Kultur am Ort brauchen kann, und verbinde mit der Befriedigung dieses Bedürfnisses die Ehrung des großen Forderers ästhetischer Kultur." Das waren unsere Wünsche für die Schillerfeier.

Daß das große Publikum unter „Aesthetischem" noch immer nichts Anderes versteht als den Kuchen zum Dessert oder die Prunkmöbel in der „Guten Stube",

Digitized by Google

die man nur an Sonntagen aufmacht, ist ja durch die Verwilderung unserer ästhetischen Kultur selbst erklärlich. Daß eine Anzahl von Künstlern (besser: von Artisten), von sogenannten „Kennern" und von Dilettanten wähnen, es sei mit Augengefälligkeit schon gethan, weil ihnen selbst das Bild der Dinge im Auge stecken bleibt: Das ist die zweite der Thatsachen, die zum Wirken für ernstere „ästhetische Kultur" immer wieder drängen. Ein Symptom der dritten Thatsachengruppe, die Das fordert: Lienhard kann in seinem „Zukunft"-Aufsatz heute noch von bildnerischem Gestalten reden, ohne bei der „Uebung des Auges", der „Schulung des Symmetrie-Gefühles, des Formen-Sinnes, des malerischen und architektonischen Geschmackes" auch an die Empfänglichkeit für all jene tieferen seelischen Werthe zu denken, die sich allein durchs Auge vermitteln lassen. Und wenn ein Schriftsteller, der „Ethik ins Centrum seines Schaffens" stellt und sich in bevorzugter Weise als Deuter gerade schillerschen Geistes fühlt, beim Reden über „ästhetische Kultur" den Grundgedanken schillerscher Aesthetik vergessen kann, daß das Aesthetische Vermittler des Ethischen sei, so beglaubigt Das die Nothwendigkeit unseres Programmes mit dem allerkräftigsten Siegel. „Kunst ist die Sprache des Unaussprechlichen", sagt Goethe; mermeßliche Gebiete des menschlichen Seelenlebens „sprächen" nie, wenn nicht durch Kunst, und da erst die Mittheilung, da erst der Austausch die Entwickelung möglich macht, so müßten sie verkümmern ohne Kunst. Darauf beruht die wichtigste Bedeutung ästhetischer Kultur, daß sie zugleich ethische Kultur bedeutet. Jenes Wort Goethes ist der Leitspruch unserer ganzen Bewegung.

Und wir wollen auch ja nicht vergessen, daß Alles im Menschenbewußtsein zusammenhängt, daß man also das Nebensächliche wohl als Nebensächliches behandeln, nicht aber übersehen darf. Eine ästhetische Kultur, die nicht auf die Winkel achtet, wird sehr bald aus den Winkeln her die Bazillen spüren. Nicht zum Mindesten dadurch ist die unsere so tief herabgekommen, daß sie sich ein halbes Jahrhundert lang um die „gewöhnlichen Sachen" nicht kümmerte. Weil sie nur „vornehme" Aufgaben ihrer würdig hielt, standen Haus und Heim hilflos der Ausbeutung durch das Geschäftemachen offen. Hilflos bis zum Abreißen der Ueberlieferung, Das heißt: bis zum Wegwerfen des Erfahrungschatzes von Geschlechtern und bis zur Loslösung der Kunst vom Leben, von eben dem Leben, dessen Gestalterin sie doch ihrem Wesen nach ist. Daß unsere „Augenkultur" hier zum Vernüchtern, dort zum hohlen Protzen, dort wieder zum Imitiren, also zum Vorschwindeln geführt hat, daß unsere Dörfer und Städte sich in solchem Scheinwesen mitunter bis zum Aufgehen wohlgefallen haben: wir verdanken es zum guten Theil eben jener „Großzügigkeit", jenem „Höhengeist", die das Aufmerken auf „niedrigere" Gebiete ihrer nicht würdig hielten. Eine höhere ästhetische Kultur hätte die Sprache durchs Auge verstanden, hätte aus all diesen Augeneindrücken erkannt, welche Fülle von plebejischen Eigenschaften man mit der Plebejer- und Parvenukunst verbreitete, hätte an den ästhetischen Erscheinungen die ethischen kontroliren können. Wenn wir Arbeiter an der „ästhetischen Bewegung" immer wieder gegen den Geschmack an Nachäffereien, an Imitationen, an Sinnlosigkeiten, an Unnatürlichkeiten, an Prunkereien kämpfen und die Freude am Zweckmäßigen, Schlichten, Natürlichen, Echten, Gediegenen immer wieder und auf jede nur mögliche Weise fördern, so arbeiten wir damit zugleich an unserer sittlichen Erziehung und an der unseres Volkes. Wir wünschen Schlichtheit, Gediegenheit, Wahrhaftigkeit auch bei den kleinen

Digitized by Google

Ansprüchen des Alltages, auch bei den Ansprüchen des Auges wieder Bedürfnisse werden zu sehen. Das erstrebt unsere „Augenkultur“, unsere „Oberflächenkultur.“ Und da ein Geist, der nicht nur durchs Ohr, der auch durchs Auge sittliche Werthe aufzunehmen vermag, aus reicherer Fülle schöpft, so arbeiten wir für ästhetische Kultur „in beiderlei Gestalt.“

Dresden. Ferdinand Avenarius.

Die Aerzte.*)

Daß die Naturwissenschaften, von denen ja ein wesentlicher Theil in der medizinischen Fakultät betrieben wurde, tiefe und richtige Einsichten in alle Lebensprozesse erschlossen, konnte selbstverständlich für die Gesundheitpflege nur förderlich sein, obwohl, wie dreitausendjährige Erfahrung beweist, auch reine Empirie ohne die mindeste wissenschaftliche Hilfe den Vernünftigen befähigt, vollkommen gesundheitgemäß zu leben. Und die erlangte bessere Einsicht zum Gemeingut zu machen, haben sich nicht zuerst die Aerzte beeifert. Was einzelne, wie Hufeland, in dieser Beziehung gethan haben, sichert ihnen den Dank der Menschheit auf ewige Zeiten. Aber eine förmliche Agitation für Aufklärung des Publikums und für die Beseitigung gesundheitschädlicher Gewohnheiten und Zustände haben nicht die Aerzte organisirt, sondern Wasserdoktoren, Naturheilkünstler, Philanthropen, Lehrer, einzelne Gelehrte anderer Fächer, wie Pettenkofer. Helene Simon erzählt in dem Buch über Robert Owen, daß bei der Berathung der ersten Kinderschutzgesetze die englischen Aerzte eine nicht eben rühmliche Rolle gespielt haben. Dreizehnstündige Arbeit für Kinder unter zehn Jahren haben sie zwar verworfen, aber für zehnjährige die zwölfstündige, für siebenjährige die fünf- bis siebenstündige empfohlen. Nachdem die Agitation für Gesundheitpflege schon in Gang gekommen war, haben ja auch die Aerzte wacker eingegriffen und sie betheiligen sich fleißig an der Aufklärung des Publikums durch Vorträge, Zeitung- und Zeitschriftenartikel, auch in Vereinen; und daß sie die geeignetsten Organe der vom Staat und von den Gemeinden organisirten Gesundheitpolizei und jedenfalls als Sachverständige unentbehrlich sind, versteht sich von selbst. Aber von ihnen fordern, daß sie die Agitation für hygienische Verbesserungen und die Verhütung der Krankheiten zu ihrer eigentlichen Lebensaufgabe und zu ihrer Hauptbeschäftigung machen sollen: Das hieße, ihnen Selbstmord zumuthen. Sollen vielleicht auch die Advokaten einen Verein zur Verhütung der Prozesse, die römisch-katholischen Geistlichen einen Verein zur Bekämpfung des Aberglaubens an die priesterliche Sündenvergebung gründen, die Bierbrauer dem Bunde der Abstinenten beitreten, die Fleischer

*) S. „Volksgesundheit“ in der „Zukunft“ vom 22. April 1905.

Digitized by Google

Vegetarier werden und die Offiziere die Führung der Friedensliga übernehmen? Alle einzelnen Aerzte mögen Heilige sein und gegen ihr eigenes Interesse handeln: der Aerztestand kann und darf es nicht. Er muß die Fortdauer der Krankheiten wünschen, so lange nicht die chinesische Praxis bei uns eingeführt ist, den Arzt nur für die gesunden Tage zu bezahlen; aber er soll so billig sein, Vereine neben sich zu dulden, welche die Verhütung der Krankheiten, die er nur mit gemischten Gefühlen betreiben kann, zu ihrer einzigen Aufgabe machen.

Außer der rohen chinesischen Praxis giebt es doch noch einen anderen und besseren Ausweg aus dem peinlichen Dilemma, in den sich der Aerztestand versetzt sieht, und dieser Ausweg würde zugleich auch aus den mancherlei Widerwärtigkeiten hinausführen, über die jetzt die Aerzte zu klagen haben. Der praktische Arzt Dr. Knieke in Hannover hat in Zeitschriftenaufsätzen, Brochuren und Vorträgen ein Programm für die Verstaatlichung der ärztlichen Thätigkeit entwickelt. Den Anstoß dazu hat ihm der Streit der Aerzte mit den Krankenkassen gegeben. Die freie Aerztewahl, meint er, möge vorläufig einige Abhilfe bringen, aber sie sei weder allgemein durchführbar noch eine endgiltige Lösung der Schwierigkeit. Die allgemeine Durchführung würde die Existenz der Kassen gefährden. Nicht in der Erzwingung eines anständigen Honorars liege die Gefahr, sondern darin, daß die Arbeiter und ihre Familien bei jeder Kleinigkeit ärztliche Hilfe in Anspruch nehmen würden, auch die Hilfe von Kurpfuschern, und daß dadurch die Ausgaben für Apothekerwaaren, Krankenhauspflege und die Krankengeldzahlung entsprechend steigen würden. Und nebenbei würden sich daraus Zustände ergeben, die den sittlichen Charakter vieler Aerzte verderben, das Ansehen des Standes schädigen und schließlich auch das Honorar noch unter den bei manchen Krankenkassen erreichten Tiefstand drücken müßten. „Die großstädtischen Arbeiterviertel würden mit Aerzten überfluthet werden, bei der Ueberfüllung des ärztlichen Standes würde unlautere Konkurrenz Platz greifen, Eingehen auf alle Wünsche des Klienten, Schmiegsamkeit, Geschäftsgewandtheit im schlechten Sinn, zu große Rücksichtnahme auf die in medizinischen Dingen vielfach falschen Anschauungen der Massen, Züchtung der hysterischen Anlagen würden den Aerzten am Meisten Vortheil bringen.“ Gründlich könne nur dadurch geholfen werden, daß die ärztliche Praxis aus einem Gewerbe in ein Amt umgewandelt werde. Man habe zu fragen: Durch welche Ordnung des Aerzte- und Gesundheitwesens erzielen wir den höchsten Grad der Leistungfähigkeit im Interesse der allgemeinen Volksgesundheit? Die Antwort lautet: Kranken-, Unfall- und Invalidenversicherung müssen mit dem Gesundheitwesen zu einer großen Organisation vereinigt werden, die unserem heutigen Erkenntnißstandpunkt entspricht. „Aerztliche Behandlung und Heilmittel im wissenschaftlichen Sinn des Wortes lassen sich keineswegs mehr ausschließlich gewähren als Arbeitprodukt einzelner

Digitized by Google

Kassenärzte und als Apothekerwaare; die Gesundheitpflege ist Sache Vieler geworden durch die in einander eingreifende Thätigkeit großer zusammenwirkender Kreise. Mit der ursprünglichen Form ärztlicher Therapie, mit Arzeneien und chirurgischen Eingriffen, ist es längst nicht mehr gethan. Heute haben wir wichtigere Heilmethoden: Sorge für gute Luft, Zusammensetzung der Nahrung, Regelung der Körperbewegung, Beschaffung aller physiologisch nothwendigen Lebensreize, Beeinflussung der Körperoberfläche durch die Einwirkung von Wasser, Licht und Luft, Einwirkung auf die Seelenstimmung u. s. w. Das Alles läßt sich nicht in der Apotheke kaufen. Die moderne Medizin läßt die Apotheke in den Hintergrund treten und wirkt mit Lungenheilstätten, Wöchnerinnenheimen, Erholungstätten, mit der besseren Pflege der unehelichen und Waisenkinder, mit Ferienkolonien, mit Kinderheimen, mit Spazirgängen und Lungengymnastik, mit Baden, Schwimmen, Rudern, Turnen, mit Volksküchen, mit Arbeiterschutz, mit Bekämpfung des Alkoholmißbrauches; und wie für die Ausbildung des geistigen und moralischen, so fordert die Wissenschaft für die des körperlichen Menschen Erziehung- und Bildunganstalten." Auf Kniekes Plan, der zunächst nur den Bereich der Arbeiterversicherung umfassen soll, gehe ich nicht ein, sondern führe nur noch zwei seiner Aussprüche aus einer anderen Abhandlung an. Er spricht da von den Schäden, die jetzt schon die freie Konkurrenz im Heilgewerbe erzeugt habe. „Dunkle Schatten werfen auf die Heilkunst als Gewerbe die dank dem hohen Stande der elektrischen Technik blendenden Lichtheilmethoden, deren innerer Werth im umgekehrten Verhältniß steht zu ihrer Aufmachung, die Geschäftsergebnisse chemischer Fabriken, deren Aktien hoch über Pari stehen, die Preissteigerung der Apotheken im Gegensatz zu der steigenden Geringschätzung der Apothekerwaaren als Heilmittel seitens der Wissenschaft, die Art und Weise, wie öffentliche Meinung fabrizirt wird für pharmazeutische Spezialitäten, für Modebäder, der geschäftliche Mißbrauch des leeren Wortes Heilquelle, Heilmittel, der die hysterischen Anlagen der Menschheit züchtet." Und an einer anderen Stelle spricht er indirekt die Grundwahrheit der modernen Heilkunde aus, die zwar von der medizinischen Wissenschaft gefunden worden ist, die aber nicht von den Aerzten, sondern vom „Naturarzt" und von den in den Naturheilvereinen organisirten „Kurpfuschern" seit zwanzig Jahren der großen Menge gepredigt wird. „Die größte Sorge des naiven Kranken ist die, daß er auch die richtige, gerade für seine Krankheit passende Arzenei bekomme. Die medizinischen Lehrbücher stellen sich in seinem Kopfe dar als in zwei Rubriken getheilt: in der einen die Beschreibung sämmtlicher Krankheiten, in der anderen die Rezepte für diese Krankheiten. Darum verlangt er und hält es für möglich, daß ihm der Arzt mit einer Arzenei das durch Alkohol zerstörte Herz wiederherstelle oder geschwundene Lungensubstanz ersetze. Auch aus der Fassung und Ausdrucksweise von Ge-

Digitized by Google

setzen und Verordnungen leuchtet vielfach noch eine primitive Auffassung hervor. ‚Heilmittel', womit Apothekerwaaren gemeint sind, spielen darin eine Rolle, die ihnen gar nicht zukommt."*)

Wären nach Kniekes Vorschlag die Aerzte fest besoldete Beamte, so würden sie dadurch der traurigen Nothwendigkeit, Krankheiten wünschen zu müssen, überhoben. Abnahme der Krankheiten würde für sie keine Verminderung der Einnahmen, dafür aber eine sehr angenehme Verminderung der Arbeit bedeuten. Kniekes Gedanke führt jedoch über die bloße Verstaatlichung hinaus zu einer Gestaltung des Sanitätwesens, bei der der Sanitätbeamte überhaupt nicht mehr Heilkünstler ist oder höchstens noch nebenbei. Auf die Bemerkung eines Arztes, vielleicht werde doch auch ich noch einmal in die Lage kommen, für ärztliche Hilfe dankbar sein zu müssen, hatte ich geantwortet, ich wisse wohl, daß man einen gebrochenen Arm nicht mit gebackenen Pflaumen heilen könne. Das erklärte der Herr für einen unpassenden Scherz und meinte, es sei ein Unglück, daß das Publikum die Chirurgie und Spezialitäten wie die Augenheilkunde von der Inneren Medizin trenne und nur gegen diese voreingenommen sei. Die Unterscheidung ist nun kein Unglück, sondern natürlich und unvermeidlich. Schon Philostratus hat in seinem „Gymnastikos" bemerkt, der Arzt für innere Krankheiten könne durch Gymnastik einigermaßen ersetzt werden, aber Knochenbrüche und Verrenkungen vermöge diese natürlich nicht zu heilen. Wenn mich der Zahnarzt mit einem schmerzhaften Ruck von Wochen langer Pein erlöst hat, so weiß ich mit absoluter Gewißheit: er ist der Erlöser gewesen und kein Anderer, und zwar er ganz allein; Niemand und nichts hat dabei geholfen, auch nicht die Natur oder meine Diät. Hat aber jemals ein verständiger Arzt behauptet: Dieser Genesene ist ganz allein durch mein Medikament geheilt worden, Niemand und nichts hat dabei geholfen, auch nicht die Diät des Kranken und die Natur? Er wird sich hüten, so zu sprechen; thäte er es, so würde die Welt bei jedem Todesfall, dem ärztliche Behandlung vorangegangen wäre, folgern: Der Arzt hat den Kranken umgebracht, er allein. Nie wird die medizinische Wissenschaft völlig klar zu machen im Stande sein, wie es zugeht, daß so manche arme und viel kränkelnde Frau, deren Leben, abgesehen von der erzwungenen Mäßigkeit, ein Hohn auf die Hygiene ist, ohne ärztlichen Beistand achtzig Jahr alt wird und daß kraftvolle, vornehme und reiche Personen „mit Hilfe" der berühmtesten Aerzte in der Blüthe der Jahre sterben. Gott hat jedem Menschen sein Ziel gesetzt. Ist dieses erreicht, so tritt der Tod ein. Selbstverständlich ist dieser immer das letzte Glied einer natürlichen Ursachenkette, in der auch die ärztliche Hilfe mit einem positiven oder negativen Vorzeichen ihre Stelle

*) Solche Ansichten hat Schweninger schon lange vor Knieke vertreten.

Digitized by Google

hat, oder der Treffpunkt mehrerer konvergirenden Ursachenketten. Aber noch in keinem einzigen Fall ist diese Verkettung vollständig aufgedeckt worden. Einigen Aufschluß bringt die Sektion, wenn eine solche vorgenommen wird, doch gewöhnlich keinen vollständigen, da nur die letzten Glieder gefunden zu werden pflegen, und oft auch keinen sicheren, wie die Uneinigkeit der Gutachter in vielen Fällen beweist. Je äußerlicher der Schade, desto leichter erkennbar ist er und desto sicherer kann er von einem Künstler des Spezialfaches geheilt werden. Mit jedem Schritt ins Innere hinein wächst die Unsicherheit. Die heutigen Methoden und Hilfsmittel der Diagnose haben den Bereich des Inneren eingeschränkt, aber damit noch lange nicht das ganze Innere zu einem Aeußeren gemacht. Es bleibt noch genug übrig, das dem Arzt im Stillen den Seufzer auspressen kann, den ein naiver süddeutscher Arzt einmal in den Wunsch faßte: „Wenn doch ein Fensterl da wär, daß man hineinschaun könnt'!" Der staunenswerthe Fortschritt der ärztlichen Wissenschaft bewahrt die Aerzte vor der Gefahr, zu schaden; die Schranken der ärztlichen Kunst vermag er kaum zu erweitern noch gar etwa zu heben. Bei einer idealen Einrichtung des Sanitätwesens würde demnach der Sanitätbeamte auf das Amt des Heilkünstlers verzichten. Er würde nur Sanitätrath im strengsten Sinn des Wortes sein, Gesundheitrath, würde das Volksleben in Beziehung auf die Hygiene überwachen und die vorkommenden Gesundheitschädigungen bekämpfen. Solche erwachsen bekanntlich heutzutage oft aus der Verunreinigung der Flüsse und Verpestung der Luft durch industrielle Anlagen, aus der Zusammenhäufung der Menschen in Großstädten und aus der Art vieler industriellen Arbeiten, deren jede ihre besondere Berufskrankheiten erzeugt, und da diese Schädigungen mit dem Prozentsatz der industriellen Bevölkerung wachsen, so drohen sie den beschriebenen Fortschritt für einen großen Theil unseres Volkes wieder aufzuheben; für die Wohlhabenden kann er allerdings nicht mehr rückgängig gemacht werden. Da hat also der Sanitätbeamte eine gewaltige Aufgabe zu leisten. Als Arzt wird er sich darauf beschränken, den Heilprozeß der Natur zu leiten, Schmerzen zu lindern, und wird verhältnißmäßig selten in die Lage kommen, mit einem Heilmittel oder Heilverfahren einzugreifen. Die Naturheilvereine haben den großen Fehler begangen, daß sie sich nicht, ihren eigenen Grundsätzen gemäß, auf das Amt von Gesundheiträthen beschränkt, sondern selbst auf die Heilkunst verlegt haben, was dann natürlich zur Kurpfuscherei geführt hat und manchmal in einen mit großartiger Reklame betriebenen Schwindel ausgeartet ist. Höchstens durften sie vor vielem Mediziniren warnen und auf die Heilkraft von Luft, Licht, Wasser und Gymnastik hinweisen, die ja jetzt von der medizinischen Wissenschaft allgemein anerkannt wird. In einem berliner Kurpfuscherprozeß wurde kürzlich ein Gutachten verlesen, worin Schweninger beklagt, daß die

Digitized by Google

beiden Richtungen, ſtatt einander zu ergänzen, einen elenden Konkurrenzkampf gegen einander führen. Das kommt eben von der Herabdrückung des Sanitätsweſens zu einem Gewerbe.

Dem ſkizzirten idealen Sanitätweſen ſtehen freilich zwei Hinderniſſe im Wege, die vor der Hand unüberſteiglich erſcheinen. Der Widerſtand der Unternehmer gegen den Ausbau und Fortſchritt der Sozialpolitik wird täglich ſtärker. Es giebt Zeitungen, die mindeſtens zweimal in der Woche, am Liebſten des Sonntags, Buße predigen für die Sünden, zu denen ſich die Geſetzgeber durch Reformſchwärmer hätten verleiten laſſen. Sünde ſei es doch, der Induſtrie und der Landwirthſchaft Laſten aufzubürden, die Beide erdrücken müßten, die Arbeiter zu unerfüllbaren Anſprüchen zu erziehen, ſie durch mehrwöchigen Aufenthalt in luxuriöſen Rekonvaleszentenheimen noch unzufriedener mit ihrer Lage zu machen, als ſie ſo ſchon ſind, und ſie obendrein mit dem Bazillus der Rentenhyſterie zu infiziren. Die Aerzte werden von ſolchen einflußreichen Organen in ihrem Kampf gegen die Krankenkaſſen eifrig unterſtützt; man hofft, ſie als Bundesgenoſſen gegen Umſturz und Humanitätdusel zu gewinnen. Das größte Hinderniß aber liegt in der — ſeien wir höflich! — Kindlichkeit des Publikums. Der durchſchnittliche heutige Menſch hat ſchwächere animaliſche Triebe und mehr Selbſtbeherrſchung als der Menſch früherer Zeiten, aber noch nicht ſo viel Gewalt über ſich, wie zur Beobachtung einer vollkommen vernünftigen Diät nöthig iſt. Und Die ſie haben, die werden von den Mächten Pflicht, Ehrgeiz, Habſucht und Geſellſchaft gezwungen, bald im Arbeiten, bald im Genießen das Maß zu überſchreiten. Wird nun Einer in Folge Deſſen krank oder fühlt er ſich auch nur unpäßlich, ſo wendet er ſich — darin ſind Alle gleich — an den Arzt, der ihn ſchleunig geſund machen ſoll. Und Vertrauen hat er nur zu einem, der ſich das Anſehen der Unfehlbarkeit giebt; beim Ungebildeten verſtärkt außerdem viel Schwadroniren das Vertrauen. Ein Arzt, der ehrlich und beſcheiden bekennt: Vorläufig weiß ich nicht, was Dir fehlt, wir wollen ein paar Tage abwarten, und der dann, nachdem er mit ſeiner Diagnoſe ins Reine gekommen iſt, ſagt: Ein Mittel gegen das Uebel giebt es nicht, beobachte die Diät, die ich vorſchreibe, und laß die Natur ſich ſelbſt helfen, — ein ſolcher Arzt kann verhungern. Ich habe einige ſolche Männer kennen gelernt. Einen von ihnen hat einmal eine ſehr geſcheite und gebildete Dame eingeſperrt mit der Erklärung: Ich laſſe Sie nicht eher heraus, als bis Sie Etwas verſchrieben haben. Nehmen wir aber an, ein gewaltiger Geſetzgeber hätte die Reform durchgeführt, ſo würde ſie ſich nicht lange halten laſſen. Der Geſundheitrath würde, zum Beiſpiel, zu einem Influenzakranken gerufen. Mit der teutſchen Gradheit, die heute nur die berühmten Aerzte ziert, die aber dann ihre Unabhängigkeit allen Geſundheitbeamten erlauben würde, führe der Gerufene den Patienten an: „Du einfältiger Pimpelfritze

Digitized by Google

(oder Du dumme Pimpelliese), wer wird denn den Gesundheitrath wegen einer solchen Kleinigkeit inkommodiren? Solcher Schnupfen hat seine Zeit; wenn die um ist, hört er von selbst auf." Und käme Das nun öfter vor so würde das ganze Volk, die Arbeiter nicht zuletzt, rebelliren und schreien: Gebt uns unsere alten Aerzte und Kurpfuscher wieder, die mit uns pimpelten, die uns schleunige Heilung und ewiges Leben versprachen und uns mit der Verordnung von großen Pullen Medizin, von Madeira oder Kairo, von Bädern, Massagen und Einreibungen beruhigten!

Der Hauptsache nach wird also wohl Alles beim Alten bleiben, was nicht um des dummen Publikums willen, wohl aber wegen der vielen ehrlichen und gewissenhaften unter den Aerzten sehr zu bedauern ist. Ein kleiner Fortschritt ist immerhin schon damit gemacht, daß die Kreisärzte, deren Wirkungskreis gegen den der früheren Kreisphysici bedeutend erweitert worden ist, und die Schulärzte mehr Gesundheiträthe als Heilkünstler sind. Wenn demnach auch der Fortschritt der Hygiene nach wie vor hauptsächlich auf einer kräftigen Sozialpolitik und einer gesunden Volkswirthschaft beruht, die auch für ausreichende und gute Nahrung zu sorgen hat, auf der inneren und äußeren Kolonisation und auf Hilfe leistenden Bewegungen wie denen der Bodenbesitz- und Wohnungreformer und der Gartenstadtgesellschaft, so lassen wir uns doch gern auch die Beihilfe der vom Staat und von Gemeinden organisirten ärztlichen Gesundheitpolizei gefallen. Nur hegen in Beziehung auf diese wir zur Ketzerei hinneigenden Laien zwei Wünsche: diese löbliche Polizei möge nicht zu streng verfahren und sich recht bald von der zur Zeit herrschenden medizinischen Mode: der Ueberschätzung des gefährlichen Einflusses der Bakterien, befreien. Wer die Gewalt hat, unterliegt leicht der Versuchung, sie zu überspannen und zu mißbrauchen, Verbote zu erlassen, nicht, weil es die Umstände erfordern, sondern aus Lust am Verbieten; unnöthige Maßregeln anzuordnen, bloß aus Reglementirsucht. Darin sind alle Menschen, ausgenommen die sehr seltene Spezies der wirklich liberalen, einander gleich, und bekämen die Hydropathen das Heft in die Hand, so würden wir mit Kneippgüssen, Halb- und Ganzpackungen beglückt werden. Namentlich mit Absperrmaßregeln wird viel zu weit gegangen. Von ganzem Herzen stimme ich Dem bei, was am ersten Februar bei der Berathung des Ausführungsgesetzes zum Reichsseuchengesetz im preußischen Abgeordnetenhause zwei Herren gesagt haben. Der konservative Winckler erklärte: „Mit wenigen Ausnahmen lehnen wir das Gesetz ab, vornehmlich aus zwei Gründen. Wir wollen die scharfen Eingriffe ins Familienleben nicht gutheißen und können die neuen großen Kosten den Kommunen nicht auflegen." Und der Freiherr von Zedlitz: „Allgemein ist die Ansicht verbreitet, daß die Kreisärzte zu scharf vorgehen. Wenn die Auskunft der Regirungpräsidenten anders lautet, so weiß man ja, daß gewöhnlich berichtet

Digitized by Google

wird, wie man es oben wünscht. Meistens ist der Medizinalrath Berichterstatter und eine Krähe hackt der anderen die Augen nicht aus."

Grund der Absperrungsucht ist die Bazillenfurcht. Ich maße mir in fachwissenschaftlichen Dingen kein apodiktisches Urtheil an, auch nicht in Beziehung auf die Bakterienlehre und die Serumtherapie. Nicht ich habe diese Schwindel genannt, wie ein Arzt zu glauben scheint, sondern ich habe nur meine Freude darüber ausgesprochen, daß es in einer naturwissenschaftlichen Zeitschrift geschieht. Also ich pfusche den Fachmännern nicht ins Handwerk, sondern meine nur Zweierlei. Erstens, daß uns Laien nicht zugemuthet werden kann, Alles blind zu glauben, was im Namen der Wissenschaft als unbestreitbare Wahrheit verkündet wird. Wenn sich Einer dem unfehlbaren Papst unterwirft, so weiß er wenigstens, was er zu glauben hat, denn Das steht im Katechismus und wird von keinem römisch-katholischen Theologen angefochten. Aber die neuen medizinischen Theorien sind sämmtlich heftig umstritten. Auf der breslauer Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte wurden die angeblichen Erfolge der Serumtherapie bestritten und ein Dr. Seiffert erklärte: „Zur Erzielung vollkommen gesunder Nachkommenschaft ist die beste Milch, die native, nicht denaturirte Milch gerade gut genug. Daher muß man das Kochen und die Pasteurisirung vermeiden." In dem essener Prozeß über die gelsenkirchener Typhusepidemien erklärte der Gutachter Professor Emmerich, Pettenkofers Schüler, zwar den Boden für verseucht durch ungeheuerliche Unsauberkeit, das angeschuldigte Ruhrwasser aber für harmlos. Was wollten dessen 10000 Keime auf den Kubikzentimeter bedeuten, wenn man erwäge, daß die Milch oft im Kubikzentimeter 100000 bis eine Million, Butter 40 bis 50 Millionen Keime enthalte! Mit einem Butterbrot verzehrten wir oft so viele Lebewesen, wie Europa Einwohner hat. Auch Fäkalien kämen in der Butter häufig vor, eben so im Schinken und Käse. Eine Flasche des verseuchten Ruhrwassers sei, mit einer Käsestulle verglichen, eine homöopathische Dosis Bazillengift. Und nun dazu noch der häufige und rasche Wechsel der medizinischen Theorien! Heute lehren berühmte Professoren, Alkohol wirke auch in den kleinsten Quantitäten als Gift und niemals heilsam, die Apotheken aber müssen unter ihren Heil- und Stärkungmitteln immer noch Wein führen. Friedrich Ratzel spricht in seinen „Bildern aus dem deutsch-französischen Krieg" von der Qual des Durstes auf dem Marsch. „Damals lastete noch der medizinische Unsinn auf uns, daß auf dem Marsch nicht getrunken werden durfte, unter den vielen Sünden, die die höheren Militärärzte auf dem Gewissen haben, eine der leichtsinnigsten; denn damals schon mußte man wissen, daß mäßiges Trinken dem von Hitze und Staub halb Erstickten nicht schadet. Statt Dessen sahen wir in so manchem elsässischen Dorf die Kübel voll kühlen Wassers, die die mitleidigen Einwohner an die Straße stellten, einfach ausleeren. Der Herr Stabs-

Digitized by Google

arzt befahl Das vom hohen Rosse herab.“ Darum, wenn uns ein Dogma der unfehlbaren medizinischen Wissenschaft wider den Strich geht: Abwarten!

Das ist das Eine. Und das Andere: Angenommen auch, die orthodoxe Bazillenlehre wäre richtig, so würde doch ihre zu starke Betonung schaden. Denn auch die Bakteriologen müssen ja zugeben, daß der Krankheitserreger als solcher nur wirkt, wenn er den geeigneten Nährboden findet, daß aber ein vollkommen gesunder Mensch keinen darbietet. Wird nun das Hauptgewicht auf die Absperrung von Bakterien gelegt, so kann darüber leicht Das vernachlässigt werden, was alle Bakterien (die übrigens dem Organismus unentbehrlich sind) unschädlich macht: die Sorge für Kräftigung der Leiber. Was die Absperrmaßregeln, Untersuchungen und Desinfektionen kosten, würde oft besser auf Nahrung, Körperpflege und Erholung angewendet. Reinlichkeit und gute Ernährung schließen die schädlichen Bakterien von selbst aus, und wo Beides fehlt, da ist es nur für die Wissenschaft interessant, für die Volksgesundheit aber im Allgemeinen gleichgiltig, ob der eindringende Schmutz Bakterienform hat oder nicht. In gewissen Fällen scheint Das ja von Bedeutung zu sein; so hat die Bakterienkunde die Wundbehandlung verbessert, seit man erkannt hat, daß nicht bloß sichtbarer Schmutz, sondern auch schon das unsichtbar in der Luft schwärmende Keimgewimmel Eiterung erzeugt und daß man, um dieser vorzubeugen, die Wunde vor jenem schützen muß. So ist es auch möglich, daß die Bakteriologen Recht haben, wenn sie lehren, es gebe gewisse, an ihrer Form erkennbare Arten von Bakterien, deren jede, in den geeigneten Nährboden gelangt, eine bestimmte Krankheitform erzeuge. Aber ich lege dieser Entdeckung kein sonderliches praktisches Gewicht bei. Ich halte nämlich eine kleine Typhus- oder Choleraepidemie für gar kein Unglück. Sterben müssen wir Alle, und ob wir ein paar Jahre früher oder später sterben, das ist doch gleichgiltig. Auch raffen solche Epidemien immer nur schwächliche Personen weg, die ohnehin nicht mehr lange gelebt hätten. Man erkennt Das daran, daß in den auf die Epidemie folgenden zwei, drei Jahren die Zahl der Todesfälle tief unter den Durchschnitt sinkt, wie ichs in der Zeit von 1866 bis 1869 zu beobachten Gelegenheit hatte. Eine solche Ausdehnung und Gewalt wie früher können Epidemien nicht mehr erlangen, es müßten denn großstädtische Zusammenpferchung und industrielle Schmutzanhäufung stetig zunehmen; aber dann gelangen wir zu Zuständen, gegen die keine medizinische Wissenschaft hilft, und bei denen Absperrung unmöglich ist. Professor Escherich in Wien hat in einem Vortrag über amerikanische Aerzte gesagt: „Die ansteckenden Krankheiten scheinen in Amerika weniger schwer aufzutreten als bei uns; wenigstens fürchten sich die Amerikaner nur wenig vor ihnen; sie haben nicht einmal Räume für strenge Isolirung in den Spitälern.“ Sehr natürlich! In Amerika hat man noch Raum. Von New-York abge-

Digitized by Google

sehen, leben auch die Menschen der Großstädte nicht in Miethkasernen zusammengepfercht, sondern in Einfamilienhäusern mit Gärten dazwischen. Da können Epidemien nicht leicht entstehen. Nicht die unmittelbare Berührung erzeugt Ansteckung, wofern nur der den Kranken Berührende gesund ist, sondern der Umstand, daß von den zusammengepfercht Lebenden fast keiner mehr gesund ist, macht aus jeder unter ihnen entstehenden Krankheit eine Epidemie.

Uebrigens sind Seuchen im Mittelalter die größten Wohlthäter der Armen gewesen. Jede hat den Arbeitlohn gehoben und die Entstehung eines Arbeiterproletariates aufgehalten, das erst bei der ungeheuren Volkszunahme des neunzehnten Jahrhunderts dem Kapitalismus zu Hilfe kommen konnte. Darum begreife ich nicht, wie die Sozialdemokraten sich so lebhaft an der Bekämpfung der Kindersterblichkeit betheiligen können. Die Humanität im Allgemeinen und das Arbeiterinteresse im Besonderen fordern doch nicht, daß sich die Zahl der Menschen ins Ungemessene vermehre, sondern daß Alle, die da leben, gesund seien und glücklich leben. Andere Leute, die ich nicht nennen will, mögen ein Interesse daran haben, daß alle Kinder der Proletarier am Leben bleiben, diese Kinder selbst und ihre Eltern haben es nicht. Wer die Berichte der englischen Gesellschaft für Kinderschutz, wer die Schilderungen unseres wackeren Agahd kennt, empfindet es als Grausamkeit, einen Proletarierſäugling vor dem Tode zu bewahren, der ihm Erlöser von bevorstehenden Qualen ist und keine Schrecken für ihn hat. Nur wenn der Lebensretter für gute Erziehung bis mindestens zum vierzehnten Jahr sorgt, darf er ein Wohlthäter genannt werden. Und angenommen, es gelänge den vereinten Anstrengungen der Arbeiterorganisationen, der Philanthropen und wohlwollender, weiser Regirungen, die gesamte Arbeiterschaft in einen durchaus befriedigenden Zustand zu erheben, so würde sie durch eine den jetzigen Zuwachs noch übersteigende Vermehrung ihrer Mitgliederzahl binnen wenigen Jahren von der erreichten Höhe wieder hinabgedrängt werden. Damit habe ich eine Frage berührt, die ein Mediziner an mich richtet: Wie ich über die Verhinderung der Konzeption denke. Das ist nun eine Frage, zu deren Beantwortung gynäkologische Kenntnisse gehören, über die ich nicht verfüge. Was die volkswirthschaftliche Seite der Sache betrifft, so darf man sagen: Vorläufig ist die Frage noch nicht brennend, denn noch giebt es große Flächen unbebauten oder nur sehr extensiv benutzten Fruchtbodens auf der Erde; bleiben sie unbenutzt, so handeln die Völker und die Regirungen unweise. In ein paar hundert Jahren freilich wird man, menschlicher Berechnung nach, vor der Wahl stehen zwischen Beschränkung der Kinderzeugung und Ausrottungskriegen. Aber was nach ein paar hundert Jahren vielleicht geschieht, kann den Politiker von heute nicht kümmern.

Neisse. Karl Jentsch.

Digitized by Google

Selbstanzeigen.

Sozialismus und Zionismus. Jüdischer Buch- und Kunstverlag, Brünn.

Auf dem letzten Parteitag der polnischen Sozialdemokratie Oesterreichs wurde nach einer die jüdische Nation negirenden Rede des Abgeordneten Daszynski ausgesprochen, daß eine Absplitterung jüdischer Proletarier in besondere jüdische Organisationen nicht statthaft sei. Ich suche Dem gegenüber zu beweisen, daß die besondere jüdische proletarische Organisation gerechtfertigt ist, und suche die Argumente zu bekämpfen, die gegen den Zionismus (oder den Nationalismus überhaupt) ins Treffen geführt werden. Ich greife auch auf den in der „Zukunft" erschienenen Artikel des Dr. Elias über „Das Wesen des Judenthumes" zurück, weil Niemand noch mit so klarer Schärfe wie er die tieferen Gründe des Antagonismus zwischen der jüdischen und den anderen Nationen aufgedeckt hat.

Agram. Otto Kraus.

Der Ultramontanismus als Weltanschauung; auf Grund des Syllabus quellenmäßig dargestellt. Bonn, Karl Georgi 1905. **3,50 Mark.**

Unstreitig ist unter den Kulturfaktoren der Gegenwart einer der wichtigsten der Ultramontanismus, man mag sich zu ihm stellen, wie es auch sei. Alles redet von ihm, über ihn, gegen ihn. Und doch sind sich die Wenigsten genauer über sein eigentliches Wesen klar. Vielfach wird er einfach als identisch gesetzt mit dem modernen römischen Katholizismus oder mit dem Papstthum. Und doch ist für richtige sachgemäße Abwehr des Ultramontanismus vor Allem genaue Kenntniß seines Wesens nothwendig. Eine solche will ich in meinem Buch vermitteln, in dem Umfang, wie es in einer Schrift gesetzt kann, die selbst wieder nur eine Vorarbeit zu einem größeren Werk über Ultramontanismus sein soll. Zunächst mußte ich vom Ultramontanismus einen Begriff herstellen, der den Bedürfnissen des Politikers und Staatsmannes entspricht. Mein Buch ist wesentlich mit dazu geschrieben, die Stellung des modernen Staates und seiner Regirungen in der Auffassung und Bethätigung ihrer nationalen Kulturaufgaben dem Ultramontanismus gegenüber zu vertheidigen. Denn das System der ultramontanen Weltanschauung steht durchweg in absolutem Gegensatz zum modernen souveränen Staat und der neuzeitlichen Kultur; und die Hauptaufgabe der praktischen Thätigkeit des Ultramontanismus ist, den modernen Staat und die heutige Gesellschaft im ultramontanen Sinn zu rekonstruiren, also modernen Staat und heutige Gesellschaft zu stürzen. In der nothwendigen Abwehr dieser revolutionären ultramontanen Bestrebungen muß der Staat, müssen seine Lenker, seine Freunde, seine Staatsbürger darauf sehen, daß sie das religiöse katholische Gefühl durchaus schonen. Sie wollen ja nicht den Katholizismus abwehren, der als Kirche in Deutschland die selben Rechte genießt wie der Protestantismus, sondern im Gegentheil das katholische Volk vor dem Ultramontanismus bewahren. Ich sehe also den Ultramontanismus an als ein auf der religiösen Basis des Katholizismus, insbesondere der centralen Stellung des römischen Papstes beruhendes System von politisch-kulturellen Theorien, als eine religiös-weltliche Weltanschauung, die eben die alten religiösen Dogmen des Katholizismus ergänzt durch die neuen sozialen Dogmen des Ultramontanismus.

Digitized by Google

Fasse ich die Entstehung sowohl als die Tendenz der sozialen Dogmen des Ultramontanismus ins Auge, so kann ich ihn begrifflich bestimmen als die Uebertragung des romanisch-klerikalen Kulturideals auf die deutsche katholische Laienwelt. Den Doppelcharakter der ultramontanen Weltanschauung, ihre romanische Seite (Jesuiten ihre geistigen Väter vielfach) wie ihre klerikale Tendenz (Herrschaft des Klerus oder klerikaler Ideen über die moderne bürgerliche Gesellschaft) habe ich dann im Einzelnen nachgewiesen. Das System der ultramontanen Weltanschauung ist nun nach seinen Hauptseiten vorgetragen in der „Sammlung" (Syllabus) der achtzig von Pius dem Neunten 1864 verdammten Sätze, die ich darum geradezu als das Glaubensbekenntniß des modernen Ultramontanismus ansehe. Darum besteht das Mittel- und Hauptstück meines Buches in einer Erklärung der einzelnen achtzig Syllabussätze, sowie in Abhandlungen über den Syllabus als Ganzes, seine Entstehungsgeschichte, Tragweite, Autorität als „Prüfstein unserer Zeit", wie der Kardinal-Erzbischof Fischer von Köln gesagt hat, seine theoretische (im Lehrsystem des Katholizismus) wie praktisch-politische Geltung. Die einzelnen Syllabussätze betreffen die Grundfragen des modernen staatlichen und gesellschaftlichen Lebens, Wissenschaft, Gewissensfreiheit, Kulturfreiheit, Toleranz, Verhältniß von Staat und Kirche, Liberalismus, Freimaurerthum, Ehe, Schule u. s. w. Ich habe hier die ultramontane Lehre nach den besten ultramontanen Quellen möglichst objektiv als Historiker dargestellt, habe ihren durchgängigen Gegensatz zu den betreffenden modernen bürgerlichen und staatlichen Anschauungen nachgewiesen, habe auch, zur eventuellen näheren Beschäftigung mit diesen Kulturfragen, die Literatur über sie verzeichnet. Der dritte Theil des Buches behandelt die Frage, welche grundsätzliche Stellung der Ultramontanismus zum Staat und zu seinem Gesetz einnimmt; er weist nach, daß der Ultramontanismus systematisch die Hingabe an den Staat und sein Gesetz im Staatsbürger untergräbt; vor Allem, weil er die Staatsgesetze meistens als nicht im Gewissen verbindlich erachtet und dadurch die innere Gesetzestreue des Staatsbürgers in rein äußerliche Gesetzlichkeit verwandelt. Diese Seite des Ultramontanismus ist eine für den Bestand und die Autorität der Staatsgesetze so gefährliche, doch von den Gegnern des Ultramontanismus meist so wenig erkannte und, so weit ich sehen kann, außer in meiner Schrift noch nirgends so in ihrem ganzen Zusammenhang dargestellte, daß ich die allgemeinen Resultate dieses Theiles meiner Arbeit hier anführen will. Sie lauten:

„Durch Festhaltung des Naturrechtes als Grundlage alles positiven Rechts schafft sich der Ultramontanismus eine Grundlage, von der aus er jede staatliche Gesetzgebung, so weit sie zu den Grundsätzen und Interessen der römischen Kirche nicht paßt, aus den Angeln heben kann. Durch die fortwährende, vom Standpunkt der römischen Kirche — als einer vollkommenen Gesellschaft mit ihren eigenen beständigen Rechten — aus geschehende Unterscheidung der Rechtmäßigkeit oder Inkompetenz der staatlichen Gesetzgebung hebt der Ultramontanismus die volle Pflicht des staatsbürgerlichen Gehorsams oft gerade dann auf und verwandelt sie in passiven Widerstand gegen das Staatsgesetz, wenn der Staat zur Durchführung seiner Kulturaufgaben diesen staatsbürgerlichen Gehorsam als aktive, hingebungvolle Mitwirkung der Staatsbürger am Nöthigsten braucht. Durch die Annahme von (kirchlichen) Gesetzen, die absolut im Gewissen verpflichten, und solchen (staatlichen), die Das nicht immer thun, setzt der Ultramontanismus die staatliche Gesetzgebung in

Digitized by Google

den Augen seiner Anhänger gegenüber der kirchlichen herab; er beraubt die Gesetzeserfüllung des Ultramontanen des eigentlichen Nerves, entleert sie ihres wesentlichen Gehaltes: der inneren Hingabe an das Gesetz „um des Herrn", also um des Gewissens willen; er verwandelt die staatsbürgerliche Gesetzestreue seiner Anhänger in äußerliche Gesetzlichkeit ohne wahrhaft innere Hingabe; er gewährt ferner seinen Anhängern die Möglichkeit, ja, er hält sie dazu an, sobald das kirchliche Interesse und Gesetz mit dem staatlichen in Widerspruch geräth, um des angeblich höheren kirchlichen Interesses willen das staatliche Gesetz für im Gewissen nicht verbindlich zu erklären, es nicht zu befolgen oder ihm entgegen zu handeln. Liegt schon ein für die Autorität des Staatsgesetzes Gefahr drohendes Moment dann vor, wenn die Staatsbürger in diesen Grundsätzen erzogen werden und eventuell nach ihnen handeln, so ist Das noch viel mehr der Fall, wenn Staatsbeamte auf Grund der ultramontanen Theorien nicht die durchaus zuverlässige, durch keine angeblich höheren Rücksichten eingeschränkte Pflichttreue in der Geltendmachung und Durchführung aller Staatsgesetze aufzuweisen haben, die der Staat von seinen Beamten verlangen muß, wenn er sich unbedingt auf sie soll verlassen können. Die ultramontane Lehre und Praxis in Bezug auf die Stellung zum Staatsgesetz ist also, besonders wenn man ihre Folgen ins Auge faßt, eine umstürzlerische und revolutionäre, den Bestand des Staates in der Autorität seiner Gesetze direkt bedrohende Ein bewußt ultramontaner Beamter, der in Erfüllung seiner Dienstpflichten von der ultramontanen Bewerthung des Staatsgesetzes sich leiten läßt, ist also ganz offenbar eine latente Gefahr für den Staat. Wenn der moderne Staat diese grundsätzliche Leugnung oder Unwirksammachung seiner Autorität in den wichtigsten Kulturfragen und Staatsaufgaben weiter um sich greifen läßt oder ihrer praktischen Geltendmachung, sei es auch in der kleinsten Frage, nicht mit aller Entschiedenheit entgegentritt, dann gräbt er sich selbst sein Grab. Denn nach dem über die Stellung des Ultramontanismus zum Staatsgesetz auf Grund ultramontaner Quellen Vorgetragenen kann für Jeden, der sehen will, sei er Staatsbürger oder Staatslenker, kein Zweifel mehr sein, daß der Ultramontanismus eher alles Andere ist als eine Stütze des Thrones."

Zum praktischen Gebrauch des Buches als Nachschlagewerk habe ich ein ausführlich gearbeitetes Register beigefügt. So glaube ich, eine Art Handbuch über den Ultramontanismus als Weltanschauung, als politisch-kulturelles System geboten zu haben, das dem Staatsmann und Politiker wie Jedem, der sich als moderner Mensch aus kulturellen Gründen für den Ultramontanismus interessirt — und Das muß im Grunde Jeder thun —, über die verschiedensten Einzelpunkte der ultramontanen Weltanschauung zuverlässige Aufklärung nach den besten ultramontanen Quellen und zugleich auch die Kritik dieser Theorien vom Gesichtspunkt der modernen bürgerlichen und staatlichen Gesellschaft aus bietet. Der Ultramontanismus als Weltanschauung ist aggressiv gegen jede nicht ultramontane Kultur, mögen deren Vertreter noch so sehr rechts (orthodoxe Protestanten) oder links (Sozialisten und Kommunismus) stehen. Das lehrt aufs Neue die zusammenfassende Darstellung und Beurtheilung seiner Theorien, die ich — so viel ich sehe, zum ersten Mal in diesem Umfang — biete. Nicht Stellung nehmen zu dieser ultramontanen Weltanschauung, heißt für den modernen Menschen, eine seiner obersten Pflichten gegen unsere heutige Kultur und deren künftiges Schicksal verleugnen.

Bonn. Professor Dr. Leopold Karl Goetz.

Digitized by Google

Das Goldland.

Im März, so hat man uns vor Kurzem erzählt, ist im Transvaal die bisher höchste Goldausbeute erzielt worden. Auch ohne solche Schönfärberei wäre das Aussehen des Monatsberichtes vorzüglich gewesen. Wirklich ist ja auch nur ein einziges Mal mehr Gold aus den Transvaalminen gefördert worden: im August 1899; und auch dieser Ertrag war nur um ungefähr 6000 Pfund Sterling höher als der jetzt gewonnene. Der März brachte 1400000 Unzen Gold (die Unze = 85 Shilling). Doch statt den einzelnen Monat so eifrig zu loben, soll man lieber das Gesammtergebniß des vergangenen Jahres betrachten. Transvaalwerthe gaben im Jahr 1904 zusammen 5 Millionen Pfund Dividende; die Goldausbeute betrug 17½ Millionen Pfund: auf jeden Tag kam also fast eine Million Mark. Mit so riesigen Resultaten muß die Welt, muß natürlich auch Deutschland rechnen; die Frage, wie man über die hohen Kurse und über die Spekulation auf diesem Gebiete denkt, steht auf einem anderen Blatt. Im vorigen Jahr wurde in den Deep Levels wohl noch gar nicht gearbeitet; im März 1905 waren einige in vollem Betrieb: Geldenhuis, Robinson, Ferreira, Nurse und andere. Von Monat zu Monat, heißt es, sollen die Deep Levels nun vermehrt werden. Das wird mit großer Bestimmtheit in Aussicht gestellt. Dabei handelt sichs um den zweiten und dritten Tiefbau von 3000 bis zu 5000 Fuß innerhalb eines Beckens, also in schräger Linie. Diese bekannte Thatsache erwähne ich nur, weil in einzelnen Zeitungen irrthümlich gesagt wurde, die weiteren Tiefbauten müßten doch stets unter einander eingerichtet werden, seien wahrscheinlich also ins Reich der Chimären zu verweisen. Freilich wird auch nicht jede Weissagung der Ingenieure im Lauf der Zeit bestätigt. Ein Beispiel: ihre Annahme, die Claims der Coronation bildeten die Gegenseite des großen Beckens und müßten deshalb einen reichen Goldgehalt haben, ist bis heute noch immer Hypothese. So darf man wohl auch bezweifeln, daß die Deep Levels mit solcher Windeseile entstehen werden, wie jetzt behauptet wird. Selbst wenn das Kapital für das Unternehmen gesichert ist, muß erst das Holz zum Abzimmern der Schachte herangeschafft werden; auch die Maschinen sind nicht sofort zur Stelle und in jedem Fall dauert es eine Weile, bis man die zum Betriebsanfang nöthigen Arbeiter hat.

In den Wein der Optimisten muß man also einiges Wasser schütten. An einer großartigen Entwickelung des Landes ist aber kein Zweifel mehr möglich. Vor dem Transvaal liegt eine Zukunft, die so viele und große Aufgaben stellt, daß England, trotz seiner ruhigen Energie, seiner materiellen und moralischen Kraft, sie allein nicht zu bewältigen vermag; alle Länder können hier Arbeit und Verdienst finden. Das deutsche Interesse an der südafrikanischen Goldmineindustrie wird zunächst aus drei Quellen gespeist. Banken, Börse und Publikum besitzen bei uns Goldaktien im Werth von ungefähr 700 Millionen Mark; die Milliarde, die Jeder gern verzeichnet, scheint mir auch in diesem Fall zu hoch gegriffen. Zweitens ist die Vermehrung des Goldes (heute also: des Geldes) überhaupt für uns sehr wichtig, schon weil noch nicht anzunehmen ist, daß unsere Industrie in Zeiten der Hochkonjunktur ohne Kredite von beträchtlichem Umfang auskommen könnte. Drittens haben unsere mit der Wissenschaft verbündeten Industrien (Chemiker, Elektrotechniker und benachbarte Berufe) wesentlich an der Goldförderung mitgearbeitet, die im Transvaal ja nicht so bequem wie in Kalifornien ist, sondern gegen schwie-

Digitized by Google

rige Verhältnisse zu kämpfen hat. Ohne die Hilfe, die deutsche Methoden, deutscher Fleiß, der in den Laboratorien emsig vorgearbeitet hatte, der Produktion brachten, wäre mancher Erfolg drüben nicht möglich gewesen. Doch auch damit ist unser Interesse nicht erschöpft; die Zukunft kann noch weiter reichende Hoffnungen erfüllen.

Nach menschlichem Ermessen ist zu erwarten, daß aus dem Transvaal ein Land von voll entwickelter industrieller Kultur wird, für Afrika ein Gebiet, wie es die Vereinigten Staaten für Amerika sind. Dann erhöht sich natürlich die Lebenshaltung, das Kulturbedürfniß der Einwohner und ein Austauschverhältniß wird möglich, das sich durchaus nicht nur auf den Waarenverkehr zu beschränken braucht. Unbedingt nöthig wäre dazu allerdings eine nur in Jahren zu erwerbende und zu vollem Vertrauen erweiterte Bekanntschaft beider Völker mit einander. Wer eine Sache von solcher Dimension wie jede gewöhnliche Import- und Exportfrage behandeln wollte, würde sich bald enttäuscht sehen. Nun könnte Mancher daran erinnern, daß wir nicht auf den von der Hochfinanz und dem Bankverkehr gewiesenen Wegen die verständnißvolle Freundschaft gefunden haben, die uns kommerziell jetzt mit den Vereinigten Staaten verbündet. Das ist richtig; nur leben wir nicht mehr in der Zeit, die Nordamerikas erste Jugendkraft entstehen sah. Was sich damals drüben immerhin noch langsam entwickeln mußte, schießt im Transvaal über Nacht empor. Aufpassen: so heißt für uns hier die Losung. Wir sehen ein Land, dem ein einziges Produkt die höchste Beachtung erwirbt und dauernd erhält. Nur der Aktienhandel hat diese rasche Entwickelung ermöglicht. Die Kulturgeschichtschreiber der Zukunft werden verzeichnen, welche Rolle dabei ganze Gruppen aus Europa eingewanderter Unternehmer gespielt haben. In unseren Hauptstädten entsprang der Strom, der nun schon zum Meer geworden ist. Was wir da erlebt haben, zeugt jedenfalls nicht für die Wahrheit des Wortes, das die zweite, spätestens die dritte Generation reicher Familien mit unheilbarer Erschlaffung bedroht.

Wer über das Goldland urtheilen will, muß die Gruppirung der dort herrschenden Finanzmächte kennen. Der Trust, den Wernher, Beit & Co. als Central Mining Co. gebildet haben, scheint darauf hinzudeuten, daß mit den Barnatoleuten Friede geschlossen ist. Noch vor ein paar Monaten wurde der Western Consolidated eifrig entgegengearbeitet. Die Gruppe Wernher-Beit ist also noch immer die größte. Eine Zeit lang wurde, wenn die geschäftliche Basis dieses Hauses geprüft werden sollte, nachgeforscht, ob es nur im Lande redlichen Gewinn suche oder sich auch noch an den Geschäften der Diskontogesellschaft betheilige. Es hat sehr große Reserven in der Bank von England liegen, braucht, um die Minen in Gang zu halten, für Arbeitlöhne und andere Betriebskosten aber auch ein gewaltiges Kapital. Wernher-Beit sind so ziemlich die Einzigen da unten, die nicht voreilig Prospekte ausschicken, weil damit bequem Geld herauzuschaffen ist. Ihr neuer Trust hat es besonders auf den französischen Markt abgesehen. Er umfaßt die Ventures-Interessen; 6 Millionen Pfund, von denen die Gründer selbst 1200000 behalten haben. Weitere 3 Millionen sind an die pariser agents abgegeben worden, an die offiziellen Börsenmakler, deren Name schon für gute Klassirung bürgt. Bisher, in dem alten Ventures-Syndikat, erhielten Wernher-Beit vor jeder Dividendenzahlung 15 Prozent für sich; jetzt, in dem neuen Central Mining-Trust, bekommen sie, wenn zunächst 5 Prozent vertheilt sind, 25 Prozent. Und die Antheile werden schon mit einem recht hübschen Agio gehandelt. Neben dieser Hauptgruppe giebts aber noch andere wichtige Firmen.

Digitized by Google

Die Gruppe Lewes-Marx (der einst auch das Branntweinmonopol Schätze einbrachte) vertritt große Gold- und Kohleninteressen. Die Firma A. Goerz & Co., die bekanntlich mit der Deutschen Bank und den Häusern Stern liirt ist, galt von je her als Deutschlands wichtigste Vertretung in Südafrika. Als Adolf Goerz, der selbst Ingenieur war, noch lebte, mag diese Geltung besser begründet gewesen sein als heute, wo den Geschäftsleitern vorgeworfen wird, sie seien zu abhängig von Berlin. In der Goldmineninduſtrie ists natürlich besonders wichtig, ob man, wie die Albu und Konsorten, ein Angebot sofort bündig beantworten kann oder acht Tage Bedenkzeit erbitten muß. Besinnt sich der Kluge, besinnt sich der Narr: die Wahrheit dieses Sprichwortes zeigt sich manchmal, während in Johannesburg auf den Bescheid aus Berlin gewartet wird. Die werthvollste Transaktion der Firma Goerz war jetzt die Gründung der Van Dyk-Mine; der Bericht der Gesellschaft sagt darüber zutreffend, das Grubenfeld sei aus den Händen des Geologen in die des Ingenieurs übergegangen. Die Bohrlöcher von Nr. 2 bis 5 ergeben für das Main Reef im Durchschnitt den sehr hohen Goldgehalt von 18,8 dwts. (Pennygewicht). Das ist der Goldertrag aus einer Tonne Gestein (= 2200 Pfund Gewicht); schon bei 8 dwts. Goldgehalt wird aber mit Nutzen gearbeitet. Ist das Erz, wie in dem schmalen Reef von Langlaagte, weicher, so steigt der Goldertrag, weil weniger Rückstände bleiben. Im Westen lassen die Funde noch wenig Nutzen. Modderfontein hat, zum Beispiel, nur 4000 Pfund Sterling im Monat. Die Firma Goerz war seit einiger Zeit vom Glück nicht sehr begünstigt; ich will, zum Beweis, nur an die Erfahrungen mit Princeß, Tudor, Lancaster, Westrand Consolidated erinnern.

Die Hirsch-Gruppe ist zwar sehr reich, im Grunde aber nicht selbständig und namentlich in Paris wohl nur die Deckadresse für die Geschäfte von Werner-Beit. Albu ist mit seiner neuerdings noch vermehrten Macht in die General Mining Co. aufgegangen, an deren aussichtreichem Betrieb die Dresdener Bank so stark betheiligt ist. Ochs Brothers arbeiten in Paris und London. Wie weit Barnatos Interessen reichen, ist bekannt genug. Zu erwähnen wären dann noch die Gruppen Newman und Dünkelspiel (die den Coaltrust und Brakspan beherrscht). Die Anglo-French Co. umfaßt die Geschäfte von Farrar, also auch den Eastrand. Zwischen dieser Gesellschaft und dem Vorbesitzer gab es kürzlich einen Disput, der sehr beachtet wurde, aber wohl heftiger klang, als er gemeint war. Die Goldfields-Gruppe hat ihren Trust in Paris; die Aktien lauten auf 4, gelten aber nach jetziger Notiz mehr als 8 Pfund. Die Rouvier-Bank hat, seit ihr Namenspatron wieder Finanzminister ist, ein anderes Firmaschild bekommen, auf dem nun Handel und Industrie thronen. Die Friedländer-Gruppe ist ohne große Bedeutung, hat trotzdem aber nichts mit dem früheren Direktor der Breslauer Diskontobank gemein, der jetzt ja auch in Johannesburg weilt.

Daß die Interessenten manchmal in Streit gerathen, ist kein Wunder. Neulich fiel Ferreira von 24 auf 19, Wemmer von 13 auf 7¼, nur weil pariser Ingenieure berechnet hatten, diese Minen müßten in neun Jahren erschöpft sein. Da all diese Verhältnisse aber nicht erst seit gestern bekannt sind, war der Zweck der Uebung vielleicht nur, die Verkäufe aus dem Nachlaß von Rudolf Kann zu verdecken. Wenn der pariser Pessimismus Recht behielte, hätten die Aktionäre nach neun Jahren trotzdem nicht nur ihr Kapital zurückerhalten, sondern auch noch eine gute Verzinsung erreicht. Freilich reizen solche Papiere nicht zur Spekulation.

Digitized by Google

Unter den Diamantenminen war früher De Beers die mächtigste. Das ist nicht mehr unbestreitbar, seit am Oranjefluß die Premier Diamonds Mine entstanden ist. Wenn der englischen Regirung nicht 60 Prozent vom Gewinn zugesichert wären, ständen die Shares noch höher; einstweilen ist die Notiz 17 Pfund (für 2½ Shilling Nominale) und bei Preferred, denen 10 Shilling garantirt sind, 9 Pfund (für 5 Shilling Nominale). Ein Hauptwerthstück der Gesellschaft ist der vor Kurzem gefundene Stein von 30000 Karat. Da das wichtigste Absatzgebiet die Vereinigten Staaten sind, in denen die Konjunktur doch auch wechselt, würde eine Fusion von De Beers und Premier Diamonds dem Interesse beider Gesellschaften entsprechen. So oft die Konkurrenz allzu fühlbar wird, sucht man denn auch diesen Plan zu fördern. Jagersfontein hat eine Sonderstellung; diese Mine liefert so feine Diamanten (verschiedener Farbe) wie Brasilien. Ihr Prunkstück und eine ihrer Reserven ist der Excelsior genannte Stein von 1200 Karat.

Die Arbeiterverhältnisse haben sich nicht so zum Schlimmen entwickelt, wie Schwarzseher gefürchtet hatten. Am letzten Märztag waren 34 290 Chinesen in den Minen beschäftigt und der vom Staat eingesetzte Intendant, Mr. Evans, sprach zu einem Interviewer ganz entzückt über die neuen Minenarbeiter. „Den Kulis", sagte er, „ging es noch nie so gut wie hier am Rand; sie werden gut geherbergt, genährt und bezahlt. Ich kann noch mehr sagen: die meisten dieser Leute fühlen sich hier nicht nur zufrieden, sondern geradezu überglücklich." Höhere Seligkeit ist von einem Aufsichtbeamten schließlich nicht zu verlangen; wenn die Kulis von ihm mit eben solcher Begeisterung reden wie er von ihnen, ist Alles in schönster Ordnung.

Den hohen (früher noch höheren) Kurs der Transvaalwerthe erklärt unter Anderem auch die relative Kleinheit des aufgewandten Kapitals. Ferreira hatte (bei Dividenden von 3 Pfund) nur 90000, erst später 910000 Shares. Jubilee hatte 22000, Wemmer 55000 (jetzt 80000), Randmines 480000 (jetzt 2 Millionen) Shares, die zu ungefähr 11 Pfund notirt werden. Die Engländer haben für Kurs und Agio von phantastischer Höhe ein hübsches Wort: goodwill. Ohne guten Willen wäre solche Höhe freilich nicht zu erreichen gewesen. Pluto.

Hedwig Niemann.

Eine ganz kleine Frau mit sehr hellem Haar und grauen, manchmal ins Grünliche schillernden Augen. Sie kann sich kaum verändern; die proteische Verwandlungskunst, die Thoren für die eigentlich schauspielerische Fähigkeit halten, fehlt ihr völlig und sie bliebe, auch wenn sie Perücken von millionen Locken aufsetzen wollte, immer doch Hedwig Niemann. Sie versucht auch die täuschenden Künste gar nicht erst; sie tritt stets in der selben Gestalt vor das Publikum und ist, wo sie zu gesunden Sinnen sprechen darf, immer des Sieges gewiß. Das nur begrenzt ihre Wirkung: den Ungesunden bietet sie nichts, den kraftlos Kränkelnden, die nur durch die stärksten Reizungen noch, durch pastilles ga-

Digitized by Google

lantos, durch Peitsche und Perversitäten, für ein Weilchen aus träger Ohnmacht aufzurütteln sind, hat ihre schlichte und stille Kunst nichts zu sagen. Deshalb gefällt sie auch den Börsenbarbaren, die in den berliner Theatern Hausse und Baisse machen, schon lange nicht mehr und darf aus Gnade und Barmherzigkeit nur von Zeit zu Zeit noch ein paar Abende spielen, wenn gerade kein Kassenstück da ist oder wenn irgend eine Greisenhetäre, die, um ihre Boudoirpreise zu steigern, in der entwürdigten moralischen Anstalt ihr Unwesen treibt, für die vierundzwanzig Arbeitstunden des Tages lohnendere Verwendung hat.

Hedwig: der Name erinnert an blonde Kriegerinnen, an schlanke und weiße Weibchen, die immer bereit waren, mit den Germanenmännchen den heißen Kampf um das Glück und die Herrschaft zu wagen; und die höhere Tochter, die sich hinter Butzenscheiben eifrig für ähnliche Kampfspiele rüstet, denkt bei dem holden Namen an Scheffels Frau Hadwig, die gelehrte Freundin des schönen, versonnenen Mönches Ekkehart. Mit diesen altdeutschen Weibsbildern scheint unsere Hedwig Niemann auf den ersten Blick nicht die geringste Gemeinschaft zu haben, obwohl sie mit den kleinen, soignirten Händchen sich den stattlichsten Germanenrecken erstritten hat, aus Wälses Stamm den Riesen, dem man glauben konnte, er habe den hehrsten Helden der Welt, den Brecher alter Verträge, im Schoß der bräutlichen Schwester gezeugt. Aber auch Hadwig aus Bayernland war wohl nicht immer die weise Frau; eine Anekdote erzählt von ihr, sie habe, als sie den Kaiser Konstantin, den sie nicht mochte, heirathen sollte, den verhaßten Ehebund durch eine boshafte Mädchenlist schlau zu vereiteln gewußt: sie verzerrte ihr hübsches Lärvchen so standhaft, daß der Maler, der dem Basileus ihr Portrait liefern sollte, kein ordentliches Bild zu Stande brachte und Konstantin, der die deutsche Katze doch nicht im Sack kaufen wollte, die Werbung freiwillig aufgab. Wahrscheinlich ist die Geschichte erfunden; aber sie läßt uns immerhin ahnen, daß Fräulein Hadwig ein Racker war. Und allen zierlichen Rackern fühlt unsere Hedwig sich ganz sicher nah verwandt; wenigstens hat die kleine Hedwig Raabe die Racker immer am Liebsten gespielt. Etwas Streitbares steckt in ihr, deren Gestalt doch gar nicht einer Virago gleicht, und sie konnte auf der Bühne ganz merkwürdig wild mit den Geschlechtsgenossinnen um das Glück und das Mutterglück verheißende Männchen kämpfen, — nicht wie eine Heldin freilich, sondern wie eine allerliebste, aber auch bösartig fauchende Katze. Wenn sie als Frou-Frou mit der ihr unähnlichen Schwester stritt, wurde ihr Auge ganz grün, in dem hellen Haar schienen, wie zur Nachtzeit in einem Katzenfell, Funken zu knistern und dem Zuschauer schlich Angst vor dem kleinen Satan ins erkältete Gebein. Dann aber lachte sie wieder, wie nur eine reinliche Seele lachen kann, schmiegte sich kätzchenhaft an den Geliebten und rieb schnurrend, mit Zärtlichkeit erbettelnden Pfötchen, die Mädchenglieder an dem ersehnten Leib... Die reine, keusch erwachende Sinnlichkeit ist das Stärkste in ihrer Spielkunst; nicht die mit Kantharidentinktur erkünstelte

Digitized by Google

Sinnlichkeit, die in den Logen und im ersten Rang die müden Herren kitzeln und lüstern machen will, sondern die gesunde Sinnlichkeit des Naturweibchens, das jauchzend sich vom Ueberwinder erkennen läßt und spöttisch den werbenden Mann mißt, in dem es des Mannes zu wenig findet. Haben es einst, es in den Germanenhütten und in den altdeutschen Häusern, Hedwigs Ahnen nicht auch so gepflegt und gethan? Die Natur überlebt lachend den Wechsel der Mode.

Die starke Natur des nachschaffenden, die schwache Schöpfung ergänzenden Künstlers kann den schlechtesten Theaterstücken für flüchtige Stunden den Schein des Lebens leihen. Wer heute die verstaubten Stücke von Iffland und Benedix, von Putlitz und der Birch prüfend mustert, wird nicht begreifen, daß diese leichte Waare ganze Geschlechter ergötzte; er weiß eben nicht, wie diese Unbeträchtlichkeiten damals gespielt wurden. Mit der nüchternen, korrekten und uniformirten Schauspielerei, die sich jetzt, gar neckisch und selbstbewußt noch, auf den schlecht gekehrten Brettern der berliner Hofbühne spreizt, wäre die armsälige dramatische Kleingewerbeproduktion des ersten Jahrzehntes im neuen Reich nie zu Erfolgen gekommen. Damals aber standen am Schillerplatz die Herren Döring, Berndal, Liedtke, Krause, Vollmer, Oberländer, die Damen Frieb-Blumauer, Erhart, Reßler und Meyer neben einander; und durch diese in ihrer harmonischen Einheit und robusten Laune seitdem in Berlin nie wieder erreichte Lustspieltruppe tollte und kicherte von Zeit zu Zeit Hedwig Niemann-Raabe. Sie kam immer nur für ein Weilchen und huschte, wie ein Irrwisch, bald wieder hinweg; mit ihr aber kam Sonnenschein, Frohsinn und ausgelassene Koboldstücke. Wenn sie Iffland steifen Hofrath mit Mädchenreiz aus dem Hagestolzenthum lockte, des Städters staubige Pedantenseele mit Landluft labte und mit der eigenen Jugendlust den ängstlichen und von Honoratiorenstolz doch geblähten Herrn Freier über Nacht verjüngte, konnte man glauben, ein Kunstwerk zu sehen, den Lenz eines Herzens zu erleben; wenn sie Fanchon, Jane Eyre oder Lorle war, glich die müssige Requisitenkammer der guten Madame Birch-Pfeiffer beinahe der hellen, blühenden Menschenwelt; und wenn sie, in einer längst vergessenen Kinderei, als flinkes Theaterbachfischchen Hedwig „ihr Herz entdeckte", dann wars, als ob in einem zärtlich von schlanken Mädchenfingern gepflegten Gärtchen die Knospen sprängen, um durch den Morgenthau blinzelnd die Sonne zu sehen. Viele haben ihr eifernd nachgeäfft, das Lächeln und Schmollen ihr abgeguckt und fast Alles, was man jetzt an „Naivetät" hinter der Rampe sieht, kommt aus dem Raabereich; ihr Bestes aber, die von Saft und Kraft strotzende und doch so lacertenhaft geschmeidige Persönlichkeit, blieb ihr unnachahmliches Eigenthum. Selbst die entzückende Kunst der Frau Sorma wird selten Natur; sie ist spirituueller, fast immer sentimentalisch und sehnt sich nur nach der Natur, der verlorenen, zurück; sie ruft den spitzen Verstand zu Hilfe, den grämlichen Meuchelmörder der Ursprünglichkeit, während Frau Niemann sich still vom Instinkt leiten läßt. Es ist ein Unterschied wie zwischen Grill-

Digitized by Google

parzer und Goethe; und vielleicht ist es kein Zufall, daß die charmanteste Hexe im Reich der Frau Sorma die Jüdin von Toledo, die feinste und stärkste Mädchengestalt der Frau Niemann Goethes Marianne wurde. Wie sie da hausmütterlich im engen Kleinbürgerbereich schaltet und waltet, mit dem Bruder, dem Freund und dem Bübchen Christel verkehrt, leise schmunzelt und ganz sacht, daß nur ja Keiner sich drüber gräme, ihr bärmliches Herzleid in verstohlenen Thränen erleichtert, wie das dämmernde Sehnen des Busens ihr klar wird und immer klarer, bis in dem Bruder endlich der Liebende sich und der Geliebte enthüllt und die von der Fülle des Glückes Betäubte, von Wilhelms heißem Kuß Bebende nur den Ruf des Zweifels findet, der doch schon kein Zweifel mehr ist: „Wilhelm, es ist nicht möglich!“—: Das ist so wundervoll echt und einfach und ganz und gar goethisch, daß Herr Karl Frenzel Recht hatte, als er vor Jahren schrieb: wer versäumt habe, die Marianne der Niemann zu sehen, habe eine köstliche Stunde seines Lebens muthwillig verloren. Nur eine Szene giebt es noch in dem begrenzten Rollenkreis dieser Schauspielerin, wo sie solche Kunsthöhe erreicht, — erreichen kann, weil ein Dichter sie führt: die qualvolle Szene, in der Hebbels todwunde Maria Magdalena den gehaßten Verführer anfleht, sie zu heirathen, aus der Schande zu lösen. Frau Wolter hat der seltsamen Tischlerstochter mehr herbe Größe gegeben, in ihr mehr die Tochter des stacheligen, düster sinnenden Vaters gezeigt, aber sie verfügte nicht über die Fülle der flehenden und unter Schluchzen fluchenden Frauentöne, die Hedwig Niemann fand; so mußte das Mädchen sein, das, von der Stickluft des dumpfen, lichtlosen Hauses entkräftet, sich in einer schwülen Stunde an den ungeliebten, das Püppchen schlau knetenden Mann verlor und mit der letzten, fast schon verzweifelnden Hoffnung nun um die Ehre kämpft, das höchste, beinahe das einzig heilige Gut im dunklen Haushalt des Meisters Anton. Die spitzfindig erklügelte Vorgeschichte des mächtigen Werkes wurde glaubwürdig und dem von der Hebbellauge nicht zerfressenen Menschenverstande sogar wahrscheinlich, wenn Hedwig Niemann Klara Anton war.

Leider kam sie allzu selten dazu, echten Dichtern solchen Sieg zu erstreiten. Sie mußte gewöhnlich die Sache der Macher und Mächler führen und die Kraft an die schwere Aufgabe verzetteln, Paraderollen zur Menschlichkeit zu erwecken. Das war nicht ihre Schuld, nicht die Bequemlichkeit eines lässigen und eitlen Talentes, das kokett nur nach wohlfeilen Effekten spähte und sich im Poetenland, wo die Früchte ihm langsamer reifen mußten, nicht heimisch fühlte. Nein: die unermüdliche kleine Frau schnupperte gierig stets nach neuer, lohnender Arbeit umher und hätte gern an den von den Größten geschaffenen Jungfrauen und Frauen die Kräfte geübt; aber die äußeren Mittel, von denen der Kunsthandwerksbetrieb des Schauspielers abhängig ist, zwangen ihre nach freier Regung langenden Rollenwünsche in enge Grenzen. Sie wäre das beste Gretchen gewesen, das man erträumen könnte, ein nachdenkliches, einfältiges Bürgerkind, das im

Digitized by Google

heißen Wirbelwind einer von Höllenkünsten geweihten Leidenschaft über Nacht zum Weib und zur sündigen Mutter wird; doch die helle Vogelstimme hätte das Gebet an die Gnadenreiche und den Jammer der irren Kindesmörderin in einem weiten Schauspielraum nicht zu leisten vermocht. Ihr fehlte immer der große Ton und die große Geberde; sie fand auch nicht den sicheren Führer, der, als es noch früh genug war, bis in Stellas Park ihr den Weg zu weisen versuchte: so blieb sie denn auf die bürgerliche Dramatik beschränkt, — und mit der sah es, als die Natur der Niemann das Bühnengepräge empfing, recht übel aus. An den deutschen Bachfischen, die unter der Witztyrannis des Herrn Lindau rasch verrohten, hatte sie sich bald übersättigt und suchte, als ihr in den „Augen der Liebe", einem allzu bewußt klugen Theaterspiel der Birchtochter Wilhelmine von Hillern, noch ein kleines Puppenwunder gelungen war, bei den Franzosen das Heil. Frou-Frou war sie schon früher gewesen; jetzt wurde sie das Fräulein von Belle-Isle, Dora, Cyprienne und Francillon. Diese Rollen „lagen" ihr eigentlich nicht, denn sie denkt und empfindet nicht wie eine Französin, sondern ist in ihrem Wesen so kerndeutsch, wie die Chaumont und die Réjane gallisch — oder besser: pariserisch — sind; aber sie übersetzte die zierlich frechen Heldinnen der Dumas und Sardou keck in ihr geliebtes Deutsch und war stark genug, um uns in den Glauben zu zwingen, ein Pflänzchen wie Cyprienne oder Francillon könne in Magdeburg gewachsen sein. Freilich konnte dieser Jahrzehnte lang währende Umgang mit Männern, deren Art mehr geistreich als poetisch ist, nicht ohne Folgen bleiben. Frau Hedwig gab den klugen und thörichten Jungfrauen, den unbefriedigten oder unbeschäftigten Gattinnen, die sie zu spielen hatte, ihr blondes Gemüth, aber sie fühlte sich ihnen überlegen und ging mit den Ersinnern dieser Figuren nicht immer säuberlich um. Für den Schauspieler, der sein Handwerk beherrscht, ist die ununterbrochene Beschäftigung mit geringer Kunst die größte Gefahr: er wird, weil er sich nicht einem starken Dichter unterzuordnen braucht und in jedem Augenblick jeden gewünschten Ton sicher trifft, leicht zum selbstherrischen Virtuosen, dem das Drama nur noch das Mittel ist, die eigene interessante Persönlichkeit glänzen und glitzern zu lassen. Auch Frau Niemann ist dieser Gefahr nicht entronnen; sie hört nicht immer gut zu, entzieht sich oft dem Zusammenspiel und amusirt sich, während die Anderen vorn reden und rasen, im Hintergrunde auf eigene Faust. Vor der seelenlosen Aeußerlichkeit der schlimmen Virtuosen hat ihre starke Natur sie aber bewahrt: wo es gilt, versagt sie niemals; ihre Thränen sind stets echt — allzu echt manchmal, denn sie weint wirklich und schmälert durch eigene Ergriffenheit nicht selten die Wirkung —, und wer sie als Marianne sieht, wird erkennen, daß sie die schwerste Schauspielerkunst noch jetzt nicht verlernt hat: bescheiden und treu sich in Demuth dem Gebote des Dichters zu fügen. Man pflegt ihr gern vorzuwerfen, Ibsens Nora sei ihr vor Jahren nicht gelungen, und möchte damit beweisen, daß sie die größten

Digitized by Google

Aufgaben des modernen Schauspielers nicht bewältigen kann. Der Vorwurf ist ungerecht. Als sie Nora spielte, war Ibsen noch der fremde, unverstandene Mann aus dem Nebelland; ehrfurchtlose Theaterleute drängten dem Noradichter eine unsinnige Aenderung des Schlusses auf und die Niemann hatte eine läppische Frau Helmer darzustellen, die reuig ins Puppenheim zurückkehrt. Eine menschliche — oder gar weibliche — Einheit ist aus Frau Nora, die unheilbar am Ibsenbruch krankt, überhaupt nicht zu schaffen, denn die zwitschernde Lerche wird plötzlich mit dem radikalen Trachten Ibsens, des Alleinfliegers, belastet und soll, nachdem sie zwei Akte lang ein munteres, moralinfreies Weibchen war, im dritten das moralische Pathos des Dichters und das Recht der starken Individualität gegen die Gesellschaftssitte verfechten. Dieser letzte Akt, der nur noch Tendenz und persönliche Polemik des Dichters bringt, fordert von der Darstellerin scharfen, raisonnirenden Verstand, — und der Verstand war nie die starke Seite der Frau Niemann. Ihre Kraft stammt aus feinem und derbem Frauengefühl, sie kann Marianne, Lise Pomme und Madame Sans-Gêne sein, und wenn sie das alte Fräulein Ella Rentheim, die Jugendliebe des unseligen John Gabriel Borkman, gespielt hätte, dann wäre das an heimlichen Wundern reiche Werk besser verstanden worden und man hätte gemerkt, daß diese Schauspielerin, die an schwächliche Theaterstücke so viel Kraft verschwendet hat, selbst im dunklen Ibsenreich noch echte Frauen zum Leben erwecken kann.

Friedrich Nietzsche, sagt man, hat sich als blutjunger Student in das Fräulein Hedwig Raabe rechtschaffen verliebt. „Eine Erholung seltener Art" nennt er, in einem Brief an den Freiherrn von Gersdorff, 1863 ihr Gastspiel; und „ärgert sich gewaltig", daß er die Familie seines Onkels vernachlässigt hat, bei der, in Gohlis, der „blonde Engel" nun wohnt. „Ich ertrage es jetzt als eine Strafe meiner ungeselligen Gesinnung." Das klingt beinahe, als käme aus ernstlich verwundetem Herzen. Es wurde nichts draus — so pflegt man in besseren Kreisen ja wohl sittsam zu sagen —, der Erotik fiel in dem armen Leben des einsamen Lyrikers überhaupt keine wichtige Rolle zu und am Ende war der leipziger Jugendrausch nur eine gewöhnliche Studentenliebe, die, wie die Windpocken, kommt und geht. Die kleine Hedwig hätte aber auch den erwachsenen Dichter wohl noch zu locken vermocht, der auf Gletscherhöhe den Uebermenschen lehrte und Zarathustra sprechen ließ: „Zweierlei will der echte Mann: Gefahr und Spiel. Deshalb will er das Weib als das gefährlichste Spielzeug." Der den Weibern verhaßte Spruch paßt auf diese weiblichste unserer Schauspielerinnen; ein spielerischer Kindertrieb ist in ihr, — mitten im tändelnden Spiel zeigt manchmal aber ein blitzschneller Blick oder eine flinke Wendung, daß man dem scheinbar süßen Frauenfrieden nicht trauen darf und daß in der holden Hülle ein unbarmherziger Satan mit spitzen Zähnchen und scharfen Krällchen haust . . . Hedwig Niemann ist einem recht gefährlichen Zweig der vielfach differenzirten Evafamilie entsprossen; und weil sie ganz und gar Weib ist und ihr stärkster Reiz aus dieser Weiblichkeit stammt, wird ihr der

Digitized by Google

Uebergang zu den Müttern und bethulichen Tanten so schwer, denen der tränkende, stillende Frauenborn längst verdorrt ist. Nur der Stärkste durfte sich, ihr Albert, muthig des Wagestückes vermessen, sie zu freien und festzuhalten, nur der Stärkste, der Wälsung, bestand siegreich den Kampf mit dem gefährlichen Spielzeug. Wenn Zarathustra die kleine Frau neben dem reckenhaften Gatten sähe, würde er den Freunden das blonde Paar zeigen und ihnen sagen, daß hier ein Ehegarten nach seinem Herzen angelegt sei, weil ein heldischer Mann, statt einer geputzten Lüge, eine starke, tanzlustige Frauennatur fand, ein echtes Weibchen, das zur Erquickung des heimkehrenden Kriegers taugt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

So (ungefähr) habe ich vor acht Jahren das Wesen der Frau Niemann zu umschreiben versucht. Nun ist sie gestorben; und ich bringe den Versuch noch einmal ans Licht, weil mir scheint, daß über dieses starke Theaterherz doch mehr und Würdigeres gesagt werden müßte, als fast überall bisher gesagt worden ist; daß man diese Leiche nicht den Holzböcken und anderem Zeilenspinngethier ausliefern durfte. Den Mimen wird oft unersättliche Gier nach raschem, sichtbaren, münzbaren Erfolg vorgeworfen; ist solche Sucht ihnen zu verargen, wenn sie täglich erleben müssen, wie schnell in ihrem Rampenreich blühender Ruhm welkt, wie Denen selbst, die einst auf einem Thron saßen, von grober Hand nur hastig ein paar Schollen ins Grab nachgeschleudert werden? Der Anblick lehrt sie „geizen mit der Gegenwart und ihrer Mitwelt mächtig sich versichern". Minder pathetischen Ausdruck als Schiller gab Bismarck ihrem angstvollen Gefühl, als er das Schauspielerwort citirte: „Nach Neune ist Alles aus".

Die Niemann wußte es; wußte, daß eine Rastende bald von der Menge vergessen ist, und wollte drum, nach des Dichters Wort, den Augenblick, der ihr blieb, „ganz erfüllen." Spielen, um jeden Preis von einer Bretterhöhe herab auf empfängliche, auf widerwillig sich öffnende Herzen auch wirken. Als sie keine Rollen mehr fand (Ella Rentheim, Frau Alwing, Paillerons fröhliche Herzogin, Frau Flamm hätten sie zu neuer Laufbahn gestärkt) und als Gastspielerin immer mit der Erinnerung an ihre Jahre geärgert wurde, versuchte sies mit dem Vorlesen. Las die Gretchenszenen des frühsten Faustentwurfes: und Herz und Stimme der Fünfundfünfzigjährigen waren einer staunend unterm lauen Morgenwind der Geschlechtsliebe erwachenden Jungfrau. Da bot sich noch eine Möglichkeit. Sie konnte Märchen vorlesen, ganz alte Märchen, Legenden von Keller, Goethes kleine Erzählungen, Fabeln, galante, die freilich mild gesalzen sein mußten. Aber sie konnte ihre Siege nicht organisiren; hatte es nie gekonnt. Theaterblut aus der Zeit letzter Prinzipalschaft. Nach dem Faust las sie Wagners „Walküre"; unglaublich klingts und ist dennoch wahr. Dann wagte sies auf der Bühne noch ein letztes Mal. In der „rothen Robe" wollte die hellblonde Magdeburgerin eine wilde, mit Sonne gesäugte Baskin sein. Es war

Digitized by Google

ein Jammer. Seitdem ist sie in Trübsinn und bitterem Groll hingekümmert. Ihrem Leben schien jeder Inhalt genommen; und sie hatte dem Recken doch drei Kinder geboren. (Am Ende wars, trotz dem Schein, dennoch nicht die Ehegemeinschaft, die Zarathustra lehrte.) Eine Berufspsychose verwirrte den Sinn der unbeschäftigten Frau. Und als Wohlthäter kam am Karfreitag der Tod.

Der Wallensteinprolog, der Glück und Leid des Mimen mit Schillerglanz illuminirt, ging mir durch den Kopf. Da wird der Hörer gemahnt, der Muse zu danken, „daß sie das düstre Bild der Wahrheit in das heitre Reich der Kunst hinüberspielt, die Täuschung, die sie schafft, aufrichtig selbst zerstört und ihren Schein der Wahrheit nicht betrüglich unterschiebt." So sah der heilige Mann, hinter dem „in wesenlosem Scheine," das Allzumenschliche lag, das Ziel dramatischer Kunst. Täuschung sollte geschaffen, gleich danach aber wieder zerstört werden. So sah es auch der Spieler, dessen bildsamer Jugend das weimarische Evangelium mit Nutzen gepredigt ward. Das könnte den Unterschied älterer und neuster Spielweise erklären. War die Niemann etwa nicht „natürlich"? Sie konnte gar nicht anders sein; mußte reden, wie ihr der Schnabel gewachsen war. Nur, freilich, sollte er hold gewachsen sein: im Zorn, in schenkender Zärtlichkeit und in derbster Lust blieb immer der Wunsch wach, sich von der besten Seite zu zeigen, die Krone der Schöpfung nicht ins Gemeine („was uns Alles bändigt") niederziehen zu lassen. Auch sinnliche Frauenregung mußte aus dem Herzen zu kommen scheinen, nicht aus tieferer Region. Wenn Frau Elsa Lehmann (der aus dem Besitz der Niemann ein reiches Legat zugefallen ist) Rose Bernd spielt, ist ihr anzusehen, daß sie sich eben dem Manne gab; das Auge leuchtet in den Wonnen der Sättigung, der Athem keucht noch wie im Paarungfieber und kußmüde hängt schon die Lippe. Das hätte Frau Hedwig nie darzustellen versucht; hätte es häßlich, abscheulich gefunden. Die Unterröcke der Menschlichkeit durften, als sie erwuchs, nicht ins Helle. Daß wir sie jetzt bei Tag ausspreiten, bei elektrischem Rampenlicht waschen, bügeln und wieder besudeln, nennt die neuste Konvention (wie lange noch?) modern. „Schlecht und modern" hätte es Goethe genannt. Der fand noch „das römische Herkommen", Frauenrollen von Männern spielen zu lassen, gar nicht so übel, weil es das Vergnügen gewähre, „nicht die Sache selbst, sondern ihre Nachahmung zu sehen, nicht durch Natur, sondern durch Kunst unterhalten zu werden, nicht eine Individualität, sondern ein Resultat anzuschauen." Dem war auf der Bühne jede Erinnerung an den Erdenrest so widrig, daß er 1803 in die „Regeln für Schauspieler" den Paragraphen schrieb: „Der Schauspieler lasse kein Schnupftuch auf dem Theater sehen, noch weniger schnaube er die Nase, noch weniger spucke er aus. Es ist schrecklich, innerhalb eines Kunstproduktes an diese Natürlichkeiten erinnert zu werden." Der tadelte das deutsche Publikum, das „Männer und Weiber nicht jung genug haben kann; in Frankreich fragt Niemand nach dem Alter der Künstler, sondern nur nach ihrer Kunst." Und schon der Xeniendichter höhnte die Schauspielerin, die von sich rühmen dürfe: „Furiose Geliebten sind meine Forcen im Schauspiel

Digitized by Google

und in der comédie glänz' ich als Branntweinfrau." Der brauchte das Wort „modern", um allzu Zeitgemäßes zu rügen.

Die Niemann war nicht modern; aber stark. Sie hatte nicht die Kultur, den Takt und feinen Wesensrhythmus der Frau Sorma (die in diesen acht Jahren über Toledos Ghettomauern hinausgewachsen ist), nicht die krankhaft erregte Phantasie, den behenden Flattergeist, den trotzigen, alle Mängel kraftloser Leiblichkeit überwindenden Knabenwillen und den hermaphroditischen Reiz der Frau Eysoldt und mochte den Cerebrasthenikern, deren Noth nun höchste Tugend sein soll, altfränkisch scheinen. Aber sie war das gesündeste Herz und das kräftigste Temperament, das wir (im Norden; Oesterreich hatte die Hartmann) auf deutschen Brettern leben sahen. Nichts Adeliges war in ihr; drum konnte sie Shakespeares vornehme Mädchen nicht spielen. Als sie einmal die Beatrice (in „Viel Lärm um nichts") wagte, wurde aus dem herben Edelfräulein, dessen Witz wie eine Stachelgerte durch die Luft sausen müßte, eine behäbig schelmische Madame, der Benedikt, als Kostverächter, bald den Rücken gekehrt hätte. Durfte sie aber ihr Temperament aus hemmender Schranke lassen, dann gelang ihr jeder Sieg. In Ohnets Schauerdrama spielte sie das arme, adelige Mädchen, das sich zum reichen Hüttenbesitzer herabläßt. Diese Claire von Irgendwie muß schlank und fabelhaft nobel sein; die Aristokratin und keusche Jungfrau, wie sie in ganz schlechten Romanbüchern steht. Und wir sollen nun, im Tiefsten erschüttert, miterleben, wie sie den täppischen selfmade man, trotz seinen vielen Millionen (man denke!) lieben lernt. Frau Niemann war klein, stämmig, rundlich, schlecht angezogen, die Geberden hastig, der Kontur des Leibes schon recht mütterlich; Herr Barnay, der Musterhüttenbesitzer, jeder Zoll ein Herzkönig, viel eleganter als sie. Wer dachte noch dran, wenn die kleine blonde Kugel ins Feuer gerieth? Dann wars, als müsse sie in der nächsten Minute vergehen. Die Stimme, die anfangs immer ein Bischen verschleimt (verschämt, könnte man, freundlicher, sagen; denn es war stets, als liege Etwas wie Mädchenscham auf dieser hellen Strähne) klang, löste sich und konnte nun schmettern, anklagen, flehen, die ganze Pfingstkantate vom Himmel jubeln. Wo war Ohnet? Und wo Barnay, der doch vorzüglich spielte, ganz im Sinn des Gestalters seiner Welt? Auf geweihten Brettern tobte ein Stück Elementarkraft sich aus, rang und raufte ein Menschenherz sich zur Klarheit.

Das kommt nicht wieder. Anderes, Interessanteres werden wir sehen; mehr Zeitgemäßes. Die Natur der Niemann hatte nicht unseren Puls, unsere ungesunde Sehnsucht nach nächtigen Reichen. Solche Süße bei solcher Kraft wird uns nicht mehr laben. Und wenn ein Ganzmoderner fragt, obs denn ein Unglück sei, daß die Birchpfeiffer- und Ohnetspieler aussterben, so antworte ich: Nein; doch zur Wehmuth ein Anlaß, wenn von der Bühne die Mimentalente verschwinden, die Menschen darzustellen, lachend und schluchzend Menschliches in uns zu rühren vermochten, ohne vor unserem entsetzten Blicke das königliche Thier zu entkrönen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 6. Mai 1905.

Schillerdenkmal.

Schillers Sache war es nicht, mit einer gewissen Bewußtlosigkeit und gleichsam instinktmäßig zu verfahren; vielmehr mußte er über Jedes, was er that, reflektiren. Er war ein wunderlicher großer Mensch. Alle acht Tage war er ein Anderer und ein Vollendeterer. Jedesmal, wenn ich ihn wiedersah, erschien er mir vorgeschritten in Belesenheit, Gelehrsamkeit und Urtheil. Er war wie alle Menschen, die zu sehr von der Idee ausgehen. Es ist betrübend, wenn man sieht, wie ein so außerordentlich begabter Mensch sich mit philosophischen Denkweisen herumquälte, die ihm nicht helfen konnten. Seine eigentliche Produktivität lag im Idealen und man kann sagen, daß er weder in der deutschen noch in einer anderen Literatur seinesgleichen hat. Schiller mochte sich stellen, wie er wollte: er konnte gar nichts machen, was nicht immer bei Weitem größer herauskam als das Beste der Neueren; ja, wenn Schiller sich die Nägel beschnitt, war er größer als diese Herren. Durch all seine Werke geht die Idee von Freiheit; und diese Idee nahm eine andere Gestalt an, sobald er in seiner Kultur weiterging und selbst ein Anderer wurde. In seiner Jugend war es die physische Freiheit, die ihm zu schaffen machte und in seine Dichtungen überging; in seinem späteren Leben die ideelle. Ich möchte fast sagen, daß diese Idee ihn getötet hat; denn er machte dadurch Anforderungen an seine physische Natur, die für seine Kräfte zu gewaltsam waren. Der Großherzog bestimmte ihm einen Gehalt von jährlich tausend Thalern und erbot sich, ihm das Doppelte zu geben, wenn er durch Krankheit verhindert sein sollte, zu arbeiten. Schiller lehnte dieses letzte Anerbieten ab und machte nie davon Gebrauch. „Ich habe das Talent", sagte er, „und muß mir selber helfen können". Nun aber, bei seiner vergrößerten Familie in den letzten Jahren, mußte er der

Digitized by Google

Existenz wegen jährlich zwei Stücke schreiben; und um Dieses zu vollbringen, trieb er sich, auch an solchen Tagen und Wochen zu arbeiten, in denen er nicht wohl war. Sein Talent sollte ihm eben zu jeder Stunde gehorchen. Er hat nie viel getrunken, er war sehr mäßig; aber in solchen Augenblicken körperlicher Schwäche suchte er seine Kräfte durch etwas Liqueur und ähnliches Spirituoses zu steigern. Dies aber zehrte an seiner Gesundheit und war auch der Produktion selbst schädlich. Denn was gescheite Köpfe an seinen Sachen aussetzen, leite ich aus dieser Quelle her. All solche Stellen, von denen sie sagen, daß sie nicht just sind, möchte ich pathologische Stellen nennen, weil er sie an Tagen geschrieben hat, wo es ihm an Kräften fehlte, um die rechten und wahren Motive zu finden. Ich habe vor dem Kategorischen Imperativ allen Respekt, aber man muß es damit nicht zu weit treiben; sonst führt diese Idee der ideellen Freiheit sicher zu nichts Gutem. Schiller war ein großer Künstler und wußte auch das Objektive zu fassen, wenn es ihm als Ueberlieferung vor Augen kam. Nun streitet sich das Publikum seit zwanzig Jahren, wer größer sei, Schiller oder ich; und sie sollten sich freuen, daß überhaupt ein paar Kerle da sind, worüber sie streiten können. Goethe.

*

Nichts ist natürlicher, als daß Schillers Schule sich nicht halten konnte; eben weil seine ungeheure Subjektivität, die eine ganze Welt von philosophischen Ideen in sich aufgenommen hatte, erforderlich war, um seine Gedichte vortrefflich zu machen. Warum haben Schillers Gedichte hauptsächlich für die Jugend so hohen Reiz? Weil dem Knaben und Jüngling die Philosophie darin als ein Unbekanntes und Bestimmtes entgegentritt, was sie später nicht mehr ist. Schiller zeichnet den Menschen, der in seiner Kraft abgeschlossen ist und nun, wie ein Erz, durch die Verhältnisse erprobt wird; deshalb war er im historischen Drama groß. Goethe zeichnet die unendlichen Schöpfungen des Augenblickes, die ewigen Modifikationen des Menschen durch jeden Schritt, den er thut: Dies ist das Zeichen des Genies. In seinen lyrischen Gedichten hat Schiller eigentlich nur Gefühl für Gedanken. Doch haben seine Gedichte, diese seltsamen Monstra, Spiritus genug, um sich noch lange darin zu halten. Weit mehr als in seinen Gedichten ist Schiller in seinen Dramen lyrischer Dichter. Sein Talent war so groß, daß er durch die Unnatur selbst zu wirken wußte. Seine Poesie thut immer erst einen Schritt über die Natur hinaus und sehnt sich dann nach ihr zurück. Um gegen Schillers großen Geist nicht ungerecht zu werden und den Eindruck der Uebersättigung nicht mit dem des Ekels zu verwechseln, ist es für einen Deutschen, der an und durch Schiller aufwächst, nothwendig, seine Werke Jahre lang liegen zu lassen und sie dann wieder vorzunehmen. Ich ehre es an unserem Volk, daß es gerade Schiller zu seinem Liebling erkoren hat. Nur eine verwahrloste Nation könnte dem Dichter der Klärchen, Ottilien und Philinen solche Entzückung ent-

Digitized by Google

gegenbringen wie dem Dichter der Glocke, des Spazirgangs, des Wallenstein und des Tell. Dorthin, wo der wirklich große Goethe sitzt, dringt das Auge der Masse nicht, kann es nicht dringen. Wir müssen uns also der begeisterten Liebe freuen, womit das deutsche Volk Schillers fleckloses Gemüth und den ungeheuren Schwung, der Schiller trägt, instinktiv zu würdigen versteht. Ich kann nie ohne tiefe Rührung an diesen heiligen Mann denken. Wo, in welchem seiner Dramen, seiner Gedichte, ist von Schillers physischer Bedürftigkeit, von seinem steten Kampf mit den materiellen Bedingungen des Daseins Etwas zu merken? Wann hat er auch nur in einem einzigen Vers das persönliche Leiden seines Lebens berührt? Immer hat das Schicksal geflucht und immer hat Schiller gesegnet.

Hebbel.

*

In Deutschland giebt es keinen größeren Verehrer Schillers als mich. Goethe mag ein größerer Dichter sein; und ist es wohl auch. Schiller aber ist ein größeres Besitzthum der Nation, die starke, erhebende Eindrücke braucht, Herzensbegeisterung in einer an Mißbrauch des Geistes kränkelnden Zeit. Er ist nicht zum Volke herabgestiegen, sondern hat sich dahin gestellt, wo es auch dem Volke möglich wird, zu ihm hinaufzugelangen; und die Ueberfülle des Ausdrucks, die man ihm zum Fehler anrechnen möchte, bildet eben die Brücke, auf der Wanderer von allen Bildungsstufen zu seiner Höhe gelangen können. Ich habe Schiller durch die That geehrt, indem ich immer seinen Weg gegangen bin. Wenn ich ihn nicht für einen großen Dichter hielte, müßte ich mich selbst für gar keinen halten. Aber nun wird diese Schillerfeier mit einem solchen Lärm und einem solchen Hallo vorbereitet, daß die Vermuthung entsteht, man wolle dabei noch etwas Anderes feiern als Schiller: etwa das deutsche Bewußtsein, die deutsche Einheit, die Kraft und Machtstellung Deutschlands. Das sind schöne Dinge; aber Derlei muß sich im Rath und auf dem Schlachtfeld zeigen. Es ist nichts gefährlicher, als wenn man glaubt, Etwas zu haben, das man nicht hat, oder Etwas zu sein, das man nicht ist. Dieser Verdacht wird dadurch zur halben Gewißheit, daß die Literatoren sich an die Spitze der Bewegung gestellt haben. Diese haben nun durchaus kein Recht, Schiller als Dichter zu feiern. Wenn man ihre Aesthetiken, Literaturgeschichten, Journalartikel und Kritiken liest, so sieht man, daß sie an die Poesie Anforderungen stellen, die gerade das Gegentheil von denen sind, die Schiller an sich selbst gestellt hat.

Grillparzer.

*

Nicht einmal drei volle Jahre vor seinem Tode wurde Schillern der Adel zu Theil und seitdem erscheint der einfache, schon dem Wortsinne nach Glanz streuende Name durch ein sprachwidrig vorgeschobenes „von" verderbt. Kann denn ein Dichter geadelt werden? Man möchte es im Voraus verneinen, weil Der, dem die höchste Gabe des Genius verliehen ist, keiner geringeren Würde

Digitized by Google

bedürfen wird, weil Talente sich nicht, wie Adel oder Krankheiten, fortpflanzen; und hier galt es einem als König im Reich der Gedanken Waltenden. Dem unerbittlichen Zeitgeist scheinen solche Erhebungen längst unedel, geschmacklos, ja, ohne Sinn. Denn ist der bürgerliche Stand so beschaffen, daß aus ihm in den Adel gehoben werden mag, müßte auch aus dem Bauernstand in den des Bürgers Erhöhung gelten. Jeder Bauer kann aber Bürger, jeder Bürger Besitzer eines adeligen Gutes werden, ohne daß ihnen die persönliche Würde gesteigert wäre. Ein Geschlecht soll auf seinen Stamm, wie ein Volk auf sein Alter und seine Tugend, stolz sein: Das ist natürlich und recht. Unrecht aber scheint, wenn ein vorragender freier Mann zum Edlen gemacht und mit der Wurzel aus dem Boden gezogen wird, der ihn erzeugte, daß er gleichsam in andere Erde übergehe, wodurch dem Stand seines Ursprungs Beeinträchtigung und Schmach widerfährt; oder soll der freie Bürgerstand, aus dem nun einmal Schiller und Goethe entsprangen, aufhören, sie zu besitzen? Alle Beförderungen in den Adel werden ungeschehen bleiben, sobald dieser Mittelstand stolz und entschlossen sein wird, jedesmal sie auszuschlagen. Ein großer Dichter legt auch nothwendig seinen Vornamen ab, dessen er nicht weiter bedarf, und es ist undeutscher Stil oder gar Hohn, Friedrich von Schiller, Wolfgang von Goethe zu schreiben. Ueber solchen Dingen liegt eine zarte Eihaut des Volksgefühls. In seine künftigen Standbilder mag nur gegraben werden: Schiller. Man sagt, daß Weinjahre jedes elfte wiederkehren und daß dann öfter zwei gesegnete Lesen hinter einander fallen; die Natur ist mit dem Saft der Trauben freigiebiger als mit ihren Genien. Goethe und Schiller: neben einander stiegen sie uns auf; Jahrhunderte können vergehen, ehe Ihresgleichen wieder geboren wird. Ein Volk soll doch nur große Dichter anerkennen und zurückweichen lassen Alles, was ihre majestätischen Bahnen zu erspähen hindert. Jakob Grimm.

*

Daß nichts Fremdes sich dränge zwischen den Menschen und seinen Urquell, daß der Mensch sein Eigen sei und frei aus sich zum Ewigen sich erweitere: dafür brannte in Schillers Brust ein nie erkaltendes heiliges Feuer. Eine Feuernatur ist er, ein Mensch, in dem jene Flamme des Einen, Unbedingten — nennen wir es Ueberzeugung, Gewissen, Wille —, die in uns Allen leuchtet, stärker und stetiger brannte als in unzähligen Anderen, die da namenlos bleiben; eine Begeisterung, ein Stolz des inneren Menschenadels, eine herzliche Verachtung alles Dessen, was als dumpfe Sinnlichkeit den Menschen in die Tiefe zieht, was ihn als Wahn blendet, was ihn als Kleinlichkeit zersplittert, und gar Dessen, was ihn als Gewalt will zwingen und zum Knecht machen. Und wie sein Wille stark war, die innere Gluth zu hüten, mit dem edelsten Inhalt zu nähren, so stark war sein Glaube, daß Dem die Welt nicht widerstehen könne, daß dem Großen und Edlen der Sieg gehöre in der Geschichte

der Völker. Das ist ein Mensch, straff, gespannt, kämpfend, ringend, strebend, unablässig fortschreitend, sich erneuend; lange von Noth verfolgt und heimathlos irrend, nie reich gebettet, früh gebrochen an Leibeskraft und doch immer frisch, dem gedrückten Nerv Schwung abzwingend, — ein Mensch, an dem Tausende sich aufgerichtet haben und Tausende sich aufrichten werden. Er ist der Liebling der Jugend, weil er selbst jung, männlich und doch jung ist. Wir treten in die Mannesjahre, die Erfahrung droht, uns einen Ring von Eis ums Herz zu legen, uns will zu Muth werden, als ob nur Gewalt und List, Gold und Jagen nach Gold die Welt beherrschen; es kommt eine Zeit, wo wir meinen, uns von Schiller abkehren zu müssen, weil man bei ihm die Welt nicht finde, wie sie sei; aber wir werden noch reifer: wir kehren zu ihm zurück, er behält Recht und er reicht uns die Fackel, um das Feuer auf dem Herd unseres inneren Heiligthumes zu neuer Gluth anzufachen. Die Dichtergabe seines großen Freundes war ungemischter: reines Gold der Dichtung, wohl aber auch weich wie Gold. Schiller setzt dem Gold Etwas zu, das mit ihm nicht in ein Metall aufgeht: es ist aber Stahl, echter Stahl, es ist sein großer Wille, sein gedankenreicher Geist, den er nur nicht völlig in die Dichtergabe einzuschmelzen vermag. Goethe schließt den handelnden Menschen aus, Schiller schließt ihn ein: der mächtigere Inhalt war schwerer in gegenständliche Form aufzulösen. Die Natur mischt in unendlicher Weise die Kräfte. Hat sie hier einen Redner und Denker mit einem Dichter gemischt: es sei; warum sollen wir ihn nicht lieben und verehren, wie er ist, da die Mischung so herrlich geworden? Ich sehe Goethe als heiteren Greis ruhig von oben, wie von einem hohen Sitz, niederschauen auf die weite Welt; mild und sicher und stet ruht sein Blick über dem Ganzen; vor diesem weichen und doch so klaren Auge liegt jedes Ding in der scharfen Deutlichkeit seiner Umrisse. Aber da ist eine Stelle, ja, eine ganz große Sphäre, wo dieses feste Auge unsicher wird und sich abwendet: es ist das Gebiet der Manneskämpfe im öffentlichen Leben. Das liegt vor ihm wie eine dunkle, verschlossene Wolke. Es zuckt, es blitzt in der Wolke: und da, mitten in dieser zuckenden Wolke, sehe ich das Bild Schillers. Er ruhet nicht: er schreitet, er schwebt. In seinen Locken wühlt Etwas wie ein Wehen von oben; von seiner Stirne glüht Etwas, von seinen stolzen Lippen droht Etwas wie ein Moseszorn, da er vom Sinai kam und die Menschen um das Goldene Kalb tanzend fand, aber es ist Zorn aus Liebe; in seiner Hand wogt Etwas: es ist ein blankes, haarscharfes Schwert, zu zerhauen, was des Menschen unwürdig ist, Lug und Trug und Wahn und schlechte Leidenschaft und Knechtschaft. So schreitet er schwebend, schwebt schreitend den Völkern, allen Völkern, seinem Volk vor allen, dessen Kraft und Größe noch unter Trümmern der Vergangenheit verschüttet liegt, voran, vorwärts zum hohen Ziel.

Vischer.

Digitized by Google

Der Deutsche liebt an Schiller gerade, daß er sich bei ihm nicht wiederfindet. Die Hütte lernte durch ihn den Palast kennen, das kleinbürgerliche Leben die große Staatsbegebenheit, die an die Erde gebundene Endlichkeit das Unendliche über den Sternen, bei den Göttern Griechenlands, auf den Glückseligen Inseln der Phantasie und der Ahnung. Und selbst dem Wort: „Schiller war ja ein Kosmopolit!" lächelt der Deutsche und weiß sich an seinem Liebling wohl zurechtzulegen, wie ein Weltbürgerthum zu Schillers Zeit ein geläuterter Patriotismus war. Ergreift nicht das Herz ein Erzittern des Muthes, wenn es den Kampf mit dem Leben erblickt, den Schiller gekämpft hat? Griff seine Hand nicht nach den Zügeln des Geschickes und lenkte den Wagen, „vom Steine hier, vom Sturze da", so, wie Goethe nur schön gesagt, nicht selbst erlebt hat? Schillers stählerne Kraft im zerbrechlichen Körper, bei jedem Beginnen sein Priesterernst und an jedes Beginnen den Einsatz des Lebens, bis die heilige Flamme, zu leuchtend für die irdischen Bedingungen ihrer Nahrung, so rührend früh erlosch: Das ist das klingende Rauschen von Wehr und Waffen, mit denen die That, das Leben des Helden dahinschreitet. Ein Held war er nicht nur in seinem menschlichen Sein: Schillers ganzes Dichten und Denken hatte das Ziel auf die That gestellt. Gutzkow.

*

Goethe verweilte gelassen in sich selber, ganz unbekümmert um den Erfolg des Augenblicks; er ließ die goldenen Früchte seiner Dichtung ruhig reifen, bis er sie zur guten Stunde mit einem Druck der Hand vom Aste brach; die deutsche Sprache offenbarte ihm ihre holdesten Geheimnisse, folgte gelehrig jedem Winke des Meisters. Schiller durchglühte ein edler Ehrgeiz: er wollte siegen, jetzt und hier, er wollte die lichten Gedanken, die ihm das Herz bewegten, groß und prächtig ausgestalten, die träge Welt hinreißen, daß sie daran glaube und „allen Unrath der Wirklichkeit" von sich schüttle; er nutzte jede Stunde, wie im Vorgefühl des nahen Todes, wußte die Lücken seiner minder vielseitigen Bildung durch rastlosen Fleiß immer zur rechten Zeit auszufüllen und als ein umsichtiger königlicher Haushalter jedes Wort aus seinem minder reichen Sprachschatz sicher und wirksam zu verwerthen; den letzten Hauch seines feurigen Willens setzte er ein, bis ein erhebender und erschütternder Schluß gefunden war, während Goethe gemächlich so manchen herrlichen Torso halb behauen liegen ließ. Erst durch Schiller ward Winckelmanns Werk vollendet; erst seit er in den Göttern Griechenlands die an der Freude leichtem Gängelbande regirten seligen Geschlechter des Alterthums in brennender Farbenpracht verherrlicht hatte, wurde die Sehnsucht nach der erhabenen Einfalt der Antike, der Kultus des klassischen Ideals zum Gemeingute der gebildeten Deutschen. Die Leidenschaften des öffentlichen Lebens, die Kämpfe um der Menschheit große Gegenstände, um Herrschaft und

Digitized by Google

um Freiheit, jene mächtigen Schicksalswandlungen, die über Völkerleid und Völkergröße entscheiden, boten seinem dramatischen Genius den natürlichen Boden. Und schöner als in dem Lied von der Glocke ist die Verkettung des einfachen Menschenlebens mit den großen völkererhaltenden Mächten des Staates und der Gesellschaft niemals geschildert worden. Treitschke.

*

Du sagtest: „Ich denke jetzt an Schiller. Kein Mensch konnte seiner Güte widerstehen. Wenn man ihn nicht so reich und so ergiebig achtet, so wars, weil sein Geist in alles Leben seiner Zeit einströmte und weil Jeder durch ihn genährt und gepflegt war und Jedes Mangel ergänzt. So war er Anderen, so war er mir am Meisten; und dieser Verlust ist nicht zu ersetzen. Man berührt nichts umsonst; dieser tiefe, ernste Verkehr ist ein Theil meines Selbst geworden. Und wenn ich jetzt denke, daß er nicht mehr in dieser Welt ist, daß diese Augen mich nicht mehr suchen, dann verdrießt mich das Leben und ich möchte am Liebsten auch nicht mehr da sein." Bettina an Goethe.

*

Als Goethe den Tod des Achilles zu erzählen unternahm, da ließ er Athene von ihm sagen: „Ach, daß schon so frühe das schöne Bildniß der Erde fehlen soll, die weit und breit am Gemeinen sich freuet!" Und als Schiller tot war und Goethe ihn im Gedicht feierte, da war das höchste preisende Wort, das er sprach: „Hinter ihm in wesenlosem Scheine lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine." Wir aber dürfen sagen: Nicht Achill! Hier ist mehr als Achill! Kein Götterſohn, kein Götterliebling: nicht Thetis war seine Mutter, nicht Athene hat ihn beschützt; in der Niedrigkeit ist er geboren, durch Niedrigkeit hat er sich Jahre lang geschleppt, wüst und wild war seine Jugend, reich an Leidenschaft und Katastrophen; ungeregelt stürmte sein Dichtertalent; revolutionärer Ingrimm war seine Muse, der starke Effekt sein Leitstern; Niemand warnte ihn auf seinem Wege, das Publikum jubelte ihm zu, enthusiastische Freundschaft warf sich ihm an das Herz. Lange strebte er vergebens nach einem äußeren Halt. Um das Glück zu suchen, kam er nach Weimar. Was er erreichte, war mäßig: eine magere Professur in Jena, später eine beschränkte Existenz in Weimar. Dazu bald ein kränklicher, dahinsiechender Körper. Aber dreierlei Großes hat ihm das Schicksal verliehen: die Freundschaft Goethes, die unverbrüchliche Liebe einer edlen Frau von einfachem Herzen und, was noch mehr werth ist als Glück in der Freundschaft und Ehe, die unverlierbare Hoheit der Seele. Wie lange er harrte, wie schwer er kämpfte, wie tief er sich beugte, bis ein Strahl des Glückes seine Stirn streifte: in seinem Innern blieb Etwas unberührt, das Flügel hatte und ihn sicher emportrug. Goethe wurzelte in der Idylle, Schiller in der Satire. Goethe fand seine Ideale in der Wirklichkeit wieder, Schiller maß die Wirklichkeit am Ideal und fand sie zu klein. Die Wirklichkeit, die Sinnenwelt, das Gewöhnliche,

Digitized by Google

das Alltägliche, die Lebensprosa, was Goethe das Gemeine nannte: darüber suchte sich Schiller von je her zu erheben und das überwand er. Die Wirklichkeit, die er schildert, duldet das Schöne und Edle nicht und zieht Den herab, der dem irdischen Triebe folgt. Gleich Nestor, „völlig vollendet", starben Männer wie Klopstock und Kant. Gleich dem Achilles, nicht mehr ein Jüngling, aber in der Vollkraft der Jahre, starb Schiller. Wie Achilles lebt er im Andenken der Nachwelt fort und „erregt unendliche Sehnsucht." Scherer.

*

Denn er war unser! Wie bequem gesellig
Den hohen Mann der gute Tag gezeigt,
Wie bald sein Ernst, anschließend, wohlgefällig
Zur Wechselrede heiter sich geneigt,
Bald raschgewandt, geistreich und sicherstellig
Der Lebensplane tiefen Sinn erzeugt
Und fruchtbar sich in Rath und That ergossen:
Das haben wir erfahren und genossen.

Ihr kanntet ihn, wie er mit Riesenschritte
Den Kreis des Wollens, des Vollbringens maß,
Durch Zeit und Land, der Völker Sinn und Sitte,
Das dunkle Buch mit heiterm Blicke las;
Doch wie er, athemlos, in unsrer Mitte,
In Leiden bangte, kümmerlich genas,
Das haben wir in traurig schönen Jahren,
Denn er war unser, leidend miterfahren.

Auch manche Geister, die mit ihm gerungen,
Sein groß Verdienst unwillig anerkannt,
Sie fühlen sich von seiner Kraft durchdrungen,
In seinem Kreise willig festgebannt:
Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,
Mit Allem, was wir schätzen, eng verwandt.
So feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben.

Goethe.

So feiert ihn! Und bequemt Euch in diesen Feiertagen, ihn endlich kennen zu lernen. Denn (unter uns) er ist in seinem Deutschland heute recht unbekannt; wie Herr Walther, Luther, Goethe und Bismarck. Er ist nicht, wie Herr von Wildenbruch ihn sieht; auch nicht, wie Danton und Roland ihn sahen, als sie ihm das Bürgerrecht der Republik verliehen. Er ist anders; größer und freier. Ein paar halb vergessene Stellen aus seinem Werk, ein paar Urtheile vorzüglicher Menschen über den Mann und den Dichter: vielleicht locken sie aus dem Straßenfestlärm zu dem auf seinem Wolkenthron Vergessenen zurück.

*

Digitized by Google

Unfeierliches zur Schillerfeier.

Wodurch unterscheidet sich die erste Wiederkehr des tieftraurigen Tages, an dem ein großer Lebender in der Blüthe seines Schaffens seinem Volk und seinem Wirken entrissen ist, von der hundertsten?

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Seit wann ist es deutsche Sitte, Tage, die Allerseelentage des ganzen Volkes sein sollten, mit kostumirten Aufzügen, geschminkten Festrednern, ästhetischen Ringelstechen und literarischen Waffelbuden zu feiern?

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ist die seit bald zwanzig Jahren im Deutschen Reich endemisch gewordene progressive Rückgratserweichung so weit gediehen, daß wir eine Gedächtnißfeier nicht mehr des großen Toten würdig, sondern nur nach dem Schema von Schiffstaufen, Denkmalsenthüllungen und ähnlichen ephemeren Nichtigkeiten zu gestalten wissen? Würde man dem hohen Tag nicht gerechter werden durch eine großgedachte Aufführung des süßschmerzlichen Requiems von Mozart oder der die Seele mit allen Schauern der Ewigkeit umwehenden Neunten Symphonie und einer flammenden Predigt eines echten Weltpriesters über das Thema: Was war Schiller einstmals dem deutschen Volke und was könnte, was müßte er ihm heute sein?

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ist Schiller dem deutschen Volke heute noch Etwas? Sind nicht all die erfundenen Begeisterungreden nur Worte, nichts als Worte? Empfinden wir wirklich im Ganzen noch den Gluthenstrom, der seine Gestalten durchpulst, seine ernste und reine Vertiefung in die Welt der leuchtenden und wärmenden Gedanken, die heilige Schönheit, den wunderbaren Klang seines Wortes und den freudigen, unbeugsamen Muth, auszusprechen, was er gedacht und empfunden? Ist dem deutschen Volke das Alles heute nicht werthlose Waare geworden, unbrauchbar für Spaliersteher und Hurrarufer?

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Sollte nicht eine Feier möglich sein, durch die die lange verschlossenen, mit Spinngewebe bedeckten Pforten weit wieder aufgestoßen würden zu dem schmalen und steinigen Weg auf die Höhe, den der Lebende uns mit feurigem Finger wies, zu dem Weg, auf dem wir emporgeführt werden könnten aus versumpfter Niederung, versandeter Flachheit und plätschernder Eitelkeit zu den reinen Bergesgipfeln, wo erfrischende Wildwasser uns entgegenschäumen, der befreiende Höhenwind uns stärkend umbraust und wir, im Angesicht der ewigen Hehre der Firnenwelt, aus Deutschen nicht nur zu Menschen, sondern auch wieder zu Männern werden?

Hamburg. Theodor Suse.

Digitized by Google

Schiller in unserer Zeit.

Was man auch gegen die Sitte einwenden mag, einen Todestag wie ein Jubelfest zu feiern: es hat seinen guten Sinn, wenn auch bei solcher Gelegenheit eine Nation Zeugniß dafür ablegt, daß einer ihrer großen Verstorbenen dem Tode zum Trotz für sie lebendig ist und bleiben soll. Freilich: auf die ewige Lebendigkeit kommt es an (um an ein schönes Wort Nietzsches zu erinnern), nicht auf Das, was man so ewiges Leben zu nennen pflegt. Große Namen in Fülle zählt jedes Kulturvolk und Niemand wird ihm wehren, sie gelegentlich dem eigenen Ruhm zu Liebe mit lautem Prunk zu feiern. Aber wenige sind es, deren Gedächtniß auf die Dauer mehr als eine stolze Erinnerung bleibt, wenige, die neuen Geschlechtern immer wieder neues Leben zu zeugen vermögen. Ob Schiller zu diesen ewig Lebendigen gehört? Für uns Deutsche wenigstens gehört, auf deren Ahnen er einst so machtvoll erweckend und begeisternd gewirkt hat? Es muß erlaubt sein, diese leise Frage unter dem tönenden Festesjubel zu stellen, für den kleineren Kreis mindestens, dem die nationale und die ästhetische Phrase nicht das eigene Innenleben und die persönlichen Ideale erstickt und ersetzt haben. Wollte man in der Frage selbst schon einen Mißklang sehen, der die Feststimmung störe, so hieße Das, den Werth des Mannes und der Sache, die gefeiert werden soll, preisgeben.

Wer nicht gewohnt ist, sich durch große Worte und schmetternde Fanfaren täuschen zu lassen, wer nicht nur die Oberfläche sieht, sondern ein Gefühl für den Pulsschlag seiner Zeit hat, Der weiß, daß in einem festesfrohen Geschlecht wie dem unseren die Ausdehnung und das Gepränge der äußeren Festfeier keinen Maßstab für die Tiefe und Echtheit der Begeisterung giebt, daß Geldbewilligungen und Massenaufführungen, Festreden und Festchöre, daß Alles, was in diesen Schillertagen vor sich geht, an sich nicht viel besagen will. Vor einigen Wochen hat Fritz Lienhard in dieser Zeitschrift mit schönen und tief empfundenen Worten darauf hingewiesen, daß die wahre Schillerfeier in etwas ganz Anderem bestehen müsse. Jeder Einzelne solle sich bei dieser außerordentlichen Gelegenheit im Stillen den Dichter lebendig machen, sich aufs Neue in ihn und seine Gedankenwelt versenken und so einen neuen Schiller erleben. Die Hand aufs Herz: wie viele unter unseren gebildeten Lesern, glaubt man, werden dieser Aufforderung nachkommen? Wie viele gar mag es geben, für die diese Aufforderung überflüssig ist, weil ihnen auch ohnehin Schillers Persönlichkeit und seine Gedankenwelt lebendig ist? Müssen wir aber hierauf beschämt die Antwort unterdrücken: was bedeutet dann das ganze Jubelfest für das wahre, das innere Leben des Einzelnen wie des gesammten Volkes?

Vielleicht die Feier einer schönen Jugenderinnerung. Denn die meisten von uns Aelteren wenigstens haben einmal unter dem Banne des Dichters

Digitized by Google

gestanden, der so lange Zeit hindurch mit Recht der Dichter der deutschen Jugend genannt worden ist; sie haben einmal die Gewalt seiner Sprache empfunden, für seine Ideale geschwärmt, mit den Menschen, die er geschaffen, gefürchtet und gehofft. Aber die meisten haben diesen Zauber abgestreift wie andere Jugendträume auch und nur wenige sind es, denen ein dauernder Einfluß, ein lebendiger Werth für das Mannesalter daraus erwachsen und geblieben ist. Und wer das junge Geschlecht von heute kennt, weiß, daß die Jahre der Schillerverehrung immer früher und früher zu Ende gehen, daß sie meist auf das Knaben- und Backfisch-Alter beschränkt bleiben und daß, sobald unsere heranreifenden Jünglinge in die Jahre kommen, wo sie Schiller verstehen könnten, die Fühlung mit Schiller ihnen immer mehr zu schwinden pflegt. Es ist belehrend, mit welcher Entschiedenheit viele Primaner und die meisten Studenten, wenn sie aufrichtig reden, den Dichter ablehnen.

Es fehlt nicht an wohlmeinenden Leuten, die diese Thatsache mit Klagen und Vorwürfen abthun zu können glauben. Nicht nur in der pädagogischen Presse: auch in großen Tageszeitungen konnte man in den letzten Wochen und Monaten solche Stimmen vernehmen. Der Jugend wird Anmaßung und Eitelkeit, Ueberschätzung der Moderne und Mangel an Verständniß für wahre Größe vorgehalten, den Jugendlehrern falsche und öde Behandlung der Poesie. Und man glaubt vielleicht gar, mit solchen Klagen und Anklagen Wirkungen zu erzielen. Aber was will das Alles besagen? Eine kräftige Jugend ist zu allen Zeiten „anmaßlich und stutzig", wie es bei Goethe heißt, und sie wird immer geneigt sein, die Schriftsteller der eigenen Generation zu überschätzen, in denen sie das eigene Wollen und Empfinden am Leichtesten wiedererkennt. Ohne daß sie es will und weiß, mag die Schule über manchen unmittelbaren Eindruck ihren Staub streuen: das Alles ist nicht stark genug, um lebendige Werthe zum Absterben zu bringen. Vermögen gleiche Ursachen doch nicht Goethes immer noch wachsenden Einfluß zurückzudrängen. Und sind doch Dichter wie Kleist und Hebbel gerade in den letzten Jahrzehnten mehr gekannt und anerkannt als je zuvor.

Nein: die Gründe für die Abwendung von einem großen Dichter müssen tiefer liegen und allgemeinerer Art sein. Man vergleiche, um Das zu erkennen, die Schillerfeier dieser Tage mit Dem, was schriftliche Aufzeichnungen, für nicht Wenige auch persönliche Erinnerungen vom zehnten November 1859 zu berichten wissen. Damals ging, daran kann kein Zweifel sein, eine tiefe und starke Bewegung durch das deutsche Volk. Es war ein bewußter und ausgesprochener Gegensatz zu den herrschenden Zuständen und Persönlichkeiten, der darin zum Ausdruck kam. Der Name des toten Dichters verkörperte ein lebendiges Ideal, das Ideal der nationalen Einheit und der politischen Freiheit. Man feierte im Verfasser des Tell und der Jungfrau den Verkünder und Vorkämpfer solcher Ideen. Die Auffassung war ungeschichtlich: dem

Digitized by Google

Dichter hat es thatsächlich sehr fern gelegen, zu politischen Kämpfen irgendwelcher Art auffordern und begeistern zu wollen. Aber was lag daran? Die Begeisterung traf in einem tieferen Sinne das geschichtlich Wahre, wenn sie in Schiller den Mann verehrte, der mit kühnem Muth über eine klägliche Wirklichkeit hinweg ein hohes Ideal von Volksgröße, Freiheit und Menschenglück verkündete und vertrat.

Und Das ists, was, irre ich nicht, der heutigen Schillerfeier fehlt. Es verbindet sich in den weiteren Kreisen der Feiernden keine Idee mit dem Namen des Gefeierten. Keine wenigstens, die den Bedürfnissen unserer Zeit entgegenkommt und zu neuen Kämpfen und Siegen treiben und führen kann. Nur der Dichter kann in seinem Volk leben, der eine Sehnsucht seines Volkes zum Ausdruck bringt. Die nationale Unabhängigkeit, die politische Freiheit — einst die Sehnsucht unseres Volkes — sind errungen, so weit in der Welt der Thatsachen solche Ideen Wirklichkeit werden können. Vor der Gefahr aber, die heute unserem nationalen Leben droht, der Veräußerlichung, der patriotischen und politischen Phrase, kann uns das Pathos des Tell und der Jungfrau nicht schützen. Ja, die Worte Ideal und Idealismus selber, mit denen wir den Inhalt des schillerischen Lebenswerkes zu bezeichnen pflegen, sind selbst schon bedenklich zur Phrase geworden. Es scheint, wir brauchen neue Losungen und andere Führer.

Und so hätte Schiller seine geschichtliche Aufgabe bis zu Ende erfüllt? Er gehört der Geschichte an und zählt zu den großen Toten, denen ihr Volk eine dankbare Erinnerung schuldet, aber seine Totenfeier könnte nichts Anderes mehr sein als der Ausdruck einer solchen Erinnerung, nicht ein Zeugniß dauernden Fortwirkens und lebendiger Gegenwart? Wenn Dem so wäre, dann müßten wir uns auch damit abfinden. Weder wohlmeinende Pietät noch schulmeisternde Entrüstung vermag da Begeisterung zu entflammen, wo nur kühl gewordene Dankbarkeit und stille Entfremdung zu finden ist. Daß hier aber noch etwas Anderes im Spiel ist, wird Jeder empfinden, der zum Vergleich etwa einen Blick auf Klopstock und seine Stellung im Leben unserer Zeit wirft. Hier haben wir den Typus historisch gewordener Größe. Der erste Dichter, der in deutscher Sprache der Leidenschaft und der Begeisterung die Zunge löste und mit gewaltigem Pathos Religion und Vaterland, Liebe und Leidenschaft sang, er ist ein großer Name in unserer Geistesgeschichte, aber ihm ist die Art der Unsterblichkeit versagt geblieben, die er selbst so heiß begehrte: „Durch des Liedes Gewalt bei der Urenkelin Sohn und Tochter noch sein, — oft gerufen vom Grabe her.“ Daß Schiller zu Theil geworden ist, was Klopstock nicht erreichte, daß noch heute eine Fülle von Lebenskraft und Wirkung von seiner Dichtung ausgeht, erfährt Jeder, der der Aufführung eines seiner Dramen vor einem einigermaßen naiven Publikum beiwohnt. Ja, wir erleben es an uns selbst,

Digitized by Google

sobald wir einen genialen Schauspieler in eigener Auffassung eine der Gestalten verkörpern sehen, die eben durch die vielfachen Möglichkeiten, die sie dem Künstler eröffnen, ihren unerschöpften Lebensgehalt bezeugen. Und so wird man mit dem Schillerproblem denn doch nicht so einfach fertig, wie es Einer, der es nur von außen betrachtet, wähnen mag.

Von außen gesehen, scheint die Kunst Schillers freilich der Vergangenheit anzugehören; nach Form und Inhalt sind es die Ideale des achtzehnten Jahrhunderts, die aus seinen Werken zu uns sprechen. Dem ungestümen Naturalismus seiner Jugendjahre tritt nur allzu bald das Stilideal des Klassizismus, anfangs nur mäßigend und mildernd, später immer schroffer und einseitiger herrschend, entgegen: das Ideal einer Formenkunst, voll stiller Größe und edler Einfalt, die der lebendigen Wirklichkeit nur so weit Einlaß gewährt, wie sie sich dem strengen Begriff von Schönheit und Würde zu beugen vermag, der der fernen Welt eines südlichen Volkes entnommen war und jetzt als der absolute Maßstab jeder Kunst gelten sollte. Und der Lebensinhalt dieser Kunst ein Idealismus, der sich ausschließlich geistigen Mächten zuwendet und nur im Innenleben das Feld findet, auf dem es dem Manne ziemt und lohnt, zu ringen und zu kämpfen; kein Gedanke daran, die Außenwelt nach dem Ideal zu gestalten. Es ist „ein Zeichen wohlmeinender, aber schwacher Seelen", Das auch nur zu versuchen. Niemals kann die Welt das Ideal verwirklichen. „Es ist nicht draußen: da sucht es der Thor; es ist in Dir, Du bringst es ewig hervor." Nur im Innenleben kann der Edle finden, was ihn beglückt. „Freiheit ist nur in dem Reich der Träume und das Schöne blüht nur im Gesang." Daher die Aufforderung, die wie ein Leitmotiv Schillers ganze Dichtungen durchzieht: „Fliehet aus dem engen, dumpfen Leben in des Ideales Reich!"

So liegt freilich etwas dem praktischen Leben Abgewandtes in dem Idealismus Schillers, eine Weltentsagung, die uns aus den deutschen Zuständen des achtzehnten Jahrhunderts nur zu verständlich wird: politische Zerrissenheit, materieller Druck, Enge und Kleinheit des Lebens, die ganze, erst seit wenigen Generationen neu erwachte deutsche Geisteskraft, der äußere Ziele fehlten, nach innen gewiesen. Was aber kann uns Heutigen, denen, wohin wir uns wenden, gewaltige Aufgaben äußerer Art, politische, soziale, technische und kommerzielle Ziele entgegenwinken, ein Idealismus frommen, der sich von Alledem abwendet und nur im Innenleben Bethätigung und Lohn sucht? Und doch: wer so fragt und urtheilt, Der hat eben nur von außen gesehen. Er hat die dauernden Werthe nicht erkannt, die hinter dem geschichtlich Vergänglichen ihre unverlierbare Kraft wahren. Die Verehrung, die frühere Generationen dem Dichter entgegengebracht haben, ist ein Hinderniß geworden, das dem heutigen Geschlecht ein tieferes und ihm gemäßeres Verständniß ver-

Digitized by Google

sperrt. Denn allzu ausschließlich und allzu lange hat man in Schiller Das gesehen und gefeiert, was, wenn auch bedeutend und wirksam, doch geschichtlich bedingt und vergänglich an seiner Kunst ist, und man hat darüber versäumt oder vergessen, Das zu suchen, was seiner Erscheinung über den Wandel der Zeiten und des geschichtlich Bedingten hinaus Werth giebt. Einen solchen Werth aber darf Schiller in dreifacher Hinsicht beanspruchen: als Persönlichkeit, als Künstler und als Erzieher seines Volkes.

Wie bei allen wahrhaft großen Menschen, so ist auch bei Schiller die Persönlichkeit größer als alles Einzelne, was er geschaffen hat. Er gehört zu den Männern (an denen das deutsche Leben des achtzehnten Jahrhunderts nicht arm ist), die sich aus Noth und Druck innerer und äußerer Art zu den Höhen des Daseins durchgerungen haben, wie Winckelmann und Herder. Aber er verkörpert den Typus dieser Kampfnaturen besonders schön und vorbildlich. Zwar der Drang nach oben, der elementare Trieb nach Licht und Freiheit tritt uns in Winckelmanns Jugendbriefen nicht minder ergreifend entgegen; und der Idealismus, der sich über alle äußeren Rücksichten hinwegsetzt, kann sich niemals energischer bethätigen als in Herder, der mit vierundzwanzig Jahren Amt und Brot, Heimath und Stellung aufgiebt, um endlich einmal sich selbst zu leben. In gefahrvollerer Lage als sie Beide hat Schiller dem Despotismus, der auf seiner Jugend lastete, muthig widerstanden und endlich sich entzogen. Er hat für den Druck der Knechtschaft den der Armuth und des bitteren Kampfes ums Dasein eingetauscht und sich von diesem so wenig beugen lassen wie von jenem. Das Entscheidende aber ist ein Anderes. Neben den äußeren Kämpfen durchzieht ein weit schwererer innerer Kampf sein Leben und die Anstrengungen, die nach außen nöthig waren, groß genug, um Hunderte in gleicher Lage aufzureiben, kostete diese machtvolle Persönlichkeit so wenig, daß sie fast das volle Maß ihrer Kraft für das innere Ringen wahren und hier ihre glorreichsten Siege erleben konnte. Es galt zunächst einem unbändig leidenschaftlichen Temperament, dem Harmonie und Friede von der Natur versagt schien und das der Jüngling selbst im schneidenden Gegensatze zu dem Ideal von Menschenwürde und Persönlichkeit empfand, das ihm schon früh, vielleicht schon früh mit Goethes Zügen, vor der Seele stand. Man muß etwa den Brief lesen, in dem der Neunzehnjährige mit dem Jugendfreunde Scharffenstein brach, um dieses Temperament zu empfinden. Mitten im Strom leidenschaftlicher Wendungen gehen ihm manchmal die Worte aus und nur ein stammelndes „o Gott, o Gott" bleibt übrig, als letzter Ausdruck Dessen, was in ihm wühlt. Und bezeichnend für die Zerrissenheit seines Wesens ist das Selbstbekenntniß in dem zweiten Brief an Körner, wo er sich einen Menschen nennt, „der große Dinge im Herzen herumgetragen und kleine gethan hat; der bis jetzt nur aus seinen Thorheiten schließen kann, daß die Natur ein eigenes

Digitized by Google

Projekt mit ihm vorhatte; der in seiner Liebe schrecklich viel fordert und bis hierher noch nicht einmal weiß, wie viel er leisten kann; der aber etwas Anderes mehr lieben kann als sich selbst und keinen nagenderen Kummer hat, als daß er so wenig ist, was er so gern sein möchte." Wie weit von hier bis zu der abgeklärten Hoheit seines Wesens, wie es uns in den letzten weimarer Jahren entgegentritt, der Vereinigung schlichter persönlicher Größe, die Goethe noch gegen Eckermann aus lebendigster Erinnerung hervorhob, mit menschlicher, ja, fast jugendfrischer Liebenswürdigkeit, wie sie uns der junge Voß schildert, wenn der Dichter nach der Hofredoute mit den jungen Männern, die nun erst auf ihre Kosten kommen, bei einer Bowle noch ein paar Stunden angeregt verplaudert. Ein Wort, das wir modernen Menschen gern im Munde führen, trifft auf Schiller zu: er war Lebenskünstler; aber er war es, wie Goethe, im Sinn seiner Kunst, der hohen, strengen Kunst, die den höchsten Maßstab an Das anlegt, was sie schafft, und für die nur aus der Tiefe der Persönlichkeit Schönheit, Würde und Glück zu gewinnen ist.

Und ein zweiter, eng damit verwandter Zug. Als Schiller sich zur Ruhe und Klarheit durchgerungen hatte, als er seine äußere Existenz, bescheiden genug, aber immerhin einigermaßen sicher und auskömmlich, begründet hatte, war seine Gesundheit zusammengebrochen; er war ein kranker Mann, als er seine größten Werke schuf. In den Intervallen zwischen Fieberanfällen und Schmerzen sind Dichtungen wie Tell und Demetrius geschrieben. Welch eine Geisteskraft spricht aus der einfachen Thatsache, daß diese Dichtungen nicht eine Spur von Pathologischem an sich tragen, daß sie, wie man auch über ihren Werth im Einzelnen urtheilen mag, durchaus von „ewiger Gesundheit Ahnung" zeugen. Und welch ein Gegensatz zu unseren Dekadenten und Aestheten, die beständig ihren eigenen Pulsschlag zählen und auf ihre Sensationen lauschen, diese hohe Selbstvergessenheit des Künstlers, der sich ganz in seinen großen Gegenstand verliert! Hier erst feiert Schillers Idealismus seine höchsten Triumphe, hier erst erscheint er als ein beschämendes Spiegelbild für die Kunst unserer Zeit.

Die Kunst freilich war für Schiller eine überpersönliche Macht; und höheren als blos persönlichen Zwecken sollte sie dienen. Die letzten und tiefsten Instinkte seiner Natur waren erzieherischer Art. Ein Erzieher seines Volkes im höchsten Sinn des Wortes wollte er sein. Daher geißelte er in der flammenden Rhetorik jugendlicher Entrüstung die Zustände und die Menschen seiner Zeit. Daher suchte er in schwerer Gedankenarbeit die Formeln für sein Ideal nationaler und allgemein menschlicher Kultur aus dem tiefsten philosophischen System seines Zeitalters herauszuheben. Daher gestaltete er endlich in großen Zügen und leuchtenden Farben eben dieses Ideal von Mannestugend und Volksglück zum gewaltigen Bühnenbild. So wird es begreiflich, daß ein

Digitized by Google

Mensch sich so entgegengesetzten Gebieten wie der Bühne und der Philosophie zuwenden konnte. Beide standen für ihn im Dienste der selben Idee. Seine Philosophie hat stets einen praktischen und künstlerischen Charakter getragen, seine Dichtung niemals ein lehrhaftes Element verleugnet und in einer Anzahl philosophischer Dichtungen ganz eigener und völlig origineller Art gelang es seiner gewaltigen Willenskraft, abstrakte Gedankenmassen zu dichterischer Gestaltung zu formen. Man wird Schiller niemals verstehen und würdigen, wenn man sich nicht klar darüber ist, daß die künstlerischen Anlagen seiner Natur mindestens nicht stärker sind als der prophetische und erzieherische Trieb. Es ist immer zugleich eine nationale oder soziale Wirkung, die er in und mit der künstlerischen anstrebt. Aber diese Wirkung ist in einem tiefen und edlen Sinn gedacht und selbst die Einseitigkeit, die seinem Kulturideal anhaftet, trägt nur noch zur Vertiefung und Veredlung bei. Die äußere politische und materielle Gestaltung des Volkslebens ist ihm, seit der Entrüstungsturm seiner Jünglingsjahre verbraust ist, gleichgiltig. Auf die innere, auf die sittliche und künstlerische Kultur allein kommt es ihm an. In der französischen Revolution erblickt er ein warnendes Beispiel dafür, daß die äußere Befreiung und Hebung eines Volkes nicht ans Ziel führen kann, wenn ihr die innere nicht vorhergegangen ist. Und so betrachtet er es als seine Aufgabe, für diese innere Befreiung seiner Nation zu arbeiten oder vielmehr seine Zeit- und Volksgenossen dieser Arbeit zuzuführen. Denn Freiheit und Kultur kann weder dem Einzelnen noch der Gemeinschaft von außen beschert werden. Nur erkämpfen kann sie Jeder sich selbst. Daher ist es auch nicht die Befreiung der Massen als solche, die ihm vorschwebt. Jeder Einzelne muß sich die höchsten Güter erringen, damit sie sich dann in der Gesammtheit des Volkes und des Staates verkörpern können. Auf diesen Kampf der Selbstbefreiung, überhaupt auf innere Thätigkeit ist sein ganzes Wesen gestellt. Auch was er im Reich der Phantasie sucht, ist nicht weichlicher Selbstgenuß, sondern das freie Glück des Schaffens und Wirkens; und die Kunst ist ihm kein bloßes Reich der Stimmungen und Träume: auch hier genießt nur Der wahrhaft, der schafft oder doch verstehend nachschafft, der die Schönheit nicht nur träumend empfindet, sondern ihr mit Willen und Bewußtsein die Brust erschließt, damit sie in ihn einströme und ihre Kraft in ihm entfalte. Daher ist ihm die Schönheit die Erzieherin zur Sittlichkeit, denn in Beiden entfaltet sich die höchste schaffende Kraft des Menschen; die Erzieherin nicht nur des Einzelnen, sondern des ganzen Volkes zur höchsten Kultur, die zugleich Schönheit und Sittlichkeit, Freiheit und Glück ist. Wir Heutigen mögen nach einem Jahrhundert voll nationaler Kämpfe, mitten im gewaltsamen Gegensatz sozialen Parteistreites, den optimistisch schönen Traum belächeln: sicher bleibt doch, daß hier ein den höchsten Fragen des Lebens zugewandter Genius in gewaltigen Zügen die Aufgabe vorgezeichnet hat, die uns heute zu

Digitized by Google

schaffen macht, daß er in seiner Weise den Ausgleich zwischen dem Wohl der Allgemeinheit und dem Recht zur individuellen Lebensgestaltung sucht und gefunden hat. Die Lehre, daß nur die innere Kultur des Einzelnen zur Freiheit und zum Glück des Ganzen führt, mag uns der harten Wirklichkeit gegenüber zu idealistisch und zugleich zu individualistisch gewendet erscheinen; doch wenn wir heute von ganz praktisch nüchternen Stimmen Aeußerungen vernehmen wie die, die soziale Frage sei eine Bildungfrage, so ist diese Wendung eng verwandt mit Dem, was Schiller wollte und dachte; nur schien ihm (und wer weiß, ob mit Unrecht?) mehr die Kunst als die Wissenschaft die einigende Macht zu sein, die über alle äußeren Trennungen hinweg Stände und Individuen an einander binden sollte. Und so dürfen sich die heutigen Bemühungen um künstlerische Erziehung des Volkes in ihrer Vereinigung von sozialen und ästhetischen Antrieben in erster Reihe auf Schiller berufen.

Ist hier der Lebensnerv in Schillers Wesen getroffen, so ist damit seine Kunst freilich von vorn herein in ihrer Einseitigkeit und mit ihren Schranken bestimmt. Diese Kunst wendet sich nach außen, nicht nach innen; sie will erheben, lehren und zwingen, nicht nur still bilden und formen. Stets schwebt ihm die Wirkung auf ein großes Publikum vor, das er erwärmen und veredeln will, nicht der kleine Kreis gleichgesinnter und verständnißvoller Freunde, für den Goethe dichtete. Daher fehlt es seiner Kunst meist an feineren Schattirungen. Tiefe der Psychologie wird durch Ideentiefe ersetzt und zarter abgetönte Stimmungen kommen in dem gewaltigen Bau, der machtvollen Rhethorik seiner Dichtungen nicht auf. Das bringt schon die Wahl seiner Stoffe mit sich. Ihm wie seiner Heldin „zeigt der Geist nur große Weltgeschicke"; nur in „Kabale und Liebe" hat er bis zu einem gewissen Grade vermocht, in der Welt, die ihn umgab, auch die tiefere Wirklichkeit zu entdecken und festzuhalten, die er darstellen wollte. Dieser Mangel an intimem Reiz, an Dem, was in der Stille zu uns spricht, ist es hauptsächlich, der die meisten feiner kultivirten Geister unter unseren Zeitgenossen von ihm fern hält. Schillers Schöpfungen können uns unmöglich sein, was uns Goethes Dichtungen sind. Seine Gestalten begleiten uns nicht in die Einsamkeit, sie werden nicht Theile unseres Selbst, wie Faust und Tasso. Aber man thut seiner Dichtung Unrecht, wenn man sie überhaupt mit der Goethes vergleicht; ihre Art wie ihre Ziele sind verschieden. Bei wem die tiefere, reinere Kraft des Bildens und Gestaltens zu finden ist, darüber kann kein Zweifel sein. Aber auch Schillers Dichtung ist in ihrer Art echte Kunst: die großen Formen des hohen Stils sind ihm nicht Konvention, nicht von außen her und willkürlich übernommen. Sie entsprechen seiner eigensten Art, zu denken und zu wollen. Seine Menschen und ihre Handlungen und Geschicke stehen mitunter allzu deutlich im Dienst des sittlichen Gedankens, niemals aber im Dienst der bloßen Bühnenwirkung. Und

Digitized by Google

so ist auch der tragische Charakter seiner Dichtungen tief innerlich begründet; er ist der natürliche Ausdruck seiner heroischen Weltanschauung, die innere Freiheit über jedes äußere Glück stellt und stets bereit ist, das Leben zu verachten, wegzuwerfen um höherer Güter willen. Deshalb auch konnte er für das Wesen des Tragischen, das so Vielen ein Räthsel war und ist, die tiefste Formel finden und seinem Helden in den Mund legen: „Der freie Tod nur bricht die Kette des Geschicks.“ So muß die Kunst, die große nationale Wirkungen sucht, immer, bewußt oder unbewußt, an Schillers Tendenzen anknüpfen; und einer Zeit, die Wagners Schaffen und Streben so hoch hält wie die unsere, sollte es nicht schwer fallen, Das anzuerkennen: hat doch Wagner selbst entschieden genug auf diesen Zusammenhang hingewiesen. Nicht, indem man dem Volke naturalistisch seine eigene Dumpfheit und Gebundenheit vormalt, wird man es zur Kunst und zur Kultur erziehen, sondern, indem man durch edle Leidenschaften und große Gestalten seine Phantasie entzündet und über die enge Wirklichkeit hinweg hebt. Das lehrt uns noch heute die Wirkung von Schillers Dramen.

Die ewige Lebendigkeit, von der am Eingang dieser Betrachtung die Rede war, kann sich nicht ununterbrochen im gleichen Maße zeigen; auch für sie giebt es Zeiten, wo sie kraftlos geworden oder dem Tod gewichen scheint, aber ihre Stärke bewährt sich darin, daß sie nach solchen Perioden immer wieder neuen Generationen Trost zu spenden vermag. In ähnlichem Sinn hat Schillers verständnißvollster Beurtheiler, Wilhelm von Humboldt, schon vor vielen Jahrzehnten das Geschick seines Freundes vorausgesagt. „Es giebt ein unmittelbareres und volleres Wirken eines großen Geistes als durch seine Werke. Diese zeigen nur einen Theil seines Wesen. In die lebendige Erscheinung strömt es rein und vollständig über. Auf eine Art, die sich einzeln nicht nachweisen, nicht erforschen läßt, welcher selbst der Gedanke nicht zu folgen vermag, wird es aufgenommen von den Zeitgenossen und auf die folgenden Geschlechter vererbt. Dies stille und gleichsam magische Wirken großer geistiger Naturen ist es vorzüglich, was den immer wachsenden Gedanken von Geschlecht zu Geschlecht, von Volk zu Volk immer mächtiger und ausgebreiteter emporsprießen läßt. In Schrift gefaßte Werke und Literaturen tragen ihn dann, gleichsam mumienartig verschlossen, über Klüfte hinweg, welche die lebendige Wirksamkeit nicht zu überspringen vermag;“ und — so dürfen wir im Sinne Humboldts hinzusetzen — wo sie der Sonnenschein lebendiger Gegenwart, die der Wärme bedürfende Empfänglichkeit trifft, da wird diese Wirksamkeit immer aufs Neue lebendig und fruchtbar werden.

Professor Dr. Rudolf Lehmann.

Digitized by Google

Schillers Seele.

An Schiller treten die Eigenschaften eines bestimmten deutschen Volksstammes, des schwäbischen, mit fast typischer Deutlichkeit hervor. Nationelle Eigenthümlichkeiten sind an Schiller individuelle; man braucht nur andere schwäbische Dichter, die in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts auftraten, mit ihm zu vergleichen. Alle diese jungen Dichter lassen sich gern von ihren Empfindungen überwältigen und hinreißen; sie schwelgen in übertriebenen Metaphern, die Ekstase wirft Raum und Zeit hinter sie. Diese Gemüthsverfassung war verursacht durch die uralte geistliche Kultur in Schwaben; eine religiöse Ceremonie, die Einsegnung, offenbart zuerst in dichterischer Form den Rausch des Gefühles. Hier ists die religiöse Erregung, die vermöge ihrer nahen Verwandtschaft mit der ästhetischen Ekstase zur Kunst hinleitet; später werden andere Dinge des Glaubens und des Wunsches die Religion ersetzen. Nun bekennt Schiller einmal: „Ich glaube, es ist nicht immer die lebhafte Vorstellung des Stoffes, sondern oft nur ein unbestimmter Drang nach Ergießung strebender Gefühle, was Werke der Begeisterung erzeugt. Das Musikalische eines Gedichtes schwebt mir weit öfter vor der Seele, wenn ich mich hinsetze, es zu machen, als der klare Begriff von Inhalt, über den ich oft kaum mit mir einig bin." Man beachte also, daß Dies nicht die Kunst ist, die wie eine natürlich ausgereifte Frucht sich vom Aste löst, sondern daß Schiller der Kunst schon mit Etwas entgegenkommt, wie er ja auch dem Leben schon mit der Philosophie entgegenkommt. Das ist nicht schwer zu erklären. Der übermäßigen musikalischen Gemüthsausschweifung folgt naturgemäß eine Ernüchterung, die eben so tief ist, wie die Erhebung hoch war, oder womöglich noch tiefer. Bei Wieland tritt eine radikale Veränderung ein, eine gänzliche Umstülpung seines Wesens: auf die schwärmerischen und religiös exaltirten Jugenddichtungen folgt die ironisirende, den Schwärmer verspottende, etwas saumische Dichtung seiner reifen Jahre. Hölderlin, dessen Empfindsamkeit sich zu einer nervösen Sensibilität zuspitzt, ertrug die Ernüchterung nicht, zu der ihn das rauhe Leben zwang; in ihm ist das Musikalische so gewaltig, daß es seiner Kunst versagt ist, menschliche Gestalten zu schaffen: sie bleibt lyrisch, überwältigt seinen Geist und löst die Dissonanzen in Wahnsinn auf. So ist es ein Dualismus, der von den frühesten inneren Erfahrungen in die Seele gelegt wird; und man hat schon an den Beispielen Wieland und Hölderlin gesehen, daß nun Alles darauf ankommen muß, welche Folgen diese Ernüchterung, die nothwendig entscheidender wirkt als der Rausch, haben wird: mehr als sonst bei anderen Dichtern ist der menschliche Charakter von Wichtigkeit. Der schwerste Fall ist der Hölderlins: die rauhe Wirklichkeit übt auf das Gemüth einen zersetzenden Einfluß. Am Leichtesten nahm es Wieland: ohne daß die Wurzeln seines Wesens erschüttert werden, erreicht er eine Art Hedonismus. Schiller, kräftiger als Hölderlin und tiefer als Wieland, giebt jedem der Gegensätze das Seine: der Dichtkunst wie der Philosophie. Ein Jüngling nun, der eine solche Zweitheilung über die ganze Welt hin angedeutet sieht, wird unbewußt alles Große und ihm Theure in diese erhobenen Rauschzustände versetzen: und so ist die jugendliche Gedankenwelt Schillers, wie sie sich in seinen ersten Dichtungen ausspricht, reichlich genährt von den Gedanken und strebenden Gefühlen der schottischen Glückseligkeitphilosophie (Shaftesbury, Ferguson) und entwickelt sich bis zu einer Art Pantheismus. Es ist so wenig Lebensweis-

Digitized by Google

heit in den Schriften seiner ersten Lebenshälfte; die Gestalten und Gefühle sind ins Ungeheuerliche übertrieben. Aeußerte sich der Dualismus bisher als plumpe Unterscheidung von Gut und Böse, so lehrt später Kant die feineren Unterscheidungen. Kant bestimmt mit seinem genialen Dualismus den Schillers in der zweiten Hälfte seines Lebens. Und das Centrum von Schillers Lebensanschauung wird aus den Rauschzuständen über die in zwei feindliche Lager gespaltene Welt versetzt und erkennt objektiv Beide.

Philosophie heißt die Lebensanschauung Schillers. Das heißt: er hat aus Unterricht und Lecture sich seine Grundsätze geholt; es ist klar, daß sie vorwiegend moralischer Natur sein müssen. Während also Andere, wie Goethe, leer, erwartend, zur Empfängniß bereit ins Leben gehen, ihre Erfahrungen machen und als köstlichsten Gewinn die Weisheit davontragen, kommt Schiller dem Leben mit seiner Philosophie entgegen und lebt gar nicht anders als nach dieser Philosophie: das schlagendste Beispiel dafür finde ich in der Formel, in der er sein tiefstes Erlebniß, Goethe, ausdrückt. Die Frucht eines solchen Lebens ist aber nicht Weisheit, sondern wieder Philosophie; und wer nach den Räubern den Tell liest, wird spüren, wie wenig Schiller gereift ist. Man vergleiche damit nur den Weg, den Goethe in ungefähr der selben Zeit vom Götz bis zum Tasso ging. Das ist eben der Gegensatz von Idealisten und Realisten, wie ihn Schiller genannt hat; und es ist natürlich viel schwieriger, von dem tausendfach befruchteten Innenleben eines solchen Realisten zu berichten, als die Philosophen namhaft zu machen, die für den Idealisten wichtig werden.

Später konnte Schiller, von objektiver Betrachtung aus, bewußt die Kunst in das Reich des Ideals stellen; ehe er diesen Standpunkt noch gefunden hatte, that er es unbewußt. Das giebt seinen ersten Dramen den Reiz. Dramatiker war er vom Grund seiner Natur aus: wurde in Wieland das Musikalisch-Gefühlvolle erdrückt und war es bei Hölderlin so mächtig, daß es ihn erdrückte, so waren bei Schiller die gegensätzlichen Seelenkräfte so kräftig und gesund, daß sie fortwährend auf einanderplatzen konnten. Das ist der Dramatiker Schiller.

Im „Don Carlos", an dem er mehrere Jahre arbeitete, trachtete er nach größerer Klarheit, nach festen Maßen der Form und näherte sich in diesem Streben der französischen tragédie classique. Das scheiterte aber an der Ueberfülle des Stoffes; nach einem trefflich angelegten ersten Akt wird der Konflikt zweimal verschoben. Zuerst ist der Stoff: Don Carlos liebt das Weib, das sein Vater geheirathet hat; worauf sich unzweifelhaft eine Tragoedie bauen läßt. Dann aber besinnt sich Schiller, daß König Philipp ein grausamer Monarch war, und will nun seine Meinung über den Tyrannen sagen: Marquis Posa vertritt Freiheit und Menschenrechte. Der Konflikt scheint jetzt der Kampf zweier politischen Tendenzen zu sein. Zuletzt wird das Motiv idealer und opferwilliger Freundschaft benutzt. Posa geht in den Tod, um Carlos zu retten. Hier zeigt sich also, wie sogar die starke technische Begabung Schillers dadurch beeinträchtigt werden konnte, daß seine Lebensanschauung noch nicht über den Gegensätzen steht, sondern vom idealistischen Rausch des Gefühles befangen ist.

Was in der ersten Zeit in Weimar und Jena an innerlicher Arbeit geleistet wird, ist ein Fortschreiten von der französischen Kunsttheorie, deren Anhänger er im Don Carlos zu sein strebte; nun aber machte er sich mit der griechischen Dicht-

Digitized by Google

kunst bekannt, wo er nach den neusten Schriften von Herder, Moritz und Goethe das angestrebte Maß zu finden hoffte. Diesem ersten Versuch Schillers, in die Theorie und Geschichte der Kunst tiefer einzudringen, verdanken die beiden größeren Dichtungen „Die Götter Griechenlands“ und „Die Künstler“ ihre Entstehung. Das erste dieser Gedichte spricht die Sehnsucht nach Griechenland aus; in den „Künstlern“ ist der philosophische Gedanke, daß der Künstler die Wahrheit und die Sittlichkeit in der Schönheit verhülle, in einer vagen und wenig dichterischen Allegorie durchgeführt. Aber man erkennt in der leitenden Idee dieser Stücke den Umschwung in Schillers Seele: die überschwänglichen Gefühle wollen von einer Heimath wissen von einem Leben, worin sie allein herrschen, von der Möglichkeit einer solchen paradiesischen Existenz; und diese Heimath wird in der Vergangenheit, in Griechenland, angenommen. Hier ist schon ein Schritt zur Objektivirung von Schillers Dualismus gethan; der nächste wird gethan, wenn der Künstler ein abstraktes Ideal, die Wahrheit, hinter seiner Kunst sucht. Daß nach diesen Gedichten eine lange Pause in der Poetenarbeit Schillers eintrat, ist erklärlich: denn jetzt reift er heran, jetzt hob sich seine Weltanschauung langsam zu einem überschauenden Blick über Begriffe. Der ihn dazu brachte und die in den „Göttern Griechenlands“ begonnene Krisis beschleunigte, war Kant, dessen „Kritik der Urtheilskraft“ er 1791 las Wie wir vielen Dingen, die einen großen Eindruck auf uns machen, dadurch unsere Liebe beweisen, daß wir ihnen widersprechen, so wollte auch Schiller sogleich Kant angreifen und über ihn hinausgehen; Kant negirt objektive Merkmale des Schönen, Schiller versucht, sie zu geben. Das wollte er in einem Gespräch „Kallias“ thun, zu dessen Ausführung es aber nicht kam. In den Vorarbeiten dazu definirt er die Schönheit als „Freiheit in der Erscheinung“. Das übertrug er dann auf das moralische Gebiet: einen Menschen, der dem Gesetz aus eigenem natürlichen Antrieb folgt, nennt er „schöne Seele“ und spricht ihm Anmuth zu; diese schöne Seele wird erhaben und erringt Würde, wenn sie im Kampf zwischen Neigung und Pflicht siegreich bleibt. In dieser Aufstellung, die Schiller in dem Aufsatz „Ueber Anmuth und Würde“ giebt, sieht man seinen Dualismus durch Vereinigung der Gegensätze einen neuen, höheren Zustand anstreben. In den „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen“ stellt er einander sinnlichen Trieb und Formtrieb gegenüber; der Spieltrieb vereinigt beide. Heute erscheint uns Vieles in diesen ästhetischen Abhandlungen als ein Spiel mit Worten und Begriffen; die Resultate bereichern uns nicht, aber wir spüren die Nothwendigkeit, mit der Schiller an diesen Begriffen hing. Denn Das ist die Seelenverfassung des reifen Schiller: Dualismus ist das Grundprinzip seiner Seele; die Erfüllung des Lebens aber, das erreichte Ideal, liegt in der Ausgleichung aller Gegensätze und das dunkle unbewußte Bedürfniß danach ist die Sehnsucht, die Musik in der Seele.

Hatten ihn nun Körner und Humboldt in der Beschäftigung mit ästhetischer Speculation in Kants Sinn bestärkt, so wurde diese erst völlig reif und abgeschlossen dadurch, daß Schiller mit Goethe in nähere Berührung trat. Soll ausgedrückt werden, was diese beiden Männer einander verdanken, so kann man kurz sagen: Goethe liebte den Menscher Schiller; Schiller war von dem Dichter Goethe gefesselt. In Schiller fand Goethe zu einer Zeit, wo er mit dem ihn umgebenden Leben völlig zerfallen war, einen nach Wahrheit ringenden Menschen, der mit der wirklichen Welt kaum Etwas gemein hatte; der davon durch seine idealen Postulate

Digitized by Google

wie von einem Zauberkreis abgeschlossen war. Schiller war von dem Dichter Goethe gefesselt: er sah in ihm den modernen Menschen, der seinen Gegensatz zur Antike empfunden hat und die höhere Stufe der Menschheit, wie sie vom Griechenthum uns gezeigt wird, dadurch erreicht, daß er die begrifflich erfaßte Antike intuitiv aufnimmt, Gedanken in Gefühle umsetzt; so konstruirt sich Schiller, die Gegensätze von Antik und Modern verbindend, Goethes innere Entwickelung. Und nun vergleicht sich Schiller mit Goethe; er erkennt, daß sie in ihrer Kunst sich wesentlich unterscheiden; Goethe muß zu den antiken Dichtern gestellt werden, er selbst stellt sich zu den modernen. Diese Gegensätze formuliren sich als naive und sentimentalische Dichtkunst; die naive entspringt einem natürlichen Realismus, die sentimentalische strebt zu einem philosophischen Idealismus empor: jene in jedem Produkt in sich vollendet, diese im Einzelnen unvollendet, im Ganzen hinaufstrebend zu einem Ideal; ist dieses erreicht, so ist die sentimentalische Poesie vollendeter als die naive und ist zugleich nicht mehr sentimentalisch, sondern schlechtweg idealisch. Dieses Ideal der Dichtkunst aber liegt ganz außerhalb der Sinnenwelt. Und kaum ist Schiller über diesen Dualismus ganz klar geworden, so erkennt er auch, daß sein dichterischer Genius, der sentimentale, mit dem Goethes, dem naiven, in Wettkampf treten müßte. Er will die idealische Dichtkunst erreichen. Das soll, nach dem einfachen Gedankengang Schillers, dadurch geschehen, daß die sentimentalische Kunst mit den Mitteln der naiven arbeitet, mit antiker Einfachheit die modernen Gegenstände darstellt. So finden wir von jetzt ab bei Schiller die Vorliebe für natürliche und naive Züge, die freilich, mit solcher Bewußtheit angebracht, leicht geziert wirken, wie Manches, was Thekla im Wallenstein sagt; und „Die Braut von Messina" ahmt völlig der antiken Schicksalstragoedie nach.

Die Abhandlung, in der er diese Gedanken entwickelt, hat nicht nur diesen praktischen Werth für Schillers eigenes Schaffen; wenn wir heute auch an die Scheidung von naiver und sentimentalischer Poesie nicht mehr glauben, wenn wir heute wissen, daß die sentimentalische Dichtung wirklich nur eine Abart, nicht eine Gattung der Dichtkunst ist, so büßt die Abhandlung ihren menschlichen Werth dadurch nicht ein. Jeden ergreift beim Lesen das Schauspiel, wie hier ein Dichter die Herrschaft über seine Kunst erringt und wie ein Mensch sich selbst über seine geistige Existenz Rechenschaft ablegt; denn während er Dies thut, lernt sein geistiges Auge den tieferen Blick für den Menschen, für die Scheidung in Realisten und Idealisten, den mildesten und menschlichsten, am Meisten befriedigenden Ausdruck seines Dualismus. Und hier hat Schiller nicht, wie in seinen anderen philosophischen Abhandlungen, mit Begriffen operirt; hier ist er psychologisch vorgegangen; denn er urtheilt nach einer Erfahrung seines Lebens und die Abhandlung zeigt, wie weit er aus seinem wirklichen Leben seine Weisheit gewinnen konnte. Er war erschöpft und der Spekulation müde, als er die Abhandlung beendet hatte; und es muß eine andere Ermüdung gewesen sein als etwa nach den Anstrengungen der Phantasie, eine andere als nach der Arbeit seines Geistes; eine vielleicht mehr physische Ermüdung, weil er nun bis zu den Wurzeln seines Lebens gegraben hatte.

Schon während seiner letzten philosophischen Arbeiten war er wieder an dichterisches Schaffen gegangen. Da er als sentimentalische Dichtungarten namentlich die Elegie und die Idylle hinstellt, sucht er selbst seiner Theorie zu genügen. Im „Spaziergang" giebt er die Elegie; die Idylle ist niemals geschrieben worden. Er

Digitized by Google

wollte in ihr die Vermählung des Herkules mit Hebe schildern: „Eine Szene im Olymp darzustellen", schreibt er an Humboldt, „welcher höchste aller Genüsse! Ich verzweifle nicht ganz daran, wenn mein Gemüth nur erst ganz frei und von allem Unrath der Wirklichkeit recht reingewaschen ist; ich nehme dann meine ganze Kraft und den ganzen ätherischen Theil meiner Natur noch auf einmal zusammen."

Diesem Dichter ist wahrhaftig die Poesie ein „Mädchen aus der Fremde" er ist der Poet in der „Theilung der Erde", der zu kurz kommt im irdischen Besitz und nichts auf der Welt hätte, wenn ihn nicht Jupiter zu sich in den Olymp lüde. Der schwäbische Dichter kommt dem Leben mit der Philosophie, der Kunst mit der Musik in seinem Gemüth entgegen: und damit ist auch schon sein Verhältniß zur Wirklichkeit, die der Dichter braucht, bestimmt: als die Thätigkeit einer antizipirenden oder konstruirenden Phantasie; anders reagirt Schiller auf die Wirklichkeit nicht. So konnten ihm die durchaus unechten Landschaften, die der Dichter Matthisson in seiner Lyrik beschrieb, gefallen. Und wenn Schiller betont, der Dichter müsse statt der wirklichen die wahre Natur darstellen, diese aber sei die edle Natur, so hat er die Frage damit nur auf das moralische Gebiet geschoben. Schiller kannte freilich die edle Natur besser als die wirkliche.

In der Ballade „Der Taucher" stellt er das brandende Meer dar: „und es wallet und siedet und brauset und zischt". Goethe bemerkt mit Genugthuung, die Wahrheit dieser Schilderung hätte sich angesichts des Rheinfalles von Schaffhausen bewährt; worauf Schiller entgegnet: er hätte die Erfahrung höchstens an einer Mühle machen können (er wollte doch wenigstens ein natürliches Objekt anführen); sonst sei ihm die Schilderung der Charybdis in der Ilias maßgebend geworden. Ein anderes Mal bittet er Goethe, einen Eisenhammer anzusehen, damit er wisse, ob ein solcher in seiner Ballade „Der Gang nach dem Eisenhammer" richtig dargestellt sei. Auch einen Kranichzug hat er nie gesehen und erst Goethe machte ihn auf diese Erscheinung aufmerksam, die sich so trefflich in den „Kranichen des Ibykus" anwenden ließ. Aus diesen Anmerkungen mag man ersehen, wie wichtig ihm die wirkliche Anschauung wurde, die Goethe hatte, und wie er auch hier seine Phantasie mehr aus abgeleiteten Quellen Nahrung schöpfen läßt. Hebbel bemerkt einmal, Schiller habe in den Gedichten nur Gefühl für Gedanken. Die angeführten Beispiele sind aber unbedeutend neben dem einen: aus dem Jahre 1799 stammt ein Gedicht „Die Erwartung", in dem ein Liebender lauscht, ob die Geliebte kommt. Hier sind die sinnlichen Wahrnehmungen auffällig falsch dargestellt. Niemand wird glauben, daß das Pförtchen geht und der Riegel klirrt, wenn der Wind in den Pappeln weht, und Niemand wird beim schweren Niederfallen einer Frucht glauben, Jemand komme. Schiller hat Das nie wirklich und innig erlebt; er hat es in seiner Phantasie konstruirt.

Eine andere Gefahr dieser Phantasiekunst droht der Sprache. Ich glaube, daß die Sprachkunst eines Dichters durch rege und sorgsame Auffassung der Wirklichkeit eine Bereicherung erfährt, die er durch andere Arbeit nur schwer ersetzen kann. Der Sprachschatz Schillers nun hat sich seit seinen ersten Dichtungen nicht vergrößert und wurde von der philosophischen Terminologie nicht günstig beeinflußt. Eine Sprache, die so gleichsam auf sich selbst angewiesen ist, könnte es freilich zu einer außerordentlichen Ueberfeinerung bringen. Das aber wurde bei Schiller eben durch den fortreißenden musikalischen Schwung vereitelt, der mit Worten, die seinen

Digitized by Google

zwingenden Rhythmus ausfüllen mußten, nicht sparsam umging und eine feinere Empfindlichkeit und Gewissenhaftigkeit in dieser Hinsicht nicht aufkommen ließ. Bezeichnend ist, daß unter Schillers Gedichten keine einzige solche Zusammenstellung von Worten ist, die ähnlich elementar ergreift wie ein Blick, ein Athemholen, ein Lachen, ein Schrei: kein einziges Lied. Meist sind es umfangreiche, schön klingende, stolz aufgebaute Strophenreihen; da giebt es mythologische Sentiments von hinreißendem Schwung und von beglückender Klarheit; Gedanken, die poetisch geschmückt sind wie ein goldenes Armband mit Perlen; und manche Gedichte geben ein ganzes Bild der Welt, das Etwas von der lieblichen Steifheit alter Kupferstiche hat: so das Gedicht „An die Freude“ oder „Der Antritt des neuen Jahrhunderts“, der herrliche „Spazirgang“ und das nie alternde „Lied von der Glocke“.

Für die Phantasiekunst, die dem eigenen Leben des Dichters so wenig verdankt, bedeutet Schiller den höchsten Triumph. Eine Kunst, die frisch und fest und unmittelbar im elementaren Leben wurzelt, wird allen folgenden Geschlechtern vertraut sein: denn das Leben bleibt gleich. Das aber gilt nicht von einer Kunst, die das Meiste den Auffassungen einer Zeit entnimmt, also von der Bildung dieser Zeit gespeist wird. Schiller ist achtzehntes Jahrhundert; freilich in edelster Form.

Wien. Max Mell.

Selbstanzeigen.

Der Jude von Konstanz, Tragoedie in vier Aufzügen mit einem Nachspiel. München, Georg Müller.

Liegt eine alte Stadt an Berg und See,
mit Brücke, Thurm und Giebeln, Thor und Dom,
und spiegelt sich in einem stillen Strom,
im Glanz von Blaugebirg und Gipfelschnee.
Dort giebt es eine Gasse, eng und alt,
mit vorgesunkenen Dächern, schiefen Wänden,
in der der Schritt zwiefach gebrochen hallt.
Die Gasse brennt. Von dreien Dächern wallt
der Flammenschein bis zu der Gasse Enden.
Und aus den Flammen scheint sichs fortzuwenden
wie eines Schattens schreitende Gestalt,
zuckt auf: ein Wanderer, der der Gluth entstammt,
die hinter seinen Schritten zehrend flammt,
die ihn nicht losläßt, ihn umklammert. Hier
ist rings der Juden steilgebaut Quartier:
von Blut und Gluth ein rother Widerschein.
Löst sich der Mann? Holt ihn die Flamme ein?
Der Vorhang Zeit wallt dunkel drüber hin
und birgt es uns. Der Dichter lüftet ihn.

Seehof. Wilhelm von Scholz.

Digitized by Google

Das Wesen des Judenthumes. Hüpeden & Merzyn, Berlin. **Mk.** 2,50.

Im Juni 1904 habe ich in dieser Zeitschrift unter dem Pseudonym Elias Jakob einen Aufsatz über das Wesen des Judenthumes veröffentlicht. Vor mir liegen viele Zuschriften und Zeitschriftenartikel, die sich mit diesem Aufsatz befassen und von einer ungeheuren Erregung der Gemüther zeugen. „Ich komme demnächst und zerbreche Ihnen mit Gottes Hilfe das Genick", schreibt mir ein eifriger Glaubensgenosse. „Was Sie da gethan haben, ist noch schlimmer als die That eines Lustmörders." „Da Sie Vater und Mutter nicht ehren, wundert mich nur, daß Sie nicht schon längst der Schlag getroffen hat", ruft mir ein anderer Glaubensgenosse zu. „Sie sind ein größerer Gauner als Ihr Erzvater Jakob", schreibt mir ein strammer Antisemit. „Was haben Ihnen Ihre Leut' gezahlt, daß Sie ihnen die Ethik vindiziren? Die Juden ein ethisches Volk! Wer lacht da nicht?" Ich sehe unter all diesen Schreiern nur zwei Sorten von Menschen: Geschäftsleute und Ignoranten. Geschäftsleute sind Alle, denen Liebe oder Haß helfen soll, von dem Judenthum zu leben, durch das Judenthum als Freund oder Feind eine gesellschaftliche Rolle zu spielen, Etwas vorzustellen. „Er will uns unser Brot, unsere Position nehmen", dachten diese Geschäftsleute bei der Lecture meines Aufsatzes. „Er will uns unsere heiligsten Güter rauben", schrien und zeterten sie. Diese Menschen verachte ich. Ihre Angriffe berühren mich nicht. Sie zu überzeugen, halte ich für unmöglich. Die Ignoranten sind die Massen, die von diesen Geschäftsleuten geführt werden. Man hat ihnen seit einem Jahrhundert eingeredet, daß ihre Religion mit der Civilisation und Kultur identisch sei, daß der Grund des Judenhasses nur in der Barbarei, der Gemüthsroheit der Wirthsvölker liege. Nun kam ich und erzählte, daß ihre Religion, weil sie ausschließlich die Ethik betont und die Logik und Aesthetik, sofern sie für die Ethik nicht zu brauchen sind, rücksichtslos bekämpft, mit Kultur und Civilisation nicht vereinbar ist; daß der Judenhaß einzig aus dem Wesen ihrer Religion hervorgeht. Diejenigen Antisemiten, die gewohnt sind, irgend einen Schacherjuden herauszugreifen und mit dem gesammten Judenthum zu identifiziren, waren entrüstet, als ich erzählte, daß die reine Ethik, mit der sie sich so sehr brüsten, ein jüdischer Importartikel sei. Diese unwissenden Leute, denen die Quellenschriften der Geschichte und Literatur des Judenthumes verschlossen sind und die von ihren Führern und Lehrern bewußt oder unbewußt über das Wesen, die Entwickelung und Existenzbedingungen des Judenthumes getäuscht werden, aufzuklären und von meinen Ansichten zu überzeugen, ist die Aufgabe meines Buches.

In meinem Aufsatz habe ich bei vielen Konklusionen die Prämissen und bei vielen Prämissen die Konklusionen als allgemein bekannt und selbstverständlich vorausgesetzt und deshalb weggelassen. Die Polemik hat aber gezeigt, daß das Weggelassene gar nicht allgemein bekannt und selbstverständlich ist, daß die prämissenlosen Konklusionen als unbewiesen und die konklusionlosen Prämissen als nichtssagend angesehen wurden. Auch lückenlose Schlußsätze sind wegen ihrer skizzenhaften Darstellung unbeachtet oder als lückenhaft angesehen worden. In meinem Buch habe ich nun die fehlenden Verbindungslinien ergänzt, die Umrisse möglichst klar ausgeführt. Als ich den Aufsatz veröffentlichte, war ich Bibliothekar der Jüdischen Gemeinde in Berlin. In diesem Amt hatte ich Buchhändlerkataloge zu studiren, um die von meiner vorgesetzten Behörde zur Anschaffung bestimmten Bücher möglichst wohlfeil zu erwerben, die vorhandenen Bücher zu registriren, zu katalogisiren und

Digitized by Google

zur Benutzung zu stellen. Zur Bekennung irgend eines Dogmas bin ich nicht verpflichtet worden, habe auch dem damaligen Vorsitzenden des Gemeindevorstandes, Herrn Justizrath Meyer, vor meiner Anstellung ausdrücklich erklärt, daß ich nie eine solche Verpflichtung eingehen würde. Diesen Posten, den eine mit seltsamer Weisheit, Sachkenntniß und Gewissenhaftigkeit ausgestattete Behörde vom Grünen Tisch aus als ein Nebenamt, eine Art Sinekure ansah und dafür ein Gehalt auswarf, von dem ein Mensch mit den bescheidensten Ansprüchen kaum zu leben im Stande ist, für dessen gewissenhafte Verwaltung aber in Wirklichkeit die volle Arbeitkraft eines Einzelnen gar nicht ausreicht, habe ich vier Jahre lang nach bestem Wissen und Gewissen verwaltet. Ich habe diese erbärmliche, freud- und glanzlose Existenz mit Gleichmuth ertragen, im tröstenden Bewußtsein, daß ich nicht, wie so viele Andere, gezwungen war, zu heucheln, zu lügen, daß ich mit gutem Gewissen meiner religiösen Ueberzeugung nachleben und ihr stets frei und offen Ausdruck verleihen durfte. Und dennoch habe ich es vorgezogen, als ich mich vor die Nothwendigkeit gestellt sah, durch öffentliche Diskussion eine Klärung des Problemes herbeizuführen, das mich so lange beschäftigt und unsäglich gequält hat, meinen Namen zu verbergen. Ich kannte eben gewisse Kreise meiner Glaubens- und Stammesgenossen zu gut, um nicht zu wissen, daß diese Leute die Thatsache, daß ein Beamter der jüdischen Gemeinde solche Ansichten geäußert hätte, zum Gegenstand eines wüsten Skandales machen würden. Und ich wollte keinen Skandal. Es widerstrebte meiner Natur, zu den in neuster Zeit durch skandalöse Schriften in den Vordergrund des öffentlichen Interesses geschobenen Persönlichkeiten gezählt zu werden. Auch lag die Befürchtung nah, daß der durch das Hineinziehen des persönlichen Momentes heraufbeschworene Lärm eine rein sachliche Diskussion, um die allein es mir zu thun war, unmöglich machen würde. Durch gemeinen Treubruch ist meine Autorschaft verrathen worden. Die Jüdische Gemeinde in Berlin hat mich auf eine Denunziation hin ohne Gehalt entlassen und es auf einen Prozeß ankommen lassen, bis zu dessen Ausgang ich vielleicht längst verhungert sein konnte. Das Wesen der Menschen ändert sich in Jahrhunderten doch recht wenig. Früher wurde man wegen der Aeußerung unangenehmer Ansichten verbannt oder gepeitscht; jetzt wird man, da andere Machtmittel fehlen, zur Brotlosigkeit verurtheilt.

Eine der berliner Gemeinde befreundete Zeitschrift hat die lügenhafte und verleumderische Notiz verbreitet, ich habe seit Jahren mit der Judenmission in Verbindung gestanden und sei schon in der Zeit, da ich meine Stellung bei der Jüdischen Gemeinde angenommen habe, getauft gewesen. Ich erkläre hiermit, daß ich niemals mit der Judenmission zu thun gehabt habe, daß ich nie ans dem jüdischen Glaubensverband ausgetreten bin und es auch nicht zu thun beabsichtige. Ich bin eben noch nicht, wie so manche Staatsbürger, die seit einem Jahrhundert in reichem Maße Zeit und Gelegenheit dazu gehabt haben, mit meinem Wirthsvolk assimilirt genug, um mich von meinen Stammesgenossen losreißen zu können. Après vous, messieurs.

Charlottenburg. Dr. Jakob Fromer.

In dem Artikel „Judas Ischariot" ist leider ein Lesefehler stehen geblieben: die angeführte Matthäusstelle lautet nach der Vulgata, wie allgemein bekannt ist: Unus vestrum me traditurus est.

Digitized by Google

Oesterreichische Wirthschaft.

Oft liest man, Oesterreich habe sich wirthschaftlich von Deutschland emanzipirt. Daß ist mindestens nicht richtig ausgedrückt. Mit deutscher Hilfe sind Oesterreichs Bahnen gebaut, ihre an Zahl nicht geringen Aktien und Obligationen sind zum größten Theil bei uns übernommen und placirt worden und für deutsches Kapital und deutsche Unternehmungluft ist im Donaureich heute nicht mehr viel zu thun. Inzwischen hat, in ruhiger Entwickelung, der Wohlstand der österreichischen Völker so zugenommen, daß sie die einst nicht allzu sicheren Werthe zu hohen Preisen vom Ausland zurückzukaufen und als Anlagepapiere zu behalten vermochten. Schon vor Jahrzehnten konnte man von der Hochfinanz den Ruf hören: An Preußen ist nichts zu verdienen! Das wird seit einer ganzen Weile nun auch von dem früher wichtigsten Ausbeutungsgebiet, der habsburgischen Monarchie, behauptet. Immerhin muß man von Zeit zu Zeit einmal prüfen, wie es bei unseren Verbündeten um Industrie und Großkapital bestellt ist.

Die Spekulation, die in Wien Jahre lang mit besonderer Heftigkeit zu wüthen pflegte, ist einstweilen zu einer gewissen Ruhe gekommen. Die Söhne der Väter, deren Leben nur dem Börsenspiel gehörte, haben etwas Besseres gelernt. Auch fehlt es an Material: Käufer und Fixer brauchen eine lange Liste von Papieren, mit denen sie spielen können, und diese Auswahl ist heute nicht zu haben. Immer die selben zwei oder drei Papiere: Das wird auf die Dauer langweilig. Doch ist ein recht stattliches Käuferpublikum übriggeblieben. In der Kreditanstalt wird das „Parteienbureau", der Schreibsaal für die Kundschaft, täglich zu einer Wechselstube, in der Geschäfte von ansehnlichem Umfang gemacht werden. Die Beamten sollen hier solider und vorsichtiger sein als schon in der Länderbank. Hier heißts: „Was fällt Ihnen ein?" Dort: „Recht habens!" Hier werden die Kühnen gewarnt, dort die Zaghaften ermuthigt. Die Kreditanstalt thront aber nicht mehr allein auf der Höhe der Institute ersten Ranges. Neben ihr ist jetzt die Bodenkreditanstalt zu nennen, die aus einer bloßen Hypothekenbank längst ein Crédit Mobilier großen Stils geworden ist. Ihrer Leitung wird nüchterne Vorsicht nachgerühmt; allzu nüchterne, sagen die Wiener und spotten, in der Bilanz der Bodenkreditanstalt würden die Effekten (wegen der Steuer?) auf den Betrag der ihnen zufallenden Dividenden heruntergeschrieben. An der Spitze steht Herr von Taussig, Oesterreichs stärkster und bekanntester Finanzmann, der wegen seiner Talente eben so oft gepriesen wie wegen seiner Rücksichtlosigkeit gescholten wird. Er ist auch Präsident der österreichisch-französischen Staatsbahn und der Nordwestbahn; und möchte den Posten des Direktors nun mit dem des Gouverneurs der Bodenkreditanstalt vertauschen. Daß er dahin strebe, wurde schon lange behauptet; und jetzt ist die Stelle gerade frei. Für die Neuwahl hat der Verwaltungrath dem Kaiser eine Persönlichkeit vorzuschlagen, die dann ernannt oder abgelehnt wird. Weil es sich um Taussig handelt, ist man diesmal sehr neugierig auf die Entscheidung des Kaisers. Zwischen Kredit- und Bodenkreditanstalt, die zusammen die Rothschildgruppe bilden, sollten, wie den Verhältnissen nahe Beobachter erzählten, wegen der serbischen Anleihe neulich Differenzen entstanden sein. Die Kreditanstalt wollte die serbischen Kanonen wieder bei ihren Skodawerken, die Munition für Peters Heer bei der Hirtenberger Patronenfabrik bestellt haben, die Bodenkreditanstalt aber den Auftrag der von ihr kontrolirten Steyrer

Digitized by Google

Waffenfabrik zuwenden. So sagt man und behauptet, auf beiden Seiten sei man in solchen Eifer gerathen, daß Taussig daran denke, mit seiner Hausmacht zur Länderbankgruppe überzugehen; doch wird Rothschilds Einfluß vermuthlich bald Alles in die alte Ordnung zurückbringen. Als wichtigster Großaktionär der Oesterreichischen Kreditanstalt kann Rothschild seinen Willen in diesem Institut fast immer durchsetzen, trotzdem er schon seit Jahren nicht mehr dem Verwaltungrath angehört. Er trat aus, als sein Schachpartner August Kaulla, den er in den Verwaltungrath bringen wollte, nicht gewählt worden war. Das war so ziemlich der einzige Fall, wo Albert von Rothschild, der als tüchtiger Geschäftsmann gilt, nicht erreichte, was er erreichen wollte; vielleicht hatten die Kollegen im Verwaltungrath die Absicht, ihm mit diesem Nesus zu verstehen zu geben, daß sie fänden, er lasse sich von seiner Passion für Schachspiel und Amateurphotographie zu weit von dem Gebiet ernster Bankarbeit ablenken. Sein Vertreter ist Herr Stiedry, der am wittkowitzer Eisenwerk einen kleinen Posten hatte und sich allmählich zu seiner heutigen Machtstellung heraufgearbeitet hat, also wohl ungewöhnlich fähig sein muß.

Seit Weiß und Gustav von Mauthner gestorben sind, fehlt es in der Leitung der Kreditanstalt an starken Persönlichkeiten. Sie hat in allen Ländern der Erde, die mit Oesterreichs Handel in Berührung kommen, eine sehr alte Kundschaft und schon ihr laufendes Geschäft bringt ihr, wie man oft nachgerechnet hat, die Jahresdividende ein. Auf dem neueren Gebiete der Bankthätigkeit, als Patronin industrieller Unternehmungen, hat sie das Glück bisher nicht besonders begünstigt. Die Skodawerke brachten lange nichts und die Aktien der Hirtenberger Patronenfabrik blieben länger im Portefeuille der Bank, als man erwartet hatte. Wer heute aber eine Bilanz der Kreditanstalt aus dem Jahr 1872 mit einer aus der zweiten Hälfte der neunziger Jahre vergleicht, hat ein Bild vor Augen, das ihm zeigt, wie in diesem Zeitraum das ganze wiener Bankwesen gesundet ist.

Unter den österreichischen Staatsfinanzinstituten wird nur einem nachgesagt, daß es mit der Präzision deutscher Behörden arbeite: der Allgemeinen Postsparkasse. Mit Stolz können wir darauf hinweisen, daß der hier vereinte Sparkassen-, Anlage- und Giroverkehr von Koch, einem Deutschen, organisirt worden ist. Da in Cisleithanien jedes Postamt eine Geschäftsstelle dieses Unternehmens ist, darf man sich über die großen Effektenbestände nicht wundern; die pupillarische Grenze wird natürlich nicht überschritten. Indirekt gehört auch die Allgemeine Postsparkasse zur Rothschildgruppe. Ihr früherer Direktor, der alte Herr Kosel, ist, seit Böhm-Bawert seinen Abschied genommen hat, Finanzminister; er war bei der Uebernahme neuer Anleihen lange genug auf der anderen Kontrahentenseite, um auch für den gouvernementalen Standpunkt nützliche Erfahrungen sammeln zu können.

Daß die Länderbank ihren Aktionären nicht die Jungen Aktien zugeschoben hat, geschah angeblich aus zarter Rücksicht auf den österreichischen Markt, der nicht so schwer belastet werden sollte wie der französische. Eine Spezialität der Länderbank ist die Bildung von Waarenkartellen, deren Kassirer sie dann wird. Ihr laufendes Geschäft ist sehr ausgedehnt; sie arbeitet mit vielen Manufakturisten und ist an dem eigentlichen Börsengeschäft beinahe mehr interessirt als die Kreditanstalt. In Industrieunternehmungen war ihr Glück nicht größer als das der Konkurrentin; die Aktien des Emailwerkes Austria, zum Beispiel, ruhen noch heute im Portefeuille der Länderbank. Die Aktionäre haben Grund, dem Grafen Kinsky dankbar

Digitized by Google

zu sein; erst seit er das böhmische Gut Benatek für sieben oder acht Millionen Kronen von der Bank gekauft hat, ist sie wieder mobil geworden. Das Gut war ihr aus der Masse eines insolventen Zuckergrafen zugefallen und hatte sich lange als ein Danaergeschenk des Schicksals erwiesen. Hauptleiter der Länderbank ist der Generaldirektor Palmer, der sehr fähig sein soll und durch gesellschaftliche Talente verstanden hat, sich bis in die höchsten Kreise hinein Beziehungen zu schaffen. Er hat sich zum Grundsatz gemacht, erst Dividende zu geben, wenn die vorsichtigste Bilanzirung es erlaubt. Das that er schon, als er noch Direktor der Alpinen-Montangesellschaft war und dieses System — Spötter und Unzufriedene nennen es Aushungerungssystem — hat sich bei den Industrien, über die Herr Palmer Gewalt hat, im Lauf der Jahre stets als nützlich bewährt.

Auch der von dem (jetzt schwer erkrankten) Direktor Moritz Bauer geleitete Wiener Bankverein, dessen Aktien neulich in die Schweiz eingeführt werden konnten, hat eine weithin reichende Kundschaft. In einem langen Leben hat er des Schicksals Gunst und Ungunst erfahren; es gab sogar Zeiten, wo an ihn, der in allen nationalen Lagern der „im Reichsrath vertretenen Königreiche und Länder" Freunde hatte, deutsche Banken sich zu lehnen bemühten. Das Geschäft gilt als solid; überhaupt sind Streiche, wie sie einst von wiener Bankhäusern verübt wurden, jetzt fast unmöglich geworden. Auch wo die Direktoren als wilde Spekulanten bekannt sind, zwingen die Verhältnisse sie, ihre Institute vom Ueberschwang ihrer Neigungen unberührt zu lassen; Ausnahmen beweisen auch hier nichts gegen die Regel. Für neue Bankgründungen ist lange keine Konzession ertheilt worden, wäre auch jetzt kaum eine zu haben; man braucht also nicht zu fürchten, daß eine Bank entsteht, die sich nach altem, berüchtigten Muster die Aufgabe stellt, sich durch persönliche Profitmacherei schlimmer Art vorwärtszuhelfen.

Von kleineren Instituten ist zunächst die Unionbank zu erwähnen; ihr Leiter ist der höchst gewandte Herr Minkus, dem vor zwanzig und etlichen Jahren das Kunststück gelang, während eines Besuches in Berlin die kühlen Mendelssohns für den Plan einer damals nöthigen Sanirung seiner Bank zu gewinnen. Die Anglo-Oesterreichische Bank, eine Schöpfung des Hauses Erlanger, hat gute Verbindungen, auch lange schon eine Filiale in London. Dort hat jetzt ja auch die Länderbank eine Niederlassung, von der abzuwarten ist, ob sie eine so große Bedeutung erreichen wird wie die pariser Länderbankfiliale. Die Niederösterreichische Escomptegesellschaft wurde, als Bank des Eisenkartells, die Nachfolgerin der Böhmischen Escomptebank, deren Aktien sie übernahm; aus einer Depositenbank ist sie seitdem zu einem Kreditinstitut geworden. Kux, ihr Direktor, kam von der Länderbank und brachte von dort wohl das Streben mit, ein Bündniß mit der Berliner Handelsgesellschaft zu schließen. Der Merkur, dessen Kapital jetzt erhöht wurde, ist im Grunde nur eine sehr große Wechselstube, deren Geschäfte unter der Leitung des aus Deutschland stammenden Herrn Bernhard Rosenthal als sehr solid gelten. Selten hört man von der Allgemeinen Depositenbank; sie greift wohl kaum über das regelmäßige Geschäft hinaus. Fast ausschließlich auf den Wechselstubenverkehr ist die (von Belgiern beherrschte) Lombard- und Escomptebank angewiesen. Die Oesterreichische Sparkasse muß ein stattliches Geschäft haben, da sie die ungemein großen Kapitalien, die ihr zufließen, nur zu einem kleinen Theil hypothekarisch unterzubringen vermag. Gerade das Hypothekengeschäft hat sich übrigens nicht in Wien

Digitized by Google

konzentrirt, sondern ist vielfach in den Händen der Provinzialen geblieben. Von Kreditbanken sind noch erwähnenswerth: die prager Živnostenska, die Ungarische Kreditbank (früher die budapester Filiale der Oesterreichischen Kreditanstalt) und die Ungarische Kommerzialbank. Ungarn strebt ja auch auf dem Gebiete des Bankwesens mit leidenschaftlichem Eifer nach nationaler Selbständigkeit; seine Hypothekenbank wird aber noch immer von der pariser Société Générale alimentirt. Den ungarischen Unternehmungen, auch den ohne jegliche Skrupel begonnenen, nützt die Thatsache sehr, daß alle Parteien und Regirungen in dem festen Willen übereinstimmen, das Land mit allen erreichbaren Mitteln wirthschaftlich vorwärtszubringen.

Von den Aktien österreichischer Bahnen werden von Publikum und Spekulation nur die gekauft, die besonders gut oder besonders schlecht rentiren. Also Ferdinands-Nordbahn (Kurs: 270), die eines Tages doch verstaatlicht werden muß, und Südbahn (Kurs: $16^1/_2$), von der man von Zeit zu Zeit immer wieder die Ueberraschung mit einer kleinen Dividende erhofft. Um die Gunst der Ferdinands-Nordbahn und der Nordwestbahn bewerben sich die politischen Parteien, weil diese Bahnen in der Lage sind, durch ihre Tarifgestaltung deutsch-böhmischen oder czechischen Zuckerfabriken Vortheil zu gewähren. Das klingt wie Uebertreibung, ist aber eine den Kennern österreichischer Verhältnisse unzweifelhafte Thatsache.

Das Eisensyndikat ist so fest geschlossen und von so hohen Schutzzollmauern umgeben, wie es bei uns undenkbar wäre. Vereinigt sind hier: Prager Eisenindustrie, Alpine Montangesellschaft, Eisenwerk Wittkowitz, Böhmische Montangesellschaft (an die Fürst Fürstenberg seinen Besitz verkauft hat); Hauptinteressenten sind Kreditanstalt und Länderbank. Geschäftsleiter und, wie man sagt, „die Seele des Ganzen“ ist Herr Feilchenfeld, der nun ja auch aus der berliner Behrenstraße Tantieme bezieht. Als Fachmänner sind die Herren Wittgenstein und Kestranek sehr thätig und ihr Wirken ist auch von Weitem bemerkbar. Sieht man sich das Verhältniß genau an, so hat man den Eindruck, daß diese drei Männer die Bankiers ihrer Werke und mit diesen Fabriken wiederum die Kunden ihrer Banken sind; ein recht klug erdachtes und ausgebautes System, gegen das immerhin aber auch manche Bedenken sprechen. Die für Eisen wichtigsten Länder sind Böhmen und die grüne Steiermark, wo man das Erz sogar über Tag findet, den Bergbau also ziemlich billig betreiben kann. Der österreichische Krupp, dessen große Nickelwerke in Berndorf liegen, ist natürlich sehr mächtig und sitzt auch im Verwaltungrath der Kreditanstalt. Zu erwähnen ist noch, daß Oesterreich jetzt sogar im Export großer Dampfmaschinen mit Deutschland konkurrirt. Daran war früher nicht zu denken.

Das Kohlensyndikat umfaßt den Besitz des Hauses Rothschild, der Ferdinands-Nordbahn, des Fürsten Salm, des Grafen Larisch, des Erzherzogs Friedrich und der Familie Gutmann. David Gutmann war, wie sein Bruder, einst ein kleiner Kohlenverschleißer und soll noch heute, als Ritter, mit Stolz auf seine dunklen Anfänge zurückblicken. Dieser ganze große Grubenbesitz, dessen Profit einer winzigen Schar Glücklicher zufällt, liegt in Mähren und Schlesien. Die eigentliche Arbeit und den leitenden Verstand liefern auch hier die Bürgerlichen (mit oder ohne adelnde Eiserne Krone); und man kann, ohne ungerecht zu sein, sagen, daß auch in dieser Industrie der Hochadel nur als dekoratives Ornament Bedeutung hat.

Eine Hauptindustrie Oesterreichs, die auf dem Weltmarkt eine große Rolle spielt, ist die Zuckerfabrikation. Hier mischen sich die feinsten Wesensformen von

Digitized by Google

Agrarismus und Industrialismus. Seit der Brüsseler Konvention sind helle Köpfe an der Arbeit, Umgehungmöglichkeiten zu ersinnen. Mächtig ist in diesem Bereich die Firma Schöller, deren Inhaber von der dürener Familie Schöller abstammen. Auch der böhmische Hochadel hat da aber große Interessen. Der Textilindustrie ist es, trotzdem zu ihr einzelne Fabrikanten von ungeheurem Reichthum gehören, Jahre lang recht übel ergangen; so übel, daß alle Banken die Verbindung mit dieser Branche zu lösen versuchten. Jetzt sind die Sanirungen im Textilgewerbe geglückt und man reißt sich wieder um diese Kundschaft, deren Fabriken (in Böhmen, Mähren, Vorarlberg) über Beschäftigunglosigkeit nicht mehr zu klagen haben.

Pluto.

Schiller-Notizen.

Laura, über diese Welt zu flüchten,
Wähn' ich, mich in Himmelmaienglanz zu lichten.
Wenn Dein Blick in meine Blicke flimmt;
Aetherlüfte glaub' ich einzusaugen,
Wenn mein Bild in Deiner sanften Augen
Himmelblauem Spiegel schwimmt.

Leierklang aus Paradieses Fernen,
Harfenschwung aus angenehmern Sternen
Rasch' ich in mein trunknes Ohr zu ziehn;
Meine Muse fühlt die Schäferstunde,
Wenn von Deinem wollustheißen Munde
Silbertöne ungern fliehn.

Amoretten seh' ich Flügel schwingen,
Hinter Dir die trunknen Fichten springen,
Wie von Orpheus Saitenruf belebt;
Rascher rollen um mich her die Pole,
Wenn im Wirbeltanze Deine Sohle
Flüchtig, wie die Welle, schwebt.

Deine Blicke, wenn sie Liebe lächeln,
Könnten Leben durch den Marmor fächeln,
Felsenadern Pulse leihn;
Träume werden um mich her zu Wesen,
Kann ich nur in Deinen Augen lesen:
Laura, Laura mein!

(„Die Entzückung an Laura.")

Beklagen soll ich Dich? Mit Thränen bittrer Reue
Wird Hymens Band von Dir verflucht?
Warum? Weil Deine Ungetreue
In eines Andern Armen sucht,
Was ihr die Deinigen versagen?
Freund, höre fremde Leiden an
Und lerne Deine leichter tragen.

Dich schmerzt, daß sich in Deine Rechte
Ein Zweiter theilt? Beneidenswerther Mann!
Mein Weib gehört dem ganzen menschlichen Geschlechte.
Vom Belt bis an der Mosel Strand,
Bis an die Appeninenwand,
Bis in die Vaterstadt der Moden
Wird sie in allen Buden feilgeboten,
Muß sie auf Diligencen, Packetbooten
Von jedem Schulfuchs, jedem Hasen
Kunstrichterlich sich mustern lassen,

Digitized by Google

Muß sie der Brille des Philisters stehn
Und, wies ein schmutzger Aristarch befohlen,
Auf Blumen oder heißen Kohlen
Zum Ehrentempel oder Pranger gehn.
Ein Leipziger — daß Gott ihn strafen wollte! —
Nimmt topographisch sie wie eine Festung auf
Und bietet Gegenden dem Publikum zu Kauf,
Wovon ich billig doch allein nur sprechen sollte.

Kaum ist der Morgen grau,
So kracht die Treppe schon von blau und gelben Röcken
Mit Briefen, Ballen, unfrankirten Päcken,
Signirt: An die berühmte Frau.
Sie schläft so süß! Doch darf ich sie nicht schonen.
„Die Zeitungen, Madame, aus Jena und Berlin!"
Rasch öffnet sich das Aug' der holden Schläferin.
Ihr erster Blick fällt auf die Rezensionen.
Das schöne blaue Auge — mir
Nicht einen Blick! — durchirrt ein elendes Papier
(Laut hört man in der Kinderstube weinen);
Sie legt es endlich weg und frägt nach ihren Kleinen.

Bei Tafel, Freund, beginnt erst meine Noth:
Da geht es über meine Flaschen!
Mit Weinen von Burgund, die mir der Arzt verbot,
Muß ich die Kehlen ihrer Lober waschen.
Mein schwer verdienter Bissen Brot
Wird hungriger Schmarotzer Beute;
O diese leidige, vermaledeite
Unsterblichkeit ist meines Nierensteiners Tod!
Den Wurm an alle Finger, welche drucken!
Was, meinst Du, sei mein Dank? Ein Achselzucken,
Ein Mienenspiel, ein ungeschliffenes Beklagen —
Erräthst Dus nicht? O ich verstehs genau —,
Daß diesen Brillant von einer Frau
Ein solcher Pavian davongetragen.

Der Frühling kommt. Auf Wiesen und auf Feldern
Streut die Natur den bunten Teppich hin,
Die Blumen kleiden sich in angenehmes Grün,
Die Lerche singt, es lebt in allen Wäldern.
Ihr ist der Frühling wonneleer.
Die Sängerin der süßesten Gefühle,
Der schöne Hain, der Zeuge unsrer Spiele,
Sagt ihrem Herzen jetzt nichts mehr.
Die Nachtigalen haben nicht gelesen,
Die Lilien bewundern nicht.

Digitized by Google

Der allgemeine Jubelruf der Wesen
Begeistert sie — zu einem Sinngedicht.
Doch nein! Die Jahrszeit ist so schön zum Reisen.
Wie drängend voll mags jetzt in Pyrmont sein!
Auch hört man überall das Karlsbad preisen.
Husch: ist sie dort, in jenem bunten Reihn,
Wo Ordensbänder und Doktorenkragen,
Celebritäten aller Art,
Vertraulich wie in Charons Kahn, gepaart,
Zur Schau sich geben und zu Markte tragen;
Wo, eingeschickt von fernen Meilen,
Zerrissne Tugenden von ihren Wunden heilen.
Dort, Freund — o lerne Dein Verhängniß preisen! —,
Dort wandelt meine Frau und läßt mir sieben Waisen.

Was ist von diesem Engel mir geblieben?
Ein starker Geist in einem zarten Leib,
Ein Zwitter zwischen Mann und Weib,
Gleich ungeschickt zum Herrschen und zum Lieben;
Ein Kind mit eines Riesen Waffen,
Ein Mittelding von Weisen und von Affen!
Um kümmerlich dem stärkern nachzukriechen,
Dem schöneren Geschlecht entflohn,
Herabgestürzt von einem Thron,
Des Reizes heiligen Mysterien entwichen,
Aus Cythereas Goldnem Buch gestrichen
Für einer Zeitung Guadenlohn!

(Aus „Die berühmte Frau".)

Wohl von größerm Leben mag es rauschen,
Wo vier Welten ihre Schätze tauschen,
An der Themse, auf dem Markt der Welt.
Tausend Schiffe landen an und gehen;
Da ist jedes Köstliche zu sehen
Und es herrscht der Erde Gott, das Geld.
Aber nicht im trüben Schlamm der Bäche,
Der von wilden Regengüssen schwillt:
Auf des stillen Baches ebner Fläche
Spiegelt sich das Sonnenbild.

Größres mag sich anderswo begeben
Als bei uns in unserm kleinen Leben;
Neues hat die Sonne nie gesehn.
Sehn wir doch das Große aller Zeiten
Auf den Brettern, die die Welt bedeuten,
Sinnlos still an uns vorübergehn.
Alles widerholt sich nur im Leben,
Ewig jung ist nur die Phantasie;
Was sich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie.

(Aus „An die Freunde".)

„Was? Es dürfte kein Caesar auf Euren Bühnen sich zeigen,
Kein Achill, kein Orest, keine Andromacha mehr?"
Nichts! Man siehet bei uns nur Pfarrer, Kommerzienräthe,
Fähndriche, Sekretärs oder Husarenmajors.
„Aber, ich bitte Dich, Freund, was kann denn dieser Misere

Digitized by Google

Großes begegnen, was kann Großes denn durch sie geschehn?"
Was? Sie machen Kabale, sie leihen auf Pfänder, sie stecken
Silberne Löffel ein, wagen den Pranger und mehr.
„Woher nehmt Ihr denn aber das große, gigantische Schicksal,
Welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt?"
Das sind Grillen! Uns selbst und unsre guten Bekannten,
Unsern Jammer und Noth suchen und finden wir hier.
„Aber das habt Ihr ja Alles bequemer und besser zu Hause;
Warum entfliehet Ihr Euch, wenn Ihr Euch selber nur sucht?"
Nimms nicht übel, mein Heros, Das ist ein verschiedener Kasus:
Das Geschick, das ist blind; und der Poet ist gerecht.
„Also Eure Natur, die erbärmliche, trifft man auf Euren
Bühnen, die große nur nicht, nicht die unendliche an?"
Der Poet ist der Wirth und der letzte Aktus die Zeche;
Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch.
(Aus „Shakespeares Schatten.")

* * *

Klopstocks Adramelech weckt in uns eine Empfindung, worin Bewunderung zu Abscheu schmilzt. Miltons Satan folgen wir mit schauderndem Erstaunen durch das unwegsame Chaos. Die Medea der alten Dramatiker bleibt bei all ihren Gräueln noch ein großes, staunenswürdiges Weib. Und Shakespeares Richard hat so gewiß am Leser einen Bewunderer, als er auch ihn hassen würde, wenn er ihm vor der Sonne stünde. Wenn es mir darum zu thun ist, ganze Menschen hinzustellen, so muß ich auch ihre Vollkommenheiten mitnehmen, die auch dem Bösen nie ganz fehlen. Wenn ich vor dem Tiger gewarnt haben will, so darf ich seine schöne, blendende Fleckenhaut nicht übergehen, damit man nicht den Tiger beim Tiger vermisse. Auch ist ein Mensch, der ganz Bosheit ist, schlechterdings kein Gegenstand der Kunst und äußert eine zurückstoßende Kraft, statt daß er die Aufmerksamkeit der Leser fesseln sollte. Man würde umblättern, wenn er redet. Eine edle Seele verträgt so wenig anhaltende moralische Dissonanzen wie das Ohr das Gekritzel eines Messers auf Glas. (Vorrede zum Schauspiel „Die Räuber".)

* * *

Die Errichtung des Gueusenbundes hatte den Dingen eine ganz andere Gestalt gegeben. Das Murren der Unterthanen, ohnmächtig und verächtlich bis jetzt, weil es nur Geschrei der Einzelnen war, hatte sich nunmehr in einen Körper furchtbar zusammengezogen und durch Vereinigung Kraft, Richtung und Stetigkeit gewonnen. Jeder aufrührerische Kopf sah sich jetzt als das Glied eines ehrwürdigen und furchtbaren Ganzen an und glaubte, seine Verwegenheit zu sichern, indem er sie in diesen Versammlungplatz des allgemeinen Unwillens niederlegte. Ein wichtiger Gewinn für den Bund zu heißen, schmeichelte dem Eitlen; sich unbeobachtet und ungestraft in diesem großen Strom zu verlieren, lockte den Feigen. (Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande.)

* * *

So lange die Schlachtopfer der Wollust durch die Töchter der Wollust gespielt werden, so lange die Szenen des Jammers, der Furcht und des Schreckens mehr dazu dienen, den schlanken Wuchs, die netten Füße, die Grazienwendungen der Spielerin zu Markt zu tragen, mit einem Wort, so lange die Tragoedie mehr die Gelegenheitmacherin verwöhnter Wollüste spielen muß, — ich will weniger sagen: so lange das Schauspiel

Digitized by Google

weniger Schule als Zeitvertreib ist, mehr dazu gebraucht wird, die eingähnende Langeweile zu beleben, unfreundliche Winternächte zu betrügen und das große Heer unserer süßen Müßiggänger mit dem Schaum der Weisheit, dem Papiergeld der Empfindung und galanten Zoten zu bereichern, so lange es mehr für die Toilette und für die Schänke arbeitet: so lange mögen immer unsere Theaterschriftsteller der patriotischen Eitelkeit entsagen, Lehrer des Volkes zu sein. Bevor das Publikum für seine Bühne gebildet ist, dürfte wohl schwerlich die Bühne ihr Publikum bilden. (Ueber das gegenwärtige deutsche Theater.)

* * *

Die Gerichtsbarkeit der Bühne fängt an, wo das Gebiet der weltlichen Gesetze sich endigt. Wenn die Gerechtigkeit für Gold verblindet und im Solde der Laster schwelgt, wenn die Frevel der Mächtigen ihrer Ohnmacht spotten und Menschenfurcht den Arm der Obrigkeit bindet, übernimmt die Schaubühne Schwert und Wage und reißt die Laster vor einen schrecklichen Richterstuhl ... Die Schaubühne allein kann unsere Schwächen belachen, weil sie unsrer Empfindlichkeit schont und den schuldigen Thoren nicht wissen will. Ohne roth zu werden, sehen wir unsere Larve aus ihrem Spiegel fallen und danken insgeheim für die sanfte Ermahnung ... Eine merkwürdige Klasse von Menschen hat Ursache, dankbarer als alle übrigen gegen die Bühne zu sein. Hier nur hören die Großen der Welt, was sie nie oder selten hören: Wahrheit; was sie nie oder selten sehen, sehen sie hier: den Menschen ... Wenn Gram an dem Herzen nagt, wenn trübe Laune unsere einsamen Stunden vergiftet, wenn uns Welt und Geschäfte anekeln, wenn tausend Lasten unsere Seele drücken und unsere Reizbarkeit unter Arbeiten des Berufes zu ersticken droht, so empfängt uns die Bühne; in dieser künstlichen Welt träumen wir die wirkliche hinweg, wir werden uns selbst wiedergegeben, unsre Empfindung erwacht, heilsame Leidenschaften erschüttern unsre schlummernde Natur und treiben das Blut in frischeren Wallungen. Der Unglückliche weint hier mit fremdem Kummer seinen eigenen aus. Der Glückliche wird nüchtern und der Sichere besorgt. Der empfindsame Weichling härtet sich zum Manne, der rohe Unmensch fängt hier zum ersten Mal zu empfinden an. Und dann endlich: welch ein Triumph für Dich, Natur, so oft zu Boden getretene, so oft wieder auferstehende Natur, wenn Menschen aus allen Kreisen und Zonen und Ständen, abgeworfen jede Fessel der Künstelei und der Mode, herausgerissen aus jedem Drange des Schicksals, durch eine allwebende Sympathie verbrüdert, in ein Geschlecht wieder aufgelöst, ihrer selbst und der Welt vergessen und ihrem himmlischen Ursprung sich nähern! Jeder Einzelne genießt die Entzückungen Aller, die verstärkt und verschönert aus hundert Augen auf ihn zurückfallen, und seine Brust giebt jetzt nur einer Empfindung Raum, -- es ist diese: ein Mensch zu sein. (Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet.)

* * *

Wer bewundert nicht den Starksinn eines Cato, die hohe Tugend eines Brutus und Aurels, den Gleichmuth eines Epiktets und Seneca? Aber Dessen ungeachtet ist es doch nichts mehr als eine schöne Verirrung des Verstandes, ein wirkliches Extremum, das den einen Theil des Menschen allzu enthusiastisch herabwürdigt und uns in den Rang idealischer Wesen erheben will, ohne uns zugleich unserer Menschlichkeit zu entladen; ein System, das Allem, was wir von der Evolution des einzelnen Menschen und des gesammten Geschlechtes historisch wissen und philosophisch erklären können, schnurgerade zuwiderläuft und sich durchaus nicht mit der Eingeschränktheit der menschlichen Seele verträgt ... Der Mensch mußte Thier sein, ehe er wußte, daß er ein Geist war; er mußte im Staube kriechen, ehe er den newtonischen Flug durchs Universum wagte. Der Körper

Digitized by Google

also der erste Sporn zur Thätigkeit; Sinnlichkeit die erste Leiter zur Vollkommenheit. (Ueber den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen.)

* * *

Moralische Motive, welche von einem zu erreichenden Ideal von Vortrefflichkeit hergenommen sind, liegen nicht natürlich im Menschenherzen und wirken eben darum, weil sie erst durch Kunst in dasselbe hineingebracht worden, nicht immer wohlthätig, sind gar oft aber durch einen sehr menschlichen Uebergang einem schädlichen Mißbrauch ausgesetzt. Durch praktische Gesetze, nicht durch gekünstelte Geburten der theoretischen Vernunft, soll der Mensch bei seinem moralischen Handeln geleitet werden. (Briefe über Don Carlos.)

* * *

Wer hat über Reformatoren mehr geschrien als der Haufe der Brotgelehrten? Wer hält den Fortgang nützlicher Revolutionen im Reich des Wissens mehr auf als eben Diese? Jedes Licht, das durch ein glückliches Genie, in welcher Wissenschaft es sei, angezündet wird, macht ihre Dürftigkeit sichtbar; sie fechten mit Erbitterung, mit Heimtücke, mit Verzweiflung, weil sie bei dem Schulsystem, das sie vertheidigen, zugleich für ihr ganzes Dasein fechten. Darum kein unversöhnlicherer Feind, kein neidischerer Amtsgehilfe, kein bereitwilligerer Ketzermacher als der Brotgelehrte ... Nicht bei seinen Gedankenschätzen sucht er seinen Lohn: seinen Lohn erwartet er von fremder Anerkennung, von Ehrenstellen, von Versorgung. Schlägt ihm Dieses fehl: wer ist unglücklicher als der Brotgelehrte? Er hat umsonst gelebt, gewacht, gearbeitet; er hat umsonst nach Wahrheit geforscht, wenn sich Wahrheit für ihn nicht in Gold, in Zeitungslob, in Fürstengunst verwandelt. (Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?)

* * *

Die nachgeahmte oder gelernte Anmuth (die ich die theatralische und die Tanzmeistergrazie nennen möchte) ist ein würdiges Gegenstück zu derjenigen Schönheit, die am Putztisch aus Karmin und Bleiweiß, falschen Locken, fausses gorges und Walfischrippen hervorgeht, und verhält sich ungefähr eben so zu der wahren Anmuth, wie die Toiletten-Schönheit sich zu der architektonischen verhält. Die Geringschätzung, mit der ich von der theatralischen Grazie rede, gilt nur der nachgeahmten; und diese nehme ich keinen Anstand auf der Schaubühne, wie im Leben, zu verwerfen ... Die Forderungen, die wir an den Schauspieler machen, sind: erstens Wahrheit der Darstellung und zweitens Schönheit der Darstellung. Nun behaupte ich, daß der Schauspieler, was die Wahrheit der Darstellung betrifft, Alles durch Kunst und nichts durch Natur hervorbringen müsse, weil er sonst gar nicht Künstler ist; hingegen behaupte ich, daß er, was die Anmuth der Darstellung betrifft, der Kunst gar nichts zu danken haben dürfe und daß hier Alles an ihm freiwilliges Werk der Natur sein müsse. (Ueber Anmuth und Würde.)

* * *

Jede Aufopferung des Lebens ist zweckwidrig, denn das Leben ist die Bedingung aller Güter; aber Aufopferung des Lebens in moralischer Absicht ist in hohem Grad zweckmäßig, denn das Leben ist nie für sich selbst, nie als Zweck, nur als Mittel zur Sittlichkeit wichtig. Tritt also ein Fall ein, wo die Hingebung des Lebens ein Mittel zur Sittlichkeit wird, so muß das Leben der Sittlichkeit nachstehen. „Es ist nicht nöthig, daß ich lebe, aber es ist nöthig, daß ich Rom vor dem Hunger schütze", sagt der große Pompejus, da er nach Afrika schiffen soll und seine Freunde ihm anliegen, seine Abfahrt zu verschieben, bis der Seesturm vorüber sei. (Vergnügen an tragischen Gegenständen.)

* * *

Digitized by Google

Die Tragoedie ist dichterische Nachahmung einer zusammenhängenden Reihe von Begebenheiten (einer vollständigen Handlung), welche uns Menschen in einem Zustand des Leidens zeigt und zur Absicht hat, unser Mitleid zu erregen... Nicht wenige unserer beliebtesten Stücke rühren uns einzig des Stoffes wegen; und wir sind großmüthig oder unaufmerksam genug, diese Eigenschaft der Materie dem ungeschickten Künstler als Verdienst anzurechnen. Bei anderen scheinen wir uns der Absicht gar nicht zu erinnern, in welcher uns der Dichter im Schauspielhause versammelt hat; und zufrieden, durch glänzende Spiele der Einbildungskraft und des Witzes angenehm unterhalten zu sein, bemerken wir nicht einmal, daß wir ihn mit kaltem Herzen verlassen. Soll die ehrwürdige Kunst (denn Das ist sie, die zu dem göttlichen Theil unseres Wesens spricht) ihre Sache durch solche Kämpfer vor solchen Kampfrichtern führen? Die Genügsamkeit des Publikums ist nur ermunternd für die Mittelmäßigkeit, aber beschimpfend und abschreckend für das Genie. (Ueber die tragische Kunst.)

* * *

Nichts ist gewöhnlicher, als von gewissen trivialen Kritikern des Zeitalters die Klage zu vernehmen, daß alle Solidität aus der Welt verschwunden sei und das Wesen über dem Schein vernachlässigt werde. Obgleich ich mich gar nicht berufen fühle, das Zeitalter gegen diesen Vorwurf zu rechtfertigen, so geht doch schon aus der weiten Ausdehnung, welche diese strengen Sittenrichter ihrer Anklage geben, sattsam hervor, daß sie dem Zeitalter nicht blos den falschen, sondern auch den aufrichtigen Schein verargen... Sie greifen nicht blos die betrügerische Schminke an, welche die Wahrheit verbirgt, welche die Wirklichkeit zu vertreten sich anmaßt; sie ereifern sich auch gegen den wohlthätigen Schein, der die Leerheit ausfüllt und die Armsäligkeit zudeckt, auch gegen den idealischen, der eine gemeine Wirklichkeit veredelt. Die Falschheit der Sitten beleidigt mit Recht ihr strenges Wahrheitgefühl; nur schade, daß sie zu dieser Falschheit auch schon die Höflichkeit rechnen... Nicht, daß wir einen Werth auf den ästhetischen Schein legen (wir thun Dies noch lange nicht genug), sondern, daß wir es noch nicht bis zu dem reinen Schein gebracht haben, daß wir das Dasein noch nicht genug von der Erscheinung geschieden und dadurch Beider Grenzen auf ewig gesichert haben: Dies ist es, was uns ein rigoristischer Richter der Schönheit zum Vorwurf machen kann. Diesen Vorwurf werden wir so lange verdienen, als wir das Schöne der lebendigen Natur nicht genießen können, ohne es zu begehren, das Schöne der nachahmenden Kunst nicht bewundern können, ohne nach einem Zweck zu fragen, — als wir der Einbildungskraft noch keine eigene absolute Gesetzgebung zugestehen und durch die Achtung, die wir ihren Werken zeigen, sie auf ihre Würde hinweisen. (Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen.)

* * *

Glückselig nenne ich Den, der, um zu genießen, nicht nöthig hat, Unrecht zu thun, und, um recht zu handeln, nicht nöthig hat, zu entbehren. Der ununterbrochen glückliche Mensch sieht die Pflicht nie von Angesicht, weil seine gesetzmäßigen und geordneten Neigungen das Gebot der Vernunft immer antizipiren und keine Versuchung zum Bruch des Gesetzes das Gesetz bei ihm in Erinnerung bringt. Einzig durch den Schönheitsinn, den Statthalter der Vernunft in der Sinnenwelt, regirt, wird er zu Grabe gehen, ohne die Würde seiner Bestimmung zu erfahren. Der Unglückliche hingegen, wenn er zugleich ein Tugendhafter ist, genießt den erhabenen Vorzug, mit der göttlichen Majestät des Gesetzes unmittelbar zu verkehren und, da seiner Tugend keine Neigung hilft, die Freiheit des Dämons noch als Mensch zu beweisen. (Grenzen beim Gebrauch schöner Formen.)

* * *

Digitized by Google

Von je her war Poesie die höchste Angelegenheit meiner Seele und ich trennte mich eine Zeit lang blos von ihr, um reicher und würdiger zu ihr zurückzukehren. In der Poesie endigen alle Bahnen des menschlichen Geistes und desto schlimmer für ihn, wenn er sie nicht bis zu diesem Ziel zu führen den Muth hat. Die höchste Philosophie endigt in einer poetischen Idee, so die höchste Moralität, die höchste Politik. Der dichterische Geist ist es, der allen Dreien das Ideal vorzeichnet, welchem sich anzunähern ihre höchste Vollkommenheit ist ... Zweierlei gehört zum Poeten und Künstler: daß er sich über das Wirkliche erhebt und daß er innerhalb des Sinnlichen stehen bleibt. Wo Beides verbunden ist, da ist ästhetische Kunst ... Es ist erstaunlich, wie viel Realistisches schon die zunehmenden Jahre mit sich bringen, wie viel der anhaltende Umgang mit Goethen und das Studium der Alten, die ich erst nach dem Don Carlos habe kennen lernen, bei mir nach und nach entwickelt hat. Daß ich auf dem Wege, den ich nun einschlage, in Goethens Gebiet gerathe und mich mit ihm werde messen müssen, ist freilich wahr; auch ist es ausgemacht, daß ich hierin neben ihm verlieren werde. Weil mir aber auch Etwas übrig bleibt, was mein ist und er nie erreichen kann, so wird sein Vorzug mir und meinem Produkt keinen Schaden thun und ich hoffe, daß die Rechnung sich ziemlich heben soll. Man wird uns verschieden spezifiziren, aber unsere Arten einander nicht unterordnen, sondern unter einem höheren idealischen Gattungbegriff einander koordiniren. ... Goethe hat viel mehr Genie als ich und dabei weit mehr Reichthum an Kenntnissen, eine sicherere Sinnlichkeit und zu allem Diesen einen durch Kunstkenntniß aller Art geläuterten und verfeinerten Kunstsinn, was mir in einem Grade, der bis zur Unwissenheit geht, mangelt.... Goethes solide Manier besteht darin, immer von dem Objekt das Gesetz zu empfangen und aus der Natur der Sache heraus ihre Regeln abzuleiten ... Nach meiner innigsten Ueberzeugung kommt kein anderer Dichter ihm an Tiefe und Zartheit der Empfindung, an Natur und Wahrheit und zugleich an hohem Kunstverdienst auch nur von Weitem gleich. Die Natur hat ihn reicher ausgestattet als irgend Einen, der nach Shakespeare aufgestanden ist; und außer Diesem, was er von der Natur erhalten, hat er sich durch rastloses Nachforschen und Studium mehr gegeben als irgend ein Anderer. (Aus Briefen.)

* * *

Ein Portraitmaler kann seinen Gegenstand gemein und kann ihn groß behandeln. Gemein, wenn er das Zufällige eben so sorgfältig darstellt wie das Nothwendige, wenn er das Große vernachlässigt und das Kleine sorgfältig ausführt; groß, wenn er das Interessanteste herauszufinden weiß, das Zufällige von dem Nothwendigen scheidet, das Kleine nur andeutet und das Große ausführt. Groß aber ist nichts als der Ausdruck der Seele in Handlungen, Geberden und Stellungen. Ein Dichter behandelt seinen Stoff gemein, wenn er unwichtige Handlungen ausführt und über wichtige flüchtig hinweggeht. Er behandelt ihn groß, wenn er ihn mit dem Großen verbindet... In dem Leben des größten Mannes kommen niedrige Verrichtungen vor; aber nur ein niedriger Geschmack wird sie herausheben und ausmalen... Wahre Größe schlummert aus einem niedrigen Schicksal nur desto herrlicher hervor und der Künstler darf sich nicht fürchten, seinen Helden auch in einer verächtlichen Hülle aufzuführen, sobald er nur versichert ist, daß ihm der Ausdruck des inneren Werthes zu Gebote steht. (Das Gemeine und Niedrige in der Kunst.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 13. Mai 1905.

Semskij Sobor.

Im Mai 1762 schrieb der Freiherr von der Goltz, der preußische Gesandte, aus Petersburg an König Fritz, der Hof zittere vor einem nahen Ausbruch unzähmbarer Volksleidenschaft; „die Priester hetzen das Volk gegen den Kaiser und die Empörung ist so allgemein, daß die rathlosen Gubernatoren hier anfragen, ob sie zu Gewaltmitteln greifen dürfen, um die Gemüther zu beruhigen". Dem tollen Peter, der seit vier Monaten Kaiser hieß, war der Einfall gekommen, die russische Kirche schnell ein Bischen zu europäisiren. Während die Leiche seiner Tante Elisabeth auf dem Paradebett lag, hatte er mit der Woronzow geschäkert oder mit seinen Schranzen gezecht, die Totenwächter und die betenden Popen verhöhnt und neben der Bahre Schänkenwitze gelallt. Jetzt war er Herr; und Alles sollte nun anders werden. Keine Heiligenbilder mehr; weg mit dem Gewande, dem Bart und dem Eigenthum der Kirchenleute. Der Priesterschaft wurde das Besitzrecht aberkannt; sie sollte sich rasiren, den Rock des lutherischen Pfarrers anziehen und ihren Sold vom Kaiser empfangen, der sich im Schloß eine protestantische Kapelle einrichten wollte. So freche Verachtung ehrwürdigen Brauches mußte die Russen zur Auflehnung reizen. Schon hatte die Geistlichkeit in rückhaltloser Rede den Zaren an seine Pflicht gemahnt, der Metropolit von Rostow ihm Prophetenzorn ins Antlitz gespien. War ihre Macht über die Massen groß genug, um den bösen Narren vom Thron zu stoßen? Lauernd horcht Katharina hinaus. Trotzdem sie mit unermüdlichem Eifer sich in alle Formen des ihr fremden Glaubens und Aberglaubens geschickt hat, ist sie beim Klerus noch immer nicht beliebt. Wird eine Hand sich für sie waffnen? Ist diese träge Betbruderschaft überhaupt stark genug,

Digitized by Google

um die Krone vom Kopf eines Monomachos zu reißen? In Orlows Arm jauchzt sie auf, da sie hört, daß Peter nun auch das Heer anzutasten wagt. Den Holsteiner Georg zum Feldmarschall ernennt. Die Leibcompagnie auflöst. Das preußische Dienstreglement und Uniformen von preußischem Schnitt einführt, das Band des Ordens vom Schwarzen Adler und den Ring mit dem Bild Fritzens nie ablegt und laut sagt, der Wille Friedrichs von Preußen sei ihm heilig wie Gottes Wille. Fünf Jahre lang hatte der russische Soldat in blinder Ergebenheit gegen Preußen gekämpft; nun sollte Friede nicht nur, sollte innige Freundschaft plötzlich der argen Kriegszeit folgen. Drei Tage währte das offizielle Friedensfest. Die Kanonen schossen dem Helden Fridericus Salut, ihm zur Ehre wurde Feuerwerk abgebrannt und knirschend mußten die Petersburger ihre Fenster mit Talglämpchen illuminiren. Jetzt oder nie. Ihrer Garde war Katharina sicher; rasch also, ehe die Wuth der Klerisei wieder verraucht. Der Streich gelang. In der zehnten Julinacht kündete die in der Kasan-Kathedrale versammelte Geistlichkeit dem rechtgläubigen Volk, soeben habe, Rußland zum Heil, Katharina Alexejewna den Thron der Zaren bestiegen; und sieben Tage danach wurde Peter von den Orlows ermordet. Doch der Personenwechsel genügte nicht; nur der sichtbare Wille zu ernster Reformarbeit konnte dem Reich die Ruhe zurückbringen. Das geile Genie der Kaiserin (cette catin est un grand homme) regte sich geschäftig und fand in hitzigster Brunstzeit noch Muße, die Russenwelt zu kehren, zu lüften, dem Anspruch neuer Bedürfnisse anzupassen. Man muß die von Bilbassow veröffentlichte Sammlung ihrer Ukase durchblättern, um zu erkennen, wie stark das Hirn und die Arbeitkraft dieser Nymphomanin war. Kaum saß sie fest auf dem Thron: da befahl sie dem Senat die genauste Inspektion sämmtlicher Behörden; wer nicht redlich und würdig des Amtes walte, sei ohne Erbarmen aus dem Dienst zu jagen. Bald darauf fiel ihr ein, der Senat könne sich leicht zu feiger Vertuschung und schädlicher Gunstwirthschaft verleiten lassen; neuer Ukas: jeder Senator hat, ohne sich vorher mit seinen Kollegen zu besprechen, über jeden zu seinem Kontrolbezirk gehörigen Beamten ein Urtheil abzugeben, das in einem versiegelten Brief direkt an die Kaiserin geht. Und schon damals arbeitete sie an der Geschäftsordnung für die Gesetzgebende Kommission, die sie, um sich das Herz ihres Reiches zu erobern, 1766 dann nach Moskau berief.

Sie hat, was sie irgend vermochte, gethan, um Peters Frevelspur aus der Geschichte des Russenlandes zu tilgen. Aber sie war aus Europa gekommen, nannte sich stolz die Schülerin Montesquieus und Beccarias, Voltaires und der Encyklopädisten und hätte die Zumuthung verlacht, sie solle sich mit ihrem hellen Kopf im Jahrhundert der Aufklärung mühsam erst auf den Weg

Digitized by Google

der alten Zaren zurücktasten. Das Parlament, mit dem sie das Land beglückte, mußte der Welt die unverkennbaren Züge ihres Wesens zeigen, von ihr allein erdacht, mit gottähnlichem Vermögen aus dem Nichts geschaffen sein. Ihr Schöpferwille brauchte kein Vorbild. Einst, als nach der Zeit der Tatarenherrschaft der demokratische Drang des alten Slavengeistes wieder erwacht war, hatte das moskowitische Reich eine Volksvertretung gehabt. Keine ständig tagende freilich. Wie in Frankreich seit der Epoche Philipps des Schönen die États Généraux, so wurde, im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert, von den moskauer Großfürsten der Semskij Sobor (oder die Semskaja Duma) nur zu bestimmtem Zweck einberufen: wenn ein religiöser oder nationaler Streit zu schlichten war, Krieg, Hungersnoth, Pestilenz oder anderes Ungemach das Reich und die Ruhe des Herrschers bedrohte. Dann kamen Bojaren, Vertreter der hohen Geistlichkeit und der Städte zusammen, beriethen, wie der Streit beizulegen, die Fährniß abzuwehren sei, und wurden nach gethaner Arbeit wieder heimgeschickt. Wenn es dem Reichshaupt gefiel, auch schon vorher; diese Versammlungen hatten weder Rechte noch Praerogative, hatten nur auf die ihnen vorgelegte Frage eine Antwort zu geben, an die der Träger der Staatsgewalt nicht gebunden war. Sollte Katharina diese verfallene Institution aus dem Schutt graben? Vielleicht schien sie ihr gar zu unmodern, zu urrussisch. Noch heute wähnen ja viele Russen, die, wie Aksakow, keine Lust haben, „sich in die Kehrichtlumpen des europäischen Konstitutionalismus zu kleiden", der Gedanke des Sobor sei auf altslavischer Erde gewachsen, und ahnen, trotz Allem, was Sergejewitsch und Kostomarow darüber gesagt haben, nicht, daß dieses Gewächs sich von den Generalständen des ihnen verhaßten Westens nicht wesentlich unterscheidet. Auch wohl dem selben Zweck dienen sollte. Die Berather der alten Zaren dachten wahrscheinlich schon ungefähr so wie Turgot, als er 1775 seinem schwachen König Ludwig empfahl, nach langer Pause die États Généraux wieder einzuberufen: De cette façon le pouvoir royal serait éclairé et non gêné et l'opinion publique satisfaite sans péril. Ein anodines Mittel. Die Leute kommen, freuen sich ihrer neuen Würde, dürfen über die Grundsätze der Verwaltung (nicht: der Regirung) ein Langes und Breites schwatzen, auch die Gesetzentwürfe beschnüffeln, haben aber nicht die geringste Möglichkeit, ihren Willen durchzusetzen. Im alten Slavenland hat die Rechnung immer gestimmt. Der Sobor war stets zufrieden, wenn man ihn in Ruhe reden und rathen ließ, und dachte nie daran, dem Gossudar das Recht zu freier Entscheidung zu schmälern. Europa sah andere Zeichen. Die niederländischen Staten-Generaal zerbrachen 1795 unter den ersten Stößen der Revolution; und in Frankreich hätten, selbst wenn Turgots Rath schnell be-

Digitized by Google

folgt worden wäre, Nationalversammlung und Konvent bald die Generalstände abgelöst. Ists jetzt nicht auch in Rußland schon zu spät? Paul Schuwalow sagte 1880 zu Anatole Leroy-Beaulieu: „Unsere neuen Slavophilen sind sehr für die Idee des Sobor eingenommen. Mir scheint diese Form politischer Vertretung die unbequemste von allen. Parlamente kann man auflösen, wenn die Regirung nicht mit ihnen zu arbeiten vermag. Unsere Russen würden, sobald wir ihnen nicht den Willen thäten, einfach striken, sich weigern, an Berathungen mitzuwirken, deren Nutzlosigkeit festgestellt sei. Auf diesem Wege geriethe das Land dann in konstitutionelle Krisen, aus denen die Regirung sich nur mit vermindertem Ansehen, vielleicht unter schmählichen Bedingungen, retten könnte." Katharina gab ihr Experiment auf, ehe sie so üble Erfahrungen machen mußte. Sie schrieb zwar später, erst die Große Kommission habe sie das Reich kennen gelehrt und ihr gezeigt, für wen sie sorgen müsse. Als die 564 Erwählten aber Fragen des Staatsrechtes zu erörtern begannen und selbständige Regungen zeigten, wurden sie auf Nimmerwiedersehen nach Haus geschickt. Ein großer Aufwand war fruchtlos verthan. Jetzt, da auch die slavische Welt um dreißig lehrreiche und lärmvolle Lustren älter geworden ist, will Nikolai Alexandrowitsch es wieder mit dem Semskij Sobor versuchen.

Auch nach dem Krimkrieg, als die Unzulänglichkeit und Fäulniß der Verwaltung allen Augen enthüllt war, hatten konservative Männer dieses Heilmittel empfohlen. Nur kein ausländisches Rezept, riefen sie; nur den eitlen Europäern haben wir unser Unglück zu danken. Wer rieth Peter „dem Großen", die Beamtenschaft zur Allmacht heranwachsen zu lassen? Der Sachse Leibniz. Wenn jeder Tschinownik sich als Herrgott fühlen sollte, durfte kein Sobor ihm auf die Finger gucken. Wer machte den verfrühten, völlig unfruchtbaren Versuch mit einem Parlament, das auf die russische Erde nicht taugt, im Gedächtniß unruhiger Köpfe noch jetzt aber lockend fortwirkt? Die Anhalterin Katharina. Aus der Fremde ist für uns nichts zu holen. Der in Paris verdorbene Novellenschreiber Turgenjew hatte ganz Recht, als er sagte, man müsse sich in Rußland entschließen, ob man Reformen wolle, die mit der Autokratie vereinbar seien, oder solche, die ihr aus Leben gehen; nur war er natürlich für die falschen, die von der europäischen Sorte. Unser Papst-Kaiser kann weder einen allmächtig wuchernden Tschin noch die Frechheit schwatzsüchtiger Volksversammlungen dulden. Wir brauchen, nach alter Ueberlieferung, lokale Selbstverwaltung und als ihre Krönung den Semskij Sobor, der bescheidentlich die ihm zugewiesenen Gegenstände prüft und sich nicht anmaßt, das freie Recht der allwissenden und allgegenwärtigen Majestät einzuschränken. Doch Alexander der Zweite fürchtete, die Wiederbelebung des Sobor werde die Hoffnung auf eine Konstitution

Digitized by Google

nähren. Noch 1861, nach der Bauernbefreiung, war die Furcht vor dem von Erinnerungen trächtigen Wort so wach, daß die Großfürstin Helene an Nikolai Miljutin schrieb, der Name Semstwo habe „oben erschreckt." Mit dem Semstwo (von Semlia-Land), dem Provinziallandtag, dachte der schwache Alexander, fängts an; die nächste Forderung ist dann der Semskij Sobor; und von der Notablenvertretung bis zum Konvent ist der Weg niemals sehr lang. Die Adelsversammlungen (Dworianstwos), auch ein Vermächtniß der wilden Katharina aus Deutschland, machen uns schon genug zu schaffen. Hat nicht eben erst Platonow, der Adelsmarschall von Zarskoje Selo, mit lauter Stimme dreist eine Verfassung gefordert? Da den Landgemeinden nun einmal Selbstverwaltung gewährt ist, kann man sie den Provinzen wohl nicht vorenthalten; der Name Semstwo aber weckt gefährliche Vorstellungen... Er blieb dennoch, auch nach Miljutins Sturz, dem provinzialen self-government erhalten. Im Semstwo der Provinz sind alle Stände und Klassen vertreten; Städte, Landgemeinden und Grundbesitzer wählen ihre Repräsentanten, deren Zahl durch die Größe des unbeweglichen Vermögens der Wähler bestimmt wird. Weil die von Nikolai jetzt geplante Reform e cellula der Provinzialstände erwachsen soll, eine Betrachtung der seit vierzig Jahren entstandenen Verhältnisse nun also nöthig wird, will ich ein paar Urtheile zusammenstellen, die Leroy-Beaulieu über Wesen und Wirkung der Semstwos gefällt hat. „Die Bauern, deren Autonomie durch das Gesetz doch gesichert werden sollte, haben bei der Wahl ihrer Vertreter bisher wenig Einsicht, Eifer und Sinn für Unabhängigkeit gezeigt. Allzu leicht lenken die lokalen Machthaber den Mushik, der den Wahlzweck nicht versteht, nach ihrem Willen; manchmal lassen sie ihn einen ihnen bequemen Grundbesitzer wählen, den seine eigene Klasse nicht als Repräsentanten wollte und der für die Bedürfnisse des Wählers kein Herz hat. Branntwein und Bestechung wirken bei mancher ländlichen Wahl mit. Im Allgemeinen sind die Bauerngemeinden aber durch einfache Landleute vertreten. Keine Wahlreform könnte die Uebelstände beseitigen, so lange die Polizei übermächtig, die Masse der Bauern unwissend und gleichgiltig bleibt. Die Semstwos sehen ganz anders aus als unsere westlichen Provinziallandtage. Neben einander sitzen da Großgrundbesitzer, reich gewordene Stadtkaufleute und Bauern mit schwieligen Händen, langem Bart und schmutzigen Kaftan. Der einst Leibeigene sitzt als Greis nun neben dem Herrn, der ihn 1860 peitschen ließ. In einem minder konservativen, nicht in solcher Ehrfurcht der überlieferten Sitte getreuen Volk wäre eine so jähe Wandlung, die den Sklaven über Nacht auf das Rechtsniveau des Herrn von gestern erhob, wohl gefährlich geworden. In den Semstwos ist es bisher nie zum Klassenkampf gekommen. Die Zukunft wird lehren, ob dieses Gefühl der Interessengemeinheit fortdauern oder

Digitized by Google

der jetzt geltende Wahlmodus den sozialen Frieden gefährden, ob der natürliche Gegensatz von Grundherr und Bauer, Barin und Muschik, Privatbesitz und Gemeineigenthum in Rußland nie fühlbar werden wird. Fast überall haben die Grundbesitzer die Mehrheit; meist verfügen sie, gegen Städter und Bauern, fast über die Hälfte aller Stimmen. Nur in den großen Gubernatorien des Nordostens, wo der Adel nie heimisch zu werden vermochte, ist die Mehrheit noch den Landgemeindevertretern gesichert. Die Vorherrschaft des Adels ist übrigens schon durch seine höhere Bildung und Kultur bedingt. Das erkennt der Muschik auch willig an; er läßt dem einstigen Herrn die Ehre, die ihm gebührt. Die Bauern sind im Landtag oft nur Komparsen, stumme Figuranten, die kaum wissen, worüber geredet wird. Manchem von ihnen ist die Pflicht, in den Semstwo zu kommen, eine drückende Last, für die er nicht einmal entschädigt wird. Die Hauptrolle spielen gewandte Redner aus der Adelsklasse; und wenn der Adel seine Wahlpflicht ernster nähme, mehr positives Wissen und mehr Freude am Landleben hätte, könnten Parvenus und Streber, denen das Mandat nur eine Sprosse auf der Ehrenleiter ist, ihm die Uebermacht niemals entreißen. Viele Provinziallandtage sind sehr schlecht besucht; selbst die niedrige Präsenzziffer, die zur Giltigkeit der Beschlüsse nöthig ist, wird oft nicht erreicht. Nur die Leute, die, unter dem Vorwande, die Geschäfte des Landes zu führen, ihre Privatgeschäftchen betreiben, sind immer zur Stelle. Auch auf diese junge und bescheidene Ständevertretung fallen also schon die Schatten, über die man in den Ländern des Parlamentarismus klagt. Trotz Alledem wirkt die Institution als Wohlthat. Ihr Bereich ist nicht auf das Feld der eigentlichen Verwaltungfragen begrenzt; der Semstwo wählt den Friedensrichter und hat das Recht, sich um alle Angelegenheiten der Landwirthschaft, Industrie, Armenpflege, des Handels und Verkehrswesens zu kümmern. Den Ring der Beamtenwillkür hat er dennoch nicht gebrochen. Der Gubernator kann mit seinem Veto die Ausführung jedes Landtagsbeschlusses hemmen; er steht in voller Größe zwischen der Centralgewalt und der Provinzvertretung. Von tausend Semstwobeschlüssen sind, wie 1881 ausgerechnet wurde, kaum hundert geprüft, kaum zwanzig ‚in Erwägung gezogen' worden. Man wird sich denn auch nicht wundern, wenn man hört, daß der Zuversicht schnell Enttäuschung gefolgt ist. Die Oeffentliche Meinung hatte von den Semstwos eine rasche und völlige Beseitigung aller Mißstände erwartet. Dabei war ihnen nicht einmal erlaubt, Petitionen an den Kaiser zu richten und eine nicht ausschließlich lokale Frage zu erörtern. Als 1880, in der Zeit des Nihilistenschreckens, Alexander das Volk aufrief, antworteten die meisten Provinziallandtage mit kraftlosen Betheuerungen und plattem Adressengerede; nur der charkower Semstwo hatte den

Digitized by Google

Muth, dem Kaiser zu erklären, so lange die Diskussion politischer Angelegenheiten verboten sei, könne der Landtag dem Monarchen in Bedrängniß keine Stütze sein. Diese Stimme fand kein Gehör. Immerhin könnte aus den Delegirten der Semstwos schnell eine russische Volksvertretung geschaffen werden. Nach einem unglücklichen Krieg, in Zeiten nationaler Gefahr, eines Regentschaftstreites oder Aufruhrs könnte die Regirung, ohne Charte und Konstitution, sogar ohne das Geräusch einer Wahl, aus den Provinziallandtagen Vertreter berufen und so in kürzester Frist einen Reichstag improvisiren."

Jetzt ist es so weit. Das letzte Jahr hat dem Zarenreich schmerzhaftere Erfahrung beschert als die lange Türkenkriegszeit; und diese Erfahrung brachte ihm der Kampf gegen ein Volk, das sich im fernsten Erdosten europäische Einrichtungen geschaffen hat. Seht, so grollen seit Monaten die Liberalen, seht, was die kleinen gelben Kerle erreichen konnten, weil sie ein Parlament haben; und uns will man solches Glück noch länger weigern? Man will nicht. Das Spielzeug, nach dem die russische Intelligenz gar so sehnsüchtig schreit, wird Nikolais Gnade ihr nächstens schenken; noch vor der Weihnacht. Viel mehr als ein unschädliches Spielzeug wirds einstweilen kaum werden. Ein Semskij Sobor, der im Bauernreich keine Bauernmehrheit haben darf, dem das ganze Gebiet der nationalen und sozialen Fragen abgesperrt ist und dessen Beschlüsse von der Centralgewalt nur erwogen werden, wenn der von kaiserlichen Launen abhängige Reichsrath ihnen zugestimmt hat: mit diesem rostigen Messer ohne Klinge ist an dem kranken Riesenleib nicht heilsam zu operiren. Schon heischen die Semstwostreber auch mehr: das allgemeine, gleiche, direkte Wahlrecht (das England nicht hat, für die hundert Millionen russischer Analphabeten aber geeignet erscheint) und einen „richtigen Reichstag", ohne den kein Gesetz verkündet und kein Rubel ausgegeben werden kann. Darauf wird die Ungeduld wohl noch ein Weilchen zu warten haben. Die Hoffnung, in jedem Jahr ein paar Monate in der Hauptstadt leben zu können und für Nichtsthun und Schwatz täglich fünfzehn Rubel zu bekommen, zähmt am Ende aber selbst den wildesten Tribunensinn und lehrt ihn erkennen, daß zum Wohl des theuren Vaterlandes kaum noch Etwas fehlt, wenn die Session mit ihrem Diätensegen recht lange dauert. Vielleicht hat der irrlichtelirende Nikolai diesmal das Rechte gefunden. Der alte Name freut die Konservativen, die neue Sache die Liberalen; und das Bauernheer ist ja immer noch stumm, seinem Gott und seinem Gossudar in willenloser Demuth ergeben.

Katharina wollte die Erinnerung an einen schlechten Zaren aus dem Gedächtniß des Volkes tilgen. Und Nikolai? Er trägt die Monomachenmütze schon länger, als Peter der Dritte sie tragen durfte; und das Reussenreich, das er regirt, ist nicht mehr der stille Agrarstaat des achtzehnten Jahrhunderts.

Digitized by Google

Sainte-Beuve.

Hat er die Frau Victor Hugos geküßt? Wie oft hat er sie geküßt? Michaud sagt: Nie. Retté sagt: Einmal. Seché sagt: Oft. Hatte die Umarmung noch andere Folgen als ein paar schlechte Verse? Was sagte Victor Hugo zu Alledem? Hat er den Verführer wirklich hinausgeworfen?

Sainte-Beuves hundertster Geburtstag ist gefeiert worden. Seine Werke, die Werke eines großen Schriftstellers, und ein Abenteuer, das sich vielleicht gar nicht abgespielt hat, stehen einander gegenüber und kämpfen um das Interesse des Publikums. Es wäre ein Thema für eine erbauliche Moralpredigt, wie sich das Interesse von den Werken zum Abenteuer gewendet hat.

Das war eine Jagd auf kleine pikante Anekdoten, auf versteckte Briefe, auf unedirte Verse! Das war ein Stöbern im Schreibtisch, im Bücherkasten, im Schlafgemach! Und Niemand fragte: Wozu? Hat er denn irgend Etwas aus seinen Erlebnissen so zu gestalten vermocht, daß es der Mühe werth wäre, seine Liebschaften auszuforschen? Nein. Entschieden: Nein. Seine Gedichte, seine Romane sind für die Nachwelt tot und seine eigentliche Leistung — die Essays — sind von seinen Aventuren unabhängig. Lassen wir also die unerquicklichen Privatissima und suchen wir im Kritiker den Kritiker, ohne uns um den Liebhaber zu kümmern.

Der gute Claretie ließ sich von seinem Patriotismus zu sehr fortreißen, als er in seiner Festrede Sainte-Beuve neben Goethe zu stellen wagte. Ganz fehlgetroffen hat er aber damit nicht. Sainte-Beuves goethischer Zug ist: das Alles-Verstehen. Es ist unnöthig, zu sagen, daß diese stark entwickelte Fähigkeit des sich anschmiegenden Begreifens in Goethe die schöpferische Kraft nährte, während Sainte-Beuves Phantasie durch die allzu große Gelenkigkeit seines Nachempfindens gehemmt wurde. Sein Wesen äußert sich in Analyse, Neugier und Geschmack; er ist für das genießende Zersetzen, Verstehen und Erklären geschaffen; zu ihm spricht die Menschheit, die ganze Welt erst dann, wenn sie bereits durch die Seele eines Anderen gegangen ist, wenn die Erscheinungen, in dem Werk eines Künstlers zusammengefaßt, so zu sagen als Präparat vorliegen. Mit einem Wort: er ist der Kunstkritiker, der Mann der sekundären Impression, auf den das Buch so wirkt wie auf den Dichter die Natur. Wenn er aber mit seinen klugen, forschenden, Buchstaben verschlingenden Augen in ein Buch blickt, dann entgeht ihm keine charakteristische Stelle, mag sie auch noch so versteckt sein; die lustige Person des faustischen Prologs müßte ihren Rath ändern und einem Manne wie Sainte-Beuve einen Griff in den vollen Bücherschrank vorschlagen. Nur, was er darin packt, kann er interessant machen; das eigentliche Leben engleitet formlos seiner Hand.

Digitized by Google

Retté macht ihm zum Vorwurf, daß er kein origineller Dichter und kein Denker war. Weiß denn Herr Retté nicht, daß eine dominirende Fähigkeit Alles unterdrückt und alle Neigungen in eine Richtung lenkt? In Sainte-Beuve war eben die Analyse die vorherrschende Neigung; man muß seine Freude an dem Schauspiel haben, wie sich diese Neigung immer mehr entfaltet und wie sie ihre Kräfte aus der Verkümmerung aller anderen Eigenschaften zieht. Das ist der einzige natürliche und nützliche Standpunkt, von dem aus man ihn betrachten kann. Von hier aus wird sich Manches, was Sainte-Beuves Gestalt für Retté unerträglich macht, in anderem Licht zeigen. Seine Versatilität in politischen und literarischen Dingen wird nicht mehr als ein Mangel empfunden, sondern als eine Bedingung seines Talentes. Der Analytiker sucht, wenn er Etwas erkannt hat, neue Menschen und neue Ideen, damit er sie dann wieder erkennen und wieder verlassen könne.

Vor Sainte-Beuve hatte die französische Kritik das Buch von der Seele und der Zeit des Verfassers getrennt. Die Lehren des Aristoteles und des Horatius, in merkwürdiger Weise verbunden mit den dem Nationalgefühl eigenthümlichen Vorurtheilen der Schicklichkeit, nannte man Aesthetik. Dieser absolute Maßstab wurde an Alles gelegt und höchstens von den Launen des eng begrenzten persönlichen Geschmackes bei Seite gestoßen. Von historischem Verstehen war noch gar nicht die Rede. Noch am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts haben die Aesthetiker in diesem Sinn gelehrt und die langweiligen Schriftsteller, die für das „Klassische" schwärmten, haben diese Grundsätze für die Praxis angewandt. Es ist nur natürlich, daß in der damals aufstrebenden Jugend, auf die hauptsächlich Rousseau und Chateaubriand gewirkt hatten und die, wenn auch nicht viel, so doch wenigstens Etwas von Schiller, Goethe und Byron gehört hat, eine starke Reaktion hervorgerufen wurde. Die französische Romantik, die sich nun zu entwickeln begann, fand viele Bewunderer unter den jungen Leuten; doch konnten sie die neue Richtung nur mit Gefühlsargumenten gegen die alte Schule vertheidigen.

In dem Kreis der pariser Romantiker lebte damals der junge Sainte-Beuve, dessen Gedichte und Romane Aufsehen erregten. Zwar fühlte Jeder daß diese mit griechischen, lateinischen, deutschen oder englischen Motti versehenen Gedichte, die mit gelehrten Bemerkungen erklärt, oft in einer gewissen Manier absichtlich gedrechselt waren oder Einfalt affektirten, nicht die Werke eines ursprünglichen Dichtertalentes seien. Dieser eigenartige Schriftsteller hat nun das Wagniß unternommen, die neue Richtung zu rechtfertigen. Seinem Wesen nach suchte er, statt ins Blaue hinein zu ästhetisiren, in der Literatur seines Volkes ein Beispiel, auf das er sich dann berufen konnte. Er schrieb eine Studie über die längst vergessenen Dichter des sechzehnten Jahrhunderts und zeigte, wie sich vor dem Zeitalter der französischen Klassik, bevor die Sprache

Digitized by Google

im eisigen Zwang fester Dichterregeln erstarrt war, die Talente, die sich ihren eigenen Weg bahnten, originell entwickelten. Und wenn er Ronsard und Du Bellay vertheidigte, so vertheidigte er zugleich auch die romantischen Neuerer.

So wurde Sainte-Beuve zum Kritiker und, was besonders wichtig ist, gleich von Anfang an zum historischen Kritiker. Da er einer gewissen Richtung anhing (wenn auch einer, die mit den Traditionen gebrochen hatte), ist er anfangs von bestimmten Vorurtheilen geblendet. Je mehr aber der Dichter in ihm zurücktritt, um so mehr nimmt auch seine Neigung zur Romantik ab; seine Empfindungwelt erweitert sich, er versteht und liebt nun auch die Klassiker und wird überhaupt rascher Wandlungen fähig. Diese Aenderung macht sich in seinem Stil bemerkbar; seine Prosa, die etwas pathetisch war, wird immer ruhiger.

In Sainte-Beuves Seele wird diese Entwickelung nicht so ganz einfach vor sich gegangen sein; nicht nur nicht mit seinem Willen, sondern sogar gegen seinen Willen entwickelte er sich. Sein krankhafter dichterischer Ehrgeiz hatte mit den sich immer stärker ausbreitenden kritischen Neigungen einen langen Kampf zu bestehen. Die Welt beugt sich vor seinem Urtheil: und den Poeten verbittert der Kummer, sich nicht anerkannt zu sehen. Lange Jahre (von 1828 bis 1849) dauert diese Unentschlossenheit. Für den Biographen müßte es eine verlockende Aufgabe sein, die einzelnen Phasen dieses schmerzenreichen Klärungprozesses zu betrachten; wir wollen nur verzeichnen, daß in Sainte-Beuves Urtheil über die Zeitgenossen diese Verbitterung ihre Spur gelassen hat. Das war vielleicht die einzige Schattenseite seiner Kritik; er, der die Vergangenheit so unparteiisch betrachtete und den Schriftstellern, die in den fünfziger und sechziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts auftraten, in ihren gewagtesten Versuchen mit einer bei alten Herren sonst nicht gewohnten Frische folgte, wurde seinen Zeitgenossen nie gerecht. Weder am Anfang seiner Laufbahn, wo er sie zu enthusiastisch begrüßte, noch am Ende, als seine Anerkennung durch etwas neidische Geringschätzung getrübt ward. Sainte-Beuve, der Gebildete, Gelehrte, der sich um eine Verszeile, ein gutes Romanthema so hart geplagt hatte, konnte ungebildeten Leuten wie Balzac und Musset nie verzeihen, daß sie viel besser erzählten und viel besser dichteten als er.

Im Jahr 1849 eröffnet er in der Zeitung Le Constitutionel die Serie seiner Feuilletons unter dem Titel „Causeries du Lundi". Im Vertrauen auf seine literarischen Erfahrungen und sein abgeklärtes Urtheil unterzieht er sich der großen Aufgabe, in jeder Woche die Charakteristik eines Schriftstellers oder einer interessanten Persönlichkeit aus anderen Gebieten zu liefern. Eine neue Ausgabe, eine Biographie, eine Jahreswende lenkt seine Aufmerksamkeit bald hin, bald her und es gelingt ihm, ohne die Zeichen der geringsten Abspannung, mit dem Schwung der Inspiration, dabei aber mit peinlichster Genauigkeit diese schwere, an gewisse Zeitpunkte gebundene Arbeit zu leisten.

Digitized by Google

Herr Retté meint, Sainte-Beuve habe sich zu oft mit kleinen Schriftstellern abgegeben, und deutet malitiös an, Das sei wohl geschehen, um sich das angenehme Gefühl der Ueberlegenheit zu verschaffen, das diese dii minorum gentium dem Kritiker ermöglichen. So weit Zeitgenossen in Betracht kommen, soll diese Thatsache nicht geleugnet werden; im Allgemeinen hatte jedoch Niemand größere Freude als Sainte-Beuve, wenn er sich mit einem echten Genius befassen konnte. Das beweisen seine Artikel über Molière, La Fontaine, Voltaire, Montesquieu, Diderot, Chénier, über Vergil, Dante, Goethe, Taine, Renan und andere Große. Wer aber fände für zweiundfünfzig Artikel in jedem Jahr auch zweiundfünfzig Genies? Man kann sie doch nicht aus der Erde stampfen. Auch ist der Kritiker ja vom Publikum, so zu sagen, mit der Pflicht zum Lesen betraut; er muß das Lebensfähige suchen, retten, erhalten. Von vielen Schriftstellern sind es nur ein paar Worte; die aber sind werthvoll und Einer muß sie zu finden wissen. Ist es denn keine Kraftprobe, wenn es Sainte-Beuves gelingt, längst Verklungenes wieder tönen zu lassen? Die Seele des Essayisten ist wie ein Brennspiegel, in dem sich matte, zerstreute Strahlen sammeln und erwärmen.

Sainte-Beuves Streben war, seine Essays der Art des zu charakterisirenden Schriftstellers nach Möglichkeit anzupassen; von Woche zu Woche erscheint er in anderer Form und in diesen ewigen Wandlungen ist bleibend nur sein Bemühen, sich anzuschmiegen. Von einem festen kritischen System kann bei ihm kaum die Rede sein. Doch in der geschickten Eintheilung seiner Artikel, in der Art, wie er seine Leser auf den Gegenstand zu bringen versteht, verräth sich sein persönliches Wesen.

In seiner Jugend war Sainte-Beuve Mediziner; daher hatte er eine Neigung zur Physiologie. Gern verglich er sich dem Naturforscher, der das Charakteristische oft in einer Kleinigkeit erkennt und seine Gruppirung danach einrichtet. Sainte-Beuve spricht von familles d'esprits wie Linné von Pflanzengattungen. Darin liegt der Keim seiner literarischen Methode, die sich in einem mehr zur Dogmatik Neigenden gewiß weiter entwickelt hätte. Wenn Sainte-Beuve eine Persönlichkeit einer famillo d'esprits zuweist, so will er damit nur einen ersten Gesammteindruck ihres Wesens geben, das er dann ausführlicher schildern wird. Wenn er, zum Beispiel, von einem sanften, gebildeten, sorgsam und sauber arbeitenden, aber humorlosen Schriftsteller spricht, der, trotz seiner träumerischen Natur, sich allzu sehr der Reflexion hingiebt, um irgendwie in Schwärmerei zu gerathen, so nennt er ihn eine Vergil-Natur (esprit virgilien). Dann weiß der Leser sofort, mit wem er es zu thun haben wird. In Alledem wurde er von seinem Geschmack, von seinem Gefühl, von seinem Spürsinn geleitet; seine Zusammenfassung ist eben nur eine aufklärende Bemerkung, ein Hilfsmittel der Erklärung, das keinen wissenschaft-

Digitized by Google

lichen Werth hat und dem er auch nicht den Schein einer Definition geben will. Man darf seine Bemerkung nicht auf der Wage des Philosophen, des Geschichtforschers oder gar des Philologen abwägen. Die Wahrheit des Essayisten ist oft nur zur Hälfte, manchmal auch nur zum noch kleineren Bruchtheil wahr; da aber, wo er sie anbringt, ist sie am Platz, weil sie die Aufmerksamkeit in die gewünschte Richtung lenkt und die für die bestimmte Stunde gerade passende Stimmung hervorruft. Das vermag der Gelehrte trotz aller Häufung wahrer Thatsachen gewöhnlich nicht.

Nach den allgemeinen Bemerkungen, die das Leitmotiv der Studie bilden, kommen die biographischen Daten. Sainte-Beuve interessirt sich für die Familie seines Autors und sucht gern bei ihm Verwandten die mehr oder minder entwickelten Aehnlichkeiten. Den Einfluß der Umgebung, der Lage des Heimathortes vergißt er niemals. Doch all Das besorgt eine leichte Hand und der Einfall wird nicht zur Theorie aufgeblasen. Der Vererbung und dem Milieu will er keine größere Bedeutung geben, als sie verdienen; voll Ehrfurcht läßt er Alles gelten, was im Leben unverständlich und dunkel ist. Scheu oder auch mit skeptischem Lächeln mildert er die Wirkung jedes Wortes, das in der unsicheren Dämmerung seelischer Vorgänge Etwas allzu sehr festlegen würde. Die Wahrheit phosphoreszirt bei ihm zwischen zwei einander fast widersprechenden Sätzen. Nützlich wurde ihm, daß er einst selbst Dichter war und aus eigener Erfahrung wußte, wie viel Zufälliges beim Entstehen eines Werkes mitspielt und wie wenig von dem dichterischen Schaffen sich erklären läßt. So geht er erst lange um seinen Gegenstand herum und benutzt die Einleitung, um mit anregenden Umschreibungen, mit einer zurückhaltenden Erklärung der Umstände den Hintergrund darzustellen, aus dem langsam die Konturen einer Gestalt sich lösen.

Wenn er die Wirksamkeit des Dichters zu schildern beginnt und nun sicheren Grund unter sich fühlt, wird er muthiger. In den Schriften des Anfängers, in den ersten Versuchen der Kindheit sogar findet er mit außerordentlicher Treffsicherheit Das heraus, woraus sich später die Individualität entwickeln wird. Für ihn ist jede Schrift ein Bekenntniß. Mögen der Werke noch so viele sein: er greift sogleich die wenigen Zeilen heraus, die den Menschen verstehen lehren, weil in ihnen das Gefühl am Stärksten vibrirt. Niemand erreicht mit wenigen Citaten so viel; in zwei Sätzen macht er einen Toten lebendig, läßt ihn sprechen: und der Tote redet nun zu uns, wir verstehen seine Worte, denn sein Zeitalter erwacht mit ihm. So wirkt Sainte-Beuve Wunder, trotzdem er nie Gauklerkünste treibt. Er gehört nicht zu den Citaten-Cagliostri wie Macaulay oder Taine. Er hat eben keine im Voraus fertige, abzuleitende These wie Jener noch eine bestimmte oder begrenzte philosophische Lehre wie Dieser und wählt deshalb seine Citate nicht mit der Absicht, zu beweisen.

Digitized by Google

Er will nur malen; er will jeden einzelnen Menschen verstehen und sucht sich hingebend an ihn zu schmiegen, ohne ihn in eine Theorie zu zwängen.

Diesen Mangel an Methode haben ihm viele Kritiker, wie Brunetière und Retté, zum Vorwurf gemacht. Sie haben ihn eben nicht verstanden. Wie konnte seine Fähigkeit, fremde Gedanken und Gefühle aufzunehmen, wie konnte seine rastlose, täglich wiedergeborene Neugier sich einer festen — selbst noch so weit gedachten — Weltanschauung vereinen? Sainte-Beuve ist zu sehr Skeptiker, um der Theorie eines Anderen oder selbst seiner eigenen Glauben schenken zu können. Wer den Beruf ergriffen hat, eine fremde Seele zu erforschen und zu erklären, thut wohl daran, wenn er sich selbst in den Hintergrund drückt; daß er diese Wahrheit empfand und meist auch beherzigte: darin beruhte zum großen Theil die Kraft Saint-Beuves.

Wenn er in der Charakterisirung und in der Lebensgeschichte schon so weit vorgeschritten ist, daß er über seinem Manne das Netz zusammenziehen kann, wenn er den Boden, aus dem schriftstellerische Werke hervorsprießen, bearbeitet hat, dann vergißt er auch, im beglückenden Gefühl des Verstehens, nicht, daß er nur die Hälfte seiner Arbeit geleistet hat. Er begleitete den Dichter nicht nur, wie Taine, bis zu seinem Werk; er zieht aus einem Buch nicht nur das Leben heraus, aus dem es geflossen ist, um es dann wieder zu kristallisiren. In ihm wird der Aesthetiker vom Psychologen und Geschichtschreiber nie erdrückt. Ein ganzes Buch mit documents humains dürfte ihn nicht in Versuchung bringen; sogar der tiefe Sinn oder der spannende Inhalt bedeutet für ihn keine Literatur. Ein Mensch ohne Gedankentiefe, sogar einer mit schiefen Gedanken wirkt, wenn er sie schöpferisch gestalten kann, auf Sainte-Beuve stärker als der Denker, in dessen Worten die Gedanken erblassen. Er ist der Typus des reinen Literaten, dessen sich an Formen ergötzende Sensibilität von seiner majestätischen Gleichgiltigkeit gegen jede Religion, gegen jede Lehre nur noch gesteigert wird. Die Idee, die Tausende von Menschen ganz erfüllt und begeistert, spricht zu ihm nur, wenn sie sich schön äußert. So kann man sich erklären, daß er die Werke des Heiligen Franz von Sales nicht weniger entzückt zu genießen vermag als die Renans. In Beiden sieht er nur die Künstler, deren Seelenleben ihn reizt, deren Fähigkeit zu Beobachtung und Ausdruck er bewundert; daher giebt es für ihn keine unüberbrückbaren Gegensätze.

Er freut sich nicht nur über die vornehmen Verhältnisse einer runden Komposition, sondern auch über einen gut klingenden Satz, eine glückliche Wendung. Die Uebermittelung dieser Freude ist nach seiner Meinung die Hauptaufgabe des Kritikers; und selbst die literarhistorische Forschung kann nur einen Zweck haben, wenn sie diese Freude am Kunstwerk erhöht. Die Entdeckungen des Philologen oder des Historikers sind für Sainte-Beuve

Digitized by Google

unbedeutend, wenn sie nicht diesem Zweck dienen. Er gehört nicht zu den Gelehrtennaturen, die eine Wahrheit an sich geduldig erforschen. Er sucht den Kunstgenuß und weiß ihn mit sicherem Geschmack zu finden. Nie brauchte er sich auf eine tote Regel zu berufen; in unwillkürlichem Schmerz zuckt er zusammen, wenn er auf eine schlechte Stelle stößt, und mit überquellender Freude spendet er den guten Beifall. Er steht in der Mitte zwischen drei Arten von Kritikern: denen der dreißiger Jahre, die abstrakt ästhetisiren, wie Gustave Blanche, den Späteren, die sich von dem ästhetischen Standpunkt zu weit entfernt haben, wie Taine, und den modernsten, allzu subjektiven Kritikern. Wie immer und überall, schlängelt er sich auch hier zwischen Extremen hindurch und bleibt auf der sicheren Mittelstraße.

Auch sein Stil ist nicht gerade besonders originell, aber dennoch durchaus persönlich. Den kompliziertesten Gegenstand vermag er, ohne ihm eine falsche Färbung zu geben, verständlich und anziehend zu machen. Seine unnachahmliche Kunst besteht darin, daß er, trotzdem er sein Thema erschöpft, noch die Neugier zu reizen versteht. Sein Stil steigert den Appetit. Er giebt fast immer nur leise Nuancen, zart ausgesprochene Bewunderung oder sanften Spott; seine Sätze, deren Worte so ungesucht scheinen, sind oft absichtlich aus dem Wortschatz des behandelten Autors zusammengestellt, in dessen Sphäre wir so unmerklich hinübergezogen werden. Dabei bleibt Dreierlei immer sichtbar: das Streben nach Objektivität, die Freude am Schönen, geistig Bedeutenden, das neugierig gesucht wird, und die Verachtung aller Unzulänglichkeit. Diese Gefühle äußern sich oft in einem erregten Schrei, einer hitzigen Apostrophe. Doch auch solche Ausbrüche sind nicht des lyrischen Effektes wegen geduldet, sondern haben didaktischen Werth, sollen den Gegenstand besser erklären; es sind nachdrückliche Mahnungen, die das literarische Empfinden im Leser aufrütteln sollen.

Nach einem Essay von Sainte-Beuve können wir ruhig das einzelne Werk jedes uns sonst fern stehenden Dichters genießen. Wir wissen nun schnell, wo das Schätzenswerthe zu suchen ist; jedes Detail nimmt seinen Platz in der literarischen Gesammtleistung ein und wird daraus verständlich. Das Fremde oder Veraltete schwindet, die Anspielung wird verständlich; und die Stellen, in denen der Autor unwillkürlich sich offenbart und über die man sonst vielleicht hinweglesen würde, bleiben nicht mehr unbemerkt. Sainte-Beuves Kritik führt jedoch nicht nur zum Verständniß, wie die gelehrte Monographie, sondern durch das Verständniß auch bis in die Tiefe des Gefühls. Das ist nur möglich, wenn in dem Kopf des Gelehrten der Puls eines Künstlers schlägt.

Budapest. Dr. Ludwig von Hatvany.

Digitized by Google

Die Farbe bei Gerard David.*)

Wie die Form, so war auch die Farbe dem niederländischen Quattrocento Gegenstand der Einzelbetrachtung. Die Eigenfarbe des Gegenstandes interessirte eben so wie dessen linearer Umriß. Den stärksten Wirklichkeitbezug weisen auch hier die Accessorien auf, die Elemente des Stillebens, die Teppiche, das Holzgeräth, vor Allem aber die Stoffe, in deren farbiger Wiedergabe die Freude an dem bildlichen Erfassen des Einzelwerthes der Natur wieder zu belebtem Ausdruck kommt. Ueber die Stofflichkeit bleibt kein Zweifel. Es ist erstaunlich, zu welchen rein künstlerischen Wirkungen diese erdverhaftete Wirklichkeit in Wiedergabe alles Stofflichen bis zu ihrer letzten und unerreichten Steigerung in Van der Meer gelangen konnte; wie stark die Stilelemente einer Malerei waren, die die Kraft hatte, die handgreiflichsten Illusionwerthe in den Bereich künstlerischer Architektonik zu erheben. Der Galeriebesucher von heute, der sich sein Auge durch die Photographie und die Gartenlaube hat verbilden lassen, sieht in Van der Meer die Stofflichkeit; darum kann er dann auch Alma Tadema und andere Pinselvirtuosen gut finden. Wer Jan van Eyck deshalb liebt, weil auf dem Arnolfini-Portrait in London die Orangen am Fensterbrett so gut gemalt sind, Der sollte entweder noch recht oft in die Galerien gehen oder gar nicht mehr, um nicht unnütz seine Zeit zu verlieren.

Alle Schatten in dieser Stofflichkeit rein, frei von trüben Beimischungen. Zwar wirkt der Schatten nicht eigentlich farbenverändernd — darin liegt schon eins der ersten, der Wirklichkeit abgewandten Stilelemente —, sondern im Wesentlichen farbenvertiefend. Er bereichert den Sättigungsgrad, wie in Venedig und im Gegensatz zu dem farbenfeindlichen Schatten von Florenz und Rom. Das Inkarnat erfährt eine Färbung, die im Licht von Rosagrau bis zu einem röthlichen Grau, im Schatten von Blaugrau bis zu Rothbraun allerlei Abwandlungen durchmacht, die aber dem Wirklichkeitphänomen nicht annähernd so entschlossen die Werthe ablöst wie die Formensprache; die kein lebendes, pulsirendes, menschliches Fleisch giebt, sondern die Norm der Erscheinung in bestimmter Formulirung ihrer wesentlichen Gesetze. Und Gesetzmäßigkeit, nicht Wirklichkeit, ist dann weiter das leitende Prinzip in der bildmäßigen Verwerthung der gewonnenen Einzelergebnisse. Wie die am

*) In Bruckmanns Verlagsanstalt veröffentlicht Herr Dr. Eberhard Freiherr von Bodenhausen in diesen Tagen ein Werk über „Gerard David und seine Schule" (260 Seiten Text, 26 Vollbilder, 53 Textillustrationen, Preis 40 Mark. Die Werke Davids (der von 1460 bis 1523 lebte) sind in alle Winde zerstreut. „Das Johannes-Hospital in Brügge mit seinem reichen Schatz an Werken Memlings hat dessen Nachruhm gesichert und ihm in der Kunstgeschichte eine Stellung angewiesen, neben der die Davids völlig verschwindet. Als 1902 die brügger Leihausstellung zum erstem Mal die werthvollsten Werke des Meisters vereinte, da wandelte sich plötzlich das Bild. Zwar ist Memling nicht entthront worden; ebenbürtig aber und nach mancher Richtung überlegen stand der jüngere Meister nun neben ihm. Was David zu sagen hatte, kommt zu reinstem Ausdruck in seinen großen Altarwerken: dem Abendmahlsaltar in Rouen, dem Katharinenaltar in London, den Altartafeln in Genua und der Verkündigung in Sigmaringen; hier erscheint die neue Synthese der alten Werthe gereift." Ueber das wichtige Werk wird noch zu reden sein; ein Fragment aus dem Kapitel über Davids Farbe giebt eine Probe der Darstellung.

Digitized by Google

einzelnen Gegenstand gewonnene Formenlinie im Sinne einer bestimmten Gesetzmäßigkeit mit anderen Formenlinien zu kompositioneller, nicht aber gesehener Einheit verbunden wird, so wird die Eigenfarbe jedes Gegenstandes oder die Norm, auf die diese Eigenfarbe reduzirt ist, mit der Farbe anderer Erscheinungen zu bildmäßiger Einheit verbunden, deren gesetzmäßiger Zusammenklang mehr in dem Wesen selbst des Elementes der Farbe als in Erscheinungen einer zusammenhängenden Wirklichkeit begründet ist. Der Nachdruck aber liegt auf Farbenklängen, die einzelne Bildtheile beherrschen, ohne das Ganze zu umfassen. Justi trifft das Wesen der Sache, wenn er von der Buntfarbigkeit der Epoche spricht. Wer vor der Lazaruserweckung von Ouwater in Berlin steht, wird die Feinheit der Einzelfarbe nicht genug bewundern können. Wie da jede Farbe in sich behandelt ist, frei von allen trüben Beimischungen, von Grau und Braun, schattenrein und klar. Und eben so fein der Einzelklang benachbarter Farben, vor Allem in der Gruppe links vom Heiland. Wer dann aber einige Schritte zurücktritt, um das Bild aus normaler Zimmerentfernung etwa zu sehen, ist erstaunt, eine Farbenmannichfaltigkeit zu gewahren, die allen Einheitbezug für das Ganze der Farbe ausschließt. Und Das ist die Signatur der Epoche: Farbe und Farbklänge einer letzten Schönheit; feinste Abstufungen von Blau und Grün in sich, von rothen Tönen, die von Purpur über Spektralroth zu Orange sich wandeln; Verwerthung der Gegenfarben zum Zwecke gegenseitiger Steigerung; gelber Besatz um tiefblaues Kleid, rother Mantel mit grünem Futter; und so fort. Dann aber systemlos in der Anordnung zum Ganzen. Die durchgehende Interdependenz der Farben wird nicht zum Ziele erhoben. Es fehlt für unser heutiges koloristisches Empfinden die Nothwendigkeit; wir stoßen uns an der Möglichkeit, eine Farbe durch eine andere zu ersetzen. Die Forderung des Leone Battista Alberti — nichts hinwegnehmen können, nichts hinzusetzen — ist für das Ganze der Farbe nicht erfüllt, womit nur bewiesen ist, daß die Forderung, die das Postulat der Einheit des Kunstwerthes formulirt, nicht nothwendig alle Elemente eines Kunstganzen zu umfassen braucht. Wer von dem Einzelnen zum Ganzen fortschreiten will, wird, bei allen Abwandlungen, die die Erscheinung zwischen den beiden Gegenpolen von Bouts und Rogier erfährt, nahezu immer enttäuscht sein.

Auf zwei Hauptwegen ist die Kunst zur koloristischen Einheit gelangt: rein kompositionell, auf Grund der immanenten Gesetze der Farbe; oder auf der Basis des Licht-Luftmediums, mittels des Einheitfaktors, der Ton genannt wird. Isolirt oder verschwistert bringen diese Prinzipien sich zur Geltung; und in einer Mannichfaltigkeit, die der alles Lebendigen entspricht. Ihre Abwandlung ist die Geschichte der Farbe in der Kunst.

Wie weit die aus dem Luftmedium geschöpfte Toneinheit ablag von dem Kunstwollen jener Tage, beweist die Theilung des Landschaftbildes in drei koloristisch abgestufte, scharf oder weniger scharf gegen einander isolirte Gründe. Sie gehört zu dem Bildinventar der ganzen Schule. Wer sich die Aufgabe stellt, hier scharf zu differenziren, wird eine Menge von Abwandlungen des Prinzips gewahren. Er wird finden, daß der Hintergrund bei Rogier blauer ist als bei Eyck; oder auch umgekehrt. Er wird bei Bouts feineren Uebergängen begegnen als bei Memling, er wird feststellen, daß der Vordergrund nicht immer braun, sondern manchmal grau ist, daß das Grün des Mittelgrundes die verschiedensten Sättigungs-

Digitized by Google

grade aufweist, daß der Hintergrund von Grünblau bis zu Preußischblau wechselt. Das Prinzip aber, die farbige Erscheinung des Naturganzen in gewisse Normen aufzusummiren, ist immer das gleiche. Abwandlungen bedeuten nur Grad-, keine Artunterschiede. Ein größeres Unrecht konnte diesen Künstlern nicht widerfahren als da man ihnen die Absicht unterlegte, mit diesen einfarbig blauen Fernen die Wirklichkeit wiederzugeben. Wer ihnen zutraut, daß ihr form- und farbenempfindliches Auge so die Natur gesehen hat, stellt der Feinheit ihrer Perzeptionen kein glänzendes Zeugniß aus. Und doch wird diese angebliche Beobachtung der Wirklichkeit rühmend hervorgehoben und der Eifer gelobt, mit dem der Künstler auf dem vom Kritiker als werthvoll erkannten Weg vorschreitet. Es ist die selbe, schon oft beobachtete Auffassung, die gern den Fortschritt der Kunst in der zunehmenden Eroberung der Wirklichkeit erblicken möchte und die zu dem Irrthum im Prinzip hier noch den Irrthum in der Deutung der Erscheinung gesellt. Jede Epoche, jeder Künstler entnimmt neu der Wirklichkeit die Kunstwerthe. Der Weg, der von dem Aeginetenfries zu Velazquez führt, bedeutet für die Kunst keinen Fortschritt, sondern einen Wandel der Art. Nicht die Wiedergabe der Wirklichkeit war den drei Farbengründen das Ziel, sondern die Reduktion der Naturphänomene auf gewisse Normen, in denen die Gesetzmäßigkeit der farbigen Naturerscheinung eine Formulirung findet. Aus dem Natureindruck wird die Organisation des Farbigen ähnlich herausgelesen, wie etwa ein Prinzip der Isokephalie lineare Erfahrungwerthe in Bildwerthe umsetzt. David hat seiner abgestuft als die Mehrzahl seiner Vorgänger. Das ist der einzige Unterschied. Marées' erste Forderung für die Farbe „Mittel zur Raumbildung" hatte damals keine Bedeutung. Der Meister, dessen Auge, unter seinem Streben nach koloristischer Einheitwirkung in anderem Sinn, auf immer feinere Schwebungen einschwingt, mag später die Formulirung zu hart gefunden haben, da er in den Landschaftbildern der beiden Kreuzigungen die Differenzirung feiner greift. Aber es ist nicht das Streben nach einem Erfassen des farbigen Reichthumes der Welt, das darin zum Ausdruck kommt, sondern eine Bereicherung der Nuance; kein Wandel des Kunstwollens; auch keine neue Synthese überlieferter Elemente; prinzipiell daher ohne Interesse.

Der kompositionellen Einheitwirkung der Farbe auf Grundlage ihrer immanenten Gesetze ist Jan van Eyck nachgegangen; stärker Hugo van der Goes. Memling zuweilen; am Stärksten Gerard David. Die machtvollsten Einzeltöne schlägt Rogier an. Er hat Farben von einer Tiefe, einer Sättigung, einer Reinheit in Licht und Schatten, neben denen alles Andere nur schwer besteht. Aber dieser unerreichten Einzelfarbe und Einzelharmonie ist das Streben nach koloristischer Synthese, die das Bildganze erfaßt, unbekannt geblieben. Es ist kein Zufall, daß auf ihn gerade die Bewunderung Böcklins sich konzentriren konnte.

Die symmetrische Verwerthung der Frabe ist von der Buchmalerei her bekannt. Fouquet bringt sie in seinen fabelhaften Miniaturen der Chantilly-Sammlung überall, wo es sich um rhythmische Massenverwendung von Engelgruppen handelt, wo die strenge Stilisirung der Zeichnung die Stilisirung der Farbe gestattet und verlangt. Denn die kompositionelle Verwerthung der Farbe im Sinn der Farbenrhythmik ist an die rhythmische Gestaltung der Linie gebunden. Wo das niederländische Quattrocento zu einer strengen Linienrhythmik gelangt, da stellt sich bald auch die Parallelerscheinung der Farbenrhythmik ein. Bei Memling frei-

Digitized by Google

lich so versteckt in der Verwerthung wiederkehrender Roths und Dergleichen, daß man sich fragen darf, ob eine Absicht vorliegt oder ob sie von der späteren Analyse hineingelesen wird. Nachdrücklich aber und unverkennbar bei Gerard David und bei seinem Parallelmeister in Frankreich, dem Maître de Moulins. Der Maître de Moulins hat die schärfsten Konsequenzen gezogen. Der Engelreigen, der die Mitteltafel seines großen Altarwerkes umgiebt, bringt die Farbenpaare in völliger Gleichmäßigkeit zur Anwendung, so daß das Prinzip eine Neigung zur Starre annimmt, die durch die vermannichfaltigten Bewegungaccente der Engelpaare kaum behoben wird. David hat das Prinzip da angewandt, wo er schon in der Rhythmisirung der geistigen Vorgänge und der linearen Werthe, der geistigen Isolirung und Individualisirung des Einzelnen Gegengewichte hatte sichern wollen. Auf dem Abendmahlsaltar in Rouen, in dem für die Gemeinschaft der Heiligen der Nachdruck eben so sehr auf der Gemeinsamkeit des Erlebens wie auf der Heiligung des Einzelnen ruht, ist auch der Farbe ein kompositionelles Element gesetzmäßiger Bindung entnommen, das nicht am Individuum haftet, das deshalb, als über dem Individuum stehendes, an die Mehrheit von Individuen geknüpftes Moment, der Vereinzelung entgegenwirkt und das Einzelne dem Gemeinsamen zuführt. Wie die Rhythmik der Linie, so vermeidet die Gleichgewichtsvertheilung der Farbe jeden Schematismus. Der Kräfteausgleich aber ist da und verleiht dem Bildganzen eine Leichtigkeit, die der weltentrückten Bedeutung der Darstellung dienstbar wird. Dieser befreite Ausgleich der wirksamen Kräfte soll in Verbindung mit dem Grundakkord der blauen Töne dem Stimmungsgehalt des Ganzen den Ausdruck sichern. Goethe sah in der blauen Farbe etwas Widersprechendes von Reiz und Ruhe. Grün gab ihm die „reale Befriedigung". Daher er die Mischung von Blau und Grün eine liebliche Farbe nennt. Dagegen erschien ihm die Verbindung von Blau und Roth als ein Motiv einer unaufhaltsamen Steigerung, als Erreger des Wunsches, so lange fortzugehen, bis man ausruhen könne, — als Erreger der Sehnsucht. Die herrschende Terminologie bezeichnet die Farben, die auf der blauen Seite des Farbenkreises liegen, als die kalten, im Gegensatze zu den warmen Farben von Roth und Gelb. Diese Formulirung trägt die Gefahr in sich, zum Werthurtheil zu werden. Wundt hat daher vorgeschlagen, die Gegensätze mit den Begriffen der Ruhe und der Bewegung zum Ausdruck zu bringen. Wer solchem Stimmungwerth der Farbe sich hingeben wollte, dürfte mit Wundt und Goethe sagen, daß die Farbenkomposition des Altars mit ihrem befreiten Spiel der wirkenden Kräfte und mit dem Grundakkord ihrer blauen Farbe den Gehalt der Darstellung an befreiter Ruhe und an verklärter Andacht verstärkt zum Ausdruck bringt, daß aber in diese Ruhe auch ein Element des Sehnens eingeht, das dem geistigen Gehalt der Darstellung und ihrer verheißungvollen Bedeutung dienstbar zu werden sucht.

Eine Kunst, die sich auf Einzelklänge farbiger Akkorde beschränkt, ohne ihre Aufmerksamkeit der Interdependenz der Farben innerhalb eines Bildganzen zuzuwenden, wird in der Einzeldarstellung, in der Einzelkomposition, zu ihren koloristischen Meisterwerken gelangen. Das ist der Fall Van Eyck. Die Farbe der Lucca-Madonna im Staedelschen Institut in Frankfurt gehorcht den beiden Gesetzen des kleinsten Intervalles und des stärksten Kontrastes. Das Roth des Mantels bleibt ein Räthsel in seiner Leuchtkraft, so lange man es nicht aus dem Wirken der beiden Gesetze erklärt hat. Das für diese Wirkung wichtigste Moment ist die unendliche

Digitized by Google

Abstufung. Doch wäre das Letzte an Intensität dieses Roth nicht erreicht, wenn nicht die Roth-Empfänglichkeit des Auges durch die Komplementärfarbe der Umgebung gesteigert wäre. Entsprechend der Rothstaffelung von Purpur über Spektralroth zu dem gelbführenden Zinnober, gleitet die Gegenfarbe des Farbenkreises von Grün bis herunter zu einem grünführenden Blau. Das sind die herrschenden Töne, in denen die Umgebung des Thrones sich zeigt. Das Grau der Wand spielt ins Grünliche; und Blaugrün ergiebt sich aus den blauen und grünen Tönen der reichen Thronwand als deren herrschende Farbe. Das Prinzip der Farbenvertheilung und der Steigerung, für das der Meister in jedem seiner Bilder neue Anwandlungen findet, kehrt genau so auf dem kleinen Reisealtar in Dresden wieder.

David hat der Gegenfarbe die erste bildmäßige Verwerthung in der pester „Geburt" gegeben. Die leuchtendste Farbe liegt in dem warmgelben Mantel des vorn knienden Hirten, dessen ziegelrothe Strümpfe die warme Farbenkraft der Figur unterstützen. Ihr gegenüber ist Maria in ein dem Gelb komplementäres Violett gekleidet. Dieser Farbenzweiklang beherrscht das Bild. Alle Komplementärfarbe strebt dem Ausgleich ihrer Kräfte zu in ihrer Neutralisirung zu Grauweiß. Das graugeschattete Weiß der Engelgewänder scheint diesem Streben entgegenzukommen, während das leicht nach Purpur hinneigende Krapplackroth des Gewandes des Joseph vermöge seines Gehaltes zugleich von gelblichen Elementen — in den Lichtpartien — und von blauführenden Elementen — in den Schattenpartien — die in allmählichen Uebergängen sich vollziehende Vereinigung der Komplementärfarben über Orange, Roth und Purpur hin bedeutet. Das farblose Grauviolett des stehenden Hirtenknaben spielt Dem gegenüber eine untergeordnete Rolle und dient zur Verstärkung der leuchtenden Wirkung des gelben Mantels. Was die Tafel über die Koloristik der Vorgänger hinaushebt, Das ist die Verwerthung der Farbengesetze nicht mehr für das Einzelne, sondern für das Bildganze.

Wie Constable wußte, daß das Grün einer Wiese nicht uniform ist, sondern aus einer Menge von Abwandlungen der Grundfarbe sich zusammensetzt, so hat Jan van Eyck gewußt, daß die größte Luminosität der Einzelfarbe durch die Vermannichfaltigung ihrer Grade erzielt wird. Nirgends bringt er das in seiner Kunst mehrfach zu beobachtende Prinzip konsequenter zum Ausdruck als im Mantel der Lucca-Madonna. In seinem, unverschmolzenen Pinselstrich ist da auf rothem Grund eine Fülle der mannichfachsten rothen Töne aufgetragen, die von tiefstem Purpur bis zum leuchtenden Ziegelroth und zu dem zartesten milchigweißen Rosa hin sich abstufen. Die Vertheilung ist so fein, daß in der Normalentfernung die optische Mischung der einzelnen Töne bereits einsetzt und der Gesammtfarbe ein Leben verleiht, das, dem Bereiche der Kunstwelt angehörig, gleichwerthig neben das Lebendige der Natur tritt. Chevreul, Helmholtz, Wundt und Rood hatten ihre Theorien der Farbe noch nicht formulirt und die Wissenschaft, die von der Mitte des Jahrhunderts ab, im größten Umfange damals und bis zur Trockenheit und Sterilität, die künstlerischen Fragen der Perspektive erfüllte und beherrschte, hatte auf dem Gebiet der Farbe noch nichts der Kunst zu geben. Aber der Künstler griff mit der Sicherheit der Perzeption, die man mit den angeblichen Wirklichkeitwerthen seiner einfarbigen Gründe vergeblich ihm streitig macht, das Wesentliche aus aller farbigen Erscheinung heraus. Und wenn er auf seine Beobachtung der Fundamentalgesetze aller Farbenwirkung keine Systematik aufbaute, um in den Dienst

Digitized by Google

seiner Kunst zu stellen, was dem wissenschaftlichen System der leonardoschen und dürerischen Regeln der Proportion und Perspektive etwa an die Seite getreten wäre, so gelangte er zu Theilerscheinungen von um so überraschenderer Schönheit. Der Mantel des berliner Johannes von Geertgen zeigt ein ganzes Netz feinster violettweißer Punkte, die als solche in der Normalentfernung verschwinden, dann aber über das ganze Gewand einen perlmutterfeinen Glanz von höchster Lebenskraft breiten.

Zu besonderer und selbständiger Einheitbedeutung aber entwickelt sich dieses Prinzip in der Kunst Davids; es ist auf diesem Wege zu einer Wirkung koloristischer Einheit und Kraft gelangt, die in der ganzen Epoche allein steht und die seinem Streben nach Weiterführung und Ausgestaltung der überlieferten Kunstmöglichkeiten ein glänzendes Zeugniß ausstellt. Die Abstufung der Farbe in sich hatte im Rahmen der holländischen Tradition zu einer besonderen Behandlung der blaugrauen, grauvioletten, reinvioletten Töne geführt, die von Bouts und Ouwater bis zu Jakob von Amsterdam und Lucas von Leyden lebendig geblieben ist. Die Grundfarbe wird zunächst mit einem deckenden Pigment bestimmter, meist lichtvioletter Färbung aufgetragen und dann mit tiefer, oft rothführender Lasur übergangen. Der Lasurauftrag ist ganz fein und läßt die im Relief des Pigments erhöhten Theile der Deckfarbe wie ein Netz feinster Grate durchragen. Dieses Netz von zweierlei Violett ergiebt, ähnlich wie die Rothabstufung bei Jan van Eyck oder die violettweißen Punkte bei Geertgen, eine optische Mischung eines silbrigen Glanzes. Bouts gab diese Erscheinung zuerst. Ouwater bringt sie in seinem Christus der Lazarus-Erweckung; Geertgen wiederholt. Bei David zuerst in dem Mantel der Maria der pester „Geburt“. Dann ist er der Erste gewesen, der dem Prinzip seine letzten Konsequenzen entnahm und in der sigmaringer „Verkündigung“ der Einheit des Bildganzen dienstbar machte. Alles Violett führt Roth und Blau in Mischung. David befreit die Faktoren, die in der Mischung gebunden sind, und entwickelt das Violett nach beiden Seiten des Farbenkreises zu Blau und zu Roth hin. Hell erklingen die Töne des lichten Blau und des purpurführenden Karmin; zu mächtigem Akkord schwellen sie zusammen in ihrer mannichfachen Abstufung bis hin zu ihrer Vereinigung. Der Erste, der aus der Mannichfaltigkeit blauer Töne eine Bildeinheit angestrebt hatte, war Hugo van der Goes. In solchem Sinn wirkt das Farbencentrum der berliner „Anbetung“, die Mitteltafel des Portinari-Altars, stärker noch der Tod der Maria in Brügge. Alle diese Bilder erscheinen wie Vordeutungen auf die sigmaringer „Verkündigung“. Wie auf dem Abendmahlsaltar geht da die Farbe von einem lichten Blau aus, das rein in dem Innern der Flügel, in dem ganzen Gewand des Engels und in dem äußeren Kranz des Strahlennimbus der Taube auftritt. Den anderen Pol der Farbenskala bildet das warme, tiefe Karminroth der Sammettasche, die vorn vor der Maria am Boden liegt, und des äußeren Engelsmantels, hier mit goldigem Schein im Licht. Der eigentliche Farbeneinklang ist dann auf dem Marienflügel angestrebt. Es ist das selbe Prinzip, das Velazquez in der Krönung der Maria im Prado anwendet. Die Einheitwirkung, die von diesem sechsfachen Blau-Akkord ausgeht, ist von erstaunlicher Kraft. Die weltentrückte Ruhe und Hoheit, die über dem Vorgang lagert, wird in erster Linie durch diese Farbenschönheit bestimmt.

Heidelberg. Dr. Eberhard Freiherr von Bodenhausen.

Digitized by Google

Juristerei.

Vor Kurzem fügte der Zufall, daß sich in einer Auster auf dem Teller einer Dame, die ein Herr in einem Restaurant bewirthete, eine werthvolle Perle vorfand. Alsbald entbrannte unter den Rechtsgelehrten ein lebhafter Disput darüber, wem das Eigenthumsrecht an der Perle gebühre: dem Herrn oder der Dame. Die Einen meinten, mit dem Eigenthum an der Auster sei auch das an der Perle der Dame zugefallen, während die Anderen dem Gast ein Recht an der verzehrbaren Substanz der ihm vorgesetzten Speisen, nicht aber an ihren unverzehrbaren Bestandtheilen zu- und daher das Recht an der Perle absprachen.

Nun hieße es aber, scheint mir, die Karikatur auf juristisches Gebiet verpflanzen, wollte man glauben, alle möglichen im Bereich des gesellschaftlichen Verkehrslebens sich ergebenden Beziehungen einer juristischen Konstruktion unterziehen zu müssen und zu können. Wem würde es in den Sinn kommen, wenn er von einem Freund auf einem Spazirgange aufgefordert worden wäre, sich auf dessen Arm zu stützen, nun einen Rechtsanspruch auf die Gewährung solcher Stütze zu erheben? Oder wer wollte mir aus Rechtsgründen verwehren, einen Besucher, der sich bei mir anmelden ließ und den ich willkommen hieß, zu veranlassen, sich ohne Aufenthalt wieder zu entfernen, vorausgesetzt, daß meine Aufforderung nicht in beleidigender Form erginge? Oder man setze den Fall, ich hätte mich bereit finden lassen, einem Passanten von meiner brennenden Cigarre Feuer zu geben oder einem Reisenden den Weg zu zeigen, ich entsänne mich aber alsbald, daß der so freundlich Behandelte mir bei früherer Gelegenheit unhöflich begegnete, oder würde gewahr, daß er ein unmanierlicher oder unsauberer Patron ist, oder seine Nase oder sonst Etwas an seinem äußeren Menschen gefiele mir nicht, und ich reklamirte nun meine Cigarre, bevor der Passant dazu gelangt war, seine in Brand zu setzen, und gäbe dem Reisenden zu verstehen, daß ich ihm nicht behilflich sein wolle: so mag man mich deshalb einer übertriebenen Schroffheit oder wohl gar einer Art des bei empfindsamen Kriminalisten so übel gelittenen „Vertrauensbruches" zeihen; darüber aber wird man gewiß mit mir einverstanden sein, daß bei Vorkommnissen solcher Art die darin sich verkörpernden Beziehungen der betheiligten Personen eine ihrer Idee und ihrem Wesen entsprechende Würdigung erfahren, wenn man ihnen eine geschäftliche, daher juristische Bedeutung abspricht und lediglich eine soziale beimißt. Offenbar denkt in solchen Fällen keiner der Betheiligten daran, sich vertragmäßig zu verpflichten oder einen vertragmäßigen Anspruch zu erwerben. Eine andere Rechtsquelle als ein (wenn auch nur stillschweigend zu Stande gekommener) Vertrag wäre hier aber nicht zu finden. In der That beruhen die aus solchen Beziehungen erwachsenden Benefizien nach der Anschauung und Willensrichtung der Betheiligten selbst ausschließlich auf der sozialen Willfährigkeit des Gewährenden. Daher fallen sie mit dieser ihrer Basis und Daseinsbedingung ohne irgend welche unmittelbare Rückwirkung auf die Rechtslage der Betheiligten.

Nicht einzusehen ist nun, warum es sich bei einer gastfreundschaftlichen Bewirthung anders verhalten sollte. Auch das an sich lediglich gesellige — nicht wie zwischen dem gewerbmäßigen Speisewirth und seinem Kunden kontraktlich begründete — Verhältniß zwischen dem Eingeladenen und seinem Gastgeber ist so zu beurtheilen, daß es seiner Natur zuwiderlaufen würde, wenn man ihm einen

Digitized by Google

juristischen Charakter zuschriebe. Auch in einem Verhältniß dieser Art herrschen, so lange nicht heterogene Elemente hinzutreten, die geeignet sind, es aus einem geselligen in ein geschäftliches umzuwandeln, nicht die Paragraphen des Bürgerlichen Gesetzbuches, sondern die Gesetze des Wohlwollens und der guten Lebensart. Allerdings werden auch diese Gesetze manchmal in einer Weise verletzt, die der dadurch Betroffene unter Umständen schmerzlicher empfinden mag als einen Kontraktbruch. Doch wenn wir uns eine genaue Diagnose dieser Empfindung angelegen sein lassen, so würden wir erkennen, daß es eben nicht unser Rechtsgefühl, sondern unser soziales Gefühl ist, das eine Verletzung erleidet. Als Probe auf die Richtigkeit dieser Anschauung vergegenwärtige man sich den Fall, daß der freundschaftlich bewirthete Gast sich abfällige Bemerkungen über die Beschaffenheit des ihm Dargebotenen erlaubte. Wer wollte es in solchem Fall dem gekränkten Gastgeber verargen, wenn er die Tafel unverzüglich abräumen ließe, und wer — Juristen einbegriffen — würde es gutheißen, ihn deshalb wegen Entwendung von Nahrungmitteln (strafbar nach § 3705 St G B) oder, falls es sich um nicht ganz geringwerthige Darbietungen handelte, gar wegen Diebstahls der Anklagebank zugeführt zu sehen? Und doch wäre es die unvermeidliche Konsequenz der Annahme, daß der Gast an den ihm vorgesetzten Speisen juristisches Eigenthum erlangt habe.

Das juristische Ergebniß der in casu gebotenen Ausschaltung der Juristerei zeigt, daß die Dame kein Recht auf die Perle hat, daß vielmehr mit dem Uebergang der Perle aus dem Eigenthum des Speisewirthes in das des Gastgebers, der sie von ihm kontraktlich erwarb, die juristischen Schicksale des Kleinods ihren Abschluß gefunden haben, daß also dem Gastgeber das Eigenthum an der Perle verbleibt.

Altona. Landgerichtsrath Thomsen.

Der Meister und sein Glück.

Es war einmal ein Zimmergesell, der arbeitete bei einem Meister seiner Heimathstadt und verstand mehr von seinem Gewerbe als alle Zimmermeister und Gesellen des Ortes zusammen. Und weil ihn dünkte, daß er daheim nichts Neues mehr lernen, in der Fremde aber es vielleicht zu etwas Großem bringen könne, machte er sich an einem schönen Frühlingsmorgen auf die Wanderschaft.

„Lebe wohl!“ sagte sein Herr, der mit Neid auf ihn blickte, „und vergiß Deinen Meister nicht!“ „Halt' die Nase nicht zu hoch, damit Du nicht über Deine Beine stolperst!“ rief ihm die Meisterin nach. „Gott sei Dank, daß der Streber geht“, sagte der Mitgesell. „Der bildet sich wohl gar ein, mehr zu sein als Unsereins?“ meinte der Nachbarsohn; „und ich habe doch mit ihm auf der selben Schulbank gesessen.“ „Das giebt sich Alles noch“, sagte das Hökerweib von drüben und nickte grinsend, daß ihre Haube flog.

Der Zimmergesell aber schritt, ohne sich lange beim Abschied aufzuhalten, gerade zum Thor hinaus, ging noch einmal auf den Friedhof, wo seine Eltern lagen, pflückte ein Epheublatt und ein Veilchen von ihrem Grabe und wanderte rüstig über die Hügel, hinter denen bald seine Vaterstadt verschwand. Ehe sie aber seinen Blicken entzogen wurde, sah er noch einmal auf die Häuser und Straßen

Digitized by Google

und Plätze. Das frohe Wanderlied, das er angestimmt hatte, verstummte auf seinen Lippen und ihm war, als ob sein Herz sich zusammenschnüre. Er dachte bei sich: „Mutterseelenallein! Keiner, der an mich in Liebe denkt. Keiner, der mir etwas Gutes gönnt. Aber es soll mir doch gelingen!"

Und er wanderte weiter und sang laut und trotzig sein Lied. Nach einer Woche sah er einen breiten Strom zu seinen Füßen und eine große Stadt mit prächtigen Häusern und stolzen Thürmen spiegelte sich im Wasser. Da glänzten seine Augen und sein Herz ward froh, denn er hoffte, hier einen guten Meister zu finden, von dem er lernen könne, prächtige Häuser und stolze Thürme zu bauen. Er klopfte hier und dort an, aber er konnte den rechten Meister nicht finden. Der eine lachte ihn aus und der andere nutzte ihn aus; der eine war zu hoch und der andere zu gering und bei keinem fand er, was er suchte. Da wurde er traurig, schnürte sein Ränzel und dachte, er habe zu hoch geträumt und solle für alle Zeit ein Zimmergesell bleiben.

Als er nun vom Wandern müde war, setzte er sich an das Ufer des Stromes und blickte mit trübem Sinn in die Fluth. Da sah er neben seinem eigenen Spiegelbild ein anderes, und als er sich umwandte, stand ein Jüngling neben ihm, der fragte:

„Warum bist Du traurig?"

„Ich suche einen Meister und kann ihn nicht finden."

„Komm, laß uns ein Stück Weges zusammengehen", versetzte der Fremde; „vielleicht kann ich Dir rathen."

Der Zimmergesell sah ihn verwundert an; als er aber das freundliche Gesicht recht betrachtete, faßte er sich ein Herz und erzählte ihm Alles. Der Fremde sprach ihm Muth zu, führte ihn über das Gebirge und blieb bei ihm bis zum dritten Tage. „Geh diesen Weg hinab", sprach er dann; „in der Stadt, deren Thürme Du zur Rechten siehst, wirst Du finden, was Du suchst."

Sie waren an einer Biegung der Straße angekommen.

„Sage mir," sprach der Zimmergesell, „ehe Du von mir gehst: wer bist Du, daß Du Dich meiner so annimmst?"

Der Jüngling aber reichte ihm lächelnd die Hand und sagte: „Auf Wiedersehen!" Und war verschwunden.

Der Zimmergesell rieb sich die Augen, denn er glaubte, geträumt zu haben. Er stand allein auf dem Berg und vor ihm lag die Stadt, die der Fremde ihm gezeigt hatte. Und er fand einen Meister, der war vom Himmel mit reicher Kunst gesegnet und lehrte ihn Alles, was er wußte, und lehrte es ihn in rechter Weise. Der Geselle blieb lange bei ihm und ward aus einem Schüler ein Gehilfe und Aufseher und zog weiter durch manche Städte und Länder und ward selbst ein Meister, dessen Name viel versprach.

Er half Schlösser und Kirchen bauen; aber er spürte, daß er noch nicht das Höchste erreicht hatte, das ihm zu erreichen möglich war. Was er schuf, fand bei Anderen Lob; ihm selbst aber war es ein unvollkommenes Werk und ein steter Sporn, von dem sein Herz blutete. Immer war er begierig, von Anderen zu lernen, und lauschte gern bei den Versammlungen seiner Zunft den Worten der Aelteren und redete selbst manch Wörtlein im Streite der Meinungen.

Als er einst mit heißem Kopf aus der Sitzung nach Haus ging und erwog, daß er wenig Weisheit gewonnen und viel Zeit verloren habe, trat ein fremder Mann aus dem Schatten der Häuser zu ihm und sprach: „Suche Dich selbst!"

Digitized by Google

Und er fragte verwundert: „Was soll ich mich suchen, da ich doch bei mir bin?“

Und Jener antwortete: „Bei Anderen bist Du. Jetzt aber ist Zeit, zu Dir selbst zu kommen.“ Und der Fremde verschwand im Schatten der Häuser. Da war dem Meister, als ob er die Stimme schon gehört habe. Und er verschloß sich in seine Werkstatt und grübelte und hielt sich fern von den Menschen und wurde ihnen fast ein Fremder und Verächter.

Als einst die Sonne wieder über seinen Entwürfen und Arbeiten unterging und er sich nicht genug thun konnte, hörte er vor dem Hause den Ton einer Geige. Die klang so hell und lockte so laut, daß ihm war, als ob ihn Jemand riefe. Er stand auf und ging hinaus. Siehe: da stand ein Spielmann vor seinem Hause. Der schritt vor ihm her und strich seine Geige und er mußte ihm folgen und konnte ihn doch nicht erreichen. Einmal sah Jener sich um: da merkte der Baumeister, daß es der Fremdling war, der ihm den Weg über das Gebirge gezeigt hatte. Und er ward fröhlich in seinem Herzen und ging getrost den hellen Tönen nach, bis er an einen Platz mit hohen Linden vor der Stadt kam. Da waren Lichter angezündet und frohe Menschen zu Spiel und Tanz versammelt.

„Ist Dies der Weg“, fragte sich verwundert der Meister, „den mich mein Freund heute führen will? Bin ich zu lange einsam gewesen? Ist mein Geist schwer geworden und soll wieder leicht werden? Kann ich nur so finden, was ich suche?“

Und er eilte, Jenen anzureden. Aber der Fremde war unter den Leuten verschwunden. Und der Meister freute sich mit dem Volk an klarem Wein und lustigem Sang, an Tanz und Spiel und an den blanken Augen schöner Mägdelein.

Das Werk aber, an dem er schuf, gedieh fröhlich und ward ein Bau, den alles Volk pries, dem Meister aber wieder ein Sporn, von dem sein Herz blutete.

Da gab der Rath der Stadt ihm zu Ehren ein großes Fest; und der Meister saß neben der Tochter des ersten Rathsherrn. Die war sehr schön und klug und hold zu ihm und schien wohl Lust zu haben, Frau Meisterin zu werden. Seit dem Tage kam er seltener in seine Werkstatt und der Staub sammelte sich auf seinen neuen Entwürfen. Seltener spürte er den großen Rausch des Schaffens und sein Herz blutete nicht mehr. Jeder Tag war ein Festtag voll lauten Jubels, und wenn der Meister manchmal spürte, daß in seiner Seele eine geheime Angst sich regte, so verscheuchte er sie durch doppelte Lust. Eines Tages zog er ein reiches Gewand aus Sammet und Seide an und machte sich auf, um von dem Rathsherrn die Hand seiner Tochter zu erbitten.

Unterwegs trat ihm ein Mann entgegen, der legte ihm vertraulich die Hand auf die Schulter und fragte: „Wohin so eilig?“

„Was gehts Dich an?“ erwiderte der Meister. „Schulde ich Dir Rechenschaft?“

„Nicht mir, aber Dir!“ sagte der Fremde. Da merkte der Meister, daß es sein seltsamer Gefährte war, und irgendeine Macht zwang ihn, ihm ruhig zuzuhören.

„Viel Glück auf den Weg!“ fuhr der Andere fort. „Bald wirst Du im Rathe der Stadt sitzen, Dir einen feisten Wanst pflegen, täglich schmausen und zechen und Dich immer seltener Dessen erinnern, was Du einst schufst und wolltest.“

„Wiesest Du mir nicht selbst den Weg zur Lust?“ fragte der Meister.

„Zu höherem Ziel“, antwortete der Fremde. „Sage mir: ist es nicht Eitelkeit, Hoffahrt und Reichthum, was Dich heute lockt? Besseres hast Du zu thun, als nach solchen Zielen zu jagen.“

Digitized by Google

Da stieß der Meister ihn fort und sprach: „Ich habe mit Dir nichts zu schaffen. Stelle Dich mir nicht in den Weg, den ich mir erwählt!“

„Falsch hast Du gewählt. Du weißt, was Dir frommt. Was wüthest Du gegen Dich selbst? Kehre um!“

Und der Meister stieß ihn zum zweiten Mal zurück. Der Fremde aber trat wieder zu ihm und sprach: „Lieber! Ich bitte Dich: kehre um! Nicht zum dritten Mal darf ich es sagen.“

Da sah der Meister, wie die Augen des Fremden trübe wurden, und er blieb zweifelnd stehen und senkte das Haupt. Als er aufblickte, war Jener verschwunden. Er aber ging am Hause des Rathsherrn vorbei, ging zum Thor hinaus und verließ die Stadt zur selben Stunde. Und immer klang in seiner Seele das Wort: „Zu höherem Ziel!“

Und wurde wieder ein Wanderer und ein Fremdling bei den Menschen, aber ein rechter Bürger und König zugleich in dem Reich, das seine Heimath war. Jedes Werk, das er schuf, wurde vollkommener und sein Name galt vor vielen anderen und drang auch über die Hügel, die seine Vaterstadt umgaben. Als dort ein reicher Mann gestorben war und viel Geld zum Bau eines Münsters gestiftet hatte, ließen die Einwohner den Meister fragen, ob er kommen und den Bau ausführen wolle. Er kam und schuf das Beste, was ihm je gelungen war. Emsig und treu wirkte er Jahre lang, bis das Werk herrlich vollendet dastand. Und war ein großer Festjubel in der ganzen Stadt. Alle priesen ihn und waren sehr stolz, daß ihre Stadt durch ihn Ruhm erlangte.

Sein alter Lehrmeister sagte: „Hättest Du bei mir nicht zuerst Deine Kunst erlernt, so wäre nichts aus Dir geworden.“ Die Meisterin setzte hinzu: „Das ist die Frucht meiner guten Lehren. Nur durch Demuth und Bescheidenheit kommt man ans Ziel.“ Der Mitgesell, der am Bau als Zimmermann gearbeitet hatte, versicherte, daß er ihm immer das Beste gegönnt und prophezeit habe. Der Nachbar stimmte mit vollem Brustton bei und bat den Meister, ihm als altem Freunde eine Summe Geldes zu borgen. Das alte Hökerweib war schon gestorben — Gott habe sie selig! —; sonst hätte sie ihn daran erinnert, daß er immer ihr Augapfel gewesen sei. Und alle Bürger umdrängten ihn mit Lob und lautem Jubel. Er aber machte sich lächelnd aus der Menge los und ging noch einmal den Weg, den er einst gegangen war. Zuerst auf den Friedhof, wo seine Eltern lagen; und er sprach: „Daß ichs Euch nicht zeigen kann, ist mein bitterer Schmerz.“ Dann stieg er auf den Hügel, von dem er einst seiner Vaterstadt das letzte Lebewohl zugerufen hatte, und blickte auf die Häuser und Straßen und Plätze; und über Alles stieg in den rothen Abendhimmel mit schlanken Thürmen der herrliche Bau. Da überkam ihn eine tiefe Andacht und seine Seele ward von großem Dank erfüllt. Er sprach: „Größeres habe ich nie geschaffen. Größeres werde ich nie schaffen.“

„Wahr sprichst Du,“ rief neben ihm eine Stimme. Als er aufblickte, sah er den Fremden, der ihn über das Gebirge geführt hatte. Der gab ihm sanft und fest zugleich die Hand und sagte: „Habe ich nicht immer Dein Bestes gewollt? Komm!“

Der Meister blickte ihn an, erst tief entsetzt, dann still gefaßt, dann selig lächelnd; und folgte ihm in das Land, aus dem keine Rückkehr ist.

Schöneberg. Heinrich Bröms e.

Digitized by Google

Notizbuch.

Herr Hans Leuß, der Verfasser des nützlichen Buches „Aus dem Zuchthaus“, hat, „auf Grund hinterlassener Briefe und Aufzeichnungen“, über den Freiherrn Wilhelm von Hammerstein, der vierzehn Jahre lang Leiter der Kreuzzeitung war, jetzt ein kleines Buch veröffentlicht. Ich kann es nicht loben. Als er Erlebtes schilderte, schien Herr Leuß ein starker Psychologe; diesmal hat die suggestive Wirkung, die der „Mann mit den starken Nerven“ noch übers Grab hinaus übt, das Gesichtsfeld des Biographen verengt. Er überschätzt Hammerstein, hält ihn, der nie einen Schöpfergedanken hatte, für einen „Staatsmann“ und scheint zu glauben, aus dem mecklenburgischen Freiherrn wäre, wenn die Umstände sein Wachsthum ein Bischen begünstigt hätten, ein Bismarck geworden. Er vertraut auch allzu kritiklos Hammersteins Darstellung und verläßt sich, weil er wichtige Vorgänge und Persönlichkeiten nicht kennt, ohne das dem Historiker unentbehrliche Mißtrauen auf die Beweiskraft einzelner Briefe, die Hammersteins Erben ihm für die Apologie übergaben. Daß, zum Beispiel, König Ludwig von Bayern im Starnberger See nicht den Tod, sondern den rettenden Kahn gesucht hat, wußten wir längst; auch, daß ihm, als er von der Familie Orleans Geld zu borgen versucht hatte, die allerliebste Bedingung gestellt worden war, Bayern müsse in einem künftigen Krieg zwischen Deutschland und Frankreich neutral bleiben, und daß ein Häuflein gläubiger Royalisten, die von den oberbayerischen Bauern Unterstützung erwarten durften, bereit war, den König aus der Gefangenschaft (die dem Kranken doch nur Wohlthat war) zu befreien. Was über Ludwigs Tod gesagt wird, ist nicht neu; über Ludwigs letzte Lebenszeit aber haben wir seitdem mehr erfahren, als in Hammersteins Aufzeichnungen zu finden war. Auch in anderen Theilen des Buches sind Lücken, sind die Mängel flüchtiger, allzu journalistischen Darstellung fühlbar; dennoch ists lesenswerth. Wir sehen Hammerstein auf dem lüneburger Gymnasium als jüngsten Primaner; der Achtzehnjährige schreitet mühelos durchs Abiturientenexamen und trägt das beste Zeugniß nach Retzow heim. Der Vater drängt ihn ins Forstfach, schickt ihn auf die Akademie, stirbt aber, als der Sohn es erst zum Jagdjunker gebracht hat, und hinterläßt ihm das pommersche Gut Schwartow, das Wilhelm nun eine Weile bewirthschaftet. Im Hause des Forstmeisters von Gloeden (dessen Witwe er 1864 heirathete) soll Hammerstein zum ehrlichen Pietisten geworden sein. Herr Leuß glaubt an diese Frommheit; glaubt freilich auch, Bismarck habe bis in sein höchstes Alter „täglich eine Art Andacht gehalten, indem er die Losungen der Herrnhuter las“. Ich habe von dem Fürsten nie ein Wort gehört, das auf solche Gesinnung hindeuten konnte, viele aber, die unzweideutig dagegen sprachen; auch ältere Freunde des Hauses wissen nichts von Andachten Bismarcks; und der einzige Tadel, den ich aus seinem Munde je über das Walten der Ehegefährtin vernahm, traf Johanna, weil sie Traktätchen unter die Dienstleute vertheilt hatte. Zwölf Jahre lang saß Hammerstein still auf seiner Scholle. 1876 schickte der stolper Wahlkreis ihn ins Abgeordnetenhaus; er schloß sich den „Deklaranten“ an, die für Perrots Kreuzzeitungartikel gegen Bismarck ihre Stimme erhoben, schwächte die Wucht dieser Deklaration aber bald durch eine Erläuterung, an deren Schluß er die Hoffnung aussprach, „daß der Reichskanzler, wenn dereinst der übermüthig gewordene Liberalismus ihn zwingt, zum Schutz der Krone nach sicherem Beistand Umschau zu halten, sich der Wahrheit erinnern wird, daß ein biegsames Rohr keine zuverlässige Stütze bietet.“ Vier Jahre danach suchte er den Kanzler zu versöhnen. Die Taktik, die er dabei wählte, charakterisirt den Mann besser, als sein Biograph zu

Digitized by Google

merken scheint. Die Feder des Schwartowers muß schon damals geschätzt worden sein: er entwarf den Bandemer, Braunschweig, Zitzewitz und den anderen reuigen Deklaranten den an Bismarck zu richtenden Bittbrief, unterschrieb ihn aber nicht selbst, sondern verfaßte etwas später ein eigenes, wärmeres Sendschreiben, das dem Kanzler das Herz eines „freimüthigen Christen und Edelmannes“ entgegentrug. „Voll und entschieden“ will er sich im Kampf der Parteien von nun an auf Bismarcks Seite stellen und ist „durchdrungen davon, daß über das Wohl und Weh Deutschlands entschieden wird zugleich mit der Frage, ob es gelingt, die von Euer Durchlaucht inaugurirte Reformpolitik bis zu ihren letzten, wie ich meine, weit über ihre finanzielle Bedeutung hinausreichenden Ziele zu verwirklichen oder nicht.“ Er zeichnet mit dem pleonastischen „Ausdruck ehrfurchtvoller Verehrung als gehorsamster Freiherr von Hammerstein.“ Die Absicht, dem noch Allmächtigen aufzufallen, ward erreicht. Auch Perrot revozirte jetzt das gegen Bismarck Gesagte, von den Aera-Kämpfern blieben nur Rudolf Meyer und Otto von Diest-Daber in offener Fehde und Hammerstein konnte nun den Versuch unternehmen, den Kanzler auf den Weg einer klerikal-konservativen Mehrheit zu zwingen. Dieser Versuch mißlang, trotzdem Hammerstein 1881 auch in den Reichstag gewählt und zum absoluten Herrscher der Kreuzzeitung bestellt wurde; und weil er mißlang, hat der Schwartower den Varziner innig gehaßt. Bismarck nannte ihn „einen tüchtigen Menschen“ (mir hat er oft gesagt, Hammerstein sei politisch arbeitsamer als die meisten Junker, die gegen ihn deshalb nicht aufkommen könnten), fand die Kreuzzeitung aber „als Parteiblatt unmöglich.“ Im November 1881 war der neue Chefredakteur, um die künftige Taktik zu besprechen, in Varzin; das Frühstück, zu dem er geladen war, hat er Herrn Leuß ziemlich rabelaisisch geschildert: Bismarck (der damals ein recht kranker, von gastrischen Störungen geplagter Mann war) soll eine große Bratenschüssel leergegessen, viele Gläser Cognac und schweren Ungar getrunken haben. Zu einer Intimität kams nicht; weder persönlich noch politisch. Bismarck wollte das Kartell, Hammerstein die Herrschaft der Hyperkonservativen. Als er 1887 den Kanzler aufsuchte, um ihn für den ersten Schritt zu einer Entstaatlichung der evangelischen Kirche zu gewinnen, wurde er nicht sehr sanft abgewiesen. Da er von der Gegenwart also nichts zu hoffen hatte, begann er, mit der Zukunft zu rechnen. Die Krankheit des Kronprinzen ward früh, trotz der Mackenzie-Intrigue, als unheilbar erkannt; auf Wilhelm mußte nächstens nun Wilhelm folgen. Herr Leuß weiß (oder erwähnt wenigstens) nichts von den ungemein intimen Beziehungen Hammersteins zu Waldersee (der dem Redakteur hunderttausend Mark geliehen, vielleicht auch geschenkt hat); und ohne Kenntnis dieser Beziehungen (Herr Normann-Schumann, Waldersees Werkzeug, war in der Kreuzzeitung ein gern gesehener Gast) sind die Zettelungen der Zeit zwischen 1888 und 93 doch nicht zu durchschauen. Die Herren von Helldorff und von Rauchhaupt, von denen Herr Leuß viel redet, spielten nur als Figuranten mit; das Ziel war, Waldersee zum Kanzler und Hammerstein zum parlamentarischen Mitregenten zu machen. Auch die letzte Ursache, die den Sturz Puttkamers bewirkte, ist Herrn Leuß unbekannt geblieben. Richtig ist, daß die Kaiserin Friedrich diesen Sturz schon wünschte, als sie mit ihrem todtkranken Mann aus Italien heimkam. (Ein nettes Wort Hammersteins: „An Waldersee kann sie nicht heran, denn Moltke, Albedyll und Waldersee halten wie ein Rattenkönig zusammen.“) Richtig ist auch, daß Puttkamers Entlassung zunächst ohne ministerielle Gegenzeichnung verfügt wurde. Wenn die Antisemiten aber wüßten, wer dem verhaßten Minister des Innern den letzten Stoß gab, wer in den ersten Junitagen des Jahres 1888 schließlich den Kaiser (richtiger: die Kaiserin) Friedrich zur Entamtung Putt-

Digitized by Google

kamers bestimmte, dann würden sie noch lauter über eine geheime „Judenherrschaft während der neunundneunzig Tage“ zetern. Daß Friedrichs Sohn den von Friedrich Entlassenen sofort wieder ins Amt zurückrufen wollte und daß nur Bismarck diesen Plan, dessen Ausführung dem Ansehen des Kaisers geschadet hätte, vereitelt hat, war schon bekannt. Seitdem wurde um den neuen Kaiser gekämpft. Herr Leuß sieht nur eine Front; und auch da nicht den versteckten Generalissimus Waldersee. Daß auch Miquel sich schon damals regte und daß für eine Kombination Boetticher (Kanzler) und Herbert Bismarck (Staatssekretär „bis auf Weiteres“) eifrig gearbeitet wurde, scheint er nicht zu ahnen. Noch stand Bismarck fest. Der Kaiser sprach unfreundlich von der Kreuzzeitung und von Hammerstein, „dem Mann mit dem Bullenquick“, und das Blatt der Allergetreusten wurde, als der Majestätsbeleidigung hinreichend verdächtig, durch Gerichtsbeschluß konfiszirt. Jetzt aber fing man in der Wilhelmstraße an, Fehler zu machen. Gegner Bismarcks hatten eine Brochure verbreitet, die Herbert als künftigen Kanzler empfahl. Trotzdem der Vater solche Nachfolge weder für möglich hielt noch auch nur wünschte, wurde die unkluge Schrift weder offiziell noch offiziös getadelt. Dann kam die schlecht vorbereitete Kanonade gegen Waldersee; in Hamburg, Wien, Berlin wurde mit Papierkugeln auf den Mann geschossen, dem nur von ganz anderer Seite her beizukommen war. Bill Bismarck, dessen nüchterner Menschenverstand die Unwirksamkeit der gewählten Waffen sofort erkannte, warnte damals den Bruder: „Wenn Ihr den Kerl nicht totschlagen könnt, müßt Ihr ihn laufen lassen; was jetzt gemacht wird, ist Blech!“ Hammerstein ging für Waldersee und gegen Bismarcks Kartellpolitik heftig ins Zeug, wurde im Reichsanzeiger aber am dritten Oktober 1889 mit der kaiserlichen Acht bedroht. Am selben Tag schrieb ihm sein Freund Rauchhaupt: „Sie dürfen nicht, wie Sie es unzweideutig gethan, den Kaiser mit Zuckerbrot und Peitsche traktiren wollen. Sie haben seinen absolutistischen Neigungen gefröhnt, weil Sie glaubten, ihn in Dissensus mit den Nationalliberalen zu bringen, während Sie suchen mußten, die Aeußerungen des Kaisers, die auf einen solchen Dissensus klar hinweisen, für uns auszunutzen, ohne aber ihn auf den Dissensus, in welchem er sich mit den Nationalliberalen befand, hinzuweisen. Es galt, ihn in seinen konservativen Auffassungen zu stärken. Das Uebrige folgt dann ganz von selbst daraus.“ Das ist ungefähr das Rezept, das Stoecker ein Jahr vorher (im „Scheiterhaufenbrief“) empfohlen hatte. Doch auch Rauchhaupts Taktik führte nicht zum Sieg. Freilich: Bismarcks Entlassung war längst beschlossen, der Kanzlerposten (was Herr Leuß nicht zu wissen scheint) Albedyll angeboten, von diesem General abgelehnt und mit Caprivi, der zu diesem Zweck heimlich nach Berlin kam, verhandelt worden; aber den Kreuzzeitungleuten sollte die ersehnte Frucht nicht reifen. Am zwanzigsten Februar 1890 meldet Rauchhaupt, Graf Limburg-Stirum habe Bismarck „in hochelegischer Stimmung gefunden und zum ersten Mal das Gefühl des Mitleids mit ihm gehabt“. (Herr Leuß fügt hinzu, ihm sei von einer Dame, die in Friedrichsruh zu Besuch war, bestätigt worden, Bismarck habe, nach seiner Entlassung, geweint, als der Name des Kaisers bei Tisch genannt wurde. Der alte Fürst hat oft darüber geklagt und gespottet, daß sein chronischer Augenkatarrh so mißdeutet werde. Sentimental war er sicher nicht gestimmt, wenn er von Wilhelm dem Zweiten sprach oder sprechen hörte.) Rauchhaupt mahnt, den Kanzler, der jetzt unentbehrlich sei, zu schonen, schilt „den talentvollen Schauspieler Miquel“ und schreibt über den Kaiser, „dessen Sympathien nicht der konservativen Sache gehören“, so harte Worte, daß Herr Leuß sie nur durch Punkte andeuten zu dürfen glaubt. Vier Wochen danach war Bismarck weggeschickt. (Auch hier läßt das Buch eine große Lücke. Nicht von Denen um Hammerstein hatte Bismarck

Digitized by Google

Sukkurs erhofft — dazu war er wirklich zu klug —, sondern von den freikonservativen und nationalliberalen Vertretern der Großindustrie. Als er voraussagte, der Kaiser werde ihn wegjagen und „es zur Abwechselung mal mit dem Sozialismus versuchen", hatte Stumm mit rauhem Brustton gerufen: „Dann sind wir schließlich auch noch da; wir stehen mit unverbrüchlicher Treue zu unserem Kanzler." Und war, in der Zeit der Arbeiterschutzkonferenz, dann der Erste, der ins kaiserliche Lager überging.) Interessant ist noch ein Brief Rauchhaupts vom siebenten Oktober 1891. Er hält Caprivi „für sehr kurzsichtig und eitel" und erzählt, wie er in Kissingen Bismarck gefunden habe. „Seine Kritik der jetzigen Regirung ist geradezu vernichtend, obwohl sich leider ein maßloser Haß gegen den Kaiser darin abspiegelt. Ueber Helldorff, Boetticher, Herrfurth äußerte er sich in einer Weise, die gar nicht wiederzugeben ist." Auch den Kaiser hat Rauchhaupt gesehen; in Erfurt, wo er sich für einen ihm verliehenen Orden bedankte. „Seine Majestät hatte ....., mir in barschem Ton nur zu antworten: ‚Aber nun merken Sie es sich: Suprema lex est regis voluntas!' und drehte sich dann kurz herum. Damit noch nicht genug: der hohe Herr trat nach einigen Minuten an Erffa heran und sagte ihm: ‚Dem Rauchhaupt habe ich seinen weißen Kopf eben gehörig gewaschen!' (Hier folgen zwei punktirte Stellen.) Bismarck hat Recht: wir gehen einer Katastrophe entgegen. Ich bin fast muthlos, an der Spitze der Partei den Kampf gegen Thorheit und Servilismus zu führen." Wer preußische Junker in der Nähe gesehen hat, wird sich über die Schroffheit dieser Sprache nicht wundern. Was aus der nachbismärckischen Zeit sonst noch erzählt wird, ist ziemlich belanglos. Der biedere Hammerstein wollte die Arbeiter provoziren und dann auf sie schießen lassen; „es giebt kein anderes Mittel gegen die Sozialdemokratie". Herr von Holstein (den Herr Leuß zum Grafen erhöht) macht ihm sekrete Mittheilungen über die Zollverhandlungen mit Rußland. Herr von Kiderlen vertraut ihm (nicht mit allen Details, wie es scheint) das Geheimniß des russischen Rückversicherungvertrages an. Herr von Lucanus schickt ihm einen Artikel über eine Reise des Kaisers. Das Alles geschieht in der Zeit, wo die Kreuzzeitung Caprivi brüsk angreift. Leichter verständlich ist schon, daß Miquel (der mit klingenden Argumenten zu wirken vermochte) Hammersteins Hilfe anrief. Dem Grafen Botho Eulenburg wird nachgesagt, er habe die Nachfolge Caprivis nur annehmen wollen, „wenn ihm die Unterstützung aller Konservativen bei seiner Absicht gewiß sei, das allgemeine Wahlrecht auf einige Jahre zu suspendiren." Sehr unwahrscheinlich. Der Schluß bringt eine Rechtfertigungschrift Hammersteins, die wohl mit äußerster Vorsicht zu prüfen ist. Auch Herr Leuß meint, Hammersteins Auslieferung sei wider Recht und Brauch durchgesetzt worden und die über ihn verhängte Strafe viel zu hart gewesen. Möglich. Hammerstein hatte, um sich ein hohes Darlehn zu verschaffen, dem Papierlieferanten der Kreuzzeitung auf Jahre hinaus übertriebene Preise zugesichert und auf dem Vertragsformular die Namen der Grafen Kanitz und Finckenstein gefälscht. Also Betrug und Urkundenfälschung; gelind konnte die Strafe da nicht ausfallen. Herr Leuß weiß nicht, daß der Mann, den er noch immer mit dem Blick junger Liebe sieht, vom Wirbel bis zur Zehe korrupt war; weiß auch weder, was dieser Mann der konservativen Partei angethan, noch, wer ihn schließlich gestürzt hat. Nicht Herr von Kröcher, der ohne haltbaren Grund als ein undankbarer Schüler hingestellt wird; sondern ein konservativer Politiker, dessen Name in dem Buch gar nicht vorkommt. Falsch ist auch die Annahme, Hammerstein hätte sich leicht aus allen finanziellen Schwierigkeiten zu retten vermocht, wenn er sich Bismarck verkauft hätte. Erstens hatte Bismarck, der den Freiherrn übrigens stets für einen unsicheren Kantonisten hielt, nicht die zu solcher Sanirung nöthigen Hunderttausende; zweitens war der Schwartower schon

Digitized by Google

mit goldener Kette aus antibismärckische Lager der Kamarilla gefesselt; und drittens konnte er, ohne lächerlich und machtlos zu werden, nicht plötzlich für das Kartell der Mittelparteien und gegen die Hochkonservativen und das Centrum fechten (dessen bischöfliche Häupter wohl auch den sicheren Weg in sein Herz gefunden hatten). Kein Verständiger wird ihn zum Hintertreppenscheusal verzerren; doch keiner auch glauben, daß er ein starker Staatsmann war. Welchen fruchtbaren Gedanken hat er denn hinterlassen? Sein größtes Verdienst war, daß er früher als Andere die Gewalt der agrarischen Bewegung erkannte und der Partei die neue Kraft zuführte, die in Freiheit ihrem Leben gefährlich werden konnte. Er hatte auch eingesehen, daß die Zeiten vorüber sind, wo eine konservative Partei von der Gnade der Regirung leben konnte. Der kleine mecklenburgische Junker tyrannisirte mit hartem Willen die Schaar der reichen und stolzen Großgrundbesitzer und zwang sie Jahre lang zu steifer Selbständigkeit. Aber er war kein Psychologe (sonst hätte er nicht auf Waldersees Karte gesetzt), war allzu eigensinnig und ungebildet, um auf die Länge eine Führerrolle spielen zu können; an Intelligenz haben die Grafen Kanitz und Mirbach ihn immer beträchtlich überragt. Als er dann entwurzelt war, deklassirt zum berliner Zeitungmacher erniedert, gings schnell noch tiefer bergab. Der feudale, korrekte Herr, der auf Sittlichkeit hielt, für Thron und Altar kämpfte, bei jedem unfreundlichen Blick dräuend nach der Pistole schielte und heimlich daneben im Arm einer verlaufenen Dirne schwelgte, hat die Kunst, eine Zeitung in den Dienst privatester Interessen zu stellen, nie mit solcher Meisterschaft anwenden gelernt wie mancher nicht in einem freiherrlichen Bett gezeugte Kollege; sonst hätte er sein Schäfchen geschoren, ohne sich ertappen zu lassen, sich vor den groben, greifbaren Formen des Truges gehütet und wäre nicht ins Zuchthaus gekommen. Vom Junkerwesen hatte er sich gerade noch genug bewahrt, um als journalistischer Strauchdieb auf die Dauer unmöglich zu sein.

* * *

Herr Karl Jentsch schreibt mir:

„Verehrter Herr Harden, die Redaktion der Kölnischen Volkszeitung schickt mir ihre Nummer vom neunzehnten April, worin meine Angabe bestritten wird, ein 1494 in Heidelberg erschienener Katechismus habe den Verkehr lediger Burschen mit Dirnen erlaubt. Die Stelle, deren Wortlaut der Gewährsmann des Blattes anführt, stimme zwar inhaltlich mit meiner Angabe überein, aber die Schrift, der sie entnommen ist, sei kein Katechismus, sondern eine Anweisung zur Vorbereitung auf die Kommunion; und wie aus dem Zusammenhang hervorgehe, wolle der Verfasser keineswegs den Besuch der Frauenhäuser für sittlich erlaubt erklären, sondern nur sagen, die Obrigkeiten dürften solche Häuser dulden, um größeren Uebeln vorzubeugen, und mit der Einschränkung, daß Ehemänner und zur Keuschheit Verpflichtete nicht zugelassen würden. Die Schrift sei schon von dem sächsischen Prediger Weller (‚Altes aus allen Theilen der Geschichte', Chemnitz 1760) ein Katechismus genannt worden und ihm möge ich die Angabe wohl entnommen haben. Allerdings; wenn auch nicht unmittelbar, denn seltene alte Bücher sind mir nicht zugängig, sondern durch die Vermittlung von Karl Adolf Menzel. Ist also die Ansicht, die katholische Kirche habe solchen Verkehr amtlich gebilligt, wohl hinfällig, so bleibt doch, abgesehen von der allgemeinen Verderbniß des Welt- und Ordensklerus im späteren Mittelalter, die Thatsache bestehen, daß die Kirche ihre damals bedeutende weltliche Macht nicht einmal in den geistlichen Territorien zu einem Versuch der Unterdrückung der Prostitution benutzt hat und daß die Frauenhäuser überall obrigkeitliche Einrichtungen waren. Dieser Schmach wenigstens, meint Ludwig von Maurer, habe die Refor-

Digitized by Google

mation ein Ende gemacht. (In meine Exzerpte aus seiner Geschichte der Städteverfassung in Deutschland habe ich leider die Stelle, die mir im Gedächtniß haften geblieben ist, nicht aufgenommen). Uebrigens war meine Angabe nicht als ein Tadel gemeint. Es klingt sonderbar, wenn die Kölnische Volkszeitung sagt: ‚Diese Ansicht (daß die Behörden zur Verhütung größerer Uebel Frauenhäuser dulden dürften) wurde aber nicht blos von mittelalterlichen Theologen vertreten; auch heute noch giebt es bekanntlich unter den Aerzten und Juristen zahlreiche und gewichtige Autoritäten, die der Ansicht sind, daß der Staat die Bordelle dulden dürfe.' Von den Medizinern und den Juristen verstand sich Das ja bis in die siebenziger Jahre des vorigen Jahrhunderts von selbst; sie waren ganz allgemein der Ansicht, daß der Staat Bordelle nicht nur dulden dürfe, sondern solle und müsse. Wenn viele von ihnen seitdem anderer Ansicht geworden sind, so ist dieser Meinungwechsel auf eine von sehr verschiedenen Kreisen ausgegangene Bewegung zurückzuführen. Die Lüderlichkeit der Gründerzeit hat eine Reaktion bei frommen Hofleuten und bei erschreckten Gesetzgebern hervorgerufen. Die Sozialdemokraten haben die Prostitution als die faule Frucht am Baum des Kapitalismus in Verruf gebracht. Die Frauenrechtlerinnen protestiren gegen sie im Namen der Würde des weiblichen Geschlechtes. Die Hygieniker bekämpfen sie als die Quelle der Geschlechtskrankheiten; und Biologen wie Professor Dr. Rauber in Dorpat thun das Selbe im Namen der Biologie. Auch Forel verurtheilt sie unbedingt in seinem neusten Werk ‚Die sexuelle Frage'. Mein Bildungsgang führte mich zu der historischen Auffassung. Die strenge Sexualmoral des Neuen Testamentes durchzusetzen, ist immer nur in kleinen, von der Welt abgesonderten Gemeinden von Elitemenschen gelungen: in den ersten Christengemeinden, in den Calvinisten-, Puritaner-, Herrnhutergemeinden. Wenn nun eine mit dem bürgerlichen Leben eng verflochtene, Völker, Erdtheile, Jahrtausende umfassende Weltkirche davon abließe, die ihr Angehörigen durch die unbedingte Forderung einer praktisch unerfüllbaren Pflicht zum Cynismus, zum Leichtsinn, zur Verzweiflung zu treiben, so würde ich darin um so weniger etwas Tadelnswerthes finden, als sich die römische Kirche in vielen anderen Punkten, die mir viel wichtiger erscheinen, in höchst auffällige Widersprüche mit dem Buchstaben und dem Geist des Neuen Testamentes verwickelt hat und das Widersprechende sogar als zu ihrem Wesen gehörig vertheidigt."

* * *

Im Namen des Wissenschaftlich-Humanitären Komitees schreibt mir Herr Dr. Hirschfeld: „Sehr geehrter Herr! In der ‚Zukunft' vom achten April lesen wir eine Besprechung der letzten Reichstagsdebatte über die Aufhebung des § 175. Wir möchten uns zu dieser Notiz einige Bemerkungen erlauben. Wenn auch zugegeben werden muß, daß durch Aufhebung des § 175 Erpressungen wegen homosexueller Handlungen nicht ganz aus der Welt geschafft würden, so steht doch fest, daß die Erpressungmöglichkeiten dadurch um ein Beträchtliches vermindert, sogar fast ganz abgeschnitten würden, jedenfalls aber das Gesetz wenigstens von dem Vorwurf gereinigt wäre, es züchte, wenn auch gegen den Willen des Gesetzgebers, selbst solche Erpressungen. Freilich blieben dann noch die in Ihrem Artikel erwähnten anderen Erpressungversuche möglich, die, statt mit einer Kriminalklage, mit gesellschaftlicher Denunziation und daraus folgender Schande drohen. Doch wäre nach Aufhebung des § 175 die Sachlage wesentlich verändert; der Erpresser, der nun der einzige Schuldige wäre, würde eben der zuständigen Behörde überwiesen. Der Versuch eines Wahrheitbeweises und die gerichtliche Untersuchung gegen den klagenden, vom Erpresser bedrohten Homosexuellen fiele a priori weg; und die Diskretion

Digitized by Google

unserer Richter würde dafür sorgen, daß von der homosexuellen Natur des Klägers gar nichts in die Oeffentlichkeit dränge. Seine bürgerliche und persönliche Ehre wäre also nicht mehr gefährdet. Ferner ist auch nicht nur zu hoffen, sondern mit Bestimmtheit zu erwarten, daß die Erkenntniß der naturhistorischen Thatsachen und die Verbreitung hierüber Klarheit schaffender Schriften das gesellschaftliche Vorurtheil nach und nach beseitigen wird. Homosexuelle Frauen werden schon jetzt sehr selten von Erpressern bedroht. Auch soll der Kampf gegen das Erpresserthum nach unserer Ansicht nur einer der bestimmenden Gründe zur Aufhebung des § 175 sein, nicht aber der einzige Grund. Die Aufhebung wird von uns nicht nur im Interesse der vielen Homosexuellen gefordert, die nützliche Glieder der Gesellschaft sein wollen und sein können, während sie durch diesen Paragraphen zu Verbrechern gestempelt werden, sondern namentlich auch, weil aus naturwissenschaftlichen Gründen der nun als ererbt und angeboren nachgewiesene homosexuelle Trieb nicht mehr als Laster gebrandmarkt werden kann und auch nach der modernen Auffassung des Rechtsstaates gar kein Grund vorliegt, eine keinerlei Interessen schädigende Art erotischer Bethätigung mit schimpflichen Strafen zu ahnden. Was den Fall Krupp betrifft, so möchten wir nur bemerken, daß die Kühlheit, die homosexuelle Männer dem weiblichen Geschlecht gegenüber zeigen, von deren heterosexueller Umgebung, zumal wenn sie nicht genau über die Homosexualität unterrichtet ist, sehr oft als Asexualität gedeutet wird, im Uebrigen aber auf die zusammenfassende Darstellung des Falles im Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen (Band V, 2) verweisen. Wir meinen, daß die Streitfrage da objektiv und von allen Seiten geprüft worden ist."

* * *

Am elften Oktober 1904 stand in der Nationalzeitung der Satz: „Harden war übrigens zu der fraglichen Generalversammlung (der Hibernia) im Gefolge eines Führers der Gegenpartei gereist." Diesen Satz las ich am dreiundzwanzigsten Oktober. Ich schrieb an die Redaktion: wenn sie nicht in der nächsten Nummer die behauptete Thatsache als wahr erweise oder unzweideutig für unwahr erkläre, müsse ich sie für die ruchlose Verleumdung verantwortlich machen. Die nächste Nummer brachte weder den Beweis noch den Widerruf, sondern die folgenden Sätze: „Herr Maximilian Harden ist nachträglich darüber entrüstet, daß vor längerer Zeit in der Nationalzeitung gesagt worden war, er sei zu der ersten Generalversammlung der Hibernia ‚im Gefolge eines Führers der Gegenpartei gereist'. Sagen wir also: ‚in der Begleitung'." Auf dieses Verhalten antwortete ich in dem Artikel „Pro domo et Hibernia", der am neunundzwanzigsten Oktober 1904 in der „Zukunft" erschien. Ein paar Tage danach erhielt ich von dem Herrn Arthur Dix, der sich als Chefredakteur der Nationalzeitung unterzeichnete, unter Berufung auf das Preßgesetz eine Berichtigung, in der die mir wichtigste Frage, ob für die Nationalzeitung von Bankdirektoren und anderen Großkapitalisten Geld erbeten und gezahlt worden sei, nicht erwähnt, aber versichert wurde, „die Redaktion sei vertragmäßig jeder Beeinflussung seitens einzelner Interessenten oder Interessentenkreise entzogen." Das genügte mir nicht; ich forderte die Leser auf, meinen Artikel und diese Berichtigung zu vergleichen, und bot ihnen „neues Beweismaterial" an. Neues: denn die Thatsache, daß meine wesentlichste Behauptung (für die Nationalzeitung sei sehr oft Geld erbeten und gezahlt worden) in der „Berichtigung" nicht bestritten war, schien mir ein erster Beweis für die Wahrheit meiner Angabe. In vielen Blättern wurde nun gesagt, die Nationalzeitung (deren finanzielle Grundlage inzwischen unhaltbar geworden war) sei verpflichtet, die Privatklage gegen mich einzureichen. Das geschah denn auch am vierundzwanzigsten November 1904;

Digitized by Google

vier Wochen nach der Veröffentlichung meines Artikels. Kläger war nicht, wie ich erwartet hatte, der Direktor oder Geschäftsführer der Aktiengesellschaft Nationalzeitung, sondern der Chefredakteur Dix. Da ich genöthigt war, einen umfangreichen Wahrheitbeweis zu führen, wählte ich zwei Rechtsanwälte, die Herren Dr. Theodor Sufe und Victor Fraenkl, zur Vertretung meiner Sache. Sie riethen mir, Widerklage zu erheben, und ich folgte ihrem Rath. Ich überreichte dem Gericht zwei Geschäftsberichte und Bilanzen der Nationalzeitung (aus den Jahren 1902 und 1903) und beantragte, vier Herren, die dem Aufsichtrath und der Direktion der Aktiengesellschaft angehört hatten oder noch angehörten, zur Hauptverhandlung als Zeugen zu laden; ferner neun Bankdirektoren und Großkapitalisten, die bekunden sollten, daß von ihnen mehrfach Geld für die Nationalzeitung erbeten worden sei; endlich drei Journalisten, die aussagen würden, daß die der Nationalzeitung von Banken gewährten Subventionen der Presse längst kein Geheimniß mehr seien. Das Beweisthema, über das jeder dieser sechzehn Zeugen vernommen werden sollte, war genau angegeben. In den Schriftsätzen hatte ich mich bereit erklärt, jeden Antrag, der dem Gegner geeignet erscheine, meine Abhängigkeit von einer Hiberniagruppe zu erweisen, mit allem Nachdruck zu unterstützen. Meine Beweisanträge wurden von dem Gegner nicht unterstützt; er stellte dem Gericht anheim, zu entscheiden, ob bei solchen Beschimpfungen ein Wahrheitbeweis überhaupt möglich sei. In der Nationalzeitung war von dem Chefredakteur erklärt worden, der Zweck der Klage sei, „mir vor Gericht zur Beibringung meiner Beweise Gelegenheit zu geben".

Ende Januar besuchte mich ein der nationalliberalen Partei angehöriger Herr und fragte, ob es nicht möglich sei, die leidige Sache aus der Welt zu schaffen; er habe kein Mandat zur Vermittlung, kenne die Auffassung des Herrn Dix gar nicht, sei aber sicher, daß man mir gern eine unzweideutige Ehrenerklärung geben werde. Ich antwortete, daß ich in leidenschaftlicher Erregung zweifellos strafbare Ausdrücke gewählt, von der Zeitung ungefähr so gröblich gesprochen habe wie Luther vom Papstthum; daß, seit das Unternehmen zusammengebrochen und auf neuer Basis wiederaufgerichtet sei, die Sache mich nicht mehr interessire, die Person des Redakteurs nie interessirt habe. Meine Absicht sei gewesen, die Fortsetzung der alten Praxis zu hindern. Das sei nun nicht mehr nöthig. Da man ein vom Zorn auf die Lippe getriebenes Schimpfwort in ruhiger Stimmung immer bedaure, ein Privatklageverfahren vor berliner Gerichten mindestens ein Jahr währe (in diesem Fall wahrscheinlich länger währen würde, denn neun Großkapitalisten seien nicht leicht wider ihren Wunsch zum selben Tag nach Moabit zu bringen), sei ein Vergleich immerhin denkbar, wenn der Gegner nicht etwa erwarte, ich würde die mein Urtheil stützenden Thatsachen für unwahr erklären; davon könne natürlich nicht die Rede sein. Wenn Herr Dix seine Verdächtigung unzweideutig widerrufe, sei ich zu der folgenden Erklärung bereit: „Herr Harden hat keinen Grund, an der Versicherung des Herrn Dix zu zweifeln, daß die jetzige Redaktion der Nationalzeitung, trotz der thatsächlich von Banken und Einzelgeldgebern dem Blatte vielfach gewährten Unterstützung, in ihrer Haltung keinerlei subjektiven Einflüssen zugängig gewesen sei, und bedauert, daß er sich bei der Abwehr eines wie schwerste Verdächtigung klingenden Satzes selbst zu beleidigenden Worten hinreißen ließ." Diese Erklärung wurde, wie der nationalliberale Herr mir in der ersten Februarhälfte mittheilte, von dem Kläger als völlig unzureichend abgelehnt.

Der Termin zur Hauptverhandlung wurde auf den fünften Mai angesetzt, zu diesem Termin aber noch kein Zeuge geladen. Herr Amtsrichter Fredrich, der das Aktenmaterial offenbar genau kannte und mit taktvoller Unparteilichkeit seines Amtes waltete, eröffnete

Digitized by Google

die Verhandlung nicht, sondern sprach die Absicht aus, die Möglichkeit eines Vergleiches zu suchen. Als er mich fragte, ob ich im Prinzip zu einem Vergleich bereit sei, antwortete ich: „Ich bin vor sieben Monaten in der Nationalzeitung einer Schurkerei beschuldigt worden. Einer Schurkerei: wenn ich, der oft genöthigt war, versuchte oder gelungene Korruption der Presse öffentlich zu rügen, mich in die Gefolgschaft eines Bankdirektors begeben hätte, wäre ich nicht nur ein käuflicher Wicht, sondern auch ein elender Heuchler. Bisher habe ich die Redaktion der Nationalzeitung nicht zum Wahrheitbeweis zu zwingen vermocht. Ich hoffe, daß er heute endlich unternommen wird, werde ihn nach jeder Richtung mit aller Kraft unterstützen und kann, ehe über diesen Punkt nicht Klarheit geschaffen ist, nicht an die Möglichkeit eines Vergleiches denken." Der Gegner erwiderte, ich hätte die Ausdrücke „im Gefolge" und „in Begleitung" durchaus mißverstanden. An den Vorwurf materieller Abhängigkeit sei nicht einen Augenblick gedacht, nur behauptet worden, ich hätte ausschließlich mit der einen Partei verkehrt und sei dadurch „ideell beeinflußt" gewesen. Kein Mensch habe die Worte anders aufgefaßt. Antwort: „Ich kenne keinen, der ihnen den jetzt hineingelegten Sinn gegeben hat. Ich bin allein, ohne aufgefordert oder erwartet zu sein, nach Düsseldorf gereist und in den Zügen, die ich zur Hin- und Rückfahrt benutzte, saß kein Mensch, der mit einer Hiberniapartei irgend eine Gemeinschaft hatte. Weder vor noch nach der Generalversammlung habe ich ‚Führer der Gegenpartei' gesehen; während der Versammlung aber, in den langen Pausen, haben mich Führer beider Parteien angesprochen und wir haben ein paar belanglose Worte gewechselt. Auch vorher, in Berlin, hatte ich die Angelegenheit mit Vertretern beider Parteien besprochen; mit dem mir befreundeten Dr. Walther Rathenau, der als Direktor der Berliner Handelsgesellschaft an der Sache interessirt war, aber nie den leisesten Versuch gemacht hat, mich ‚ideell zu beeinflussen', stimmte ich in wesentlichen Punkten nicht überein und seinen Kollegen Fürstenberg, den eigentlichen Führer der Gegenpartei, kannte ich damals überhaupt noch nicht." Der Gegner wiederholte, der Vorwurf materieller Abhängigkeit sei niemals beabsichtigt gewesen. Das wolle er gern erklären, wenn ein Vergleich zu Stande komme. Als gesagt wurde, ich sei im Gefolge eines Bankdirektors nach Düsseldorf gereist, sollte nur die Möglichkeit angedeutet werden, der persönliche Verkehr mit einem Direktor der Handelsgesellschaft könne mich ideell beeinflußt haben. An einen Vergleich sei aber nur zu denken, wenn ich mindestens erkläre, ein Irrthum habe mich zum Glauben an die behaupteten Thatsachen verführt. Auf meine Frage, ob etwa bestritten werden solle, daß die Nationalzeitung oft von Banken und Großkapitalisten Geld erbeten und erhalten habe, wurde geantwortet, die finanziellen Verhältnisse der Aktiengesellschaft Nationalzeitung gehörten nicht hierher. Das Geld sei nicht für die Zeitung erbeten und gezahlt worden, sondern für die Aktiengesellschaft, deren große Druckerei vielleicht Zuschuß erfordert habe; die Redaktion, die Herr Dix mit unumschränkter Macht leitete, sei jedenfalls allen Einflüssen unzugänglich gewesen und kein gerecht Urtheilender dürfe behaupten, die Nationalzeitung habe das Interesse der Großbanken vertreten. Darauf erwiderte ich: „Daß nicht für die Druckerei, den einzig werthvollen, den Bankdirektoren übrigens sehr gleichgiltigen Besitz der Aktiengesellschaft, sondern für die Zeitung, die sich seit langen Jahren nicht selbst ernähren kann, das Geld erbeten und gegeben worden ist, wird leicht zu erweisen sein, wenn die von mir geladenen Zeugen vernommen werden. Mein Artikel enthält Dreierlei: Erstens ungewöhnlich heftige Worte, die mir selbst heute klingen wie ein wilder Zornausbruch, den ein Grammophon dem längst Beruhigten nach Wochen wiederholt, und die ich deshalb be-

Digitized by Google

daure. Zweitens wahre Thatsachen. Für die Nationalzeitung ist sehr oft von Banken Geld erbeten, verlangt und gegeben worden. Und während hier gar nicht erst versucht worden ist, den Verdacht materieller Abhängigkeit gegen mich zu begründen, ist erweislich wahr, daß die Nationalzeitung von den Hauptinteressenten des Hiberniastreites materielle Zuwendungen erhalten hat und auf diese Zuwendungen angewiesen war. Drittens handelt sichs um das Urtheil über diesen Zustand. Ist Jemand wirklich naiv genug, zu glauben, für das gegebene Geld sei keine Gegenleistung erwartet und gewährt worden, — meinetwegen. Diese Dinge sind naturgemäß sehr schwer nachzuweisen; denn der Bankmann, der das Geld giebt, sagt ja nicht: ‚Nun schreibt Ihr aber für uns!“ Im Stillen weiß Jeder schon, woran er ist. Was in diesem Fall zu beweisen ist, wird die Zeugenvernehmung ergeben. Mir genügt vollkommen die Feststellung, daß Vertreter der Nationalzeitung zu Finanzleuten hingegangen und von ihnen für die Zeitung Geld erbeten und erhalten haben. Alles Uebrige ist ein Gesprächsthema für Unmündige. Auf die Frage, ob eine Zeitung, die von Privatleuten Geld nimmt, sich noch unabhängig nennen dürfe, wird jeder erwachsene Großstädter schnell die Antwort finden. Das Verlangen, ich solle die angeführten Thatsachen für unwahr erklären, muß ich deshalb ablehnen, kann aber zugeben, daß der einzelne Redakteur von der Abhängigkeit der Zeitung nichts gewußt haben mag.“ Herr Dix erklärte, einzelne Geldgeber seien „nationalliberale Großfinanciers“ gewesen, die „sich aus allgemein politischem Interesse an dem Blatt betheiligten“. Er wurde gefragt, ob er die Dresdener Bank, Darmstädter Bank, Nationalbank für Deutschland und ähnliche Institute für Vertreter politischer Parteien und Interessen halte oder glaube, die Betheiligung an der Nationalzeitung, deren Aktien werthlos waren, könne ihnen rentabel erschienen sein. Darauf erwiderte er nicht, blieb aber bei der Versicherung, die Redaktion (auf die auch Herr Victor Hahn als Direktor der Aktiengesellschaft keinerlei Einfluß gehabt habe) sei absolut unabhängig gewesen; der Versuch, das Gegentheil zu beweisen, entspreche nur seinem Wunsch. Ein formeller Antrag, die von mir beantragten Zeugenladungen zu beschließen, wurde nicht gestellt, die Vergleichsverhandlung nicht abgebrochen.

Nach zweistündiger Debatte wurde der folgende Vergleich angenommen:

„Auf die Klage: Herr Harden erklärt, er habe keinen Grund, an der Versicherung des Herrn Dix zu zweifeln, daß die Redaktion der Nationalzeitung, der er seit fünf Jahren angehört, in ihrer Haltung keinerlei subjektiven Einflüssen zugängig gewesen sei, und bedauert, daß er sich bei der Abwehr eines wie schwerste Verdächtigung klingenden Satzes selbst zu schwer beleidigenden Worten hinreißen ließ. Auf die Widerklage erklärt Herr Dix: es habe ihm völlig fern gelegen, Herrn Harden in der Hibernia-Angelegenheit auch nur versteckt den Vorwurf zu machen, daß er sich durch die Rücksicht auf Vortheile irgend welcher Art in seiner Haltung habe beeinflussen lassen. Die Parteien nehmen Klage und Widerklage zurück und verpflichten sich, die beiden Erklärungen in der Nationalzeitung und in der ‚Zukunft‘ zu veröffentlichen. Sie tragen die Kosten des Verfahrens zu gleichen Theilen.“

Den von der Gegenpartei ausgesprochenen Wunsch, nur den Wortlaut dieses Vergleiches, ohne jeglichen Zusatz, zu veröffentlichen, wollte ich erfüllen. Da in der Nationalzeitung aber der Eröffnungsbeschluß des Amtsgerichtes und ein Verhandlungsbericht veröffentlicht worden ist, der von anderen wesentlich abweicht und den ich als objektiv in allen Theilen richtig nicht anerkennen kann, habe ich das Recht und die Pflicht, den Lesern meiner Wochenschrift vom Inbegriff der Verhandlung ein Bild zu geben, dem kein wichtiger Zug fehlt. Hinzuzufügen habe ich zunächst nur noch Zweierlei. In der Vossischen Zeitung wurde dem Verhandlungsbericht (in der selben Schrift, ohne Absatz, als handle

Digitized by Google

sichs um eine gerichtliche Feststellung) der Satz angeflickt: „Der Ausgang des Prozesses ist mithin der, daß Herr Harden es unterlassen hat, den Beweis für die überaus schweren, von ihm gegen die Nationalzeitung erhobenen Anklagen anzutreten oder zu führen, und die gegen die Redaktion der Nationalzeitung gerichteten Beschuldigungen und Beschimpfungen unter dem Ausdruck des Bedauerns zurücknimmt". Ich begreife, daß die wackere Tante Voß eine Gelegenheit sucht, sich für die von mir so oft an ihrem Gebahren geübte Kritik zu rächen, hätte ihr aber gerathen, zu diesem Zweck resolut den ganzen Verhandlungbericht wegzulassen, der nun all in seiner Kürze sogar noch vernehmlich gegen das aufs Flickläppchen Geschriebene zeugt. Zweitens: Herr Victor Hahn hat, um eine Angabe des Herrn Dix zu widerlegen, öffentlich erklärt, er habe als Direktor der Aktiengesellschaft „insbesondere der Führung des Handelstheils der Nationalzeitung seine Aufmerksamkeit gewidmet und für diesen Theil zahlreiche Wochenartikel geschrieben, aber auch den übrigen Theilen des Blattes den Grad von Fürsorge zugewandt, der ihm als Direktor pflichtgemäß erschien"; und er sei „niemals an ein Institut, einen Bankier oder eine Privatperson mit der Bitte herangetreten, sich an einer der allerdings wiederholt für das Blatt nothwendig gewesenen Kapitalbeschaffungen zu betheiligen, ohne daß er vorher die Billigung seines Aufsichtrathes zu dem beabsichtigten Schritt eingeholt oder diesem mindestens sofort nachher über die Resultate seiner Bemühungen Bericht erstattet hätte." Herr Hahn war einer der Zeugen, deren Vorladung ich beantragt hatte.

* * *

Aus dem Hamburger Fremdenblatt: „Dem Oberkoch des Schnelldampfers ‚Deutschland', Herrn Emil Fahrenheim, der auch als Chef der Küche auf der Kaiserreise fungirte, wurde vom Kaiser der von Friedrich Wilhelm dem Dritten gestiftete Orden ‚Verdienst um den Staat' verliehen." Aus der Elbinger Zeitung: „Ein lebensgroßes Standbild des Kaisers in Jägertracht soll in Rominten aufgestellt werden. Der Bildhauer hat den Kaiser mit der Saufeder auf der rechten Schulter dargestellt, wie er einen Keiler betrachtet, den er soeben mit dem Jagdspieß abgefangen hat. Den Fang mit der Saufeder übt der Kaiser allein aus, ohne jede Hilfe von Mensch und Thier." Aus der Evangelischen Kirchenzeitung: „Als der Kaiser im März die Marinerekruten vereidigte, spielte er auf die Heldenthaten der Japaner an und sagte, sie seien aus der japanischen Vaterlandliebe und Kindesliebe geboren, die in Heer und Marine eine herrliche Mannszucht zur Folge hätten. Man dürfe aber aus den Siegen des heidnischen über ein christliches Volk nicht den Schluß ziehen, daß Buddha unserem Herrn Christus über sei. Wenn Rußland geschlagen worden sei, so liege Das zum großen Teil daran, daß es mit dem russischen Christenthum sehr traurig bestellt sein müsse, die Japaner aber viele christliche Tugenden hätten. Ein guter Christ, ein guter Soldat! Aber auch im deutschen Volk sei es mit dem Christenthum schlimm bestellt und er zweifle, ob wir im Fall eines Krieges noch das Recht hätten, Gott um den Sieg zu bitten, ihm den Sieg im Gebet abzuringen. Die Japaner seien eine Gottesgeißel, wie einst Atilla und Napoleon. An uns sei es, dafür zu sorgen, daß Gott nicht auch uns einmal mit einer solchen Geißel züchtigen müsse." Friedrich der Große hätte die Niederlagen der Russen anders als sein Enkel zu erklären versucht; denn er meinte, der Herrgott sei immer mit den stärksten Bataillonen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 20. Mai 1905.

Suovetaurilia.

Die Brochure, die Herr Leuß über den Freiherrn Wilhelm von Hammerstein veröffentlicht hat, wird nicht lange leben. Sie lehrt, wie der schwartower Junker gesehen sein wollte; lehrt uns nicht, wie er war. Auch ist sie mit so journalistischer Hast geschrieben, daß sich gleich nach ihrem Erscheinen Widerspruch regte, Parteigenossen und Gegner des in später Pracht Aufgebahrten ihr zeternd Irrthum und Fehlspruch nachweisen konnten. Dieses Mühen brachte Seltsames ans Licht. Fast volle siebenzehn Jahre trägt Wilhelm der Zweite die Kaiserkrone: und noch immer weiß das auf sein mündiges Denken stolze Volk, wissen die meisten Meinungmacher selbst noch nicht, wie diese Regirung begann, was hinter den flatternden Leinwänden des Schaugerüstes vorging, auf dem so viel zu sehen, zu hören war. Schärft nur politische Leidenschaft das Ohr und verhallt, wo sie fehlt, schnell sogar das Echo des Geschehens, das einem Reich Geschichte ward? Oder haftet den Deutschen, die auf drei Millionen Stimmzettel die Namen wild redender Gesellschaftfeinde schreiben, verecundia dennoch so tief im weltscheuen Herzen, daß sie Alles, was sich mit dem Hang zu frommer Ehrfurcht nicht verträgt, alles dem Treugefühl Unbequeme flink wieder aus dem Gedächtniß drängen? So viel ist über Bismarcks Sturz, über die rasche Entfremdung des Kaisers vom ersten Kanzler, auch über das mähliche Hinwelken seines Nachfolgers geschrieben worden: und nun zeigt die Wiederaufnahme des Verfahrens in Sachen Hammerstein, daß die neuen Pharaonen nichts mehr von Joseph wissen. Nun wird, als ließe sichs leicht beweisen, keck behauptet, das böse Trachten der Leute, die Bismarck die Hyper-

Digitized by Google

konservativen nannte, habe den Kürassier und den Infanteristen aus der Wilhelmstraße vertrieben, und für Parteizettelung ausgegeben, was in dem einen Fall ein unbarmherziger Kampf um persönliche Macht, im anderen von unerbittlicher Nothwendigkeit geboten war. Wird gethan, als seien die Rauchhaupt, Hammerstein, Helldorff, die, Jeder auf seinem Plätzchen, in der Komparserie mitwirkten, in diesem Historienstück die Protagonisten gewesen, und mit umflorten Worten bestritten, daß Bismarck dem dritten Kaiser jemals ernstlich gegrollt, ihn gar, wie Rauchhaupt schreibt, „maßlos gehaßt" habe. Da scheint mirs nützlich, die Thatsachen wenigstens, die heute schon erwähnt werden dürfen, zusammenzustellen und sie, ohne teleologisch nach Recht oder Unrecht zu forschen, all in ihrer Nüchternheit über das erste Lustrum einer geräuschvollen Zeit aussagen zu lassen. Forsan et haec olim meminisse iuvabit.

Wilhelm der Zweite saß zwei Monate auf dem Thron, als der Hofprediger Stoecker an Hammerstein schrieb: „Man muß rings um das politische Centrum, das Kartell, Scheiterhaufen anzünden und sie hell auflodern lassen, den herrschenden Optimismus in die Flammen werfen und dadurch die Lage beleuchten. Merkt der Kaiser, daß man zwischen ihm und Bismarck Zwietracht säen will, so stößt man ihn zurück. Nährt man in Dingen, wo er instinktiv auf unserer Seite steht, seine Unzufriedenheit, so stärkt man ihn prinzipiell, ohne persönlich zu reizen. Er hat kürzlich gesagt: ‚Sechs Monate will ich den Alten (Bismarck) verschnaufen lassen; dann regire ich selbst.' Bismarck selbst hat gemeint, daß er den Kaiser nicht in der Hand behält. Wir müssen also, ohne uns Etwas zu vergeben, doch behutsam sein." Wir: nicht die hochkonservative Partei oder Fraktion, sondern das Häuflein, dessen Glieder aus sehr verschiedenen Gründen für Alfred Waldersee fochten. Der hatte schon damals das schlau sich ins Ohr schmeichelnde Wort gesprochen: „Euer Majestät glorreicher Ahnherr wäre seinem Volk nie Friedrich der Große geworden, wenn er neben sich die Allmacht eines Ministers geduldet hätte." Der war seit dem zehnten August 1888 Chef des Großen Generalstabes und „hielt mit Moltke und Albedyll wie ein Rattenkönig zusammen." Kochte aber auf allen erreichbaren Feuern. Gatte der Witwe eines Prinzen von Holstein, eines Augustenburgers; also mit dem Vorrecht begnadet, die Kaiserin als Nichte seiner Frau begrüßen zu dürfen. Der Kaiser sieht ihn täglich, spazirt mit ihm durch den Thiergarten, will ihn, nicht einen Vertreter des Auswärtigen Amtes, auf die Reise nach dem Nordkap mitnehmen und holt ihn ab, ehe er in die Wilhelmstraße fährt, um dem Kanzler zum Geburtstag zu gratuliren. Die Triasformation Waldersee-Stoecker-Hammerstein braucht nur noch ein Bischen nachzuhelfen; „behutsam, ohne persönlich zu

Digitized by Google

reizen". Bismarck ist ein schwächlicher Ritschlianer, ein lauer Laodicäer und ängelt mit den liberalen Feinden des rechten Glaubens. In der inneren Politik ist sein Allheilmittel das Kartell, dessen Fortbestand das Christenthum, die monarchischen und konservativen Interessen arg gefährdet. Als Diplomat überschätzt er den Werth unserer Bündnisse, scheut die offene Auseinandersetzung mit Rußland, dessen Schwäche dem stumpfen Greisenblick entgeht, und vergißt, daß Deutschland allein stark genug ist, um jeder Koalition die Stirn zu bieten. Ungefähr so las mans alle paar Tage. Stoecker stand noch im hellsten Glanz; seine sittliche und geistige Kraft enthusiasmirte den Kaiser so, daß er der klugen Anmuth der Frau Begas ein Gespräch mit dem Hofprediger als „einen Gewinn fürs ganze Leben" empfahl. Alle Gestirne schienen dem Unternehmen zu lächeln. Wenn der Mond noch viermal gewechselt und der Alte verschnauft hatte, mußten den drei Verbündeten herrliche Tage dämmern.

Doch der Mond wechselte viermal: und der Alte hatte den Fuß noch immer im Bügel; ahnte noch nicht einmal, daß er nächstens absatteln solle. Schon war der Glaube, mit dem jungen Herrn, der ihn als den Fahnenträger des Reiches gepriesen hatte, werde leicht zu arbeiten sein, zwar von ihm gewichen; mit der Möglichkeit, lebend entamtet zu werden, rechnete er aber nicht. Im Oktober hatte der aus Hamburg heimkehrende Kaiser in Friedrichsruh übernachtet. Und dorthin schrieb er zu Neujahr: „Mit Freude und Trost zugleich erfüllt mich der Gedanke, daß Sie mir treu zur Seite stehen. Ich hoffe zu Gott, daß es mir noch recht lange vergönnt sein möge, mit Ihnen zusammen für die Wohlfahrt und Größe unseres Vaterlandes zu wirken." So begann das Jahr 1889. Kurz vorher hatte Bismarck in dem Dankbrief an die gießener Theologenfakultät seine „Duldsamkeit für die Meinung Anderer" stark betont. Das schmeckte wieder nach lauem Liberalismus, war also zu benutzen. Dann kam der samoanische Aerger, der Bericht über die Veröffentlichung der gegen Gefficken gerichteten Anklageschrift, die Konflikte mit der Royal Niger Company und dem Engländer Lewis, der in Südwestafrika die Kreise der deutschen Verwaltung störte; lästige Sachen, die anständig erledigt werden, aber keinen Pützerfolg eintragen konnten. Ungemein vorsichtige Bewerthung der Kolonialpolitik und wegwerfende Urtheile über die Rednerei. (Um diese Zeit brachten übrigens die Gesandten des Sultans von Marokko dem Fürsten und seiner Frau die Geschenke der scherifischen Majestät.) „Er wird doch recht alt." Im Februar tritt Waldersee ins Herrenhaus ein. Im März häufen sich die Vorträge beim Kaiser. Der Großherzog von Baden besucht den Kanzler zweimal und erörtert mit dem Kaiser die Frage, wie lange Bismarck wohl noch dienst-

Digitized by Google

fähig sein werde. Das sickert durch. Als er im Reichstag für die Alters- und Invaliditätversicherung eintritt, sagt Bismarck: „Ich glaube, daß meine politischen Feinde übertreiben, wenn sie von mir sagen, daß ich, schnell alternd, der Arbeitunfähigkeit entgegengehe. Einiges kann ich noch leisten, aber nicht Alles, was ich früher gethan habe. Wenn ich auf meine alten Tage die Aufgaben des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten eines großen Landes und auch nur die noch zur Zufriedenheit leiste, dann werde ich immer noch das Werk eines Mannes thun, das in anderen Ländern als ein volles Manneswerk und ein dankenswerthes Werk gilt." Ists eine Antwort? Ein Versuch, sich das Ressort des Auswärtigen zu retten? Möglich. Jedenfalls läßt sich aus dieser Rede bei Hof Etwas machen. Die Verbündeten Regirungen sind darin vor dem Kaiser genannt; der Kanzler braucht mit dem Kaiser nur „einig" zu sein; kein Wort von Gehorsamspflicht; und der stolze Satz: „Die Summe von Vertrauen und Erfahrungen, die ich in etwa dreißig Jahren auswärtiger Politik mir erworben habe, die kann ich nicht vererben und die kann ich nicht übertragen; in allen anderen Beziehungen bin ich leichter ersetzbar." In der internationalen Politik also nicht? „Seine Durchlaucht geruhen nachgerade, Alles, Groß und Klein, als quantité négligeable zu behandeln." „Wer ihn hört, muß glauben, wir säßen im tiefsten Sand fest, wenn er die Augen zumacht." Alle paar Tage ist jetzt Vortrag, Audienz oder Kronrath. Das Geburtstagsgeschenk des Kaisers ist diesmal vom Herrn von Boetticher ausgewählt. Daß der General Verdy du Vernois Kriegsminister wird, ist dem Ministerpräsidenten nicht sehr angenehm. Noch aber kommts, im ersten Quartal, nicht zum sichtbaren persönlichen Konflikt. Da bringt der Mai den Ausstand der westfälischen Bergarbeiter.

Am Achtzehnten spricht der Fürst zum letzten Mal im Reichstag; für die Altersversicherung. Dabei verhehlt er nicht, daß er mit fast allen Parteien schlecht steht, auch der Konservativen nicht mehr sicher ist. In den nächsten Tagen ist König Umberto mit seinem Sohn und Crispi in Berlin. Der Kaiser schenkt dem italienischen Ministerpräsidenten eine Photographie mit der Aufschrift: À gentilhomme gentilhomme, à corsaire corsaire et demi. Crispi glaubt sich als Korsaren erkannt und rennt aufgeregt in die Wilhelmstraße, wo er nicht ohne Mühe beschwichtigt wird. Am Tage nach der Abreise der Italiener ist Kronrath im Schloß. Der Strike, der beendet schien, hatte wieder begonnen. Der Kaiser spricht sehr schroff gegen die Bergwerkbesitzer. „Wenn diese reichen Leute nicht Vernunft annehmen, ziehe ich mein Militär zurück; wird ihnen dann der Rothe Hahn aufs Dach ihrer Villen gesetzt, ists nicht meine Schuld." Bismarck antwortet, auch diesen reichen Leuten in ihren Villen sei der Schutz der Staatsgewalt nach preußischer Tradition und Verfassung nicht zu versagen;

Digitized by Google

ihr Recht, über die Arbeitbedingungen nach freier Ueberzeugung zu verhandeln, sei in einer nicht sozialistischen Gesellschaft unbestreitbar; der Kaiser habe geirrt, als er den „vaterländischen Sinn" der von ihm empfangenen Deputirten rühmte und ihnen, die „decidirte Sozialdemokraten" seien, nachsagte, sie hätten „sich der Fühlung mit der Sozialdemokratie enthalten"; der Kanzler fürchte eine neue Täuschung des Allerhöchsten Vertrauens und müsse, wenn er auch den beantragten Belagerungzustand noch nicht für nöthig halte, doch für energische Schutzmaßregeln eintreten. Während er sprach, fühlte er, daß er nicht mehr alle Kollegen hinter sich habe. Der Kaiser schied verstimmt. Vier Tage danach wurde Hagemeister aus Westfalen abberufen und im Oberpräsidium durch Studt ersetzt. „Mit der Sozialdemokratie werde ich schon allein fertig werden."

Im Juni schärft sich der Konflikt mit der Schweiz (Fall Wohlgemuth-Lutz). Der Kaiser läßt keinen Zweifel darüber, daß er die Auffassung des Kanzlers nicht theilt, und hat später eine geheime Konferenz mit dem schweizer Gesandten. Im August fragt Herr von Szögyenyi, der, als Sektionchef, mit Franz Joseph und Kalnoky in Berlin ist, Bismarck, ob er nicht prinzipiell mindestens zum Abschluß eines Handelsvertrages mit Oesterreich-Ungarn bereit sei; höfliche, aber entschiedene Ablehnung. Beide Kaiser hatten den Handelsvertrag gewünscht. Im Oktober ist Alexander der Dritte in Berlin. Lange Aussprache mit Bismarck, der die Frage, ob er sicher sei, im Amt zu bleiben, zuversichtlich bejaht. Als der Zar abgereist ist, begleitet der Kaiser den Kanzler vom Bahnhof in die Wilhelmstraße und erzählt ihm strahlend, er habe sich für die Manöverzeit in Narwa zum Gegenbesuch angesagt. Bismarck macht Einwände; für einen so hohen Gast sei wenig Platz im Manövergelände, der Besuch zu rasch angesagt, Alexander mit Vorsicht zu behandeln und durch trop de zèle leicht mißtrauisch gemacht. Mit ähnlichen Gründen hatte Herbert Bismarck vorher die Absicht bekämpft, den italienischen Hof wieder in der Hauptstadt zu besuchen. Neue Verstimmung. Waldersee kommt ins Kanzlerhaus, um zu beweisen, wie nützlich die Reise nach Rußland sein werde. Einstweilen geht der Kaiser nach Monza, Athen, Konstantinopel. Huldvolle Telegramme an Bismarck. „Mein erstes Wort ins Vaterland ist ein Gruß an Sie von der Stadt des Perikles und von den Säulen des Parthenon, dessen erhabener Anblick auf mich den tiefsten Eindruck gemacht hat." „Nach einem Aufenthalt, der einem Traum gleicht und der durch die freigebigste Gastfreundschaft des Großherrn zu einem paradiesischen gemacht worden ist, passirte ich soeben bei schönem Wetter die Dardanellen." Im feindlichen Lager, dem Herr von Tausch die Spione stellt, wird die Veröffentlichung dieser Telegramme getadelt, die nur zeigen solle, wie jugendlich der Kaiser noch fühle und wie fest er an dem Fürsten hänge. Schweiz, Samoa, Royal Niger Company

Digitized by Google

Ost- und Südwestafrika sind im Reichsparlament noch auf der Tagesordnung. Richter interpellirt, ob der Generalstabschef, wie man nach offiziösen Artikeln vermuthen müsse, die Politik des Kanzlers durchkreuze; und Herr von Verdy springt mit Feuereifer für Waldersee auf den Plan. Herbert findet keinen wirksamen Ton. Der Fürst wird vor berliner Intriguen gewarnt, sagt aber lächelnd: „Diese Sachen kommen an mich nicht heran." Und zeigt am ersten Januar 1890 den Freunden eine Depesche des Kaisers, die mit den Worten schließt: „Ich bitte Gott, er möge mir in meinem schweren und verantwortungvollen Herrscherberuf Ihren treuen und erprobten Rath noch viele Jahre erhalten."

Vielleicht war er der Hauptstadt in gefährlicher Zeit allzu lange fern geblieben. „Er will Alles selbst machen und ist nie zu sehen", hieß es am Hof; „wahrscheinlich will er den Verfall seiner Kräfte nicht zeigen: Schweninger hält ihn nur noch mit Morphium." Der abgehetzte Sohn war mit der Kritik des kaiserlichen Wesens nicht immer vorsichtig gewesen und die Kleinen der Wilhelmstraße hatten den hoffenden Blick längst auf die „maßgebende Zukunft" gewandt. Als der Vater am vierundzwanzigsten Januar endlich wieder nach Berlin kam, hatte der Wind sich völlig gedreht. Herr von Boetticher, sonst unermüdlich im Dienst des Herrn, der ihn aus drückender Verschuldung gerettet hat, sagt jetzt zu Allem Ja und bleibt gelassen stehen. Die Kreaturen haben das Zittern verlernt. Noch am selben Tag legt der Kaiser ihm, vor der Kronrathssitzung, die Arbeitererlasse vor. Bismarck kann nicht zustimmen; er ist in individualistischer Anschauung zu alt geworden, um für Verbote der Frauen-, Kinder- und Sonntagsarbeit eintreten zu können. Im Staatsministerium, das er schnell zu einer Sitzung berufen hat, scheint ihm die lange gewohnte Herrschaft noch sicher; wenigstens eine Mehrheit für die Verlängerung des Sozialistengesetzes. Nach dem Kronrath berichtet der Kriegsminister dem Kaiser, Bismarck habe die Ressortchefs festzulegen, von vorn herein gegen die Absicht des Monarchen zu stimmen versucht. Den Erlassen weigert der Kanzler die Gegenzeichnung; und erbittet, wegen der Unvereinbarkeit der Ueberzeugungen, die Entbürdung vom Amte des Handelsministers, für das er „angebrachtermaßen" den Freiherrn von Berlepsch vorschlägt. Er möchte aus allen preußischen Aemtern scheiden, fürchtet aber, dieser Schritt könne ungünstig auf die Reichstagswahlen wirken. Er arbeitet die Erlasse für die Veröffentlichung um, bringt die Staatsrathsinstanz und die internationale Konferenz hinein und trägt sie am dritten Februar ins Schloß. Oft hat er erzählt, wie inständig er da noch die Erlaubniß erbeten habe, die Papierbogen ins Kaminfeuer zu werfen. Der Kaiser schüttelte heftig den Kopf. „Ich verspreche mir sehr viel davon". Am nächsten Abend: letztes Parlamentarierdiner beim Kanzler. „Ich imponire dem Kaiser nicht; versuchen

Digitized by Google

Sie mal Ihr Glück." Am Fünften war Stumm lange bei ihm und gelobte „unverbrüchliche Treue"; das Sozialistengesetz müsse erneuert, die Industrie dürfe nicht durch die Erlasse geschädigt werden. Am Zehnten Besuch bei Schuwalow; Wunsch, den deutsch-russischen Rückversicherungvertrag so schnell wie möglich zu verlängern. Am Zwanzigsten Reichstagswahl; große Verluste der Konservativen, der Reichspartei und Nationalliberalen; die sozialdemokratischen Stimmen fast verdoppelt. Der Fürst will seine Einflußsphäre gegen kollegiale Treibereien schützen, den Verkehr der Minister und Staatssekretäre mit dem König kontroliren Widerspruch; der Monarch fordert die Aufhebung der Kabinetsordre vom achten September 1852, die dem Ministerpräsidenten die straffe Leitung der Geschäfte sichern sollte. „Wenn der König diesen Zustand ändern will, muß er selbst sein Ministerpräsident werden; die Befugnisse des Amtes übt er ja thatsächlich schon aus." Mit solchen Redensarten, lautet die Antwort, sei nichts bewiesen; der Fürst solle über den Gegenstand eine ausführliche und objektive Denkschrift liefern. Am fünfzehnten März wird die internationale Konferenz eröffnet. Bismarck nennt sie im Privatgespräch „eine große Phraseologie"; und der Kaiser erfährts.

Vierundzwanzig Stunden vorher hatte Bleichröder angefragt, ob der Fürst Windthorst empfangen wolle. Natürlich. Seit Jahren empfing er jeden Abgeordneten, ders wünschte. Zu solchem Zweck brauchte Boettichers blinder Freund sich nicht erst zu bemühen. Windthorst kam. Trotzdem sich bald die Unmöglichkeit einer Einigung herausstellte, bat der Welfe den Preußen dringend, im Amt zu bleiben; müsse oder wolle er aber durchaus gehen, so sei als für die Nachfolge geeignetster Mann der General von Caprivi zu empfehlen. Derselbe Caprivi, mit dem längst heimlich verhandelt, dem der Kanzlerposten schon zugesagt war. Dem Kaiser muß dieser Besuch sofort gemeldet worden sein. Am nächsten Morgen ist er früh in Herberts Wohnung, läßt den alten Fürsten aus dem Bett holen und ersucht ihn in gereiztem Ton, künftig nicht ohne sein Vorwissen mit Parteiführern zu verhandeln. Der Kanzler antwortet, an eine Kontröle seines Verkehrs werde er sich nicht gewöhnen. „Auch nicht, wenn Ihr Herr es Ihnen befiehlt?" „Die Macht meines Herrn endet am Salon meiner Frau." Am Siebenzehnten wird er zweimal offiziell aufgefordert, schleunig sein Entlassungsgesuch einzureichen. Am Achtzehnten schreibt ers; weil er nach den Mittheilungen der Herren von Hahnke und Lucanus annehmen müsse, daß er damit den Wünschen des Kaisers entgegenkomme. Sechsunddreißig Stunden danach liest er in einem Handschreiben des Kaisers: „Die von Ihnen für Ihren Entschluß angeführten Gründe überzeugen mich, daß weitere Versuche, Sie zur Zurücknahme Ihres Antrages zu bestimmen, keine Aussicht auf Erfolg haben."

*

Digitized by Google

Ein Jahr ging ins Land: da war Waldersee nicht mehr Generalstabschef, auch nicht Kanzler, sondern Kommandeur des neunten Corps und stöhnte in Friedrichsruh über das persönliche Regiment, das einem Staatsmann von starkem Verantwortlichkeitgefühl keinen Raum gewähre. Der Infanterist, den er vor Moltkes Ohr so oft als genialen Feldwebel bespöttelt hatte, war dem frommen Ulanen vorgezogen worden. Der aber gab die Hoffnung noch immer nicht auf; wenn gerade kein altpreußisch Orthodoxer verlangt wird, dann vielleicht ein moderner Mensch, der bei den Hanseaten beliebt ist und dem Großhandel wohlwollendes Verständniß entgegenbringt. Er hat den zweiten Kanzler noch herzlicher als den ersten gehaßt; und ist auch viel schneller mit ihm fertig geworden. Er (nicht, wie Hammerstein log, der behutsame Botho Eulenburg) empfahl im Spätsommer 1894, das Reichstagswahlrecht zu suspendiren; denn er konnte auf Wunsch auch rasch wieder den starken Mann von Albas Stamm spielen. Alle Rollen; toute la lyre. „Es paßte schon dem Fürsten Bismarck gut, mich als Mucker, Stoeckerianer, schwarzen Reaktionär, Kriegstreiber und so weiter darzustellen, so daß der Durchschnittsphilister Gänsehaut bekam, wenn von mir die Rede war. Herr von Caprivi gefiel sich darin, in das selbe Horn zu stoßen, und ist mein Ruf unter ihm nicht besser geworden." Das schrieb er fünf Tage nach Caprivis Entlassung. Nun wars zu spät. Onkel Chlodwig (mit der Weisung: „Köller mitbringen!") schon nach Berlin gerufen. Und gleich danach auch Straßburg besetzt, in dessen Statthalterpalais der „Soldat ohne politischen Ehrgeiz" nun so gern eingezogen wäre. Hier, nicht im Kampf um die Kanzlerschaft, war Eulenburg sein Konkurrent. Nicht ohne triftigen Grund aber behauptete Chlodwig Hohenlohe, die Ernennung eines verbrauchten preußischen Ministers würde in den Reichslanden wie eine capitis diminutio empfunden werden. An Eifer ließ „die eigentlich regirende Familie" es damals nicht fehlen; die Herren von Prassen und Hertefeld, der Minister und der Eulenmarschall: Alle gingen gegen Caprivi ins Feuer. Doch solchen Sturmes bedurfte es gar nicht mehr. Der zweite Kanzler wäre, ein Bischen später vielleicht, aus dem Troupiersattel geglitten, auch wenn er sich seines Scheinsieges über Phili-Botho nicht so laut gerühmt und seine Preßmeute fester am Halfter gehalten hätte. Er fiel nicht, weil er nicht gegen die Sozialdemokraten vom Leder ziehen wollte (sein Gehorsam war immer zum Einschwenken bereit), sondern, weil er ein lästiges Hinderniß auf dem Rückweg nach Friedrichsruh, ein „langweiliger Peter" geworden war und ein neues Sühnopfer nöthig schien. Dreimal durfte er noch vor den Gensiten stolziren. Dann war das Lustrum, das 1889 begonnen hatte, vollendet.

Digitized by Google

Falstaffs Alkoholpredigt.

Falstaff spricht viel über den Alkohol. (Eigentlich müßte es heißen: über den Kohol; denn „al" ist nur ein Artikel, wie wir ihn ganz ähnlich vom Eldorado neuerdings weglassen.) Giebt es nun heute noch Neues über den merkwürdigen Saft zu berichten? Auswendig wissen wir, wie sehr Alkohol die Exaktheit schädigt, wie völlig das Gefühl gesteigerter Leistungfähigkeit nach seinem Genuß auf Einbildung beruht. Wir wissen, daß die Deutschen jährlich an dreitausend Millionen Mark in Alkohol anlegen, daß chronisches Trinken zu gänzlicher Mißachtung ökonomischer und gesellschaftlicher Pflichten führt, unredlich, faul, fahrig, prahlerisch und händelsüchtig macht; daß Alkohol mit unzähligen Unglücksfällen und Totschlägereien in ursächlichem Zusammenhang steht, Disposition für Krankheiten erzeugt oder verschärft, die Nachkommenschaft ungünstig beeinflußt. All Das und noch viel mehr wissen und hören wir nun schon lange, ohne daß in unseren Sitten sich irgend etwas Bemerkbares änderte. Nur was absolut gar nicht hilft: Ermahnung, Verbot, Strafe, wird nach wie vor geübt; das einzig Rettende: Ableitung, Beschaffung von Ersatz, Steigerung jugendlicher Daseinsgefühle durch Sport statt durch Alkohol, scheint man nicht versuchen zu wollen. Wenn junge Oberlehrer von ihrer Studienreise dieses bessere System heimbringen und empfehlen, ist die Centralstelle, sind altmodische Direktoren um so hartnäckiger dagegen.

Inzwischen hat sich unsere Mäßigkeitbewegung folgerichtig bis zur Forderung gänzlicher Enthaltung fanatisirt, weil eben allen Agitatoren das radikalste Schlagwort sehr bald am Besten gefällt. Aus welchen Gründen die Enthaltung in Deutschland nie mehr als ein Versuch am untauglichen Objekt werden kann, liegt freilich auf der Hand. Wie soll das Bier, das wir jetzt (mehr als siebenzig Millionen Hektoliter im Jahr) brauen, jemals unmodern werden, so lange die Deutschen, ohne ein volles Glas im Bereich ihrer Hände, sich nach dem Tagwerk so wenig mitzutheilen haben? Und Die wirklich ohne Bier oder Wein abends Etwas vorzubringen hätten, fühlen doch, daß sie es lebhafter äußern, daß Kombination und Phantasie besser arbeiten, so lange der Kohol ihr Großhirn befeuert. Wie entschuldigt sich Potugin (in Turgenjews „Dunst"), wenn er Kirschwasser schlürft? „Um mir Muth zu machen". Und bald darauf: „Kellner, noch ein Gläschen Kirsch!.. Glauben Sie nicht, ich sei ein Trunkenbold; aber Alkohol löst mir die Zunge." Das dürften Millionen Deutscher von sich behaupten.

Unter diesen Umständen ist es vielleicht angebracht, der Debatte eine neue Wendung dadurch zu geben, daß man einen neuen Zeugen vorführt. Noch immer kann man in keiner allgemein menschlichen Angelegenheit das letzte Wort ohne den intellektuellen Universalriesen Shakespeare zu sprechen wagen; und er ließ in einem Stück, dem leider nur selten ein Publikum lauscht, im

Digitized by Google

zweiten Theil der Historie von Heinrich dem Vierten, eine kleine Monographie über Alkohol durch Falstaff, seinen Liebling, vortragen. Wissenschaftlich einwandfrei ist ja dieser Zeuge nicht; doch erhalten wir ein werthvolles Korrektiv seiner Aussagen dadurch, daß Shakespeare selbst uns jeden Zweifel darüber genommen hat, daß er persönlich kein blinder Verehrer des Rebensaftes war. Die ihn als Schwurzeugen für ihre Privatansicht ausschlachten wollen, können ihn für beide extreme Standpunkte, den des Junkers Tobias von Rülp oder den einer schaudernden Verwerfung, mit schlagenden Textstellen heranziehen, doch eben immer nur mit Unterschlagung der anderen Hälfte. War er deshalb gesinnungslos? Oder hat er nicht seine Menschen geschildert, wie er sie, bald in londoner Tawernen, bald in londoner Kirchen, just sah? Freilich: wenn er als Künstler, selbst unparteiisch, jede Partei in ihrem Sinn zu Wort kommen ließ, wenn er als Philosoph bei einem odi et amo stehen blieb, — persönlich, so scheint es, ist er ein lustiger Kumpan geblieben. Noch wenige Wochen, bevor das Fieber ihn wegraffte, hat er mit seinen Freunden Ben Jonson und Drayton in Stratford on Avon eine beglaubigt scharfe Sitzung gehalten. Vielleicht mag sein Motto gelautet haben: „Warum trinken die Leute, wenn sie es nicht verstehen?" Deshalb zeichnete er in Falstaff einen Zechbruder, wie er ihn sich dachte: graziös, reich an Einfällen, keinen bloßen Schlucker; darum deckt er aber auch die Kehrseite des Trunkes auf.

So erscheint uns im „Othello" die Cassio-Geschichte, wie sie mit blutigem Zank beim Becher verhängnißreich einsetzt, als ein grausiges Vorspiel zu den Tragoedien von Mörchingen und Insterburg. „O Gott! Daß die Menschen einen Feind in ihren Mund nehmen können, der ihnen das Gehirn wegstiehlt! Vernünftig sein, bald darauf ein Narr, — und plötzlich ein Vieh?" So stöhnt Cassio. Und solche Einsicht brauchte nicht immer als Brühe nach der Mahlzeit zu kommen. Scharf sagt Oktavian in „Antonius und Kleopatra": „Ein albernes Geschäft, sein Hirn zu waschen, damit es schmutzig wird!" Die Bespülung der Nerven mit Alkoholmengen, die Trübung des Verstandes ist packend ausgedrückt. Seinem Hamlet legt Shakespeare einen Protest gegen das „schwindelköpfige Zechen" der Dänen in den Mund, womit er freilich die Engländer gemeint haben dürfte; seiner Porzia (im „Kaufmann von Venedig") einen herben Spott gegen deutsche Trinksitten. Ihr Bewerber, des Herzogs von Sachsen Neffe, gefällt ihr „sehr abscheulich morgens, wenn er nüchtern, und höchst abscheulich nachmittags, wenn er betrunken ist. Wenn er am Besten, so ist er wenig schlechter als ein Mann, und wenn am Schlechtesten, wenig besser als ein Vieh ... Aus Furcht vor dem Schlimmsten bitte ich Dich (sagt sie zu Nerissa): Setze einen Römer voll Rheinwein auf das falsche Kästchen; denn wenn der Teufel darin steckt und diese Versuchung ist von außen daran, so weiß ich, er wird es wählen. Alles lieber, Nerissa, als einen Schwamm heirathen."

Digitized by Google

Falstaff aber, ganz abgesehen von der Verherrlichung des Trinkerhumors, die in seiner stets bewiesenen Sektfreudigkeit liegt, spricht schließlich (im vorletzten Akt des zweiten Theiles) gar gelehrt über unseren Gegenstand. „Meiner Treu" — er blickt dabei auf den Prinzen Johann —, „dieser junge Knabe von nüchternem Geblüt liebt mich nicht, auch kann ihn kein Mensch zum Lachen bringen; aber Das ist kein Wunder: er trinkt keinen Wein. Niemals wird aus diesen bedächtigen Burschen etwas Rechtes, denn das dünne Getränk und die vielen Fischmahlzeiten kühlen ihr Blut so übermäßig, daß sie in eine Art von männlicher Bleichsucht verfallen, und wenn sie dann heirathen, zeugen sie nichts wie Dirnen; sie sind gemeiniglich Narren und feige Memmen, — was Einige von uns auch sein würden, wenns nicht die Erhitzung thäte." Hier und im „Lear" läßt der Brite den Glauben oder Aberglauben seiner Zeit — weniger wohl seine eigenen ketzerischen Gedanken über gewisse Besonderheiten der Fortpflanzung — paradiren. „Lear" wird in dieser Hinsicht immer noch falsch ausgedeutet. Ein echter Dichter bringt gewisse Gesinnungen oder Ansichten schon durch den Mund, dem er sie zutheilt, um ihren Kredit und Shakespeare hätte einen Edmund nie zu seinem Sprachrohr gewählt; die Handlung selbst aber zeigt auch deutlich, daß die Reden über das Feuer der Bastarde Fanfaronaden sind. Nicht Edmund, sondern Edgar, gerade der im angeblich „dumpfen, schalen, müden" Ehebett Gezeugte erweist sich als besser und stärker. Er bleibt Sieger und widerlegt Edmunds hämisch aufgeblasene Theorie, die nicht länger citirt werden sollte. Ließ nun Shakespeare etwa durch Falstaff seine eigene Meinung aussprechen? Vielleicht; dann leider mit Unrecht in Bezug auf die „Erhitzung". Denn von Sachverständigen werden ja neuerdings Epilepsie, Wasserkopf und andere Entwickelungsanomalien Erstgeborener auf die bei unseren Sitten schwer vermeidbare Trunkenheit des Gatten in der Brautnacht zurückgeführt. Ziemlich sicher jedoch vernehmen wir Shakespeare selbst über die drollige „männliche Bleichsucht". Denn diese Ueberzeugung, in der heute nur noch die Chinesen befangen sind, daß die Leber der Sitz des Muthes und in Feiglingen verkümmert sei, herrschte ums Jahr 1597 bei allen Gebildeten Europas. Es ist die Meinung Hamlets, wenn er sich in seiner Verzweiflung selbst verunglimpft: „Ich hege Taubenmuth, mir fehlts an Galle", und sie wird durch Falstaffs Fortsetzung bestätigt: „Ein guter spanischer Sekt hat eine zwiefache Wirkung an sich. Er steigt Euch in das Gehirn, zertheilt da all die albernen und rohen Dünste, die es umgeben, macht es sinnig, schnell und erfinderisch, voll von behenden, feurigen und ergötzlichen Bildern; wenn diese dann der Stimme, der Zunge überliefert werden, was ihre Geburt ist, so wird vortrefflicher Witz daraus. Die zweite Eigenschaft unseres herrlichen Sektes ist die Erwärmung des Blutes, das, zuvor kalt und ohne Bewegung, die Leber weiß und bleich läßt, was ein Kenn-

Digitized by Google

zeichen von Kleinmüthigkeit und Feigheit ist: aber der Sekt erwärmt es und bringt es von den inneren bis zu den äußeren Theilen in Umlauf. Er erleuchtet das Antlitz, das wie ein Wachfeuer das ganze kleine Königreich, Mensch genannt, zu den Waffen ruft; dann stellen sich alle die Insassen des Leibes und die kleinen Lebensgeister aus den Provinzen ihrem Hauptmann, dem Herzen, das, durch dies Gefolge groß und aufgeschwellt, jegliche That des Muthes verrichtet. Und diese Tapferkeit kommt vom Sekt, so daß Geschicklichkeit in den Waffen nichts ist ohne Sekt: denn der setzt sie in Thätigkeit; und Gelahrtheit ist ein bloßer Haufe Goldes, von einem Teufel verwahrt, bis Sekt sie promovirt, in Gang und Gebrauch setzt". Shakespeare — wenn er wirklich all dies krause Zeug selbst geglaubt und nicht blos als charakteristisch für seinen Schwerenöther zurechtgemacht hat — wäre sehr erstaunt gewesen, am Sezirtisch zu bemerken, daß gerade die „Säuferleber" hellfarbig (durch Bindegewebswucherung) und gallenlos aussieht, weil kaum noch Leberzellen vorhanden sind, um Galle zu liefern. Um so treffender bleiben außer der physiologischen Thatsache, daß Alkohol unser Herz aufregt und Blut nach der Peripherie treibt, die beiden seelischen Beobachtungen: die Zunahme an Witz und Zunahme an Tollkühnheit durch scharfen Trunk. Hier mag, ob der schlichte, todverachtende Muth geprüfter Selbstverläßlichkeit auch werthvoller ist, Freund Kohol sich oft patriotische Verdienste erwerben. Zwar kann er aus „Bangbüchsen" keine Helden machen. Ein hamburger Seemann, der in der Südsee mit seiner Segelbark Schiffbruch litt, hat mir als das Auffallendste erzählt, binnen fünf Minuten habe sich die ganze Mannschaft bis zur Unbrauchbarkeit vollgetrunken und er allein mit einem Steuermann das Klarmachen der beiden rettenden Böte und die nothwendigsten Bergungarbeiten zu besorgen gehabt. Wiederum aber wird in der neueren Kriegsgeschichte von einem sehr berühmten, stiermäßigen Anstürmen gegen ein unnehmbares, bis zum Dach mit feindlichen Schützen besetztes Fabrikgebäude heute langsam ruchbar, daß dieses ganze Bataillon angetrunken gewesen sei. Die ohnehin tapferen Leute wurden rasend, weil Alkohol die ganze Außenwelt als unbeträchtlich empfinden läßt und die Meinung von der eigenen Kraft überhebt. Darum macht er in der That auf kurze Strecken den Soldaten unternehmender; darum ließ Napoleon durch seine Marketender Schnaps unter die Kavallerieregimenter vertheilen, bevor es zur Attaque ging. Und wer kennt nicht die herrliche, straffe Erzählung Kleists von dem preußischen Reiter nach der Schlacht bei Jena, wie er bestäubt und müd ankommt, sich im Sattel drei Schnäpse nach einander einschänken läßt, während ringsum schon die Schüsse der Verfolger knallen, sich dann noch die Pfeife stopft und anzündet, drei feindliche Chasseurs, die sich vor ihm zeigen, „blitzend" ins Auge faßt, auf sie einsprengt, sie herunterhaut und mit drei Beutepferden sich davonmacht? Ich

Digitized by Google

wage nicht, zu entscheiden, was der Kerl ohne die drei Schnäpse riskirt und ausgerichtet haben würde; und citire den Schluß unseres Themas: „Daher kommt es, daß Prinz Heinrich tapfer ist, denn das kalte Blut, das er natürlicher Weise von seinem Vater erben mußte, hat er wie mageres, unfruchtbares und dünnes Land gedüngt, gepflügt und beackert, mit ungemeiner Bemühung wackeren Trinkens und gutem Vorrath von fruchtbarem Sekt, so daß er sehr hitzig und tapfer geworden ist. Wenn ich tausend Söhne hätte: der erste menschliche Grundsatz, den ich ihnen beibringen wollte, sollte sein, dünnes Getränk abzuschwören und sich dem Sekt zu ergeben."

Da, scheint mir, wird die Schelmerei nun offenbar. Denn dem Dichter war Prinz Heinrich kein Ideal des Trinkers, vielmehr eins der Schlichtheit, der prunklosen Leistungskraft, des schlagfertigen common sense, der keiner Alkoholpeitsche bedarf. Seine treffendsten Repliken giebt Heinz durchaus im Stande der Nüchternheit und zur Besiegung Percys braucht er keine Feldflasche, während Falstaff sich auch dem toten Douglas gegenüber nur wie ein Straßenräuber beträgt. Die „ungemeine Bemühung wackeren Trinkens" ist einer der vielen Lockrufe, die Falstaff ausstößt; einen Jugenderzieher kann man ihn nicht nennen. Aber man wird ihm überhaupt nicht gerecht, wenn man ihn von der moralischen Seite nimmt. Ein Schlemmer und Fresser ist Falstaff nur nebenbei; in der Hauptsache bleibt er der Mann, der sich „niemals unterkriegen läßt," ein Stück Naturkraft, ein Freund aller Bedrängten, die doch ihren Humor nicht darüber verlieren.

Das Tröstlichste an diesem ganzen Exkurs ist, daß ein Dichter von so durchaus hygienischem Empfinden, der sich für die Wirkung auf seine Hörer so verantwortlich fühlte und mit wachsamer Selbstkontrole vermied, was Fäulniß in die Seelen und Leiber der Menschen hineinzutragen vermocht hätte, trotz allen Protesten gegen Völlerei dem frohen Trunk nicht abgeneigt blieb. Selbst seinen Hamlet läßt er (1602) zu Horatio sagen: „Du sollst mir vor Deiner Abreise noch tief in die Kanne schauen (you shall drink deep)." Vielleicht hätte Shakespeare anders denken gelernt, wenn ihm eine studentische Schulung im heutigen Heidelberg oder Halle beschieden gewesen wäre; vielleicht auch ist er nur seinen grimmigen Feinden, den Puritanern, zum Tort (man vergleiche „Was Ihr wollt") zu einer bedingten Verherrlichung des Zechens gelangt; wahrscheinlich aber hat sein genialer Instinkt gewittert, daß die weiße Rasse eine so gesteigerte Widerstandskraft gegen Alkohol besitzt wie die gelbe Rasse gegen Opium, daß also — wenns auch verbrecherisch bleibt, auf diese Thatsache trotzend, kleinen Chinesen die Opiumpfeife, deutschen Schulbuben den Bierkrug in die Hand zu drücken — doch kein blondes Volk gleich zu verzweifeln brraucht, wenn es die Tabellen seines Konsumes durchmustert. Darum ist, was den Dichter zu einer solchen Duldung führte, zugleich

Digitized by Google

der zwingende Grund, weshalb in Deutschland zwar nicht vor der persönlichen Abstinenz als reiner Geschmacksache, wohl aber vor ihrer öffentlichen Propaganda gewarnt werden muß. Einen rechten Sinn hat sie doch nur da, wo sie, wie in Amerika, völlige Enthaltsamkeit von Gift bedeutet. So ruinirt und bedroht von überscharfen Getränken ist aber der deutsche Körper nicht, daß nur noch Abstinenz ihn zu retten vermöchte. Darum ist sie als großes Volksprinzip im Lande des Rheinweines und des Markgräflers, des Spatens, des pilsener Brauhauses und unzähliger leichten Lagerbiere verkehrt, wie achtbar immer und vernünftig sie für bestimmte Einzelne zu heißen verdient, — gar nicht zu reden von dem Spioniren und Denunziren, der abscheulichen Minderung an persönlicher Freiheit, die unweigerlich mit der Abstinenz verknüpft sind. Es fehlt wirklich blos, daß uns Antialkoholpfaffen auch noch in den Mund zu riechen anfangen, ob wir nicht etwas Unrechtes ausdünsten. Amerikaner können ein Lied hiervon singen.

Was führt nun aber auch Nichtabstinente in die Reihen der Alkoholgegner? Pharisäerthum, sagen die Hocker. Sie sind etwas eilig mit ihrem Urtheil. Ihnen muß eine Sache immer ganz schwarz oder ganz weiß gezeigt werden, wenn sie nicht außer sich gerathen sollen; der Wahrheitstrieb zur mittleren Linie ist ihnen fremd. Der Deutsche wird auf seine Jugend stets gerade so einstürmen, wie es überall in der Welt geschieht; und wie soll man Erwachsene noch ändern? Deshalb hat es wenig Werth, Prinzipien aufzustellen die nur zu chicanirender Bevormundung führen können und in der Sache selbst auf Täuschung beruhen. Doch wäre zu wünschen, daß wir auch nicht gänzlich kritiklos in alkoholische Versklavung hinabglitten; daß von Bierherz und Fettbauch nicht länger wie von ernsten Nothwendigkeiten geredet würde; daß der deutsche Kannegießer, der mitunter, wie ein richtiger chronischer Alkoholist, sämmtliche Nationen in der Runde anrempelt, auch wieder einmal zur Besinnung käme. Man braucht kein Schwarzseher und kein Abstinenzler zu sein. Aber wenn Sheridan spottete: daß Jemand mit dem Kopf gegen eine Mauer laufe, komme ja vor, die Gentlemen von der Opposition jedoch bauten sich eigens eine Mauer auf, nur um sich den Kopf an ihr einrennen zu können, — so rücken die Deutschen ihre Nationaltränke jetzt schon dicht an die Wiegen. Das Bier, das drei- und zweijährigen Kindern in zahllosen Sonntagskneipen, an zahllosen deutschen Familientischen verabfolgt wird, haben unsere Studenten mit ihren Scheffel-Liedern erzwungen. Kein Schulfuchs, der sie nicht kennt und singt. Dagegen wird man mit Vermahnungen und Strafen nichts ausrichten. Gestattet unseren Jungen körperlichen Ehrgeiz, wenn Ihr was bessern wollt, zeichnet sie für sportliche Leistungen aus, schenkt ihnen nicht Karzerstunden, sondern Grasplätze, Fußbälle, Ruderböte, stiftet Stipendien für Wettlauf und Wurf! Es gab eine Zeit, da unsere Studenten Turnlieder sangen;

Digitized by Google

› sind unsere Sportlieder? Nirgends, weil der Sport in Deutschland kein gendliches Ideal sein darf. Ein Ideal ist eben deshalb der Rodensteiner, i Ideal der münchener Maßkrug.

Scheffel selbst hat seine Lieder anders gemeint; er glaubte nicht an jaraktererziehung durch Magenerweiterung. Er war ein Zecher im Sinn irza Schaffys: „Trinken sie, so werden sie betrunken, trinken wir, so werden r begeistert.“ Ach Gott: wie wenig Begeisterung, die der Rede werth wäre, für dreitausend Millionen Mark jährlich in Deutschland zu haben! Und rade heraus: Niemand in ganz Europa dürfte vor unserem studentischen ettrinken, mit seiner obligaten Technik des Speiens, geringere Achtung be-igen als der geistsprühende Falstaff.

Charlottenburg. Dr. Robert Hessen.

Naturmenschen und Affen.

Meine Aufgabe soll heute nicht sein, die körperlichen Uebereinstimmungen der Menschen und Affen erschöpfend aufzuzählen. Das kann Jeder, der sich für interessirt, bei Darwin und anderen Forschern nachlesen. Mir kommt es er auf den Nachweis an, daß auch in Bezug auf Leistung- und Gebrauchsfähig-t gewisser körperlichen Organe und in anderen Eigenthümlichkeiten zwischen Natur-enschen und Affen eine wunderbare Uebereinstimmung herrscht.

Beginnen wir mit den Zähnen. Wenn Jemand das Gebiß eines Kultur-enschen, eines Negers und eines Gorilla vergleicht, so wird er finden, daß die ihne der beiden ersten anatomisch mehr übereinstimmen als die des Negers und s Affen; denn der Affe hat — wenigstens das Männchen — raubthierartige kzähne. Betrachtet man dagen alle drei vom Standpunkte der Gebrauchsfähig-t der Organe, so gelangt man zu einem ganz anderen Resultat. Dann stehen eger, Zigeuner und andere Naturvölker dem Affen viel näher als dem Kultur-enschen. Jeder Zahnarzt weiß, daß ein normales, gesundes Gebiß bei einem wachsenen Großstädter eine Seltenheit ist. Hat er das dreißigste Lebensjahr erschritten und noch keinen falschen Zahn, so ist er beinahe schon eine Ausnahme. abei wendet der Kulturmensch die verschiedensten Mittel an, um seine Zähne öglichst lange zu erhalten; es giebt ja unzählige „unfehlbare“ Zahnkonservirung-ittel. Jeder Rathgeber für Gesundheitspflege ermahnt uns, den Zähnen ja nicht istrengende Leistungen, etwa das Aufknacken von Nüssen, zuzumuthen. Schon auf m Lande sind die Verhältnisse bei uns besser, obwohl von Pflege hier kaum die ede sein kann. Bei Naturvölkern aber kann man fast immer von einer Perlen-tte von Zähnen sprechen. Wenn es auch nicht wahr ist, daß Neger niemals Zahn-merzen haben — Wissmann bestreitet es ausdrücklich und führt einen selbsterlebten all dagegen an —, so sind doch gesunde, vollständige Zähne die Regel. Auch dauern bis ins hohe Alter. Die blitzenden Zähne der Zigeuner sind bekannt. Vor elen Jahren war im berliner Zoologischen Garten eine Beduinenkarawane, deren ihne Professor Virchow genau untersuchte. Ich entsinne mich noch, daß er in

Digitized by Google

dem Bericht über die Ergebnisse hervorhob, wie angenehm diese Untersuchung gewesen sei und wie unangenehm sie gewesen wäre, wenn sie dem Gebiß von zwanzig Kulturmenschen gegolten hätte.

Das herrliche Gebiß der Affen ist allgemein bekannt. Es ist ja neben ihrer Armstärke ihr wichtigstes Angriffs- und Vertheidigungmittel. Vor einiger Zeit war in Berlin der Balg und das Skelet eines in Kamerun geschossenen mächtigen Gorilla zu sehen. Der Affe mußte nach seinem Habitus schon ein ziemliches Lebensalter erreicht haben (der Gorilla ist, wie der Neger in dem selben Landstrich, mit etwa vierzehn Jahren erwachsen); trotzdem war es eine Freude, dieses Gebiß zu betrachten. Alle Zähne waren vollständig erhalten und überall blendend weiß, ohne das geringste Zeichen von Karies. Und Alles ohne Zahnpulver und Zahnbürste erreicht. Während wir Kulturmenschen keine Walnuß aufknacken sollen, bricht der Orangutan mit seinem mächtigen Gebiß sogar eine Kokusnuß auf, zu deren Oeffnung wir ein Beil brauchen. Das lehrt, wie falsch die Behauptung ist, daß die Affen uns Alles nachahmen.

Nach den Zähnen das Auge. Nicht nur die äußere Organisation des Menschen- und Affenauges ist ähnlich: auch an Sehschärfe kommt der Naturmensch dem Affen näher als dem Kulturmenschen. Die Untersuchungen zeigen mit erschreckender Deutlichkeit, welcher hohe Prozentsatz von Kurzsichtigen unter den Gymnasialschülern zu finden ist. Ein deutscher Professor ohne Brille ist schon beinahe undenkbar geworden. Auch hier sind die Verhältnisse auf dem Lande besser. Die wunderbare Sehschärfe der Naturvölker wird von allen Reisenden hervorgehoben, die darauf geachtet haben. Der österreichische Kriminalist Groß, der namentlich die Zigeuner eingehend beobachtet hat, erzählt, daß er im Feldzug einen bosnischen Soldaten kennen lernte, der mit bloßen Augen Alles erkennen konnte, was Groß nur mit Hilfe des Fernrohres sah. Aehnliches erzählt Wissmann; ich führe eine Probe aus der Schilderung einer Jagd auf Steinböcke an: „Nach einstündigem Aufstieg gewahrte der Beduine hoch über uns auf einem scharfen, zackigen Felsgrat einen sichernden Bock und sagte uns, daß es der Wachtbock eines Rudels Steinwild sei. Mit unbewaffnetem Auge konnten wir gar nichts, mit dem Glas aber nur zwei schräg auseinanderstehende Zacken erkennen, das Gehörn des Bockes, das sich vom Felsen gegen den dunkelblauen Himmel in der reinen, klaren Höhenluft abhob." Auch die Affen haben ein fabelhaft scharfes Auge. Der Affenwärter im berliner Zoologischen Garten erzählte mir verschiedene Fälle, die auf ein ausgezeichnetes Sehvermögen dieser Thiere schließen lassen. Brehm bestätigt die Wahrnehmung. Er sagt: „Wer Affen überlisten will, muß sehr vorsichtig zu Werke gehen. Besonders im Wald sind sie weit öfter zu hören als zu erblicken. Es erfordert Uebung, bis das Auge geschickt wird, die beweglichen und gewandten Turner zwischen den Laubmassen zu erkennen, und nur zu oft verkünden ängstliche wie zornige Warnungrufe, daß sie ihren Feind früher entdeckt haben". Ich will hier gleich noch daran erinnern, daß die Affen genau die selbe Sinnesorganisation wie der Mensch besitzen. Während Hund, Pferd, Elephant, Rind, Hirsch u. s. w. ihren Grundsinn in der Nase haben und schlecht sehen können, hat der Affe wie der Mensch nur einen stumpfen Geruch und kann deshalb nicht wittern. Ich habe diesen Gegenstand in meinem Buch: „Polyphem ein Gorilla" ausführlich behandelt.

Was die Gebrauchsfähigkeit des Magens, also Essen und Trinken, betrifft,

Digitized by Google

so besteht zwar anscheinend ein großer Unterschied zwischen vielen Menschen (etwa einem Beefsteak essenden Engländer) und einem vegetarisch lebenden Affen. Aber auch hier ist der Unterschied nur scheinbar und die Aehnlichkeit der Lebensweise der Primaten mit den Naturvölkern ihrer Heimath ist überraschend groß. Der Affe frißt zwar meist Vegetabilien; aber Kerfe und andere Fleischspeise sind ihm ein Hochgenuß. Jeder gefangene Affe ist auf animalische Nahrung erpicht. Der junge Gorilla, der vor etwa zwanzig Jahren im berliner Aquarium lebte, liebte besonders die warmen Würstchen; das angebliche Gorillaweibchen, das Barnum besaß, kannte, wie mir der Wärter erzählte, keinen größeren Leckerbissen als gebratenes Huhn. Auch der Neger liebt die Kerfe; er lebt, wie der Apostel Paulus, von Heuschrecken und wildem Honig. Uebrigens sollen auch die alten Römer mit Vorliebe die fette Larve des Hirschkäfers (lucanus cervus) verzehrt haben. Und es giebt ja kaum ein Gethier, das nicht von Menschen gegessen wird; man denke an die Chinesen, die Regenwürmer mit Milch mästen und andere unglaubliche Delikatessen lieben, oder an die Zigeuner, die mit Vorliebe gebackene Igel verzehren.

Wie verschieden im Gebiete des selben Landes die Ernährung ist, weiß Jeder. Ein städtischer Geistlicher, der in ein weltentlegenes Dörfchen an der pommerschen Küste versetzt wurde, erzählte mir den folgenden Fall. Er läßt sich Salat mit Essig und Oel zubereiten. Eine solche Speise weist jedoch sein neuer Knecht entschieden zurück und fragt höhnisch: Ich soll wohl gräsen? Das heißt: Ich bin doch kein Vieh, daß man mir solches Essen zumuthet. Aus solchen Erlebnissen stammt wohl die bekannte Redensart: Was versteht der Bauer vom Gurkensalat?

Es giebt Naturvölker, die Vegetabilien so gern haben wie der Affe. So heißt es von den kalifornischen Indianern: Erstaunlich groß ist die Zahl der Pflanzen, aus denen die Indianer Fasern zu Flechtwerk (Matten), Seilen u. s. w. gewinnen, eben so die Zahl der Nahrungmittelpflanzen. Dabei hat man eine sehr merkwürdige Gewohnheit entdeckt; die Indianer essen nämlich Klee, und zwar nicht die Blüthenköpfe, aus denen ja auch bei uns die Kinder einen schwachen Honigsaft saugen, sondern die Blätter und Stengel, gerade wie pflanzenfressende Thiere. Von Anfang April bis in den Juli hinein sieht man kleine Gruppen von Indianern in die Kleefelder ziehen und den Klee gierig essen.

Daß der Kulturmensch den Alkohol liebt, ist allgemein bekannt. Doch pflegt er sich nicht so viehisch zu berauschen wie der Naturmensch, der auch hier wiederum mit dem Affen auf einer Stufe steht. Schon die alten Griechen hatten die Beobachtung gemacht, daß die Naturvölker zu sinnloser Trunkenheit neigen. Von dieser Auffassung zeugt der Kampf zwischen den Lapithen und den berauschten Centauren bei der Hochzeit des Peirithoos. Auch die Affen lieben den Rausch. Der erste Affe, den ich als Knabe sah, war im Besitz eines Savoyarden und durch muthwillige Menschen so betrunken gemacht, daß er nicht stehen konnte. Brehm sagt von den Pavianen: „Alle unsere Paviane theilten mit den Eingeborenen die Leidenschaft für die Merisa, eine Art Bier, welche die Sudanesen aus den Körnern der Durra oder des Dohhen zu bereiten wissen. Sie berauschten sich oft in diesem Getränk und bewiesen mir dadurch, daß die Sudanesen mich der Wahrheit gemäß über den Fang der Paviane unterrichtet hatten. Rothwein tranken die Affen auch, Branntwein dagegen verschmähten sie stets. Einmal gossen wir ihnen ein Gläschen davon mit Gewalt in das Maul. Die Folge zeigte sich bald, zumal unsere

Digitized by Google

Thiere vorher schon oft genug die Merisa gekostet hatten. Sie wurden vollständig betrunken und schnitten die allerfürchterlichsten Gesichter, wurden übermüthig, leidenschaftlich, thierisch, kurz, gaben mir ein abschreckendes Zerrbild eines rohen betrunkenen Menschen."

Der Kulturmensch hält auf Reinlichkeit beim Essen und Trinken; der Naturmensch legt darauf weniger Werth. Allerdings ist der Landbewohner schon nicht so peinlich in solchen Sachen, denn mit den selben Händen, mit denen er den Dünger bearbeitet hat, setzt er sich, ohne sie gewaschen zu haben, zu Tisch. Der Großstädter trinkt vielfach nur abgekochte Milch und nur einwandfreies Wasser aus Furcht vor den gefährlichen Bazillen. Affen und Naturvölker trinken aus dem erstbesten Tümpel und erfreuen sich dabei einer ausgezeichneten Gesundheit. Der Großstädter ißt Obst womöglich nur gekocht oder wenigstens abgerieben oder geschält; und natürlich muß es ganz reif sein. Die Affen scheinen unreife Früchte den reifen vorzuziehen. Von dem Orangutan heißt es bei Brehm: „Er verläßt sein Lager erst, wenn die Sonne ziemlich hoch steht und den Thau auf den Blättern getrocknet hat. Er frißt die mittlere Zeit des Tages hindurch, kehrt jedoch selten während zweier Tage zu dem selben Baum zurück. So viel ich in Erfahrung bringen konnte, nährt er sich fast ausschließlich von Obst, gelegentlich auch von Blättern, Knospen und jungen Schößlingen. Unreife Früchte zieht er den reifen anscheinend vor, ißt auch sehr saure oder stark bittere. Insbesondere scheint ihm die große rothe fleischige Samendecke einer Frucht vortrefflich zu schmecken." Die Sache hört sich schlimmer an, als sie ist. Als ich im letzten Sommer meinen Urlaub auf dem Lande verlebte, sah ich, daß die kleinen Töchter meiner Wirthe, allerliebste, überaus kräftige und pausbäckige Kinder, im Begriffe waren, einen ganzen Haufen unreifer Birnen und Aepfel zu verzehren. Obwohl ich selbst ein Dorfkind bin und sehr gut weiß, daß wir als Jungen es eben so gemacht haben, konnte ich mich doch nicht enthalten, den Eltern meine Besorgniß über diese Mahlzeit zu äußern. Die aber meinten lachend, Das schade nichts; so machten die Kinder es täglich.

Der Kulturmensch kann an keinem Abgrund vorübergehen, ohne vom Schwindel befallen zu werden. Affen sind vollständig schwindelfrei. Das Selbe wird von vielen Naturvölkern berichtet, so namentlich von den Malaien.

Jeder Hundebesitzer weiß, daß am Leib seines treuen Wächters Wunden sehr rasch heilen. Das Selbe ist bei Affen beobachtet worden. Und auch hier wieder zeigt sich, daß bei Naturvölkern die Heilkraft unendlich größer als beim Kulturmenschen ist. Groß sagt darüber: „Merkwürdig und wichtig für den Kriminalisten ist das überaus rasche Verheilen von Wunden am Zigeunerkörper; diese Eigenschaft ist vielleicht orientalischen Ursprunges." Die Zigeuner schreiben diese raschen Heilungen allerdings nicht der Körperkonstitution, sondern ihren wunderbaren Heilmitteln zu. Einst wollte ein Gendarm einen gefährlichen Dieb, der lange mit Zigeunern gelebt hatte, festnehmen. An einem Gasthaus kams zwischen den Beiden zum Kampf mit Feuerwaffen. Der Gendarm fiel und dem Dieb wurde der rechte Vorderarm durch eine Kugel zerschmettert. Er konnte noch fliehen, kam zu einem Burschen, der ihm öfter Unterkunft gewährt hatte, und sagte: „Wenn ich noch zu meinen Leuten nach Haus kommen kann, so heilen sie mir den Arm bald; kann ichs nicht, so bin ich verloren."

Noch eine merkwürdige Uebereinstimmung zwischen Zigeunern und gewissen

Digitized by Google

Affenarten wäre zu erwähnen. In Europa giebts nur noch eine Stelle, wo Affen frei leben: den Felsen von Gibraltar, wo sich viele Magots (macacus Innus) unter dem Schutz der englischen Regirung ihres Daseins freuen. Sie werden seit vielen Jahren genau beobachtet und wir sind daher über ihr Thun und Treiben ziemlich genau unterrichtet. Nun wird immer berichtet, daß die Affen eine deutliche Abneigung gegen den Wind zeigen. So heißt es in einem Bericht aus dem Jahr 1880: „Wer die Affen sehen will, muß daran denken, daß ihr Aufenthalt auf dem Felsen von der Windrichtung abhängt. Sie ziehen die Felsen der dem Menschen unzugänglichen, zerrissenen Gehänge der Seite nach dem Mittelmeer vor, aber sie können den feuchtkalten Levante-Wind nicht ertragen, der, wie sein Name sagt, von Osten kommt und sie nöthigt, nach den Westabhängen über der Stadtseite des Felsens zu ziehen. Unten am Wall Karls des Fünften, der den Garten der Alameda überhängt, ist ein Lieblingplatz. An der Ostseite ist die Affen-Alameda, ein kleines buschiges Plateau halbwegs unter dem Absturz, ein anderer beliebter Zufluchtort, wie auch die Affenhöhle nah bei der See. In letzter Zeit sind sie vertraut mit ihrem Freund und Beschützer, dem Signalmeister, geworden, so daß sie häufig in die Umzäunungen der Station kommen, besonders in trockenen Sommern des Wassers wegen." Auch Brehm hebt diese Abneigung gegen den Wind hervor. Er sagt: „Sobald der Wind wechselt, ändern sie gewöhnlich ihren Aufenthalt. Diese Eigenthümlichkeit scheint bei vielen Affen anzutreffen zu sein, denn auch vom Dschelada-Pavian (cynocephalus gelada) heißt es: Langsam und scheinbar starr vor Frost steigt die Affenheerde, geführt von alten Männchen, auf eine sonnige, vor dem Wind geschützte Felsplatte, um sich zu erwärmen." Nun vergleiche man hiermit, was Groß über den Zigeuner und den Wind erzählt: „Ob der Weg gut ist oder nicht, ob er ihn kennt oder nicht, ob er Etwas trägt oder nicht: das Alles ist gleichgiltig; wenn es sein muß, legt er den Weg in einer Zeit zurück, die geradezu unbegreiflich ist. Er kennt nur ein Hinderniß: den Wind. Daß der Zigeuner den Wind nicht verträgt und geradezu hilflos wird, wenn er gegen Wind kämpfen muß, wird in allen Werken über Zigeuner hervorgehoben und ist auch richtig. Andere Diebe stehlen mit Vorliebe in stürmischer Nacht; der Zigeuner nicht: er verkriecht sich, wenn sein Erbfeind bläst. Muß er aber im Wind wandern, so braucht er mehr Zeit als ein anderer Mensch. Ist ein Diebstahl in einer sehr windigen Nacht verübt worden, so ist daher in erster Linie anzunehmen, daß ihn nicht Zigeuner verübt haben."

Noch eine Uebereinstimmung sei hier vermerkt. Alte Affen ergrauen selten; und auch bei manchen Naturvölkern (so, nach Forbes, bei den Aymaras und Quechuas in Südamerika) soll kein Fall von Ergrauen beobachtet worden sein.

Nicht also nur in der äußeren Struktur steht der Affe dem Naturmenschen sehr nah, sondern er theilt mit ihm eine Reihe von Eigenthümlichkeiten, wie Schönheit, Stärke und Ausdauer der Zähne, vorzügliches Sehvermögen, gleiche Nahrung, gleiche Unempfindlichkeit des Magens gegen Bazillen und unreife Früchte, leidenschaftliche Vorliebe für Alkohol, Schwindelfreiheit, große Heilkraft der Wunden. All diese Eigenschaften sind um so seltener anzutreffen, je höher der Mensch in der Kultur steigt; in geringerem Maße schon bei dem Landbewohner, am Wenigsten bei dem Großstädter. Natura non facit saltus: die Wahrheit dieses alten Satzes ist auch durch unseren flüchtigen Umblick nur bestätigt worden.

Dr. Theodor Zell.

Digitized by Google

Einfälle.

Wenn zwei Menschen einander achten, verstehen sie einander auch; man darf den Satz aber nicht umkehren.

*

Jedes Zukunftziel, das jenseits von unserer eigenen Lebensdauer liegt, ist psychologisch ein Aequivalent des Glaubens an ein Fortleben nach dem Tode.

*

Gerechtigkeit ist ein sehr alter Versuch, die Natur durch die Gesellschaft zu korrigiren.

*

Der historische Materialismus ist eine falsche Generalisirung des Satzes, daß die Absichten die Einsichten bestimmen, was eben nicht der ausschließliche Vorgang ist; außerdem lebt der Mensch nicht vom Brot allein.

*

Anpreisung des Individuellen und Autodidaktischen in der geistigen Entwickelung ist oft nur Unkenntniß des Zusammenhanges zwischen intellektueller Ontogenie und Phylogenie.

*

So werthlos das Vorurtheil, so werthvoll ist der Vorglaube.

*

Es giebt keinen kontradiktorischen Gegensatz zwischen Religion und Wissenschaft. Alle Religion ist alte Wissenschaft, alle Wissenschaft neue Religion.

*

Deutschland ist seit der Reichsgründung parvenuhaft geworden: daher das starke Hervortreten der Juden; nicht umgekehrt.

*

Gewisse moderne Autoren glauben, kühn ihre Nacktheit zu zeigen, während sie doch nur in einem unappetitlichen Flanelljäckchen dastehen; andere haben es bis zu seidener Unterwäsche gebracht und gelten dafür Manchem als feingeistig. Die Schlimmsten sind Exhibitionisten.

*

Die beste Jugenderziehung ist für die Meisten: möglichste Anpassung an ihr zukünftiges Milieu.

*

Sieht man auf alle die Ausstellungen, Sammlungen, Theater, Vorträge und Kunstschriftstellerei, so könnte man die Kunst für einen wichtigen bewegenden Faktor unserer Kultur halten; und doch würde im Leben nichts wesentlich anders ausfallen, wenn einmal dreißig Jahre lang alles Kunstschaffen ruhte. Vielleicht wäre Das aber der Kunst selbst förderlich.

*

Digitized by Google

Das Konventionelle: Jedermann kennt die Sicherheitschlösser mit verstellbaren Buchstaben. Für den Unkundigen sind alle diese Wortkombinationen sinnlos; und darin liegt gerade die Schutzvorrichtung.

*

Vergeistigung der Liebe ist intellektuelle Nutzbarmachung der erotischen Erregung: die Pyrotechnik der Flammen- und Funkenfeuersätze statt des einfachen Abbrennens der Pulvermasse.

*

Die unfreiwillige erzieherische Funktion der heutigen Tagespresse ist, den Fetischglauben an die gedruckte Meinung allmählich zu zerstören.

*

In der erblichen Monarchie der Gegenwart soll der jeweilige Herrscher nicht sowohl Standartenträger als Standarte sein; in ihm den Fahnenträger sehen, heißt, vergongene Zeiten beschwören.

*

Wir hassen und verachten oft nur, um uns an diesen Gefühlen als Gegenwerthen für Das schadlos zu halten, was uns auf unsere Weise versagt ist. Daher können diese Gefühle um so stärker auftreten, je mehr wir uns gerade das Selbe wünschen. Vorsicht vor Schönen Seelen!

*

In der Justiz kommt es weniger auf die objektive Gerechtigkeit als auf die Aufrechterhaltung des Glaubens an Gerechtigkeit an. In diesem Sinn wird Einer nicht verurtheilt, weil er schuldig, sondern schuldig, weil er verurtheilt ist.

*

Viele Menschen machen viele Vergnügungen nur deshalb mit, weil sie glauben, daß die Anderen glauben, man habe ein Vergnügen davon.

*

Eine Erwerbsform, die ganz entschieden überholt und unrentabel geworden ist, wird zum Erwerbsdelikt.

*

Ehrlichkeit ist in gewissen Verhältnissen ein Reklame- oder Luxusartikel und wird geachtet wie jeder andere Luxus oder auch als Reklame. Ist sie Beides offensichtlich nicht, so gilt sie als Nothartikel: wenn Einer schon sonst nichts ist, so soll er wenigstens ehrlich sein.

*

Die Wahrheit hat keine feste Beziehung zum Nützlichen, wie der Irrthum keine solche zum Schädlichen.

*

Digitized by Google

Es giebt nicht „eine" Moderne im Gegensatz zur Vergangenheit; jede Zeit war im Verhältniß zu ihrer Vorzeit modern.

*

Wenn man die Liebe resolut unter das Gesetz aller Neigungen stellt und also vor einer Vergleichung mit der Pferde-, Bücher- oder Orchideenliebhaberei eben so wenig zurückschreckt wie vor einer Vergleichung mit Eß-, Trink- und Rauchgewohnheiten, so verflüchtigen sich sofort erstaunlich viele Zweifel, Räthsel und Ueberraschungen.

*

In Gerichten wird immer noch sehr viel Verwirrung dadurch gestiftet, daß das Gedächtniß als ein Automat behandelt wird, der, wenn die Zeugengebühr hineingesteckt ist, die Wahrheit herzugeben hat.

*

Was zu verbreiten als indiskret gilt, ist öfter Das, was zu thun ein Vergnügen, als Das, was ein Leiden war. Ein Herausgeber galanter Memoiren sagt: „J'estime que je puis bien dire des choses que d'autres ont eu du plaisir à faire . . ."

*

Sanguinischen Menschen kommt für die Ausnützung jedes neuen Schwindels ihr leicht erregbarer Enthusiasmus sehr zu Statten. Sie sind gläubig, wo das ruhigere Urtheil die Täuschung und Charlatanerie bereits durchschaut, und sind dadurch in der Lage, ohne Schaden für ihren Selbstrespekt und ihre Respektabilität ihren Vortheil zu verfolgen; denn Herr Jedermann läßt sich zehnmal lieber für Modethorheiten schröpfen als darin widersprechen.

*

Die große Zahl Derer, die heute dem Schlagwort der Individualität folgen, zeigt gerade, wie selten wirkliche Individualität ist.

*

Bis zu einer gewissen Grenze ist Wohlbefinden Kontrastbewußtsein; und so könnte ein Lebenskünstler sich vorübergehend Entbehrungen auferlegen, nur um sich den Werth der alsbald wiederaufgenommenen Genüsse an dem Entbehrungmaßstab zu steigern. Solche hedonistische Askese müßte kurz sein, aber regelmäßig wiederholt werden. Wie Sanatorien für Leidende bestehen, so wären Tribulatorien für Genießende einzurichten: acht Tage Gefängnißregime oder Obdachlosigkeitkomfort von gleicher Dauer, ein wohlvernachlässigter Fabrikarbeitraum, Schmutz, widerwärtige Gerüche oder Geräusche und so weiter, — je nach ärztlicher Vorschrift. Als erster Schritt auf diesem Wege sind schon die Reisen in manche Sommerfrischen anzusehen, die dem Großstädter dazu dienen, seine häuslichen Bequemlichkeiten nach der Rückkehr besser zu schätzen.

Dr. Arthur Berthold.

Digitized by Google

Nachfeier.

Der Lärm verhallt, die Jubelredner schweigen,
Erloschen ist die Pfennigkerzenpracht,
Der Kehricht fort und weggefegt die Reigen:
Alltäglich darf die Welt sich wieder zeigen
Und Deine Gruft umrauscht die alte Nacht.

Nun sei der Kranz von ersten Frühlingsblüthen
In Licht und Duft auf Deinen Sarg gelegt
Von Allen, die tief innen für Dich glühten,
Die Dein Gedächtniß heilig still behüten
Und Deines Namens reiner Macht gepflegt.

Uns starbst Du nicht, uns wirst Du ewig leben,
Wie der Altar noch eines Herzens raucht;
Du darfst Dein Antlitz zu den Sternen heben,
Auf dunklen Fluthen als Gebieter schweben,
In Morgenglanz und Herrlichkeit getaucht.

Die Fackel, die Du flammend uns entzündet,
Gieb, daß ihr Schein uns nie und nie verloht;
Durch welche Tiefen auch der Pfad sich windet,
Gieb, daß Dein Volk den Weg zur Höhe findet,
Zur ewgen Höhe über Qual und Tod.

Nimm unsern Kranz! In Deinen Grabesfrieden
Des Tagwerks dumpfe Glockenrufe wehn.
Mühsal und Last ist unser Theil hienieden;
Doch daß uns trägt, uns hebt, was uns beschieden,
Laß Dich in uns alltäglich auferstehn!

Hamburg. Theodor Suse.

Digitized by Google

Menalkas.

„Erzähle uns Dein Leben, Menalkas, sagte Alkides. Und Menalkas hub an: „Mit achtzehn Jahren, als ich meine ersten Studien beendet hatte, zog ich, den Geist von Arbeit müde, das Herz unbeschäftigt, siechend, weil es so war, den Körper vom Zwang erbittert, auf den Straßen aus, ziellos, mein Wanderfieber zu kühlen. Ich lernte Alles kennen, wovon Ihr wißt: den Frühling, den Geruch der Erde, die Blüthe der Kräuter auf den Feldern, die Morgennebel über dem Fluß und die Dünste des Abends über den Wiesen. Ich zog durch Städte und wollte nirgends verweilen. Glücklich, dachte ich, wer sich an nichts auf der Erde heftet und eine ewige Inbrunst durch das stets Bewegliche trägt. Ich haßte die Heerde, die Familien, alle Orte, wo der Mensch eine Ruhe zu finden denkt, und die dauernden Neigungen, die Treue im Lieben, die Anhänglichkeit an Ideen, — Alles, was die Gerechtigkeit behindert; ich sagte, alles Neue müsse uns immer ganz verfügbar finden.

Bücher hatten mir jede Freiheit als vorläufig gezeigt, hatten gezeigt, daß sie stets nur darin besteht, sein Sklaventhum oder wenigstens seine Hingabe wählen zu können, wie das Samenkorn der Distel schwebt und schweift, wenn es den fruchtbaren Boden sucht, wo es Wurzel schlagen kann, und wie es nur bewegungslos erblüht. Doch auf der Schule hatte ich gelernt: Nicht die Vernunftschlüsse leiten die Menschen und Jedem läßt sich ein Anderer gegenüberstellen, den es nur zu finden gilt; und so befaßte ich mich manchmal auf den langen Straßen damit, ihn zu suchen. Ich lebte stets in wundervoller Erwartung irgend welcher Zukunft. Mein Glück kam daher, daß jede Quelle mir einen Durst offenbarte und daß ich in der wasserlosen Wüste, wo der Durst nicht zu stillen ist, noch die Inbrunst meines Fiebers unter steiler Sonne vorzog. Abends fand ich wundervolle Oasen, die mir nur noch frischer schienen, weil die Sehnsucht eines ganzen Tages nach ihnen begehrt hatte. Auf der sandigen Fläche, die überwältigt unter der Sonne lag, gleich einem ungeheuren, hingebreiteten Schlummer, in der furchtbaren Hitze und im Zittern selbst der Luft fühlte ich noch das Pochen des Lebens, das nicht entschlafen konnte, am Horizont vor Ohnmacht erbeben, zu meinen Füßen vor Liebe schwellen.

Jeden Tag suchte ich von Stunde zu Stunde nur noch eine immer einfachere Durchdringung der Natur. Ich besaß die kostbare Gabe, daß ich von mir selbst nicht zu sehr gefesselt war. Die Erinnerung an die Vergangenheit hatte nur so viel Gewalt über mich, wie nöthig war, meinem Leben die Einheit zu geben: sie war wie der geheimnißvolle Faden, der Theseus an seine vergangene Liebe band, doch ihn nicht hinderte, durch neue Landschaften zu ziehen. Und auch dieser Faden noch mußte zerrissen werden ... Wunderbare Wiedergeburten! Ich kostete oft auf meinen Morgengängen die Empfindung eines neuen Seins, die Zärtlichkeit meiner Wahrnehmung. „Gabe des Dichters," rief ich aus, „Du bist die Gabe unabläßiger Begegnung"; und ich hieß auf allen Seiten willkommen. Meine Seele war die offene Herberge am Kreuzweg; was eintreten wollte, trat ein. Ich habe mich dehnbar gemacht, freiwillig, verfügbar durch alle meine Sinne, aufmerksam gemacht zum Hören, so sehr, daß ich nicht mehr einen persönlichen Gedanken hatte, zu Einem, der jede Regung im Fluge fing, und von so feiner Reaktion, daß ich nichts mehr als übel anerkannte, weil ich gegen nichts mehr protestirte.

Digitized by Google

Uebrigens merkte ich bald, auf wie wenig Haß des Häßlichen sich meine Liebe zum Schönen stützte. Ich haßte die Müdigkeit, von der ich wußte, daß sie aus Langeweile bestand, und ich wollte, daß man sich die Vielheit der Dinge nutzbar mache. Ich ruhte mich irgendwo aus. Ich habe auf den Feldern geschlafen. Ich habe auf der Ebene geschlafen. Ich sah das Tagesgrau zwischen den großen Getreidegarben zittern und über den Buchenhainen die Krähen erwachen. Am Morgen wusch ich mich im Gras und die aufgehende Sonne trocknete mir die durchnäßten Kleider. Wer will sagen, das Land sei je schöner gewesen als an dem Tag, da ich die reichen Ernten unter Liedern einfahren und die Rinder an die schweren Karren gespannt sah?

Es kam eine Zeit, da wurde meine Freude so groß, daß ich sie mittheilen irgend einen Menschen lehren wollte, was sie in mir zum Leben brachte. Abends sah ich in unbekannten Dörfern zu, wie sich die Heerde, die den Tag über zerstreut gewesen war, wieder zusammenfand. Der Vater kam, von der Arbeit müde, nach Haus, die Kinder kamen aus der Schule zurück. Die Thür des Hauses öffnete sich einen Augenblick, um Licht, Wärme und Lachen einzulassen, und schloß sich dann wieder zur Nacht. Nichts von all den schweifenden Dingen vermochte mehr einzudringen, vom fröstelnden Wind da draußen. Familien! Ich hasse Euch! Geschlossene Heerde; verriegelte Thüren; eifersüchtiger Besitz des Glückes. Manchmal blieb ich, unsichtbar in der Nacht, gegen eine Scheibe gelehnt, stehen und schaute mir die Sitte eines Hauses lange an. Da saß der Vater, nah bei der Lampe; die Mutter nähte; der Platz eines Großvaters blieb leer; ein Knabe arbeitete neben dem Vater; und mir schwoll das Herz vor Verlangen, ihn auf den Straßen mit mir davonzunehmen. Am folgenden Tage sah ich ihn wieder, als er aus der Schule kam; am dritten Tage sprach ich mit ihm; vier Tage darauf verließ er Alles, um mir zu folgen. Ich zeigte ihm die Pracht der Ebene; er begriff, daß sie ihm offen stand. Ich lehrte also seine Seele, schweifender zu werden, schließlich freudig, und dann, sich von mir selbst zu lösen, ihre Einsamkeit kennen zu lernen.

In meiner Einsamkeit genoß ich die Freude des Hochmuthes. Ich stand gern vor dem Tagesgrauen auf; ich rief die Sonne über die Steppen empor; das Lied der Lerche war meine Laune und der Thau war mein Morgenbad. Ich gefiel mir im Uebermaß der Genügsamkeit und aß so wenig, daß mir der Kopf leicht und die Empfindung mir zu einer Art Rausch wurde. Ich habe seitdem von vielen Weinen getrunken; aber keiner, ich weiß, gab diesen Taumel des Fastens, am frühen Morgen das Schwanken der Ebene, ehe ich, wenn die Sonne gekommen war, im Versteck einer Miete einschlief. Das Brot, das ich bei mir trug, sparte ich oft auf, bis ich halb ohnmächtig wurde; dann war es mir, als empfinde ich die Natur weniger fremd und als durchdringe sie mich mehr; wie ein Strom kam sie von außen; durch all meine offenen Sinne sog ich ihre Gegenwart ein; Alles in mir fühlte sich zu ihr gelockt.

Meine Seele füllte sich schließlich mit lyrischem Sehnen, das meine Einsamkeit steigerte und das mich am Abend ermüdete. Ich hielt mich aus Stolz aufrecht; aber ich sehnte mich dann nach Hilarius, der im vergangenen Jahr das allzu Wilde aus meiner Stimmung ausgeschieden hatte. Mit ihm sprach ich gegen Abend. Er war Dichter; er begriff alle Harmonien. Jede Wirkung der Natur wurde uns gleichsam zu einer offenen Sprache, in der man ihre ganze Ursache lesen konnte; wir lernten die Insekten an ihrem Flug erkennen, die Vögel an ihrem

Digitized by Google

Gesang und die Schönheit der Frauen an der Spur ihrer Schritte im Sand. Ihn verzehrte auch ein Durst nach Abenteuern; seine Stärke machte ihn verwegen. Wahrlich: kein Ruhm wird je Dich aufwiegen, Jugend unserer Herzen! Während wir Alles mit Entzückungen in uns sogen, suchten wir vergebens, unsere Begierden zu ermüden; jeder unserer Gedanken war eine Inbrunst; das Empfinden hatte für uns eine sonderbare Schärfe. Wir brachten unsere glänzende Jugend mit der Erwartung der schönen Zukunft hin und die Straße, die zu ihr führte, schien niemals endlos genug. Wir zogen sie hin, mit weiten Schritten, und nagten an den Blüthen der Hecken, die den Mund mit einem Geschmack von Honig und köstlicher Bitterkeit füllen.

Mitunter suchte ich, wenn ich wieder durch Paris kam, auf ein paar Tage oder ein paar Stunden die Wohnung auf, in der meine arbeitsame Kindheit verstrichen war. Alles war schweigsam dort; die Sorfalt einer abwesenden Frau hatte Bezüge über die Möbel gebreitet. Mit der Lampe in der Hand ging ich von Zimmer zu Zimmer, ohne die Läden zu öffnen, die seit Jahren geschlossen waren, und ohne die mit Kampher bestreuten Vorhänge zu heben. Die Luft war hier schwer und voll starken Geruches. Mein Zimmer allein war immer noch zubereitet. In der Bibliothek, dem düstersten und schweigsamsten der Räume, bewahrten die Bücher auf den Ständern und Tischen die Ordnung, wie ich sie aufgestellt hatte; manchmal schlug ich eins auf und war vor der Lampe, die braunte, ob es gleich Tag war, glücklich, die Stunde zu vergessen; manchmal öffnete ich auch das große Piano und suchte in meinem Gedächtniß den Rhythmus verschollener Lieder, aber ich entsann mich ihrer kaum und hörte lieber auf, um mich nicht traurig zu machen. Am folgenden Tag war ich dann wieder fern von Paris.

Mein von Natur aus liebevolles und gleichsam überfließendes Herz breitete sich nach allen Seiten aus; keine Freude schien mir allein zu gehören; ich lud mir den Erstbesten dazu ein, und wenn ich zum Genießen allein blieb, so geschah es nur aus Stolz. Manche klagten mich des Egoismus an; ich warf ihnen Unverstand vor. Ich hatte die Anmaßung, nicht Irgendwen zu lieben, Mann oder Frau, sondern die Freundschaft, die Neigung oder die Liebe. Wenn ich sie Einem gab, mochte ich sie einem Anderen nicht nehmen, — und so lieb ich mich nur. Eben so wenig wollte ich mir Leib oder Herz eines Anderen nehmen; hierin wie vor der Natur Nomade, machte ich nirgends Halt. Jede Bevorzugung schien mir Ungerechtigkeit. Ich wollte Allen bleiben und gab mich also nicht Einem.

Die Erinnerung an jede Stadt bleibt mir mit der Erinnerung an eine Ausschweifung verbunden. In Venedig nahm ich mir meinen Theil an den Maskenfesten ein Konzert von Bratschen und Flöten begleitete die Barke, in der ich die Liebe genoß. Andere Barken folgten, voll junger Frauen und Männer. Wir fuhren zum Lido, den Tag zu erwarten, aber wir schliefen ermattet, als die Sonne aufging, denn die Musik war verstummt. Aber ich liebte selbst diese Müdigkeit noch, wie sie die falschen Freuden hinterlassen, und den Schwindel des Erwachens, daran wir sie als verblüht erkennen. In anderen Häfen lernte ich mit den Matrosen der großen Schiffe gehen; ich stieg in die schlecht beleuchteten Gassen hinab; aber ich tadelte bei mir das Verlangen nach der Erfahrung, unsere einzige Versuchung, und ich ließ die Seeleute in den Kammern und kehrte in den stillen Hafen zurück. Und der schweigende Rath der Nächte deutete sich aus der Erinnerung an diese Gassen, deren seltsames und pathetisches Lärmen durch die Ekstase zu mir drang. Mir waren die Schätze der Felder lieber.

Digitized by Google

Doch mit fünfundzwanzig Jahren, nicht der Reisen müde, aber gequält vom Uebermaß des Hochmuthes, der in diesem Nomadenleben erwachsen war, begriff ich (oder: überredete ich mich), daß ich endlich für eine neue Form reif sei.

Weshalb, weshalb denn, sagte ich zu ihnen, redet Ihr nur davon, noch einmal auf den Straßen auszuziehen? Ich weiß, daß an aller Rande neue Blumen erblüht sind; aber jetzt erwarten sie Euch. Die Bienen sammeln nur einmal Honig; nachher werden sie Schaffnerinnen. Ich kehrte in die verlassene Wohnung zurück. Ich hob das Leinen von den Möbeln und stieß die Fenster auf; und indem ich die Ersparnisse benutzte, die ich auf der Wanderschaft gleichsam unfreiwillig gemacht hatte, umgab ich mich mit Allem, was ich mir an kostbaren und zerbrechlichen Dingen, verschaffen konnte, an Vasen oder werthvollen Büchern und vor Allem an Bildern, die meine Kenntnisse in der Malerei mir zu sehr niedrigen Preisen zu kaufen erlaubten. Fünfzehn Jahre hindurch häufte ich so wie ein Geiziger Schätze auf; ich bereicherte mich nach Kräften; ich unterrichtete mich; ich lernte die toten Sprachen und konnte in vielen Büchern lesen; ich lernte verschiedene Instrumente spielen; jede Stunde jeden Tages war einem fruchtbringenden Studium gewidmet; die Geschichte und die Biologie beschäftigten mich besonders. Ich lernte die Literaturen kennen. Ich häufte die Freundschaften, die ich mir wegen meines großen Herzens und angestammten Adels nicht zu rauben brauchte; sie waren mir kostbarer noch als alles Andere. Und dennoch hängte ich mich nicht einmal an sie.

Mit vierzig Jahren war die Stunde gekommen. Ich verkaufte Alles; und da mein sicherer Geschmack und meine Kenntniß jeden Dinges nur Gegenstände erworben hatte, deren Werth inzwischen gestiegen war, so machte ich in zwei Tagen ein beträchtliches Vermögen flüssig. Ich legte dies ganze Vermögen so an, daß ich beständig darüber verfügen konnte. Ich verkaufte absolut Alles, da ich nichts Persönliches auf dieser Erde behalten wollte, nicht die geringste Erinnerung ans vorige Jahr.

Ich sagte zu Myrtilus, der mich auf die Felder begleitete: „Wie viel mehr Entzücken noch würde Deinem Empfinden dieser herrliche Morgen, dieser Nebel und dieses Licht, diese lustige Frische, dieses Pulsiren Deines Wesens bereiten, wenn Du Dich ihnen ganz hinzugeben verständest! Du glaubst, darin zu sein, aber der bessere Theil Deines Wesens ist noch zurück; Deine Frau und Deine Kinder, Deine Bücher und Dein Studium halten ihn ab und entziehen ihn Gott. Glaubst Du, in eben diesem Moment die gewaltige, vollständige, unmittelbare Empfindung des Lebens kosten zu können, ohne Alles zu vergessen, was nicht dieses Leben ist? Die Gewohnheit Deines Denkens hindert Dich; Du lebst in der Vergangenheit, — in der Zukunft; und nichts nimmst Du spontan auf. Wir sind nichts, Myrtilus, wenn wir nicht im Augenblick leben; die ganze Vergangenheit stirbt in ihm, ehe noch das Geringste der Zukunft in ihm geboren ist. Augenblicke! Du wirst noch einsehen, Myrtilus, von welcher Gewalt ihre Gegenwart ist! Denn jeder Augenblick unseres Lebens ist seinem Wesen nach unersetzbar. Lerne Dich einzig in ihm konzentriren! Wenn Du es wolltest, wenn Du es könntest, Myrtilus, ständest Du in diesem Augenblick, ohne Frau und Kinder, vor Gott allein auf der Erde. Aber Du denkst an sie und trägst, wie aus Furcht, sie zu verlieren, Deine ganze Vergangenheit, jegliche Liebe und alle Vorurtheile der Erde bei Dir . . . Mich erwartet meine ganze Liebe jeden Augenblick und zu neuer Ueberraschung: ich kenne sie stets und nie erkenne ich sie wieder. Myrtilus, Du ahnst nicht, welche Formen Gott

Digitized by Google

annimmt; weil Du die eine zu viel anschaust und Dich in sie verliebst, machst Du Dich blind. Die Unbeweglichkeit Deiner Anbetung schmerzt mich; ich möchte sie zerstreuter. Hinter all Deinen verschlossenen Thüren steht Gott. Alle Formen Gottes sind liebenswerth und Alles ist die Form Gottes."

. . . Mit meinem Gelde heuerte ich zunächst ein Schiff und nahm drei Freunde, die Mannschaft und vier Schiffsjungen mit mir aufs Meer. Ich verliebte mich in den unschönsten unter ihnen. Aber selbst der Süße meiner Liebkosungen zog ich noch die Betrachtung der großen Wogen vor. Ich fuhr abends fabelhafte Häfen an und verließ sie vor der Morgenröthe, nachdem ich mitunter die ganze Nacht hindurch Liebe gesucht hatte. In Venedig lernte ich eine schöne Courtisane kennen; ich liebte sie drei Nächte lang, denn bei ihr, so schön war sie, vergaß ich die Liebkosungen jeder anderen Liebe. Ihr verkaufte ich (oder: gab ich) mein Schiff.

Ich wohnte ein paar Monate in einem Schloß am See von Como, wo sich die anmuthigsten Musiker versammelten. Ich vereinigte dort auch schöne Frauen, gewandt und geschickt im Reden; und wir plauderten am Abend, während die Musiker uns bezauberten; dann stiegen wir die marmorne Freitreppe nieder, deren letzte Stufen im Wasser standen, und ließen in schweifenden Barken beim ruhigen Rhythmus der Ruder unsere Liebe schlafen. Und es folgte schlaftrunkene Rückkehr. Die Barke legte an und erwachte plötzlich; und auf meinen Arm gelehnt, stieg Idonea schweigsam die Treppe empor.

Im nächsten Jahr war ich in einem riesigen Park der Vendée, nicht fern vom Gestade. Drei Dichter haben den Empfang besungen, den ich ihnen auf meinem Wohnsitz bereitete; sie sprachen auch von den Teichen mit den Fischen und Pflanzen, von den Pappelalleen, den einsamen Eichen und den Eschengruppen, von der schönen Ordnung des Parkes. Als der Herbst kam, ließ ich die größten Bäume fällen und gefiel mir darin, meinen Aufenthaltsort zu verwüsten. Unbeschreiblich war der Anblick des Parkes, in dem unsere zahlreiche Gesellschaft einherging und durch die Alleen irrte, wo ich das Gras hatte wachsen lassen. Von einem Ende der Schneisen bis zum anderen vernahm man nun die Axthiebe der Fäller. Die Kleider blieben an Zweigen hängen, die die Wege sperrten. Der Herbst, der sich über die gefällten Bäume senkte, war herrlich. Eine solche Pracht legte sich darüber, daß ich noch lange nachher an nichts Anderes denken konnte. Und da erkannte ich mein Alter.

Seitdem habe ich ein Blockhaus in den Hochalpen bewohnt; ein weißes Schloß auf Malta, nah beim duftenden Hain Citta Vecchias, wo die Citronen die saure Süße der Orangen haben; eine fahrende Kalesche in Dalmatien; und jetzt diesen Garten auf dem Hügel von Florenz, wo ich Euch heute Abend vereint habe.

Sagt mir nicht zu oft, daß ich den Ereignissen mein Glück verdanke; freilich waren sie mir günstig, aber ich habe mich ihrer nicht bedient. Glaubt nicht, mein Glück sei mit Hilfe des Reichthumes erbaut; mein Herz ist ohne Fessel auf der Erde arm geblieben und ich werde mühelos sterben. Mein Glück ist aus Inbrunst gebaut. Ich weiß Tage, da es genügte, mir zu wiederholen, daß Zwei und Zwei immer noch Vier giebt, um mich mit einer gewissen Seligkeit zu füllen; auch der bloße Anblick meiner Hand auf dem Tisch genügte dazu . . ."

Paris. André Gide.

Digitized by Google

Selbstanzeigen.

Der psychologische und pathologische Werth der Handschrift. List, Leipzig.

Als ich vor etwa zwei Jahren anfing, meine mannichfachen graphologischen Entdeckungen zu einem geschlossenen Ganzen zusammenzustellen, da erschien es mir als dringende Nothwendigkeit, diese äußeren Beobachtungen über einen scheinbar rein zufälligen Zusammenhang zwischen gewissen handschriftlichen Erscheinungen und bestimmten psychologischen Eigenschaften innerlich zu begründen und die sich so vielfach verzweigenden „Zeichen" unter einheitlichen Gesichtspunkten zusammenzufassen. Und bei diesem Versuch erwies sich die Handschrift als ein sehr brauchbares Material. Sehr bald zeigte sich, daß in dem scheinbar so mechanischen Prozeß des Schreibens eine tiefe Weisheit verborgen liegt, daß hier allgemeine physiologisch-psychologische Gesetze herrschen, die an Exaktheit und Zuverlässigkeit sich sehr wohl mit den Gesetzen im Reich der Mathematik und der Naturwissenschaften messen können. So werden, zum Beispiel, sämmtliche ethischen und unethischen Zeichen von dem Prinzip der Abduktion und Adduktion beherrscht. Das heißt: ethisch — also auf Muth, Wahrheitliebe, Güte, Frohsinn, Stolz, Fleiß deutend — sind solche handschriftlichen Zeichen, die einen Federstrich in der Richtung fort vom Körper erweitern, verstärken, während es sich bei unethischen Zeichen umgekehrt verhält. Und es fällt nicht schwer, nachzuweisen, daß wir hier einem wohlbekannten physiologisch-psychologischen Gesetz begegnen, dem nämlich, daß sämmtliche ethischen Affekte von Muskelexpansion, unethische dagegen von Muskelkontraktion begleitet sind. Bei den intellektuellen Zeichen herrscht ein wesentlich anderes Prinzip. Hier handelt es sich erstens um ein Fortlassen von nebensächlichen Federstrichen (nämlich den Haarstrichen zu Anfang und Ende von Silben und Worten) und zweitens um ein Bestreben, Richtungunterschiede auszugleichen, ganze Silben, ganze Worte aus rein rechtsläufigen (Richtung des Uhrzeigers) oder rein linksläufigen Federzügen zu bilden. Das erste Zeichen weist einen Zusammenhang auf mit dem Wesen der intellektuellen Begriffsbildung; auch hier handelt es sich um ein Ausschalten des Nebensächlichen. Und in dem zweiten Zeichen wird Jeder leicht das Verfahren des geistvollen Menschen wiedererkennen, der bestrebt ist, das innerlich Einheitliche im äußerlich Verschiedenen und das Gegensätzliche im scheinbar Verwandten zu erkennen. Die ästhetischen Zeichen bestehen aus zweiläufigen Kurven, wie das lateinische S der Druckschrift und das griechische δ (delta); sie zeigen Kurven von verschiedener Form und oft wahrhaft künstlerischer Schönheit. Das Humorzeichen zeigt auch eine harmonische zweiläufige Form, es ist also ästhetisch und zugleich — weil abduktiv — ethisch. Es ist aber auch mit den intellektuellen Zeichen verwandt, denn es zeigt die Tendenz eines Fortlassens von Nebenzügen und eines Ausgleichens von Richtungunterschieden. Beim Witzzeichen tritt das Intellektuelle noch schärfer hervor; es schaltet den Nebenzug erbarmunglos aus und formt alles Linksläufige rechtsläufig. Aber es zeigt keine Kurve, ist also nicht ästhetisch und eben so wenig ethisch, denn seine idealste Form ist abduktiv. Endlich zeigt das Humorzeichen sowohl wie das Witzzeichen verkürzte Züge und eine durch Kontraste überraschende Form; und Jedem ist ja bekannt, daß bei humorvollen und bei witzigen Pointen der Effekt wesentlich von der Knappheit und Prägnanz der Form abhängig ist und daß es sich fast stets um eine Kontrastwirkung handelt. Auch

Digitized by Google

die pathologischen Zeichen der Handschrift bieten viel Interessantes. So zeigt das wichtigste Zeichen für eine geistige Erkrankung eine Beziehung zu den intellectuellen Zeichen; es werden hier nämlich gerade die Haarstriche, die der intellectuelle Mensch ganz fortläßt, durch buckelige Form, durch Ausbuchtungen erweitert. Statt Richtungunterschiede auszugleichen, stellt der Geisteskranke Züge von ganz verschiedener Form dicht neben einander. Ich denke, diese Andeutungen genügen vielleicht schon, um auch einen Skeptiker zu überzeugen, daß es wohl möglich ist, die Psychologie der Handschrift auf eine wissenschaftliche Grundlage zu bauen, daß sie nichts mit Wahrsagekunst oder Traumdeuterei zu schaffen hat, sondern bestrebt ist, aus logischen Folgerungen ihre Schlüsse zu ziehen.

Großlichterfelde. Magdalene Thumm-Kinzel.

Zum Kampf um die deutschen Kohlenschätze. Buchhandlung Bodenreform (Damaschke); 80 Pfennige.

Der westfälische Generalstrike hat die Oeffentlichkeit veranlaßt, sich wieder mit der Bergarbeiterfrage zu beschäftigen. So erklärlich dieses Interesse ist, so liegt doch die Gefahr nah, daß gerade der wichtigste Theil des Kampfgebietes in einem für die Zechenbesitzer wohlthätigen Dunkel bleibt. Die Ursachen, die dem Kohlensyndikat seine für die gesammte Kohle verbrauchende Industrie gefährliche Machtstellung verschafft haben, erblicke ich darin, daß das Syndikat nicht allein die gegenwärtige Förderung kontrolirt, sondern auch verstanden hat, die Erschließung neuer Bergwerke von seiner Entscheidung abhängig zu machen. Die Mittel, die es zu diesem Zweck anwendet, zeige ich in meiner Arbeit. Auch den Einfluß der Haute Banque mußte ich dabei berücksichtigen. Meine langjährige Börsenthätigkeit gab mir Gelegenheit, Beobachtungen zu machen, die der zünftigen Wissenschaft im Allgemeinen versagt sind. Ludwig Eschwege.

Jüdisches Volksbürgerthum und europäisches Staatsbürgerthum. Berlin, Hugo Schildberger. Preis: Eine Mark.

Meine Studie behandelt ein Grundproblem des Zionismus, dessen Behandlung und Lösung nicht länger noch in opportunistischer Zaudertaktik umgangen werden kann. Die Schrift zerfällt in drei Theile, jeder Theil wieder in drei Punkte, die ich in Form von Thesen oder Leitsätzen stets voranstellte. Im ersten Theil behandle ich jüdisches Volksbürgerthum und einfaches Staatsbürgerthum; im zweiten jüdisches Volksbürgerthum und politisch aktives Staatsbürgerthum; im dritten jüdisches Volksbürgerthum und Staatsbeamtenthum.

Köln. Moritz de Jonge.

Der verzauberte Philister. Otto Janke, Berlin 1905.

Freunde, wie müßt Ihr mich doch verachten,
Daß ich mich freue am Dichten und Trachten,
Während in diesen ernsten Tagen
Die Völker auf einander schlagen!

Digitized by Google

Hätte mir doch ein gnädiges Geschick
Euren politischen Feldherrnblick,
Hätte es mir Eure Einsicht beschert,
O so wär' ich doch auch Etwas werth!

Mir thut zwar — bin ich auch fern vom Streit —
Alles, was leidet, von Herzen leid.
Aber sagt mir: Wie sollt' ich es machen,
Daß nicht die Klänge in Lieder erwachen?

Hört man die Vögel nicht immer noch singen,
Werden die Bäume nicht Früchte bringen,
Trotzdem in diesen ernsten Tagen
Die Völker auf einander schlagen?

Rom. Walther Nissen.

Gottsched-Wörterbuch. Eugen Reichel, Schöneberg-Berlin, Eisenacherstr. 77.

Das erste Heft meines großen Gottsched-Wörterbuches, an dem ich seit vier Jahren nahezu ohne Unterbrechung arbeite, ist vor einiger Zeit erschienen. Meine Hoffnung, daß eine angemessene Zahl von Vorbestellungen mich bei dem großen Werk unterstützen würde, hat sich leider nicht erfüllt. Abgesehen von ein paar Staats- und Hochschulbibliotheken, Stadtbehörden, Sprachgelehrten und Schriftstellern (rund 25 Vorbestellern), hat bisher Niemand das Bedürfniß gehabt, dem großen nationalen Werk, das dem deutschen Volke den Ruhm sichern soll, den wortreichsten Schriftsteller der Welt zu besitzen (Gottsched verfügte über einen — zum Theil erst von ihm selbst gebildeten — Sprachschatz von etwa 80 000 Wörtern, während in Schmidts „Shakespeare-Lexikon" nur etwa 40 000, die Eigennamen, deren in Gottscheds Schrift etwa 10 000 gerechnet werden dürfen und die ich deshalb dem „Wörterbuch" entzogen hatte, mit eingerechnet, gebucht sind, und Goethe wird auf etwa 30 000 Wörter geschätzt, ja, vielleicht überschätzt), seine Theilnahme zuzuwenden. Allerdings hat meine Bitte, sich an der Vorbestellung zu betheiligen, nur etwa 300 Adressen erreicht; wie manchen deutschen Mann aber mag es geben, der sich, um des großen Zweckes halber, gern ein kostbares Lesebuch voll herrlicher Gedanken, edler Betrachtungen und schöner Verse für einen nicht sehr hohen, sich auf eine Reihe von Jahren vertheilenden Preis anschaffen möchte? So wende ich mich denn von dieser ein weites Gebiet der gebildeten Welt beherrschenden Tribüne nochmals an die Gebildeten unseres Volkes, mit der Bitte, mir die schweren, mich fast erdrückenden Opfer tragen zu helfen. Jedes Heft in Stärke von sechs Bogen Lexikonformat kostet in Vorbestellung (ehe die dem Buchhandel vorbehaltene Bandausgabe erscheint) zwei Mark. Dem ersten Band werden die Namen der Vorbesteller und Spender kleiner oder größerer (einmaliger oder jährlicher) Zuschüsse, die mir die Durchführung der großen Ausgabe erleichtern könnten, beigedruckt werden. Das Werk ist auf fünf oder sechs Bände im Gesammtumfang von etwa zweihundert Bogen berechnet und wird in spätestens zehn Jahren vollständig vorliegen.

Eugen Reichel.

Digitized by Google

Börsenmai.

Alles war längst escomptirt. Wenn man den Makler Christian Wilhelm Michael Cohn fragte, ob er einen Börsensommer des Mißvergnügens oder glorreiche Hundstage erwarte, bekam man zunächst nur die Antwort: „Weiß ich!“ (Keine Gegenfrage; ein Ausruf.) Und nach einer Weile erst tröpfelten, bei guter Laune, langsam vielleicht noch etliche Sätzchen über die Lippe. „Keiner weiß was. In den zwei Mittagsstunden, an denen wir Alle zu Gruude gehen (versuchen Sies mal; achtzehn Jahre lang mache ich mit und schleiche jedesmal wie gerädert nach Haus), bringt Jeder hundert Geschichten. Ganz oder halb falsch; erfunden oder schon lange escomptirt. Schließlich klettern die Kurse ein Bischen herauf oder herunter, ohne daß Einer sagen könnte, warum. Die kleinen Leute möchten nicht ohne ein paar Mark Verdienst zu Tisch. Irgend ein Schlaumeier hat sich Sonntag die Nachricht zurechtgemacht, mit der Elektrisirung der Eisenbahnen werde es nun Ernst; zuerst komme die berliner Stadtbahn dran und die weiteren Schritte seien dann nicht mehr schwer. Viele zweifeln; denn die Sache kostet ein ordentliches Stück Geld. Aber Elektrizität ist gut. Die Konkurrenz nicht mehr so ruppig wie früher, die Preise also etwas gebessert; und der Stadtbahnschlendrian ist nachgerade ja wirklich kaum noch zu ertragen. Weshalb soll man nicht mitgehen? Montag abends lesen Sie von einer ‚lebhaften Bewegung in Elektrizitätaktien‘. Nebbich, sagten die alten Cherusker. Ist man aber schon so weit, dann will der Bankaktienmarkt auch sein Plaisirchen haben. Wenn Hollmann mit mariuirten Angelegenheiten oder mit drahtloser Theologie beschäftigt ist, präsidirt Fürstenberg dem Aufsichtrath der A. E.-G. Kitzeln wir also Handelsantheile in die Höhe. Von jeder gesegneten Mahlzeit der Elektrizität muß für die Handelsgesellschaft ja Etwas übrig bleiben. Vielleicht macht Fürstenberg auch wirklich mit Bayern ein Verstaatlichungsgeschäft von der Kohlensorte, die ihn in Preußen so empört hat. Oder der Konsul Eugen Gutmann ärgert sich, weil nach dem fetten Körting-Hohenlohe-Jahr Handelsantheile noch immer nicht zur Ruhe kommen, und erneuert die Dezemberordre: ‚In zwei Monaten müssen wir fünf Prozent über der Handelsgesellschaft stehen!‘ Alles ist möglich. Wer sich erinnert, wie vor vier Jahren die dresdener Leute in der Nachbarschaft Hilfe suchten, wird nach der kurzen Zeit sogar noch den Kurs von 154 sehr anständig finden. Es kommt doch immer anders. Wars denn nöthig, im Februar 1904 den Kopf zu verlieren, weil die Geschichte in Ostasien losging? Nur die dummen Dementis waren schuld; dem Geschäft hat der Krieg bis heute nicht geschadet. Seitdem sind die Hitzköpfe abgebrüht. Uns macht so leicht Keiner mehr graulich. Handelsverträge? War mal wichtig; jetzt für die Katze. Die Hauptsache ist, daß gearbeitet und dafür gesorgt wird, daß der Ertrag der ausgewanderten Industrien uns nicht entgeht. Da sitzen die Musikanten: was draußen verdient wird, muß sicher wieder herein, darf nicht in der Fremde gegen uns mitarbeiten. Marokko? Zeitungsache. Allein könnte Frankreich, selbst wenn es wollte (will aber gar nicht), nichts anfangen; und verläßt sichs auf England, dann ists aufgeschmissen. Für uns nicht der Rede werth. Ballin wird künftig Tanger anlaufen und wahrscheinlich, so lange die Neugier vorhält, ganz nett dabei verdienen. (Unsere Chauffeusen wollen doch sehen, ob die Stammverwandten im Sultanat sich onduliren). Er ist überhaupt der Einzige, dem die hohe Politik was einbringt. Kriegt noch mehr Glückwunschdepeschen als Armour und Morgan und ist seinen ganzen alten Plunder zu Konjunkturpreisen an die Russen losgeworden. Da sieht man, was die Prophezeierei taugt. Jahre lang haben die klugen Leute gesagt: Die Packetfahrt (jetzt heißt sie H.-A.-L.) ist eine schöne Sache; nur nicht

Digitized by Google

sehr solid. Keine Kleinigkeit, wie Ballin (früher Auswandereragent kleinen Kalibers) sie in die Höhe gebracht hat; da er aber nicht genug abschreibt und Niemand ihm die unmodernen Kähne abnimmt, wirds eines Tages schief gehen. Nun haben die Russen sie ihm abgenommen, er kann vergnügt weiterbauen und hat gewiß die Gelegenheit zu Abschreibungen benutzt, gegen die selbst Gwinner nichts mehr einwenden könnte. Kunststück! Wenn ich rechtzeitig gekauft hätte, wäre mir jetzt wohler. Es kommt eben immer anders. Und Sie wollen wissen, was ich von dem Sommer erwarte? Fragen Sie im Oktober wieder an. Wir werden dann Beide wissen, wie es geworden ist. Bleibt die Geldflüssigkeit, so ist nichts Schlimmes zu befürchten. Ich könnte auch sagen: Wenns regnet, wirds naß. Mehr wissen selbst die Leute nicht, die bei Hupka frühstücken und Schoeller einen guten Mann sein lassen". Also sprach Christian Wilhelm Michael Cohn.

Ungefähr so denken Alle, die in der Burgstraße handeln und wandeln. Als die Kurse zu bröckeln begannen, glaubten die Zaungäste, die für Zeitungen schreiben, das Wehen komme von den Gipfeln, wo die Weltpolitik gemacht wird. Marokko, die Frage der französischen Neutralität, die zwischen Formosa und Wladiwostok zu erwartende Seeschlacht, die über den Aermelkanal gerufenen Drohungen englischer Admirale: Grund genug zur Unruhe. Erfahrene Börsianer schüttelten das Haupt; wiesen auch wohl nach Paris, wo die Börse, trotz allem Geschrei der politiciens, ganz ruhig blieb. Wichtiger schien ihnen schon der amerikanische Eisenmarkt. Auf den starrt aber ein Theil des Börsenvolkes immer wie hypnotisirt. Abwarten; wenn Schwab wirklich große Bestellungen aus Rußland mitgebracht hat, werden wirs spüren. Der Gedanke, die Yankees durch einträgliche Geschäfte für die russische Sache zu interessiren, wäre nicht übel. Einstweilen siehts nicht nach Aufreundung aus; sonst ließe man den Chinesen-Cassini wohl in Washington. (Natürlich kann der Graf, der für den modernsten Diplomaten und businessman des Zarenreiches gilt, gerade durch Schwab und dessen skrupellose Genossen auch wegintriguirt worden sein.) Ob es zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland zu einem Handelsvertrag kommt, ist noch immer zweifelhaft; der berliner Vertreter des amerikanischen Handels will ihn, auch Roosevelt soll (nach einem politisch und wirthschaftlich intimen Briefwechsel mit dem Deutschen Kaiser) zu Konzessionen bereit sein; die Entscheidung hängt aber von den Trusthäuptern ab, die in den Parlamenten herrschen und trotz allen imperatorischen Depeschen nie vergessen, nach welcher Seite ihr Vortheil winkt. Sich olcher Dinge wegen den Kopf zu zerbrechen, hat der Börsenmann sich längst abgewöhnt. Ihm genügt die Thatsache, daß vorläufig bei uns überall mit Volldampf gearbeitet wird, weil jeder Fabrikant die letzte Epoche des alten Zolltarifes noch weidlich ausnützen möchte. Im Uebrigen ist das (als Sprachgebild nicht allzu schöne) Wort vom „leichten Geldstand" ein Schibboleth; so lange das Geld nicht knapp wird, braucht er nicht vor dunklen Tagen zu ittern. Fast ward er drum böse auf Mendelssohn, der für das russische Vorschußgeschäft roße Summen bis ins nächste Jahr hinein binden will. Die könnten, gerade wenns darauf ankommt, fehlen. Bisher war ja ein Hauptfaktor des Wohlbefindens, daß Rußland ine Guthaben im Ausland arbeiten (nicht ganz selten wohl auch spekuliren) ließ. Ohne ieses Geld, das die Märkte düngte, wäre die Lenzblüthe nicht so üppig geworden. Und un will Mendelssohn einen Geldposten von beträchtlichem Umfang dem Verkehr entiehen. So sind die Leute, die sich unberlinisch schöne Monumentalbrunnen von Hildeand vors Haus setzen können. Kein Herz für den kleinen Mann. Keine Rücksicht auf die es publica. Vielleicht war der aufflackernde Zorn die Ursache des Kursgebröckels. Auch i diesem Fall aber war der Wüthende im Unrecht. Erstens handelt sichs nicht um Sum-

Digitized by Google

men, die über den Status entscheiden können. Und zweitens darf man, wenn das Vorschußgeschäft gelingt (woran nach Fischels bisherigen Leistungen nicht zu zweifeln ist), erst recht hoffen, daß die russischen Guthaben nicht nach Petersburg beordert werden.

Denn die Russen sind noch lange nicht in der Klemme. Auch ein Punkt, wo „es anders gekommen ist". Paul Leroy-Beaulieu, kein Russenschwärmer, sondern ein waschecht Liberaler, der nicht ohne Erfolg die einst von Leon Say eingenommene internationale Stellung anstrebt, hat in der Neuen Freien Presse neulich einen Artikel veröffentlicht, der die Gesundheit der russischen Finanzen mit guten Gründen beweist. Rußland hatte am ersten Januar 1905 über 7 Milliarden Rubel Schulden; davon entfielen 450 Millionen Rubel auf Kriegsanleihen (die deutsche Anleihe ist seitdem noch hinzugekommen, ändert das Bild aber nicht wesentlich). Da Frankreich über 30, England ungefähr 20 Milliarden Francs Schulden hat, ist Rußland mit 19 Milliarden Francs Schulden noch nicht besonders schlimm dran. Für Zinsen und Amortisirungsquoten brauchte es am ersten Januar 1905 rund 816 Millionen Francs. Das sind (da das Budget für 1903 die Staatseinnahmen auf etwa 5½ Milliarden Francs veranschlagt) knapp 15 Prozent des Jahresertrages; und erst wenn die Schuld 35 Prozent der Jahreseinnahmen verschlingt, findet Leroy die Zahlungfähigkeit eines Staates gefährdet. Dabei ist noch zu bedenken, daß 45 Prozent der russischen Schuld aufs Eisenbahnbudget entfallen und daß diese Eisenbahnen schon 1903 zwar 317 Millionen Rubel verbraucht, aber 453 Millionen eingebracht haben, also, mit einem Ueberschuß von 136 Millionen Rubel, nicht unproduktiv zu nennen sind. Rußland hat im Lauf der letzten zwanzig Jahre (außer den Riesensträngen seiner asiatischen Bahnen) in Europa Bahnen im Umfang von 30000 Kilometern gebaut. Der liberale Franzose, dem das Staatsbahnsystem nicht gefällt, weist mit Recht darauf hin, daß Rußlands Finanzlage heute unvergleichlich günstiger wäre, wenn es den Bahnbau privaten Gesellschaften überlassen hätte. Sicher; dafür beherrscht der Staat jetzt aber fast alle Linien und die Rentabilität des Betriebes muß bei einigermaßen ruhiger Entwickelung im nächsten Jahrzehnt gewaltig steigen. Nach dem Märzausweis hatte die russische Reichsbank beinahe 2½ Milliarden Francs in Gold liegen. (Die Bank von England nur 1 Milliarde 700 Millionen, die Bank von Frankreich 2 Milliarden 760 Millionen Francs.) Dazu kamen 310 Millionen Francs an ausländischen Guthaben. Der Notenumlauf übertraf das Goldinkasso nur um 35 Millionen Francs; bei den meisten Banken der Erde geht er, wie Leroy sagt, bis zum Doppelten des Metallvorrathes. Daß Rußland vom Ausland so viel geborgt hat und noch lange zu borgen genöthigt sein wird, beweist nichts gegen die Gesundheit seiner Finanzen; alle jungen oder spät entwickelten Länder waren und sind in der selben Lage und die Thatsache, daß die Vereinigten Staaten im neunzehnten Jahrhundert so lange dem Ausland verschuldet waren, hat ihre Entwickelung nicht gehemmt. Selbst wenn der Krieg noch lange dauert und Rußland schließlich zu einer Milliardenzahlung gezwungen wird, kann es sich rasch erholen. Nach 1870 sank die französische Rente, die zehn Jahre lang kaum unter Pari gestanden hatte, auf 50 und noch tiefer. Italienische Rente (fünfprozentige) schwankte lange zwischen 60 und 70, sechsprozentige Rente der amerikanischen Union zwischen 75 und 90. Während des Sezessionistenkrieges verlor das Papiergeld der Vereinigten Staaten zwei Drittel seines Nominalwerthes. Alles schon dagewesen. Und Rußland, mit seinen ungehobenen Bodenschätzen, seinen 140 Millionen Menschen, sollte die Nachwirkung eines unglücklichen Krieges nicht überwinden? Daß nach dem Krieg die schlimmsten Schäden der Wirthschaft beseitigt werden, ist nicht zweifelhaft. Wird aber der Ackerbau nur halbwegs modernisirt, nur ein Bischen ver-

Digitized by Google

nünftiger und vorsichtiger für die Industrie gesorgt, dann muß das Land vorwärtskommen. Jedenfalls ists albern, wenn Leute, die nicht durch parteitaktische Erwägungen dazu getrieben werden, so thun, als sei das den Russen geborgte Geld zum Fenster hinausgeworfen; sie wären wohl ganz zufrieden, wenn sie einen hübschen Haufen russischer Staatsschuldscheine im Schrank hätten.

Noch öfter hatten wir gehört, Japan könne die Kosten eines langen Krieges nicht tragen. Leicht ists wohl auch nicht; noch aber darf man nicht hoffen oder fürchten, daß den Gelben nächstens der Athem ausgehen wird. Der Bankier Nakahashi Tokugoro hat berechnet, daß Japan, wenn der Krieg bis in den März 1906 dauert, ungefähr 3¼ Milliarden Francs dafür verbraucht haben wird; dauert er vier Jahre, dann sind 5½ Milliarden nöthig. Das wäre, da das Nationalvermögen auf mindestens 60 Milliarden Francs geschätzt wird, immerhin noch erträglich. In den japanischen Zeitungen wird behauptet, das Volk könne neue Steuererhöhungen aushalten und werde trotzdem noch weiter Kriegsschatzscheine zeichnen; nur müsse man aufhören, die Masse der Armen zu belasten. Salzmonopol, Seidenzoll, Besteuerung der Arzneimittel und Aehnliches müsse vermieden werden. Das alte Lied; wenn nur der Weg schon gefunden wäre, auf dem man ohne Belästigung der Massen große Steuereinnahmen erreichen kann! In Japan sind fast alle Abgaben um 100 bis 150 Prozent erhöht worden; wird diese Last dem Gewimmel der Kleinen zu schwer, dann kann alle Opferbereitschaft des reichen Häuflein nicht helfen. Ganz so sauber, wie man uns stets erzählt, scheints dort übrigens auch nicht zuzugehen. Die Presse klagt sehr über bureaukratische Vergeudung und die Regirung hat, um die Gemüther zu beschwichtigen, schon beträchtliche Ersparnisse versprochen. Auch sollen im Kriegsdepartement böse Durchstechereien vorgekommen sein. Nach dem Japan Chronicle hat die Firma Okura & Co. in den letzten drei Jahren illegale Gewinne im Betrag von fast 2 Millionen Yen eingesäckelt. Und im Japan Herald war zu lesen: „Der Bericht der Kontrolkommission für das Rechnungwesen hat einen betrübenden Zustand enthüllt. Für das Jahr 1901 wurden 35 gesetzwidrige und 46 ungerechtfertigte, für das Jahr 1902 noch immer 26 gesetzwidrige und 30 ungerechtfertigte Ausgaben festgestellt. Dafür ist die Regirung verantwortlich. Daß solche Dinge in einem konstitutionellen Staatswesen möglich bleiben, beweist nur, wie unwirksam die durch die Verfassung geschaffenen Einrichtungen in Japan noch sind. Die Enqueten führen zu keinem Resultat, locken nur zu neuen Gesetzwidrigkeiten und nähren Gerüchte, die dem Ansehen der Regirung nicht nützlich sein können. Der Tiefstand der politischen Moral gefährdet den Fortschritt des Landes." Die Firma Okura soll zu übertrieben hohem Preis schlechte Baracken gebaut und Hafer, der ihr bezahlt war, gar nicht geliefert haben. Als die Minister interpellirt wurden, erklärten sie, nur dem Mikado Rechenschaft zu schulden; ganz wie in Europa. Unter Nikolai Alexandrowitsch sind freilich schlimmere Dinge passirt. Deutsche Offiziere, die aus der Mandschurei zurückkommen, erzählen, ganze Güterzüge seien, wenn nicht unbestechliche Wächter aufgestellt waren, nachts heimlich ausgeräumt und die gestohlenen Waaren von einem Heer chinesischer Hehler weggekarrt worden. Doch Rußlands Riesenleib kann solche Eiterbeulen immerhin noch eher ertragen als der schmächtige Körper des ostasiatischen Inselreiches.

Die Hoffnung, Geldmangel werde einen der beiden Staaten (oder beide) bald zum Friedensschluß zwingen, ist also zu Wasser geworden. Herr Bloch, der Schwiegervater unseres unermeßlichen Koscielski, hat sein Bureau vergebens strapazirt, um den Beweis zu liefern, daß selbst die reichste Großmacht einen modernen Krieg nicht bezahlen könne; kaum hatte der Suttnergenosse die Augen geschlossen: da erlebte der Erdball den unwider-

Digitized by Google

leglichen Gegenbeweis. Die Börse spricht denn auch gar nicht mehr von dem Krieg; sie hat an das Geschwätz von der russischen Revolution, die für übermorgen angesagt war, nicht geglaubt und würde sich nicht allzu sehr wundern, wenn die Nachricht käme, Roschdestwenskij habe den Togo (oder Togo den Roschdestwenskij) mit all seinen Kähnen unschädlich gemacht. Lieber, wenns durchaus Politik sein soll, redet sie von den Aussichten des neuen Berggesetzes, das dem Syndikat an den Kragen will. Schade, daß Hans Hammerstein die Stunde der Rache nicht mehr erlebt. Als dieser wundersame Minister des Inneren in der Strikezeit das Ruhrkohlenbecken besuchte, hauchte er, ohne sich umständlich erst vorzustellen, den Geheimrath Kirdorf mit den Worten an: „Sie haben wohl gar keinen anderen Wunsch als den, der Staatsregirung Schwierigkeiten zu machen?“ Herr Kirdorf, der schon in Sachen Hibernia bewiesen hat, daß er nicht der Mann der bleichen Furcht ist, antwortete mit der kühlen Gegenfrage: „Mit wem habe ich denn die Ehre?“ Stumm wandte die Excellenz ihm den Rücken; und hinter diesem Rücken fiel dann erst das Wort von der „schlappen Gesellschaft, die uns immer im Stich läßt“. Kismet, denken die Weisen des west-östlichen Burgstraßendivans; und escomptiren für alle Fälle schon die Annahme der Möllernovellen sammt der Lex Gamp. Wer für den Kohlenmarkt fürchtet, tröstet sich mit der Hoffnung auf das Stahlreich; die internationale Schienenkonvention ist erweitert, die Amerikaner haben sich mit dem deutschen Stahlwerkverband über Absatzgebiete und Preise verständigt: diese Nachricht dünkt sie wichtiger als Alles, was aus der Prinz Albrecht-Straße und aus Ostasien gemeldet wird. Die große Frage bleibt nur: Wird der Friede eine Hausse bringen? Nein, sagen die Meisten; auch mit der Hausse kommts immer anders. Während des Transvaalkrieges hieß es Tag vor Tag, wenn endlich wieder Friede sei, müsse sich ein Goldstrom über die Erde ergießen. Nachher wurde nichts draus; und jetzt wird eben so wenig draus werden. Wirklich? Man sollte meinen, die beiden Kriege seien nicht zu vergleichen. In Südafrika waren nennenswerthe Materialmengen nicht zerstört (gesteigerte Menschenfabrikation bringt den Börsen nichts ein), und daß die Goldindustrie nicht so schnell wieder in den alten Gang kommen würde, konnte sich jeder Nüchterne sagen. Jetzt ist mit ganz anderen Ziffern zu rechnen. Ungeheure Werthe sind vernichtet; und da dieser Krieg, wie er auch enden möge, nur als Ouverture zu dem asiatischen Schlachtkonzert zu betrachten ist, müssen beide Kämpfer unmittelbar nach dem Friedensschluß ihre Rüstung für Land und See ergänzen und über den früheren Stand hinaus verstärken. Da gehts um Milliarden; und selbst wenn Amerika einen tüchtigen Happen wegfängt, bleiben noch Summen, die Europens Wirthschaft zu neuer Lebensfreude befeuern müssen. Und zweifelt Jemand, daß die übrigen Großmächte nach den Erfahrungen dieses Krieges auch mehr Schiffe und Geschütze fordern und für die Modernisirung der Wehrtechnik große Kredite verlangen werden? Diesmal scheint die Hausse sicher; wo solche Ueberfülle neuer Aufträge zu vertheilen ist, kann, trotz der französischen Konkurrenz, einem Reich von der industriellen Kraft Deutschlands der Segen nicht fehlen. Noch spricht man nicht gern davon; Alle aber, auch die skeptisch Thuenden, denken daran. Sonst wären die nach der Abbröckelung noch immer sehr hohen Kurse ja gar nicht haltbar. Fast alle Industriepapiere und der größte Theil der Bankaktien sind überwerthet. Das wissen die Eingeweihten, trösten sich aber mit der Zuversicht: Zar und Mikado werden schon für die Ausgleichung der Differenz sorgen. Wenns dann so weit ist und die Hausse nicht weithin sichtbar wird, kann Herr Christian Wilhelm Michael Cohn die Brauen hochziehen, den Blick himmelwärts wenden und mit der Handberedsamkeit, die den Makler ziert, die enttäuschten Kunden fragen: „Habe ich nicht immer gesagt, daß Alles schon escomptirt ist?“

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 27. Mai 1905.

Deutscher Künstlerbund.

Der Deutsche Künstlerbund, dem gerechter Zorn über die preußische Renaissance selbständige Persönlichkeiten aus allen Kunstprovinzen Germaniens geworben hat, zeigt der Reichshauptstadt jetzt zum ersten Mal, was er kann. Am Kurfürstendamm, zwischen der Uhland- und der Knesebeckstraße, hat er, im neuen Haus der Berliner Sezession, seine Ausstellung eröffnet; in einem schmucklosen Häuschen, das dem von den gräßlich uniformen Protzenburgen dieses äußersten Westens geärgerten Auge ein Labsal ist. Nicht zu große, helle Räume, ohne Stuck, ohne schreiende Farbe; nichts, was an Meßvergnüglichkeit, an das Berlin des Trokaderodomes und der Thiergartengräuel erinnert; zwischen einfachen Leinwänden Oelgemälde, Plastik, Schwarz-Weiß-Kunst, eine reizende Probe vom wiener Kunstgewerbe. Diese Ausstellung ist ein Ereigniß; nicht nur die beste, sehenswertheste, die von deutschen Künstlern in Berlin je veranstaltet wurde, sondern auch ein tröstend in die Zukunft weisendes Wahrzeichen. Der Katalog verzeichnet 281 Nummern: und keine ganz schlechte Arbeit ist darunter; die schwächsten (ein in Himbeersauce gedünsteter Johannisnachtschinken des Herrn Erler, ein widrig süßer Tribadenkitsch des Fräuleins von Finck und ein Halbdutzend anderer Unbeträchtlichkeiten) würden im öden Moabiterreich des Herrn von Werner noch durch Kraftfülle auffallen. Da, ohne eines Medicäers Güte, allen borussischen Staatsgewalten sogar zum Trotz, solche Leistung möglich ward, brauchen wir an der Zukunft deutscher Kunstkultur noch nicht zu verzweifeln. Im Stillen wächst sie, heimlich, wie alles Gesunde, und wartet nicht auf ein augustisch Alter, ein siècle de Louis-Quatorze. Das kleine

Digitized by Google

Haus vereint die rüstigsten Kräfte der deutschen Künstlerrepublik (die auf Oesterreich und die Schweiz niemals verzichtet hat) zu bewußtem Widerstand gegen die Kunstpolitik des im Deutschen Reich mächtigsten Mannes. Von den Künstlern, die den neuen Bund schufen, hat Wilhelm der Zweite gesagt, sie seien „in den Rinnstein niedergestiegen“: und auf dem Plakat der Ausstellung sehen wir ein Mädchen, das neben dem Rinnstein Rosen findet und pflückt. Der kecke Wurf dieser Zeichnung könnte als Motto das Wort Goethes tragen: „Die Kunst an und für sich selbst ist edel: deshalb fürchte sich der Künstler nicht vor dem Gemeinen. Ja, indem er es aufnimmt, ist es schon geadelt; und so sehen wir die größten Künstler mit Kühnheit ihr Majestätrecht ausüben.“ Auch mittelwüchsige, gegen den Willen irdischer Majestät. Als der Bundespräsident die Ausstellung eröffnete, sagte er: „Unser Ziel ist, uns selbst zu finden und zum Ausdruck zu bringen. Wir können von Anderen vielleicht eine Förderung oder Hemmung erfahren, niemals uns aber einem kategorischen Imperativ beugen. Das verbietet uns unser künstlerisches Gewissen.“ So sprach Professor Leopold Graf von Kalckreuth, der Direktor der stuttgarter Akademie; kein grüner Stürmer, sondern ein Mann von fünfzig Jahren; kein borstiger Revolutionär, sondern der Enkel des preußischen Feldmarschalls, der unter dem Großen Fritzen bei Freiberg den ersten Lorber erwarb, mit Berthier den tilsiter Waffenstillstand schloß und später Gouverneur von Berlin war. Und der selbe tapfere Edelmann und Maler hat, als die wernerische Hofpartei den schon gefürchteten Künstlerbund aufforderte, im nächsten Sommer mit ihr zusammen am Lehrter Bahnhof auszustellen, einträchtiglich in ihrem schwarzweißrothen Himmel mit ihr zu wohnen, kurz geantwortet, der Bund sei durch ältere Verpflichtung gehindert, von diesem Erbieten Gebrauch zu machen. Die Kunde, daß in Deutschland noch solche Männer leben, würde den Dichter der „Deutschen Muse“ mehr freuen als aller Gassenlärm einer Säkularfeier. „Rühmend darfs der Deutsche sagen, höher darf das Herz ihm schlagen: selbst erschuf er sich den Werth.“ Wenn deutsche Künstler sich zum Wettkampf schaaren, braucht kein Potentat, kein Würdenträger ihr Beginnen mit einem Weihesprüchlein zu segnen. Wohl uns, daß es fehlt. Nicht alle Künstler sind Kalckreuths, nicht alle so unabhängig, auf hohe Gnade so wenig angewiesen; die dörrenden Strahlen höfischer Gunst könnten die zarten Keime neuer Kunstkultur in wenig kultivirtem Erdreich rasch vernichten.

Des Kaisers Wille ist nicht für alle deutschen Höfe suprema lex. Im größten Saal des Ausstellunghauses hängen zwei Monarchenportraits. Reiterbilder der Großherzoge von Baden und von Hessen. Professor Wilhelm Trübner, der dem Verbande der Berliner Sezession angehört, hat sie gemalt. Beide scheinen meinem Laiengefühl Meisterwerke. Kein kalter Hauch aus der

Digitized by Google

Modergruft hiſpaniſcher Repräſentation, keine Spur von knechtiſchem Legendendienſt; dieſer Maler wollte nur malen, zu farbiger Einheit geſtalten, was ſein Auge zuſammenſah, nicht eine Geſchichte von der Würde oder Leutſäligkeit Königlicher Hoheiten erzählen. (Man muß an Angeli, den ſudermännlich begabten Koner, an die polniſchen und ungariſchen Schmeichelpinſler denken, um den Unterſchied klar zu empfinden.) In dem Bild Friedrichs von Baden dominiren blaue Töne, in dem des Heſſen grüne; dazu zwang die Farbe der Waffenröcke. Wie die ſymphoniſche Wirkung erreicht, hier das langweilige Himmelblau, dort der grellrothe Kragen in die innere Einheit des Bildes gewältigt wurde, iſt kein kleines Wunder. Die Pferde (die nur von falſch gewählten Blickplätzen aus ſtreifig ſcheinen), die Reiter, das Stückchen Hintergrundlandſchaft ſogar: Alles ſtrotzt von lebendiger Kraft. Noch ſtärker als die auf Beſtellung gemalten Prunkſaalbilder ſind freilich drei kleinere Landſchaften Trübners; wohl die ſtärkſten der Ausſtellung. Das iſt nicht Manet; techniſch lange nicht ſo fein, nicht ſo gottähnlich geiſtvoll als Allgeſtalter und Schöpfer des Zauberſpieles von Licht und Luft, ſo altmeiſterlich ſicher im Kleinſten. Vielleicht aber männlicher; der deutſchen Wunſchzone jedenfalls näher. Ein urkräftiges Grün ſingt die Herrlichkeit beſonnter Natur; einen frohen Choral, keinen ſchwachgemuthen geduckter Menſchheit. Trübners Stadtgenoſſe Thoma, der ein dem böcklinſchen ſchwächlich nachempfundenes „Selbſtportrait mit Tod“ und ein trotz allem Blau nicht verlockendes „Sommerglück“ geſchickt hat, kommt dagegen nicht auf; die Miſſionare der Heimathkunſt, die den karlsruher Hans als den ſeelenvollſten und deutſcheſten aller Deutſchen preiſen, müßten eigentlich zugeben, daß ihr Heros ſchon recht lange nicht mehr gut malt. Herr Meier-Graefe, der in ſeinem Buch „Der Fall Böcklin und die Lehre von den Einheiten“ mit geiſtreichſter Sachkenntniß und fanatiſchem Japanermuth (Eigenſchaften, die auch der von dieſem aufrüttelnden, in jedem Satz intereſſirenden Buch nicht Ueberzeugte ſchätzen muß) beweiſen will, daß Böcklin kein Maler war und der Böcklinismus und Thomakultus der deutſchen Kunſt zum Verhängniß werden kann, — dieſer artifex Robespierre wird am Kurfürſtendamm manche Freude erleben. Die neun Bilder des Herrn von Hofmann werden kaum noch beachtet und die vier des Herrn Stuck verdienen ſicher kein beſſeres Schickſal. Dämmerts ſchon um den ſchweizer Ölgötzen, dem Jahre lang Menſchenopfer unerhört geſchlachtet wurden? Ich wage, zu zweifeln. Wenn der reife Böcklin die Mittel der Malkunſt nicht zu meiſtern vermochte — Das muß wahr ſein, denn Feuerbach und Menzel, Lenbach und Liebermann ſtimmten in dieſem Urtheil überein —, ſo hat er uns doch die wundervolle Bilderbibel einer natürlichen Schöpfungsgeſchichte geſchenkt und wird drum, auch wenn ſeine Werke modernen Sinnen nicht mehr

Digitized by Google

zugänglich sind, im Gedächtniß der Menschen noch unendliche Sehnsucht wecken. Er brachte eine neue Vision, brachte sie von einem vorher unbekannten Planeten, den das zierliche Talent Hofmanns nur aus schlechten, verkleinlichenden Reproduktionen kennen gelernt und den auch Stuck nie erklettert hat, weil der Salonpan Piglheins Reich dekorativer Kunststücke behaglicher fand.

Wäre aus dem neuen Ausstellungshaus eine Krone zu holen, dann dürfte kein Gerechter sie Herrn Max Liebermann weigern. Nicht etwa nur, weil dieses Haus, weil Alles, was wir an moderner Kunst in Berlin heute haben, das Werk seiner zähen Energie, seiner ernsten Sachlichkeit und seines funkelnden Verstandes ist und weil wir, wenn er nicht unermüdlich dem Guten den Weg bereitet hätte, Knaus noch dicht unter Rembrandt und hoch über Menzel stellen, die Achenbachs als Herrscher über Erde und Meer anbeten und wahrscheinlich von neuen Kiesels, Thumanns, Sichels (vielleicht gar noch von den alten) mit Oelgenüssen bewirthet würden. Nein: ganz allein schon wegen der diesmal gezeigten persönlichen Leistung. Die Polospieler und das Elbrestaurant sind aus der hamburger Kunsthalle bekannt; auch der „Biergarten" war, glaube ich, schon ausgestellt. Doch die Freude an dieser Könnenssumme ist immer neu. Nichts ist nur gewollt; das Vermögen bedient den Willen auf den ersten, den letzten Wink. Alles lebt in Luft und Licht. Alles ist gesehen, nicht ergrübelt. Jede Bewegung hat sich in einem Malerauge gespiegelt, jeder Körper steht so, wie nur ein Meister ihn stellen konnte. Da ich kein zünftiger Kunstkritiker bin und nicht dünkelnd nach dem Scheinruhm der Kennerschaft strebe, scheue ich das Geständniß nicht, daß mir das Biergartenbild viel besser, luftiger, lebendiger scheint als Alles, was Menzel in der Darstellung ähnlicher Szenen geboten hat; es giebt schlichte Wirklichkeit, wo der große Zwerg geistreiche, zur Karikatur hinneigende Anekdote gab. Der neuen „Seilerbahn" fehlt kein Reiz der älteren Bilder; und ein Portrait wie das des Museumsdirektors Bode hat Liebermann seit den berühmten Bildern seiner Eltern kaum noch gemalt. Kalckreuth hat gute Portraits ausgestellt, darunter drei (in verschiedener Schwarztönung) der alten Frau Zacharias, die wie bester Chamisso wirken, und ein Kinderbild, dessen kräftiger Eleganz man sogar die gefährliche Erinnerung an Velazquez verzeiht. Reinhold Lepsius zeigt einen in der Sofaecke (etwas seltsam) sitzenden Professor Dilthey, der wohl das beste Werk dieses feinen Künstlers ist; ganz auf Charakteristik zugespitzt und doch dekorativ im Sinn guter alter Kunst. Slevogt hat, außer einem mit Greisenverstand in den Raum gestellten und mit Jünglingskraft gemalten weiblichen (nur in der Farbe unweiblichen) Akt, ein Portrait des Bankdirektors Dernburg geschickt, dessen innere und äußere Aehnlichkeit den Psychologen verblüfft. Und doch: wenn man vor Liebermanns Bode hintritt, sind alle anderen Por-

Digitized by Google

traits der Ausstellung plötzlich vergessen; auch die plastischen. Er stilisirt nicht, wie Klinger (dessen Nietzsche in seiner bewußten Erhabenheit fast komisch wirkt) und auf seine Weise auch Hahn, macht die Menschen nicht dämonisch (Klingers Liszt und Brandes, die zwei Lebensgourmets wie düstere Weltverneiner darstellen), vereinfacht das Komplizirte nicht, wie der Romanist Hildebrand so gern, selbst in der wundervoll gelungenen Portraitbüste Siegfrieds Wagner. Er giebt, was da ist, nicht weniger noch mehr; und trotz solcher Bescheidenheit hat sein Bild keinen kleinlichen Zug. Die Portraitirten haben von sich meist ein anderes, reicheres Bild, das Bild Dessen, was sie sein möchten, und sind von Liebermanns Wiedergabe deshalb selten entzückt. Als Malerleistung kann dieser Bode sich neben den besten modernen Portraits sehen lassen. Die steife, etwas genirte Haltung (die Haltung eines Mannes, der immer Vorgesetzte hatte), das in langem Prüfungdienst zu mißtrauischer Vorsicht geschulte, schon ein Bischen müde Auge, die Hand, die ohne Vordringlichkeit vom Wesen des Mannes, des Geheimrathes und Kunstgelehrten so viel verräth: ein preußischer Beamtentypus und zugleich doch ein bestimmtes Individuum aus deutlich erkennbarem Geistesklima. Wer so sehen, so malen kann, darf den Arm nach der Krone recken.

Aber Liebermann ist ja schon oft genug gekrönt, höre ich sagen; auf seinen Ehrenscheitel sind längst alle edlen Qualitäten gehäuft und das Papierblätterdach erdröhnt seit Jahren von seinem Ruhm. Wirklich? Die Sachverständigsten, die Herren Heilbut, Tschudi, Lichtwark, Gurlitt, Muther, Meier-Graefe, Scheffler, Rosenhagen, fast alle ernsten Künstler bewundern und lieben ihn und der „lichtvolle Historiograph" Ludwig Pietsch (der neulich schrieb, unser Professor Arthur Kampf sei doch ein anderer Kerl als der gepriesene Renoir) schätzt ihn viel geringer als seinen auch malenden Schwiegersohn und versäumt keine Gelegenheit, ihn einen Schmierer zu schelten. Das ist viel Ehre. Eine ganze Gruppe giebts aber, eine sehr starke und geräuschvolle, die in Liebermann den Vater aller Uebel sieht. Einen reichen Juden, der nicht deutsch empfinden kann, spekulativen Verstand, doch keine Seele hat und nur durch sein Geld hochgekommen ist. Ein Importeurgenie, das sich aus Frans Hals, Manet und Israels eineblendende Synthese geschaffen hat. Einen déraciné, der fremdbrüderlich (wie Treitschke sagen würde) nur die Mächlerei der französischen Impressionisten anbetet, gegen die Großen der deutschen Kunst hetzt und wühlt, die Jugend vom sicheren Heimathboden weglockt, früh und spät nur an sein Ruhmeskränzchen denkt und in der Sezession mit unduldsamster Tyrannenmacht schaltet. Wer hat Aehnliches nicht schon gelesen, hundertmal vernommen? Wahr ist von Alledem nur, daß Liebermann ein Jude ist und ein für deutsche Begriffe großes Vermögen besitzt. Vielleicht hätte er ohne diese Mitgift nicht die

Digitized by Google

hohe Kulturstufe erreicht, auf der er jetzt steht. Aber, Hand aufs Herz: würde seinen Bildern Einer, der's nicht wüßte, ansehen, daß sie ein Jude gemalt hat? Diesen schlichten, nie schreienden Bildern, die nichts vom meyerbeerischen Schaufensterglanz, auch nichts vom heinischen Asiatengenie haben, die dem Betrachter nur „das Gefühl von Luft und Licht vorzaubern" wollen und in ihrer bescheidenen, ungeputzten Redlichkeit oft zu frommer Andacht rufen? Mir sind sie nicht seelenlos; in dem Auge, das die dürftige Natur unserer nordischen Küste, die Verkümmerten und Siechen, das ganze Gewimmel der Mühseligen so liebevoll, ohne Sentimentalität zärtlich sah, und in der ordnenden Kraft, die das Geschaute zu neuem Leben umschuf, finde ich mehr „Seele" als in den Spätlingen der Romantik, in Makart, Piloty, Knaus und deren Epigonen, in dem alternden Thoma sogar, der verträumte Lümmel, Riesen aus der Gartenlaube, in klug und wirksam arrangirte, nicht immer einheitliche Landschaften stellt (und der, was für einen Maler am Ende auch nicht gleichgiltig ist, das Handwerk nicht so recht schaffen meistert wie Liebermann). Ein Rembrandt ist der berliner Israelit nicht; nicht einmal ein Dürer. Keiner hält ihn dafür; er selbst sich gewiß nicht. Keinem Künstler aber hat er in Werk und Wort ehrfürchtiger gehuldigt als dem Schöpfer der Nachtwache. Auch ein üppig thronender Malerfürst im Stil der Rubens, Tizian, Lenbach ist er nicht. Sein Glas ist nicht groß, aber er hat stets nur aus seinem Glas getrunken; so viel er von Courbet und Bastien-Lepage, von Millet und Manet, Menzel und Israels gelernt hat: im Wesentlichen blieb er sich treu und folgte nie, wie mancher Arier, einer Modelockung. Ein Mann, dem seine Zeit gefällt, der stolz ist, in ihr, mit ihr zu leben, und ihr nicht in Maskeraden entflieht. Wäre er ein schlauer Spekulant, dann hätten ihm, bei seinem Können, längst der Kaiser und sämmtliche Granden des Reiches gesessen und seine Jahreseinnahme wäre nicht heute noch kleiner als die eines Dutzendrechtsanwaltes oder Boudoirportraitisten. Wer so meisterlich zeichnet, radirt und, ohne eigentliches Farbentalent, malt, hat alles Erreichte seiner Kraft und seinem Fleiß zu danken; rastlosem Fleiß besonders, der ihn über Uhdes ursprünglichere Malerbegabung hinauswachsen und, auf anderem Sitz, in Menzels und Leibls Nähe rücken ließ. Ists ein Verbrechen, daß er findet, moderne Malkunst sei in Frankreich zur bisher höchsten Entwickelung gelangt? Nur unkluger Germanenhochmuth widerspricht diesem Urtheil. Jahrzehnte lang, Jahrhunderte sind deutsche Maler und Steinbildner über die Alpen gezogen, um von Italiens Kunst zu lernen; warum sollen sie jetzt nicht über die Vogesen in französische Lehre wandern, die dem Stockpreußen Menzel doch so gut bekam? Wir höhnen die Chauvins, die sich einbilden, sie brauchten Goethe, Schiller, Kleist und Hebbel nicht zu kennen, weil sie Corneille, Racine, Hugo und Dumas haben; und

Digitized by Google

wollen selbst von ihnen das Beste, was sie uns zu geben hätten, nicht nehmen. Kein verständiger Franzos scheut das Bekenntniß, daß ohne die deutsche Musik die Welt ihm stumm bliebe; und wir möchten wie einen Landesverräther Den anprangern, der sagt, daß der modernen Menschheit Frankreich zuerst Auge und Hand war. Mich dünkts, nebenbei bemerkt, nobel und rühmenswerth, daß ein Maler die größten Meister der Kunstgattung, die er selbst sich gewählt hat, immer wieder in die von seinem Willen beherrschten Ausstellungen holt; daß Liebermann, seit die Berliner Sezession besteht, den Manet und Monet, Degas und Renoir, Sisley und Toulouse-Lautrec die Ehrenplätze anweist: wenns ihm um Sättigung der Eitelkeit, nicht um Kulturpropaganda, zu thun wäre, hielte er die Väter wohl vom Mahle fern. Tyrannisirt er nun die Landsleute, zwingt sie in seines Wesens Gesetz und sperrt Denen, die zwischen Himmel und Erde Anderes sehen, nach anderem Dogma selig werden wollen, die Thür?

Böcklin und Leibl waren, Rodin und Thoma sind Ehrenmitglieder der Sezession. Sie brachte uns Toorop und Zuloaga, Klinger und Munne, Beardsley und Sargent, Lavery und Oberländer, Ryfselberghe und Somoff: Werke, die ein ganzes Mondgebirge von Liebermanns Wesensart trennt. Corinth malt, mit starker Faust und unerzogenem Geschmack, seine von Farbe triefenden Barbarenbilder (diesmal hat er in Bartholomäs Spur ein Triptychon gefunden, in dessen Fleischhaufen nur ein Kinderkörper das Auge erquickt). Dill träumt unter Föhren im Moor, Heine tändelt mit Mädchen und Schäfchen und formt einen amphibischen Bronzeteufel mit dickem Bauch und plumpen Tappflossen. Fräulein Hitz sucht aus Carrières Nebel den Weg in die Lichtfluth einer Kirschenernte (die dem Auge leider zu hoch hängt). Leistikow findet im Thüringer Wald, schneller noch in der Schneeluft der schlesischen Berge die alte Kraft und die manchmal vermißte Einfachheit wieder. Der Wiener Moll giebt ein fein abgestimmtes Interieur, der Münchener Strathmann seine (allzu sehr ins Breite gewachsene) Mosaikmalerei, Uhde Gruppen in hellem und gedämpften Licht, Keller mondäne Damen, Walser einen Pierrot in stilisirter Landschaft (der seine früheren Bilder nicht erreicht); und junge Talente, wie Baum, Hettner, Kardorff, Tuch (dessen „Sonntag an der Marne" wie eine Hoffnung das Auge herbeiwinkt), tummeln sich in freier Selbständigkeit. Kein Schulzwang herrscht, keine „Richtung" heischt blinde Gefolgschaft. Und die beiden Künstler, denen zwei ganze Säle überlassen sind, Ferdinand Hodler und Gustav Klimt, müßte der Fabelpapst Liebermann mit der ächtenden Bannbulle aus seines Reiches Grenzen jagen. Auf mich hat der Schweizer Hodler stärker gewirkt. Er ähnelt einem blonden Michelangelo; und sein herrliches Meisterwerk „Die Nacht" (hingestreckte Leiber, in denen die Kinderfurcht vor dem Dunkel und

Digitized by Google

die Sehnsucht nach einer Sonne, der Alb und die heiße Luft der lichtlosen Stunden wacht) erinnert an das vom Dämon beflügelte Handwerkergenie Buonarottis. Andere, sehr seltsame Bilder, die sich zu einer Mythologie des dem Naturkult wiedergegebenen Menschen zusammenfügen, wecken wirre Erinnerungen an Botticelli und einen ins Gigantische strebenden Plakatstil, an Cornelius und Puvis zugleich; und sind dennoch ganz sein Eigen. Von dem parfumirten Pöbel wird dieser geniale Sucher noch verlacht; recht lange, wollen wir hoffen. Denn „eigentlich ist Das, was nicht gefällt, das Rechte", sagt Goethe, der auf seine besondere Weise von Kunst Etwas verstand. Der Oesterreicher Klimt hat in Berlin mehr Glück. Seine Portraits (namentlich das eines ganz jungen Mädchens), die, jenseits von aller Wirklichkeit, nur das Gehäus einer Seele geben, dazu ein Stückchen vom weißen Hals, kein Knochengerüst, aber das ganze Raffinement einer geistreich ersonnenen Damentoilette, sind das Entzücken der Klügsten und Dümmsten. Seine (zu süße, zu cocottenhaft Sinnlichkeit posirende) Salome, eine pariserische, kommt schlechten Instinkten so weit entgegen, daß ihre Artistenfeinheit in Gnaden hingenommen wird. Und seine symbolischen Bilder haben so viel Hautgout, daß der Nervenreiz über die Wüstheit des Eindruckes siegt. Ein Mann von ganz ungewöhnlichem Können (das nur die Landschaften nicht verrathen), dessen Persönlichkeit man zunächst aber nicht spürt und dem man zutrauen möchte, er suche den bizarren Effekt und häufe, pour épater le bourgeois, die Schrullen. Wer ihn dann sieht, steht erst recht vor einem Räthsel. Ein stämmiger Troglodyt, in sich gekehrt, fast struppig; und der stille, scheue Blick einer ganz einsamen Seele. Und Der hat diese überwürzten Gerichte bereitet, diese kränkelnde Hyperkultur gemalt? Warum nicht? Fra Filippo, der Maler heiliger Keuschheit, ist als ein wilder Hans Lüderlich durchs Leben getost; und Liebermann, der den tollkühnsten Witz über die Lippe läßt (und deshalb, nach berlinischem Sprachgebrauch, für einen Cyniker gilt), hat als Künstler das Schamgefühl eines im Gebet erröthenden Nönnchens.

... Genug für heute. Ein kundigerer Führer wird die Geduld, die so lange dem Laien folgte, belohnen; ich wollte nur von einem frohen Erlebniß berichten. Auch unter dem Magnifico schossen die Genien nicht wie nach warmem Regen die Spargel auf; und die Zeit, die Wurzelzone der Renaissance war dem Gedeihen stolzer Persönlichkeit günstiger als das preußische Reich deutscher Nation. Aber wir haben noch Künstler; und sind auf dem Wege zu einer Kunst. Gott und dem Kaiser sei Dank: in Borussien ist sie schon geächtet. Verächtlich blickt, auf dem Plakate des Künstlerbundes, eine feine Madame auf das Mädchen herab, das am Rinnstein Rosen pflückt. Sie hat ihr dürres Treibhausstämmchen im Prunktopf und langt nicht nach neuen Sommern.

Digitized by Google

Paragraph 175.

Die Homosexualität, der auf das gleiche Geschlecht gerichtete Geschlechtstrieb, ist seit einiger Zeit zum Gegenstand allgemeinen Interesses geworden. Drei Ursachen haben hierzu beigetragen: erstens die zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten, die das Gebiet der gleichgeschlechtlichen Liebe zu erhellen suchten; zweitens mehrere Sensationfälle, bei denen die Homosexualität eine Rolle spielte; drittens die Agitation der Homosexuellen, die sich zum Theil durch die soziale Aechtung, zum Theil durch die strafrechtliche Stellung der gleichgeschlechtlichen Liebe bedroht fühlen und deshalb agitatorisch dieses Joch von sich abzuschütteln suchen. Bereits vor einer Reihe von Jahren hat sich ein „Wissenschaftlich-Humanitäres Komitee" gebildet, das diese Agitation besonders betreibt, aber auch die Frage der gleichgeschlechtlichen Liebe wissenschaftlich aufklären will. Es kann aber nicht geleugnet werden, daß in neuerer Zeit die Verknüpfung zwischen Agitation und Wissenschaft zu großen Bedenken Veranlassung giebt, da die Agitation dazu neigt, die Ergebnisse der Wissenschaft in ihrem Sinn zu färben. Jedenfalls hat der wissenschaftliche Forscher die Pflicht, nur nach Wahrheit zu suchen, mag sie irgend einer, vielleicht auch nach seiner Ansicht berechtigten Agitation schaden oder nützen.

Einen deutlichen Beweis, wie leicht die Agitation dazu neigt, Falsches zu ihren Gunsten zu verwerthen, liefert die Statistik, die Magnus Hirschfeld, der an der Spitze des Wissenschaftlich-Humanitären Komitees steht, vor einiger Zeit durch eine Umfrage unter den Studirenden der Technischen Hochschule in Charlottenburg zu gewinnen suchte. Aus den eingegangenen Antworten schloß er, daß 94 Prozent heterosexuell, 1,5 homosexuell und 4,5 bisexuell seien, also für beide Geschlechter sexuell fühlen. Der Werth der Umfrage wird aber dadurch wesentlich verkleinert, daß eine wichtige Fehlerquelle übersehen wurde: das Bestehen der Periode des undifferenzirten Geschlechtstriebes.

Der Geschlechtstrieb entwickelt sich unter normalen Verhältnissen bei beiden Geschlechtern in der Zeit der Pubertät; er führt schließlich den Mann zum Weib, das Weib zum Mann, ist also unter normalen Verhältnissen heterosexuell. Die heterosexuelle Richtung des Triebes erfährt jedoch unter abnormen Verhältnissen Abweichungen. Wir wissen, daß es Individuen giebt, die sich zum gleichen Geschlecht hingezogen fühlen, und zwar männliche sowohl wie weibliche; wir sprechen dann von einem homosexuellen Trieb. Wir wissen aber weiter, daß die normale heterosexuelle Richtung des Triebes nicht nur unter pathologischen Verhältnissen eine Aenderung erfährt, sondern auch unter Umständen beim normalen. Dazu gehört die Thatsache, daß auch unter normalen Verhältnissen die Richtung des Triebes in der Zeit der Pubertät oder kurz vor- oder nachher „pervers" sein kann. Diese Vielen unbekannte That-

Digitized by Google

sache muß festgehalten werden. Max Dessoir hat zwei Perioden in der Entwickelung des Geschlechtstriebes unterschieden: die Periode des undifferenzirten und die des differenzirten Triebes. In der ersten Zeit der erwachenden Pubertät kann sich nämlich der Geschlechtstrieb bald kürzere, bald längere Zeit verirren, indem er gewissermaßen tastet und dabei nach dem Objekt greift, das sich gerade in unmittelbarer Nähe befindet. Die Leidenschaft eines jungen Mädchens kann sich auf eine Mitpensionärin, auf eine Lehrerin oder eine Schauspielerin richten; doch kann auch irgend ein gegenüber wohnender Maler das Objekt des Triebes sein; ja, gerade im Beginn der Entwickelung können beim männlichen und beim weiblichen Geschlecht selbst Thiere das Ziel der Leidenschaft werden. Zufälle spielen hier, wie es scheint, eine große Rolle. Auf dem undifferenzirten Geschlechtstrieb beruhen zahlreiche intime Freundschaften, die wir oft zwischen Knaben und zwischen Mädchen in der Zeit der beginnenden Pubertät finden. Sie zeigen dem erfahrenen Beobachter eine solche Menge beigemischter sexueller Gefühle, daß wir unmöglich die sexuelle Grundlage bestreiten können. Die Sache liegt bei beiden Geschlechtern gleich, der Unterschied ist nur, daß es beim männlichen Geschlecht viel öfter als beim weiblichen zu gleichgeschlechtlichen Handlungen kommt, weil sich bei vielen weiblichen Personen nicht nur der später auftretende differenzirte heterosexuelle Geschlechtstrieb, sondern auch der undifferenzirte mehr auf seelischem Gebiete zeigt. Schon in der Periode der Undifferenzirtheit kann es aber zu den heftigsten Ausbrüchen der Leidenschaft kommen. In Pensionaten kann man oft beobachten, wie sich zwei Mädchen seelisch und manchmal auch körperlich an einander schmiegen und wie ein drittes Mädchen, das sich an die eine Gefährtin anschließen will, von dem anderen mit einem Haß und mit einer Eifersucht verfolgt wird, die nicht geringer sind als bei der heterosexuellen Liebe Erwachsener. Später schwindet der undifferenzirte Geschlechtstrieb. Wenn sich die Pubertät mehr und mehr entwickelt, dann bricht unter normalen Verhältnissen beim männlichen Individuum mit Macht der Drang zum weiblichen Geschlecht, beim weiblichen der Drang zum männlichen hervor. Freilich kann der undifferenzirte Trieb noch Jahre lang nach Vollendung der körperlichen Pubertät bestehen bleiben. Es giebt Fälle, wo er erst im Alter zwischen zwanzig und dreißig Jahren ganz allmählich abklingt. Ich halte es nicht für sicher, daß bei allen Individuen eine Periode des undifferenzirten Geschlechtstriebes vorkommt. Daß sie aber bei Personen, die wir als normal und gesund betrachten müssen, bestehen und lange andauern kann, ist mir nicht zweifelhaft. Die Kenntniß dieser Perioden des Geschlechtstriebes ist nothwendig. Sie sind in Hirschfelds Enquete, wie auch bei manchen anderen Veröffentlichungen, gänzlich übersehen worden. Wenn wir nun bedenken, daß die Umfrage an junge Herren im Alter von sechzehn bis dreißig Jahren erging und daß, wie

Digitized by Google

Hirschfeld sagt, das Durchschnittsalter etwas weniger als dreiundzwanzig Jahre betrug, so müssen wir den Unwerth dieser Statistik erkennen. Wenn auch in dem Alter von ungefähr zweiundzwanzig Jahren in den weitaus meisten Fällen der Geschlechtstrieb schon differenzirt ist, so ist ers durchaus nicht in dem Alter von sechzehn bis zwanzig Jahren. In diesen Jahren kommt es noch häufig vor, daß Personen auf Grund des undifferenzirten Geschlechtstriebes homosexuelle Neigungen haben, die sich später vollständig verlieren und mit der Homosexualität im pathologischen Sinn auch nicht das Mindeste zu thun haben. Wenn nun das Wissenschaftlich-Humanitäre Komitee diese Herren als homosexuell ansieht und damit die Ausdehnung der Homosexualität erweisen will, so verwerthet es für seine Agitation ein Beweismaterial, das wissenschaftlich nicht haltbar ist. Ich kann auch hinzufügen, daß mehrere Studirende der Hochschule, die ich kenne und die sich bei der Enquete als bisexuell bezeichnet haben, durchaus sexuell normal und ausschließlich heterosexuell sind. Die Herren haben die Anfrage eben ganz falsch aufgefaßt und entweder den undifferenzirten Geschlechtstrieb oder andere Dinge irrthümlich für den Beweis der Homosexualität gehalten.

Das häufige Vorkommen des undifferenzirten Geschlechtstriebes muß um so mehr hervorgehoben werden, als im Publikum heute oft eine übertriebene Aengstlichkeit besteht und mancher Vater bei seinen Kindern perverse Veranlagung fürchtet, wo nur die Periode des undifferenzirten Geschlechtstriebes vorübergehend zu „perversem" Empfinden führt. Gewiß wird es in diesen Fällen Aufgabe der Angehörigen und eventuell des Arztes und des Erziehers sein, den Trieb in normale Bahnen zu lenken; es ist möglich, daß ein ungünstiges Milieu, zum Beispiel: das dauernde Zusammensein mit dem gleichen Geschlecht, in der Periode der Undifferenzirtheit nachtheilige Folgen hat. Daraus geht aber nicht hervor, daß wir solche jungen Leute nun in dieser Zeit als wahre Homosexuelle betrachten dürfen. Da möglicher Weise gerade in dieser Zeit die Homosexualität künstlich gezüchtet werden kann, ist es nothwendig, solche jungen Leute vor der Agitation des Wissenschaftlich-Humanitären Komitees zu schützen, das sie als homosexuell betrachtet. Und zwar ist es aus dem folgenden Grunde besonders erforderlich.

Das Komitee lehrt die Unabänderlichkeit des homosexuellen Triebes. Das kann für die meisten erwachsenen Homosexuellen zugegeben werden, obwohl es auch hier unter dem Einfluß der Suggestion und anderer psychischen Einwirkungen manche Ausnahmen giebt. Unter keinen Umständen aber kann man das von der Undifferenzirtheit abhängende homosexuelle Empfinden um die Pubertätzeit herum als unabänderlich betrachten. Im Gegentheil: meist geht es vorüber. Durch die Irrlehren oder vielmehr durch die Agitation des Wissenschaftlich-Humanitären Komitees aber werden solche jungen Leute dazu

Digitized by Google

veranlaßt, sich in der Zeit des undifferenzirten Triebes als endgiltig Homosexuelle zu betrachten. Sie werden dadurch nicht nur den allgemeinen gesellschaftlichen Anschauungen entfremdet, sondern auch, wie ich in einzelnen Fällen gesehen habe, ihrer eigenen Familie, die natürlich dahin zu wirken sucht, daß sie sich geschlechtlich normal entwickeln. Diese Leute werden dann sehr leicht in die Kreise der Homosexuellen gezogen und hier wird ihnen immer mehr die Unabänderlichkeit ihrer Homosexualität suggerirt. Die Homosexuellen erklären, daß sie oft durch ihre perverse Veranlagung um das ganze Lebensglück betrogen werden. Das gebe ich bei Vielen zu. Das Wissenschaftlich-Humanitäre Komitee betrügt aber Alle um ihr Lebensglück, denen es die Unabänderlichkeit des Triebes suggerirt. Es verwerthet die Behauptung von der Unabänderlichkeit des Triebes agitatorisch; es will damit die Zwecklosigkeit der Bestrafung beweisen. Aber man kann die Bestrafung des homosexuellen Verkehrs Erwachsener für falsch halten und darf die Wahl dieses Standpunktes doch nicht mit falschen Behauptungen begründen.

Die Nothwendigkeit, die Bestrafung des homosexuellen Verkehrs abzuschaffen, suchen die Homosexuellen auch durch die Behauptung zu stützen, die Homosexualität sei etwas Angeborenes — oder, wie wir richtiger sagen, etwas Eingeborenes —, also nicht vom Homosexuellen verschuldet und dürfe deshalb nicht bestraft werden. Auch ich bin überzeugt, daß in vielen Fällen das homosexuelle Empfinden als eine eingeborene Eigenschaft zu betrachten ist, und zwar als ein eingeborener konträrer sekundärer Sexualcharakter. Aber selbst diese Auffassung widerspricht durchaus nicht der Möglichkeit, eine Aenderung des Triebes intra vitam herbeizuführen. Ich will ferner schon hier bemerken, daß auch Jemand, der die Homosexualität als etwas Erworbenes ansieht, darin nicht ohne Weiteres eine Verschuldung zu erblicken braucht. Denn wenn ein Mensch in früher Kindheit durch irgend welche ungünstigen äußeren Einflüsse zur Homosexualität geführt worden ist, so hat er darum noch keine Schuld auf sich geladen. Freilich giebt es immer noch Einzelne, die behaupten, Homosexuelle seien durch allerlei geschlechtliche Ausschweifungen zu ihrer Perversion gekommen. So bereitwillig ich aber auch anerkenne, daß Manches für die Bestrafung des homosexuellen Verkehres zu sagen ist: mit dieser gänzlich haltlosen Behauptung sollten die Vertheidiger der Bestrafung nicht mehr krebsen gehen.

Ich bin allerdings schon lange überzeugt, daß der § 175 in der heutigen Fassung nicht haltbar ist; und Jeder, der Gefühl für Logik und Konsequenz hat, muß bei ruhiger Ueberlegung dieser Ansicht beistimmen, gleichviel, welchen Standpunkt er sonst zur Homosexualität einnimmt. Man kann selbst für eine Verschärfung des Paragraphen eher eintreten als für seine unveränderte Erhaltung. Es ist unlogisch, daß nur der Mann im § 175 mit Strafe bedroht ist, das Weib aber homosexuell verkehren darf, ohne Strafe fürchten zu müssen.

Digitized by Google

Es ist unlogisch, daß der § 175 nur die widernatürliche Unzucht zwischen Männern bestraft und deshalb laut Reichsgerichtsentscheidung unzüchtige Handlungen gestattet sind. Entweder soll man alle homosexuellen Akte bestrafen oder keinen; daß man aber einen ganz beliebigen herausgreift, ist sicher nicht zu billigen. Ich bin überhaupt der Meinung, daß der Staat inkonsequent handelt, wenn er einen beliebigen perversen Akt mit Strafe bedroht, allerlei andere perverse Akte aber, etwa die heterosexuellen, zuläßt, obwohl sich für deren Bestrafung schließlich fast genau die selben Gründe anführen lassen wie für die Bestrafung der widernatürlichen Unzucht zwischen Männern.

Endlich kommt gegen den § 175 in Betracht, daß doch thatsächlich nur ein verschwindend kleiner Theil der Fälle von widernatürlicher Unzucht wirklich der Behörde bekannt wird. In den meisten Fällen haben beide Theile das größte Interesse daran, zu schweigen; doch dürfte es kaum das Ansehen des Gesetzes erhöhen, daß, wie es in der Natur der Sache liegt, nur ein ganz kleiner Theil der vom § 175 bedrohten Handlungen wirklich vor Gericht bestraft wird. Dazu kommt noch, daß die Fälle nur dann dem Gericht zur Kenntniß kommen, wenn einer der Thäter einem Erpresser in die Hände fiel. Ueberhaupt ist die Züchtung des Erpresserthumes, das der § 175 geradezu fördert, ein schwerer Schade. Allerdings würde dieses Erpresserthum nach Aufhebung des Paragraphen nicht einfach verschwinden; auch in Frankreich, wo es keinen § 175 giebt, blüht es ja lustig.

Auch wer im Allgemeinen den homosexuellen Verkehr zwischen Männern von der Strafandrohung befreit sehen will, wird natürlich zugeben, daß Erregung öffentlichen Aergernisses, Anwendung von Gewalt oder die Unzucht mit zu jugendlichen Individuen bestraft werden muß. Ich möchte hier aber besonders zwei Gesichtspunkte zeigen, die nicht hinreichend gewürdigt werden.

Erstens kann man darüber streiten, wie weit die Altersschutzgrenze gehen soll. So viel ich weiß, herrscht im Wissenschaftlich-Humanitären Komitee die Ansicht, daß der Verkehr mit jungen Leuten bis zum vollendeten sechzehnten Lebensjahr bestraft werden müsse. Ich gehe ein ganzes Stück weiter; die Grenze muß mindestens hinter das vollendete achtzehnte Jahr gesetzt werden. Das verlangt schon die Rücksicht auf den undifferenzirten Geschlechtstrieb. Eine Züchtung der Homosexualität in dieser Periode ist, wie wir gesehen haben, möglich; und da am Ende des sechzehnten Lebensjahres die geschlechtliche Differenzirung durchaus noch nicht beendet ist, müssen wir die Schutzgrenze erhöhen. Das vollendete achtzehnte Lebensjahr ist von mir natürlich nicht willkürlich gewählt, bildet vielmehr heute das Alter der absoluten Strafmündigkeit. Man könnte sogar darüber streiten, ob die Schutzgrenze nicht noch wesentlich höher gesetzt werden muß, etwa bis ans Ende des einundzwanzigsten Lebensjahres, das im Gesetz insofern eine wichtige Stellung einnimmt, als erst

Digitized by Google

mit ihm die Volljährigkeit, also die volle Verfügungsfähigkeit beginnt. Es wird Sache ernster Diskussionen sein, bei einer Aenderung des § 175 diese Frage zu erwägen.

Zweitens muß § 175 in einem wesentlichen Punkt verschärft und künftig nicht nur die widernatürliche Unzucht, sondern jede unzüchtige Handlung mit jugendlichen Individuen bestraft werden. Wenn man den jungen Menschen schützen will, so muß dieser Schutz möglichst vollkommen sein, da die Folgen der unzüchtigen Handlungen im Wesentlichen die selben sind wie die der widernatürlichen Unzucht. Die Unterscheidung beider Arten von Handlungen muß schon deshalb fallen, weil in praxi die Abgrenzung meist unmöglich ist.

Man wird vielleicht einwenden, daß nach Erweiterung der Schutzgrenze bis mindestens ans Ende des achtzehnten Lebensjahres der Schutz vor homosexuellem Verkehr erheblich strenger wäre als der vor heterosexuellen Handlungen. Bekanntlich ist die Vornahme unzüchtiger Handlungen an Kindern unter vierzehn Jahren von schwerer Strafe bedroht; darüber hinaus ist aber das unbescholtene Mädchen nur noch vom vierzehnten bis zum vollendeten sechzehnten Lebensjahr insofern geschützt, als seine Verführung zum Beischlaf auf Antrag bestraft wird. Der vorausgesetzte Einwand wäre aber deshalb nicht stichhaltig, weil ich erstens überhaupt der Meinung bin, daß das junge Mädchen eine weiter reichende Schutzgrenze auch gegen heterosexuelle Verführung verdient, und zweitens nicht einzusehen ist, weshalb, wenn vom homosexuellen Verkehr noch ein besonderer Schade zu befürchten ist, wie es die Züchtung der Homosexualität wäre, beide Arten des Verkehrs, der homosexuelle perverse und der heterosexuelle normale, vor dem Gesetz gleichgestellt sein müssen.

Der Reichstag hat vor den Osterferien eine Petition, die eine Aenderung des § 175 forderte, durch Uebergang zur Tagesordnung erledigt. Das Interessanteste in der Debatte, die an den Standpunkt der Wissenschaft nicht heranreichte, war das offene Bekenntniß des Abgeordneten Gothein (dem Niemand widersprach), daß es nicht viele Unbestrafte im Reichstage gäbe, wenn jeder außereheliche Geschlechtsverkehr bestraft würde. Eine so erfreuliche Offenheit ist gegenüber gewissen Sittenrichtern immerhin ein bemerkenswerthes Ergebniß. Die Frage des § 175 wird natürlich widerkehren; keinem Menschen kann daran gelegen sein, einen so unlogischen Zustand, wie wir ihn jetzt haben, dauernd bestehen zu lassen. Doch darf man wohl auch erwägen, ob die Frage so dringend ist, daß sie sofort ein neues Gesetz erfordert, und ob es nicht richtiger ist, sie bis zur allgemeinen Revision des Strafgesetzbuches ruhen zu lassen.

Dr. Albert Moll.

Digitized by Google

Früh.

Warum nur sehen Alle so sonderbar nach ihr hin? Und so, als ob sie ihnen leidthäte? Sie war doch glücklich; merkte mans nicht? Und sie sah doch überhaupt jetzt gar nicht anders aus als ihre Schwester. Ihr Kleid war aus eben solchem Stoff und ganz so gemacht wie das von Ruth. Dicht gezogene, frei hängende Falten, die Rücken und Brust verhüllten und fließende, neue Linien schufen. Die fielen so schön in dem weichen weißen Seidenlinnen. Freilich: Ruth war größer. Sie würde wohl nie ganz groß werden, weil ihr Rücken krank war. Das schadete aber wenig. Alle Menschen hatten sie lieb, auch so; oder vielleicht erst recht. Die einsame Dame gestern in Trauerkleidern mit dem stillen Gesicht und der leisen Stimme hatte ihre Haut gestreichelt und ihr Haar und immer gesagt: „Was bist Du für ein köstliches kleines Ding! Du bist ja aus Sammet und Seide. Deine Haut ist Sammet und Dein Haar ist Seide." Sie lachte noch in der Erinnerung daran, als würde ihr ganzes weiches Gesichtchen in Sonne getaucht. Ein Trillern silberner Klänge wurde ihr Lachen, wie wenn sie jubelnd geschwind die ganze Tonleiter herauf und herunter sänge.

Und dann dachte sie: Ob Werner auch sieht, daß mein Haar wie Seide ist? Ich will warten, bis er es sieht. Er sieht und weiß ja Alles. So klug wie Werner ist doch Keiner. Und so hoch gewachsen ist er und so gerade und so schlank! Und wie harmonisch die weiße, lose Strandtracht zu seiner Erscheinung stimmt! Ihr leidenschaftlicher Schönheitssinn mochte ihn sich gar nicht anders mehr denken. Die weiße Mütze übermüthig zurückgeschoben und sein prachtvoll braunes Gesicht, von der Sonne beschienen, daraus hervorlachend. Dazu die schwarzen Haare vom Seewind gezaust, bis sie ihm die Stirn streiften. Wie dunkel sogar die Stirn und Alles in seinem Gesicht war! Nur wenn er sprach und lachte, schimmerten die Zähne leuchtend wie das Leinen auf dem Kopf. Sie sah so gern seinen aufwärts gezogenen seltsam rothen Lippen zu, wenn die Zähne wie Mandelkerne dahinter auftauchten und verschwanden. Und seine Stimme war wie Musik. So hell und glockenschön; auch Anderen als ihr war schon begegnet, daß sie über den Wohlklang dieser Stimme vergaßen, auf den Sinn seiner Worte zu merken. Trotzdem der Sinn seiner Worte immer werth war, daß man darauf merkte, fand sie.

Vom Morgen bis zum Abend war der große Vetter ihr guter, immer spielbereiter Kamerad. Seine junge Referendarwürde und seine noch jüngere Doktorwürde war irgendwo geblieben und vergessen. Er trug einen Spaten wie sie Alle. Um den offenen Korb her, in dem Vater und Mutter saßen und lasen, dicht vor ihrer verschließbaren Strandstube, in die sie sich lustig retteten, so oft es regnete, hatten sie zusammen einen hohen Wall aufgeworfen. Zu den feuchten Sand, aus dem er gemauert war, drückten sie Alle, über und neben einander, ihre Hand ab, was dann so drollig aussah wie eine babylonische Keilschrift. Sie freute sich, daß sie unter den vielen wiederholten Bildern sofort herausfand, wo seine Hände gelegen, diese fast fleischlosen, aber schön geformten Hände mit den überlangen, spitzen Fingern, die sie mehr als Alles an ihm bewunderte.

Digitized by Google

Sie hatte sich einmal im Sand neben dem Wall ausgestreckt und Werner hatte lustig angefangen, sie zu vergraben. Jede Scholle Sand, die er auf ihr lachendes Körperchen warf, war ihr wie eine Liebkosung, die sie näher kommen fühlte und die sie sonderbar bis ins Herz berührte. Mit großen, glücklichen Augen ruhte sie so und schaute zu ihm hinauf. Sie sah, wie sein schlanker, feiner Körper sich beugte und straffte, sich beugte und straffte. Ihre Augen, die Künstleraugen werden wollten, tranken die schönen Linien um ihn und ihre Finger zogen sie suchend in Gedanken nach. Als nur noch ihr Köpfchen hervorsah, hatte er mit seiner hellen Stimme die Anderen gerufen. „Ist es nicht ein Märchenkopf? Ein richtiger Märchenkopf?" Und Märchen rief er sie seitdem. Aber kein Anderer sollte so sagen dürfen. Das war ihr Name für Werner allein.

Und alle Tage legte sie sich nun in den durchsonnten Sand und ließ ihren armen entstellten Leib verdecken, bis man ihn vergaß und nur ergriffen blieb von der Schönheit ihres feinen Gesichtchens. Neidlos sah sie so dem Tollen der geliebten Geschwister zu. Sie hing besonders an der schönen Schwester, die mit dem Egoismus ihrer siebenzehn Jahre nur so oft, fast immer, an sich allein dachte. Ruth blieb ihr trotzdem die Verkörperung aller Güte und aller Schönheit, bis Werner in ihr Leben kam. Ihr einsames kleines Herz mußte immer Etwas haben, etwas Gutes, Starkes, an das es sich klammern konnte. Niemand sah, daß in diesem zurückgebliebenen vierzehnjährigen Mädchenleib die Weibesseele ihr Regen begann, frühreifes Regen, genährt von dem langen Liegen, zu dem man sie gezwungen, so nutzlos gezwungen hatte.

Sie stand am Strande still und sah zu, wie ihre Schwestern im Wasser auf und niedertauchten. Sie hatte solche Sehnsucht danach, auch einmal im Badekleid den Meeresschaum auffangen zu dürfen und sich von den Wellen jagen zu lassen. Aber sie sollte nur warm baden. Das hatte wohl der Arzt gesagt. Daß ihre Mutter sich schämen könne, sie mit ins offene Bad zu nehmen: darauf verfiel ihre arglose Seele nicht. Sie wußte doch, daß diese Mama nicht von Herzen böse war, daß sie nur oft vergaß, wie es am Ende zuerst ihres Kindes Unglück war, was sie immer „ihr Unglück" nannte. Mit einem Augenaufschlag so nannte, der wunderbar zu ihrer durchscheinenden, ein Wenig krankhaften Schönheit stimmte. Jahre lang war ja doch für „ihr Schmerzenkind" Alles geschehen, was geschehen konnte. Sie hatten den zarten Körper in einer orthopädischen Anstalt in Pflege gelassen. Geschulte Männerhände hatten immer wieder, jeden Tag Stunden lang, geklopft, gedrückt, geknetet, gestrichen, geschlagen an ihrem feinen Rückgrat entlang, dessen Krümmung ein schmaler Streif von Haar seltsam begleitete. Junge Aerzte, geschickte Masseure warens natürlich. Dazu brauchte man doch keine erfahrenen Psychologen. Keine Psychologen, die vielleicht geahnt hätten, wie der Nutzen, der geschaffen, wenigstens gewollt wurde, in keinem Verhältniß stehen konnte zu dem Verderben, das sie riefen; die gefühlt hätten, wie die gewaltigsten und edelsten Nerven unter diesem Spiel jäh und brutal erweckt wurden. Nerven, die noch schliefen und am Besten immer geschlafen hätten, — in diesem zum Alleinsein und Verdorren verurtheilten Körper.

Und doch war sie rein geblieben. Ein Verwundern über die Regungen ihres Leibes war in ihr, kein Begreifen. Und wenn sie sich zuckend und schmerzhaft und so sonderbar gesehnt, eine solche Männerhand, die ihr wehthat, mit ihren unruhigen,

Digitized by Google

vertrocknenden, verlangenden Lippen zu berühren, und nur zu scheu und zu keusch gewesen, es zu wagen, so hatte sie geglaubt, daß nichts Anderes als Dankbarkeit sich in ihr geregt habe, Dankbarkeit dafür, daß man sich um ihretwillen mühte.

Seltsam! All diese lange vergessenen Schauer und Erinnerungen kamen wieder über sie, wenn sie nun abends in ihrem Bett lag und daran dachte, daß sie Werner morgen wiedersehen würde. Ganz so hatte sie schon damals gefühlt, ganz so. Wie komisch es war, dieses Sehnen, dieses Glück! Wie weh es that und wie süß es war! Sie sehnte sich, sie sehnte sich, sie wußte nicht wonach. Werner Reichau! Sie sagte die beiden Worte beim Einschlafen, sagte sie beim Erwachen. Sein Name war immer wie ein Lächeln in ihren Gedanken, wie Sonnenschein auf ihren Lippen.

Das Meer rauschte bis hin zu ihr. In den kleinen Fensterscheiben glühte die Morgensonne und schien das niedrige Zimmer zu füllen. So niedrig war es, daß man die Decke leicht mit der Hand erreichen konnte, wenn man im Bett aufrecht stand. Sie war plötzlich wach geworden, ganz plötzlich, als hätte ein Geräusch sie geweckt. Das Verlangen überkam sie, die Sonne dort einmal über dem Meer aufsteigen zu sehen. Schlafen konnte sie doch nicht mehr. Leise und heimlich stand sie auf und zog sich an. Nebenan schlief Ruth. Sie horchte an der Thür. Da war es noch ganz still. Aus der Stube, die sie mit ihrer kleineren Schwester theilte, kam sie in die Küche, an dem altmodischen überdeckten Rauchfang vorüber und dem Schornstein, durch den sie alle Tage bis in den Himmel guckten, seit sie dieses Wunder entdeckt hatte. Sie klinkte leise die Küchenthür auf und ging die Stufen hinunter, direkt in den Hof und dann über die Wiese ins Freie hinaus.

Glückselig war ihr zu Muthe, als der junge Athem der Morgenstunde sie anwehte. Wie gut es hier draußen roch und wie frisch und neu Alles aussah! Ihre hellgelben Stiefelchen wurden ganz dunkel von dem hohen bethauten Gras, das sie durchschritt. Sie mußte lachen, da sie es merkte. Ehe sie zwischen den Pappeln verschwand, guckte sie noch einmal zurück und an ihrem kleinen, im Grün versteckten Hause hinauf. Dort das Giebelstübchen ganz oben war Werners. Die Fenster standen weit offen und klapperten im Morgenwind. Wie konnte er dabei nur schlafen! Sie wollte ihn necken, wenn sie ihm stolz erzählen würde, daß sie allein schon früh am Strand gewesen war.

Es war schade, daß er schlief. So schön war die Welt um diese Stunde. Sie ging weiter. Zum Fliegen froh wurde ihr ja zu Muth. So leicht war ihr nie gewesen. Es war ja Unsinn. Sie war gar nicht krank. Warum nur Alle immer so zart und rücksichtsvoll zu ihr sprachen! Sie verlangte doch nicht, daß man anders zu ihr sei als zu Anderen. Und Mama besonders! Die hatte manchmal gar Thränen in den Augen, namentlich wenn Fremde dabei waren und von ihr gesprochen wurde. Sie hatte es wohl gemerkt. Sie konnte, wenn sie mit der kleinen Hand an ihrem Rücken hochglitt, freilich fühlen, daß sie hinten uneben war. Aber schlimm war es nicht. Die es nicht schon wußten, sahen es vielleicht überhaupt nicht. Hier in der frischen, scharfen Seeluft sollte sie wachsen. Das war ihr versprochen worden. Und wenn sich ihr ganzer Körper dehnte und lang streckte, müßte doch auch ihr Rücken gerade davon werden. Aber sicher. Ein Ausdruck der Zuversicht und ein Hoffnungleuchten kam in das zarte Kindergesicht.

Digitized by Google

Feierlich still wars am Strand. Schön war das Meer und der Himmel und schön, über Alles gut, war die Stille. Mehr begriff sie nicht. Sie hatte noch nicht den Blick der Liebe für die Natur. Den giebt das Leid wohl erst und der Ueberdruß an Dem, was die Menschen uns zu sagen haben. Sie sah nicht die Weiße der Wogen, nicht die smaragdenen, lachenden Lichter, die die Sonne mit goldenen Fingern auf die silbernen Wellen warf. Die Sprache der Wasser war ihr ohne Leben und das glühend farbenvolle Strahlen, das den Himmel erhellte, bewegte sie nicht. Noch wähnte sie alles Heil und Glück bei den Menschen.

Leichte, abgerissene Gedanken zogen ihr vorbei. Sie sprach vor sich hin, wie sie gewöhnt war, ohne doch die flatternden auf ihrem flüchtigen Flug halten zu können. Wie Vögel, denen sie nachsah, flogen die Gedanken an ihr vorbei, nachdem ein Lächeln und ein halbes suchendes Wort sie gegrüßt.

„Ist das Alles wirklich nur für uns gemacht? Nein. Es ist den Wellen ganz gleich, ob wir sie sehen. Sie sind da und rauschen genau so, auch wenn wir fortgegangen sind und schlafen. Für uns also rauschen sie nicht. Es war dumm, sichs einzubilden. Und das Meer lachte die kleinen Menschen nicht einmal aus für ihre Dummheit. Dazu war es zu groß und zu stolz."

Ganz still und langsam, von überall her, kamen neue Bilder in ihr Kinderhirn und lehrten sie sehen und denken. Sie war viel allein gewesen und hatte immer Zeit zum Sinnen gehabt, Zeit, zu sich selbst zu sprechen und auf die feinen Stimmen ihrer Seele zu horchen, die den Dingen von draußen Antwort gaben.

„Wie können die Menschen hier an dem ewig lebenden mächtigen Meer noch glauben, sie und ihr Leben seien viel? Und doch . . . Werner!" Es ging wie Sonnenleuchten durch sie hin. Alles, was Werner war und was sie durch Werner lebte: Das war ja viel. Das war so ganz eine Welt für sich, wie das Meer eine für sich war. Nur ihre Welt war noch tiefer und wichtiger und reicher und lebendiger.

Wie schade, daß die Hütte verschlossen war! Sie wäre gern ein Weilchen hineingegangen, um zu ruhen, weil der Weg sie müde gemacht hatte. Und der Sand war noch zu feucht. Dorthin konnte sie sich nicht legen. Aber wirklich: der Schlüssel steckte. Sonderbar! Sie wußte doch, daß Papa selbst jeden Abend zuschloß oder Der von ihnen, der am Längsten am Strande blieb. Die Hütte sollte nicht offen bleiben, denn Alles war drinnen wie in einer kleinen Wohnung, Alles, was sie am Strande brauchten, Trinkgläser und Eßwaaren und Bücher und Toilettendinge. Ein Tisch, Stühle und eine kleine Chaiselongue am Fenster. Sie traute sich nicht hinein. Eine geheimnißvolle Scheu davor ergriff sie. Ganz beklommen wurde ihr.

Plötzlich fiel es ihr ein. Sie war ja dabei gewesen gestern Abend. Natürlich. Sie hatte es ganz genau gesehen, wie Ruth im Fortgehen zuschloß und den Schlüssel mitnahm.

Ein Gefühl kam in ihre Kehle, als sitze etwas Fremdes darin, das nicht weggehen wolle. Da wußte sie, daß ein Schmerz auf sie warte, lauernd irgendwo im Hinterhalt hocke und warte, sicher, daß sie sich ihm zubewege. Eine vergessene Fußbank stand da. Die wies ihr Weg und Richtung zu ihrem Schmerz. Sie trug sie mechanisch, wie unter einem dumpfen Zwang, ans Fenster. Dann stieg sie hinauf und sah durch die Scheibe.

Ihre Hände, die den Riegel umklammert gehalten, lösten sich. Ihre Augen

Digitized by Google

weiteten sich in irrem Staunen, ehe sie sich schlossen. Kein Laut kam über ihre Lippen. Langsam und leicht und leise fiel sie in den Sand, wie eine Knospe, die der Wind in den Schmutz der Erde weht.

Die Betäubung mußte weichen vor der beschwörenden Stimme drinnen, die bis zu ihr drang. Diese Stimme, mit diesem hinreißend hellen Klang, seine Stimme, gab es nur einmal auf der Welt. Und dazwischen der Laut von Küssen, die sie ahnte und die sie schauernd, qualvoll bis ins Blut trafen.

Dann wurde es urplötzlich still in ihr, ganz still. Nur so seltsam kalt war ihr, so fröstelnd kalt, als wäre ein Quell von Wärme jäh erfroren, der immer in ihr geflossen war. Eisluft durchhauchte sie.

„Ruth, meine, meine Ruth!“ . . . Taumelnd, wie betäubt, schlich sie davon. Ihre Füße hoben sich kaum. Nichts hören mehr! Nichts hören! Seine Stimme nicht mehr hören!

Aber sein Gesicht konnte sie nicht bannen. Es tanzte vor ihren festgeschlossenen Augen, in die sie die Hände hineingedrückt hatte. Sonderbar verzerrt blieb es vor ihr, sein Gesicht. Sie hatte es gesehen, ganz nah, und es doch kaum erkannt. Das sollten seine Augen sein? Rein und hell und groß aufgeschlagen wie braune Kinderaugen waren die einmal gewesen. Und nun, wie sie zu Ruth hinblickten, da glitzerte ein Schleier darüber, ein häßlicher Schleier, als hätten Spinnen ihre Netz darüber hingezogen. Und die Lider waren halb heruntergesunken mit den langen, glänzenden Wimpern, als schämten sie sich, zu zeigen, was hinter ihnen glomm. Gelogen hatte er, wie seine Augen gelogen hatten. Nein. Nicht einmal gelogen. Was hatte er denn zu ihr gesagt, das einer Lüge ähnlich gewesen wäre? Er wollte Ruth zu seiner Braut. Das war doch sein Recht. Mädchen gleich ihr — wie ein Blitzstrahl, der sie aufzucken ließ, durchflammte es sie — würde Keiner zur Braut und zur Frau wollen und Keiner im Leben je in die Strandstube holen, um sie dort allein zu sehen und allein zu küssen.

Sie stand still. All ihre zerstörten Träume strahlten noch einmal auf und ihr unbegriffenes, quälendes Sehnen. Vorbei.

Ein langgezogenes, tiefheraufgeholtes Schluchzen und Schreien erschütterte ihre Brust. Ihre stille Vornehmheit war weggeweht. Ein nicht niederzuzwingendes Verlangen stand auf in ihr, ein wildes, hysterisch tobendes Temperament erwachte und schrie aus ihr in jenen typisch anschwellenden, schrecklichen Lauten. Sie ließ, ihre Wildheit zu betäuben, sinnlos geworden, in den Meereslärm hinein, hinein in den steigenden Wellenschaum, immer weiter, geradeaus.

Hinter der Sandbank kam jäh die Tiefe. Es war kein Erinnern daran in ihr. Auch kein Wollen. Sie ging, weil sie mußte. Sie spürte die kalten Fluthen kaum. Eine Welle warf sie um und trug sie weiter. Da erstarrte der Schrei. Noch einmal hob eine Woge sie hoch. Das letzte scheidende Sonnenglühen beschien ihr still gewordenes Märchengesicht. Ihr Mund war wieder eines lieblichen Kindes lächelnder Mund geworden. Dann deckte silberner Wellenschaum sie schmeichelnd mit tausend Perlen zu. Und die weißen Wasser sangen wie Weinen ergreifend ihr altes, leidvolles Lied.

Rose Mannau.

Digitized by Google

Selbstanzeigen.

Die neue Erziehung. Hermann Seemann Nachfolger. Preis 5 Mark.

„Fangt es aber mit der Jugend an: und es wird gelingen," sagt Goethe. Aber man wolle nicht denken, daß die Erziehung nur für die Jugend in Frage kommt. Das ist gerade der Krebsschaden unserer Zeit, daß die Erziehung der Regel nach mit dem achtzehnten oder dem vierundzwanzigsten Lebensjahr ihr Ende nimmt, während nur das Lebensende ihr ein Ziel setzen sollte. Dazu kommt, daß die Erziehung heute, wie von immer mehr Seiten zugestanden wird, eine einseitig formalistische ist, die zu viel Unterricht und zu wenig wirkliche, den Menschen bildende Erziehung giebt. Solche harmonische Erziehung des Menschen ist das Programm meines Buches. Der „Erweiterung der Erziehung" gelten die Kapitel „Jugendspiele", „Handarbeit", „Gartenbau in der Schule", „Sport in der Erziehung" und „Erziehung des Leibes". Andere Theile behandeln die Erziehung zur Kunst, zur Arbeit, die Erziehung des Weibes, die Selbsterziehung.

Dr. Heinrich Pudor.

Neue Gedichte. Hannover, bei Otto Tobies.

Wie mit den Speisen und mit dem Trank,
So geht es auch mit den Gedichten:
Dem Einen macht man sie zu Dank,
Dem Anderen . . . mit nichten.

Hannover. Friedrich Tewes.

Der Nabob auf Capri. L. v. Vangerow, Bremerhaven. 3 Mark.

Wer da meint, die russische Censur, die theure, habe nur an den unglückseligen Krieg und an die Revolten zu denken, ist in einem dicken Irrthum. Nein: sie hat noch Zeit, an den Neuerscheinungen der Literatur aus dem nahen Westen herumzuschnüffeln. Mein „Nabob auf Capri" weiß ein Lied davon zu singen. Kaum hatte die Censur darin eine junge Russin mit freiheitlichen Ideen erwischt: da war er auch bereits, acht Tage nach dem Erscheinen, für ganz Rußland verboten. Ja, in diesem Rußland dahinten siehts fürchterlich aus . . . Doch langsam; in Deutschland giebts eine Censur, die die russische zu übertrumpfen weiß: die preußische Bahnhofscensur; auch sie hat den „Nabob" geächtet. Ohne Wahl zuckt der Strahl . . . Ich zahle sofort tausend Mark dem klugen Kopf, der nachweisen kann, daß diese willkürliche Bahnhofssperre dem „Nabob" gegenüber irgendwie gerechtfertigt ist. Angeregt wurde ich zu dem Roman durch den Aufenthalt des Kanonenkönigs Krupp auf Capri. Ein buntes Treiben, das sich mir auf dem herrlichen Eiland immer wieder zur Beobachtung aufdrängte. Nicht eigentlich von Krupp als Person wurde ich angeregt, sondern von dem Typus eines Erzmillionärs inmitten eines bettelarmen, biederen Meervolkes. Dazu kamen als episodisches Beiwerk die verschiedensten charakteristischen Gestalten aus dem großen internationalen Fremdenstrom, der sich im Verlauf einer Saison über die vielbesungene Insel wälzt, kamen Schilderungen aus der Atmosphäre capresischer Malerwinkel, kamen bunte Szenen aus dem Volksleben. Was ich geben wollte, war die humoristisch-satirische Schilderung des Kampfes

Digitized by Google

des in der Person eines einzigen Sterblichen verkörperten Dämons Gold mit der herrlichsten, harmlosen Natur, wobei sie, die große, gewaltige, Siegerin bleibt."

Rom. Karl Böttcher.

Aus dem Bildersaal der Seele. Kurt Wigand. 1905.

Gedichte: Das sind Seelenkristalle, zu Sinnlichkeit verdichtete Stücke meines Ich. Seltsame Thiere umwuchern sich mit seltsamer Schale. Der Gelehrte sagt: Formlos! Und schwingt die Klassiker. „Formlos": so nennt man die nächsthöhere Form, so lange unsere Sinne noch nicht reif für sie sind. Formlos schilt der Kristall die Pflanze, die Pflanze das Thier. Darum segelt unsere Aesthetik so friedlich im Dunkeln, weil wir noch so wenig von dem Wesen des Lebendigen wissen. Wie entsteht die Zeichnung und Farbe des Schmetterlingsflügels? Wir haben keine Ahnung. Eben so wenig wissen wir von der Form eines Gedichtes. Komisch ist nur, wenn Leute, deren Gefühle sich nicht mehr primitiv, schematisch einzupuppen vermögen — weil ihre Gefühle eben differenzirter geworden sind —, komisch ist es, wenn diese Feinformigen von den Plumpformigen formlos genannt werden. Eine Probe aus meinem Buch:

Sekt.

Grellweiß das Tischtuch. Und schon sitzt das Kind.
Der Kellner trägt den schweren Abendmantel,
den buntgestickten, an den goldnen Haken.
„Die Karte!" Kleine Finger blättern und begehrlich athmet
ein rother Mund.
Famoses Eckchen! Schwer-dunkle müde Pracht und wundereinsam wie
ein Urwaldinselchen im Tropenmeer.
Vor uns der Tisch, in seiner Mitte strahlt
ein rundes Lichtlein, ein elektrisches,
tiefroth umschirmt, so daß das saubere Linnen
ganz schneekühl leuchtet, während unsere
Gesichter weich im Dämmer ruhn.
Noch immer seh' ich ihre feine gegossene Hand, wie aus kostbarem Stein;
ein Meisterwerk. Dann sag' ich: „Prinzessin, nun bestell' Dir was."
Und sie, mit ihrem Finger, dem sehr königlichen,
winkt: Pommery!
Der Kellner fliegt. Wir trinken, trinken, trinken.
Und ihre Augen, wie zwei graue, gefrorene Liebesteiche,
sie thauen mählich auf und plätschern hell voll Fröhlichkeit und Tauben.
Hei Liebchen, Meine!
Im Hintergrunde rasselt und cymbelt Ungarnmusik.
Wirf nur getrost den hellen Brand ins Blut.
Sahst Du es nicht?
Perlgrau ein Pferd, Schabracke violett, bäumt sich im Sonnenschein.
O wie Du lachen kannst! Hei, lachen, lachen,
daß Dir die Brüste schüttern!
Aber dort Göttin: Faun und Frau Venus.
Aus nacktem Porzellan die glatten Glieder, die hingestreckten.

Digitized by Google

„Es ist ja nur die Uhr auf dem Kamin.“
Richtig, richtig, mein Götzenbild, mit Gold behängt und Edelsteinen.
An Deinem Finger Das ist ein Opal. Den kenn' ich gut.
Schlittenfahrt. Durch Schnee und Glitzern.
Klinglinglingling!
Aus Pelzen flimmert ein buntes Auge.
Vorbei, Vorbei.
Der Sklave wartet. Noch eine Flasche? „Ja.“

Wie die Geigen heulen und irrsinnig jauchzen!
Sieh' nur den rothen Stern auf unserm Tisch!
Und draußen in der schwarzen Nacht gehn tausend andere.
Aber die Welten durchzuckt die Liebe und hält sie unsichtbar
Und zieht und zuckt. Die Liebe!
Hoch mein Glas! Es flattert der Gischt! Hoch!
Und es wühlt und knistert und funkelt und glänzt.
Hoch!
Sieh' mich an, Kaiserin, jetzt weiß ich es:
— hellblau die Siegesfahne, Hörner gellen —
Heute noch hab' ich Dich, Rosamunde!

Deine Augen werden müde: wie trockne Violen,
wie Kolibris vor Schlafengehn.

Es ist spät. Ich rücke meinen Lederstuhl.
Deine seidenen Röcke rauschen.
Unsere Kniee berühren sich. . .

München. Rudolf von Delius.

August Strindberg: Königin Christine. Deutsch von Emil Schering. Berlin, Hermann Seemann Nachfolger.

Hebbel schreibt in sein Tagebuch über Laubes Christine-Drama: „Welch ein Machwerk! Wenn ein glühendes Liebesleben dargestellt worden wäre, gleich gewaltig auf Seiten des Mannes wie des Weibes und blos geschlechtlich verschieden, in dem Sinn nämlich verschieden, daß der Mann seiner Natur gemäß über das Weib hinaus liebt und sich durch die Königin der Welt zu bemächtigen sucht, während das Weib sich in den Mann verliert und die Königin von sich wirft, um sich völlig mit ihm zu identifiziren, dann wäre ein tragischer Konflikt wenigstens möglich gewesen; dann hätten sich Beide im Moment der innigsten Vereinigung durch diesen Geschlechtsunterschied getrennt gefühlt und ihn für einen individuellen genommen; sie hätten sich niemals verständigen, also auseinander gehen, bis zur Vernichtung gegen einander rasen können und hätten doch in ihrer Raserei eben nur die Unauflöslichkeit des überall hervortretenden Dualismus der Welt zur Anschauung gebracht!“ Es ist überraschend, wie Dies auf Strindbergs Christine-Drama paßt. Treffender und knapper wäre es nicht zu analysiren. Und daß Strindberg nicht nach Hebbels Idee gearbeitet hat, braucht nicht erst versichert zu werden.

Grunewald. Emil Schering.

Digitized by Google

Terrainspekulation.

Der wiener Baron Königswarter hat einmal gesagt: „Wenn die Spekulation unter die Erde geht, fängt der Schwindel an.“ Ob der witzige Finanzbaron Etwas vom Wesen der Terrainspekulation gekannt hat, weiß ich nicht; anzunehmen ist, daß ihm gerade dieses Gebiet menschlichen Unternehmungsgeistes nicht sehr nah lag; sonst hätte er vielleicht noch hinzugefügt: „Ueber der Erde wird aber auch geschwindelt.“ Wollte man die Terrainspekulation einfach als Schwindel bezeichnen, so würde man sich dem Verdacht aussetzen, fanatischer Bodenreformer zu sein; und damit wäre prinzipiell für Viele schon Alles verurtheilt, was hier gesagt werden soll. Die Bodenreformbewegung hat in Adolf Damaschke einen klugen, mit realen Verhältnissen rechnenden Führer gefunden; und ihre auf Beseitigung der ungerechtfertigten Bodenwerth- und Miethsteigerungen gerichteten Bestrebungen, ihr Kampf gegen die steigende Bodenrente, die unsere Volkskraft schwächt: all Das ist gewiß geeignet, auch bei Denen Sympathie zu wecken, die sich der Bewegung nicht angeloben möchten. Die Bodenreformer machen die Terrainspekulation allein für die Mängel verantwortlich, deren Beseitigung sie anstreben. Sie übersehen aber, daß hier auch noch andere Faktoren mitwirken, von denen die mit der Steigerung der Löhne, der Vertheuerung des Baumaterials, der immer luxuriöseren und technisch vollendeteren Ausgestaltung der Wohnhäuser und der Verschärfung der Bauvorschriften zusammenhängende Erhöhung der Baukosten nicht der geringfügigste ist.

Man braucht also durchaus nicht bodenreformerischen Anschauungen zu huldigen, um in der Terrainspekulation eine der unerfreulichsten Erscheinungen des gesammten Spekulationwesens zu erblicken. Gegen das Spekuliren an sich kann ein mit normalem Verstand ausgestatteter Mensch nichts einwenden; es ist in der menschlichen Natur und in der Entwickelung des Geschäftslebens begründet. Aber die Grenzen des Natürlichen müssen geachtet werden; sonst bekommen die Feinde der Spekulation Recht. Und die Grundstückspekulation ist weniger „natürlich“ als jede andere. Kaffee, Zucker, Baumwolle, Kupfer, Getreide sind nicht gerade schöne Objekte der Spekulation, als solche immerhin aber durch die Marktverhältnisse legitimirt. Alle Erzeugnisse, die einen Weltmarkt haben, sind überhaupt vielfach nur mit Hilfe der Spekulation zu handeln; so rechtfertigt sich hier das Spekuliren, wie es die Lebensbedingung der Geld- und Effektenbörsen bildet. Anders bei Grundstücken. Wer, wie die „Millionenbauern“, seinen Grundbesitz zu hohen Preisen verkaufen kann, weil sich die Nothwendigkeit ergiebt, ihn der Bebauung zu erschließen, ist kein Spekulant, mag er sich den Grund und Boden auch noch so schwer mit Gold aufwiegen lassen. Hier fehlt das wesentlichste Kennzeichen der Terrainspekulation: die künstliche Steigerung des Werthes; hier handelt sichs um die natürliche Konsequenz des Wachsthumes einer Stadt. Ungesund werden die Grundstücktransaktionen erst, wenn die vortheilhaften Verkäufe aus erster Hand unternehmungslustige Leute reizen, Das, was sich bei den Bauern auf natürliche Weise vollzog, künstlich zu erzeugen. Der Ackerbürger, der durch seinen Grundbesitz über Nacht zum reichen Mann geworden ist, hat den wahren Werth des ihm gehörigen Bodens oft gar nicht gekannt. Er muß erst „klug gemacht“ werden, um auf die Millionen zu warten. Der Grundstückspekulant ist nicht so naiv, sondern berechnet schlau seinen Vortheil; wobei er freilich oft genug irrt. Jedenfalls werden immer mehr Terrains von solchen

Digitized by Google

Leuten aufgekauft und die Grundstückpreise erreichen, selbst in den entfernten Außenbezirken, allmählich eine Höhe, daß man von Schwindelpreisen sprechen darf. Wo aber bleibt der zu diesen Spekulationen zwingende Grund? Hier kommen doch gewiß nicht besondere Marktverhältnisse in Betracht; oder will man behaupten, weil der Bauer Millionär geworden ist, dürfe der Bürger versuchen, es auf ähnliche Weise zu werden? Zwar könnte man einwenden: Das mag stimmen, so lange es sich um einzelne Spekulanten handelt; wenn sie aber durch Terraingesellschaften abgelöst werden, bekommt die Grundstückspekulation eine haltbare Basis. Das ist, in dieser allgemeinen Fassung, nicht richtig. Sind die Grundstückpreise künstlich in die Höhe getrieben worden und hat diese Steigerung zur Gründung von Terraingesellschaften geführt, so ist auch deren Grundlage schlecht. Ist aber die Gesellschaft entstanden, um zur Ausnutzung wirklich vorhandener Chancen größere Kapitalien zu beschaffen, so ist gegen ihre Existenzberechtigung nichts einzuwenden; gerade die Terraingesellschaft kann bei der Erschließung neuer Stadttheile mehr leisten als der Einzelne, der oft nicht die Mittel besitzt, um die in einigen Städten sehr hohen Auflagen von Terrainabtretung für Straßen, Pflasterherstellung und Aehnliches zu tragen. In München, zum Beispiel, werden den Terrainunternehmern von den Behörden so drückende Verpflichtungen auferlegt, daß man versucht hat, daraus die Vertheuerung des Bodens an der Peripherie zu erklären. Solche Erklärungversuche wirken zunächst, geben aber keine Auskunft darüber, warum ohne zwingenden Grund, ohne die allernöthigsten Vorbedingungen überhaupt Terraingesellschaften gegründet wurden.

Daß die Terrainspekulation an sich zur Unsolidität neigt, geht auch aus der Art der Persönlichkeiten hervor, die sich im Allgemeinen mit ihr befassen. Das „Persönliche“ ist meist ein sehr heikles Thema, weil sich in neunzig von hundert Fällen durch das Gesagte gerade die Personen getroffen fühlen, die gar nicht gemeint waren. Welcher Lärm erhob sich, als Schmoller über den Stand der Agenten Etwas sagte, das zwar nicht schmeichelhaft, aber im Grunde doch richtig war! Das kann mich nicht hindern, die Masse der Terrainspekulanten ähnlich zu charakterisiren, wie es damals den Agenten geschah: als zweifelhafte Existenzen. Leute, die ihren Beruf verfehlt oder überhaupt keinen haben; „Bauunternehmer“; Herren, die sich Baumeister tituliren lassen, ohne es je weiter als bis zum Maurer gebracht zu haben; verkrachte oder morsche Existenzen aller Berufs- und Vermögenskategorien: Das sind, neben besserem Material, einzelne Typen aus der Klasse dieser „Volkswirthe“, nicht etwa neusten Ursprunges, sondern schon aus den siebenziger Jahren. Wers nicht glaubt, Der lese Glagaus „Gründungschwindel“. Ueber die „Ethik der Grundstückgeschäfte“ — sit venia verbo — ließe sich vielleicht etwas Hübsches schreiben; nur müßte dann auch erwähnt werden, daß der Grundstückspekulant, ders zu Etwas gebracht hat, als Genie gefeiert wird. Als kürzlich der Bauunternehmer Hoech in München starb, widmeten ihm manche Tageszeitungen Nekrologe wie einem Vater des Vaterlandes. Was waren die gekrönten Maecene, die der Stadt ihre schönsten Straßen und Bauwerke geschaffen haben, gegen den Erbauer des für die Entwickelung Münchens so wichtigen Café Luitpold! Und doch lasten die Thaten dieses Genies noch heute schwer auf der Stadt; denn bis die Folgen des „Konkurses Hoech“ ganz überwunden sind, kann noch manches Jahr vergehen. Wenn im kaufmännischen Leben Jeder genial genannt werden soll, der in wildem Eifer ein Engagement auf das andere thürmt, dann war Hoech ein Genie; unfreundlichere Beurtheiler könnten ihn

Digitized by Google

aber auch einen Schwindler nennen. Und seine Strohmänner, mit denen er nach dem ersten Konkurs arbeiten mußte, machten ihm einfach seine Kunststücke nach. In Berlin haben die Carstenn und Quistorp einst den Reigen eröffnet. Denen konnte man das Zugeständniß eines gewissen Idealismus noch nicht versagen. Und dann spricht entlastend für sie die Zeit, in der sie wirkten. Der deutsch-französische Krieg mit seinem Milliardensegen und die ersten Anzeichen einer Epoche wirthschaftlichen Aufschwunges entschuldigten die spekulativen Uebertreibungen. Den Schultz und Romeick, den Sanden und Ziegra aber sind solche mildernde Umstände wohl kaum zuzubilligen. Nicht selten trifft man auch in Berlin Leute, die, ohne einen Pfennig in der Tasche zu haben, manchmal sogar ohne festes Domizil, Terraingeschäfte großen Stils machen. Ein solcher „Ritter vom Unternehmungsgeist“ wars, der sich vor etwa fünf Jahren ein umfangreiches Terrain in Zehlendorf auf ein Jahr anstellen ließ und es, noch vor Ablauf dieser Frist, mit einem Nutzen von 25 000 Mark verkaufte, obwohl er selbst nicht einmal eine Anzahlung von 10 Mark zu leisten vermocht hätte. Solche Geschäfte sind nur auf dem Grundstückmarkt möglich.

Durch die besonderen Verhältnisse wird in den verschiedenen Städten die Qualität der Terrainunternehmungen differenzirt. Die Namen Berlin und München bezeichnen zwei entgegengesetzte Pole. In Berlin sind die Vorbedingungen für das Terraingeschäft so günstig, daß das solide Unternehmen vorherrscht; in München ists anders. Berlin hat alle Voraussetzungen für eine natürliche Steigerung der Bodenpreise — rasche Zunahme der Bevölkerung, in Folge einer starken Industrie, auf verhältnißmäßig kleinem Flächenraum —, München nicht. Während die Verhältnisse also rechtfertigen, daß die berliner Grundstückspekulation sich bis auf 30 Kilometer über das Weichbild der Stadt hinaus erstreckt, ist die selbe Ausdehnung in München der reine Wahnsinn. Jeder halbwegs begabte Klippschüler wird ohne Schwierigkeit herausbekommen, daß in einer Zweimillionenstadt auf 64 Quadratkilometern Grundfläche andere Bedingungen für die Terrainspekulation gegeben sind als in einer Stadt mit 500000 Einwohnern, aber 87 Quadratkilometern Flächeninhalt. Der Unterschied sollte dadurch ausgeglichen werden, daß man der Stadt München die Glieder künstlich ausreckte. Nicht weniger als dreißig Terraingesellschaften haben sich um diese Prozedur bemüht; alle sind dividendenlos geblieben, aber freudig und voll Zuversicht blicken ihre Leiter in die Zukunft, denn „es muß doch einmal besser werden.“ Nebenbei bemerkt: zwei dieser Unternehmen, die Terraingesellschaft Bavaria und die Bayerische Boden-Aktiengesellschaft München-Nord (die zuletzt genannte in Verbindung mit der Neuen Bodengesellschaft in Berlin) sind gegründet worden, um die Grundstückspekulationen des genialen Hoech zu konsolidiren. Die Bavaria führt jetzt schon ein Leben im Verborgenen, von der anderen hoffen boshafte Leute für die Zukunft das Selbe.

Interessant ist die Genesis der münchener Terraingesellschaften; Ziegel und Branntwein sind die Urstoffe, aus denen sie sich entwickelten. Die heutige münchener Aktienziegelei begann mit ihrem ausgedehnten Grundstückbesitz das liebliche Spiel Der Name Schmederer, der heute über der Paulanerbrauerei glänzt, stand einst mit ihr in Verbindung. Ihre Aktie, die vor Jahren für 40 Prozent zu haben war, erreichte später den Rekordkurs von 1200 und steht heute auf 540. Das sind Schwankungen, die vermerkt zu werden verdienen; denn sie zeigen die Willkür der Spekulation. Später kamen die Gebrüder Macholl, die Branntwein und Cognac fabriziren. Sie

Digitized by Google

besaßen weit im Westen von München ein Gut, das der Westend-Gesellschaft den Namen gab: die gebar wieder die Neu-Westend-Gesellschaft und vererbte ihr die Ueberkapitalisirung. Mehr als 14 Millionen Mark Aktienkapital; und das beste Terrain verkauft. Auf dem so sorgsam vorbereiteten Boden that sich die Bankkommandite Gebrüder Klopfer als Pfadfinderin hervor. Was sie fand, war nicht immer Gold, aber die von ihr geschaffenen Unternehmen gehören doch zu den besseren. Oberfaul steht die Bayerische Terraingesellschaft, der eine baldige Sanirung nöthig ist. Die Hypothekenschuld reicht fast ans Aktienkapital heran; und die Bayerische Vereinsbank, die indirekt die Schuld an diesem Uebel trägt, mag wohl einen Vergleich mit ihrem verblichenen Sorgenkind, der Kindlbrauerei, ziehen, der allerdings hier zu ihren Gunsten ausfällt; denn nicht sie, sondern die Pfälzische Bank hat über die Bayerische Terraingesellschaft zu trauern. Man muß sich wundern, daß zum Direktor der Gesellschaft nun ein Mann erwählt wurde, der zwar sehr ehrenwerth und vertrauenswürdig ist, aber von den münchener Verhältnissen keine Ahnung hat. Diesen Vorwurf darf man dem Herrn Kommerzienrath Heilmann nicht machen; denn er kennt den münchener Grundstückmarkt so genau wie den Inhalt seiner Westentasche. Die Gesellschaft, die seinen Namen trägt, rühmt sich, die bestfundirte und angesehenste unter ihren Genossinnen zu sein. Ob mit Recht oder Unrecht, ist schwer zu sagen; ihr Status ist sehr undurchsichtig. Fast so verschleiert wie die Züge ihres Gründers, wenn in seiner Gegenwart von der Terraingesellschaft Gräfelfing gesprochen wird, die ein Beispiel für die Skrupellosigkeit ist, mit der oft Nonvaleurs verwerthet werden. Es hat heftiger Angriffe bedurft, bis die Heilmann-Gesellschaft das Ihre zur Sanirung des Tochterunternehmens that, an dem Angstschweiß und Blut klebten. Ein Selbstmord, vier Jahre Zuchthaus und ein Haufe zu Grunde gerichteter kleiner Existenzen: Das sind keine hübschen Erinnerungen. Im Ganzen sind allein an den vier in München an die Börse zugelassenen Terrainaktien im Lauf der Zeit etwa 30 Millionen Mark bar verloren worden. Ob diese Summe jemals wieder eingebracht werden kann?

Erfreulicher als in München siehts in Berlin aus, obwohl es auch da nicht an kränkelnden Unternehmungen fehlt. Aber der berliner Immobilienmarkt ist im Ganzen gesund; die gewaltige Ausbreitung der Stadt verlangt ja, daß in den Außenbezirken immer mehr Terrains erschlossen, immer neue Straßen angelegt werden. Der Hauptunterschied zwischen den beiden Städten besteht darin, daß an der Isar dem Grundstückgeschäft die Kapitalkraft mangelt, während an der Spree wohlfundirte Aktiengesellschaften unter Führung der Großbanken den Immobilienmarkt beherrschen. Die berliner Bankdirektoren haben Verständniß für moderne Entwickelungmöglichkeiten und betheiligen sich deshalb an Grundstückgeschäften. Das mag in einzelnen Fällen zu Bedenken Anlaß geben — vor Allem da, wo für Terrainaktien, auf Grund der Beziehungen zu den Großbanken, Reklame gemacht wird —, verbürgt immerhin aber die Sicherheit des Marktes. Ueberängstliche Leute könnten darauf hinweisen, daß die offenen Reserven der Banken zum großen Theil in den Effekten ruhen und es deshalb nicht gut sei, Werthe von dem Charakter der Terrainaktien unter sie aufzunehmen. Solchen Bedenken wäre entgegenzuhalten, daß die in Frage kommenden Engagements bei den verschiedenen Banken nicht beträchtlich genug sind, um, im schlimmsten Fall, eine sichtbare Verschlechterung der Liquidität des Bilanzstatus zu bewirken. Bei der Deutschen Bank, zum Bei-

Digitized by Google

spiel, waren im vorigen Jahr elf Betheiligungen an Grundstückgeschäften im Werth von 1,35 Millionen bei insgesammt 23,56 Millionen Konsortialeinzahlungen ausgewiesen. Die Dresdener Bank hat in ihrem Effektenkonto 2,25 Millionen an Terrainaktien bei einem Gesammtbestand von 52,42 Millionen; und unter den Konsortien sind zehn Betheiligungen an Terrains und Terraingesellschaften mit 3,38 auf 44,39 Millionen. Bei den übrigen Instituten sind die Verhältnisse ähnlich. Eine Gefahr ist also, ganz abgesehen von der Qualität der Terrainengagements, in diesen Ziffern nicht zu erblicken. Dagegen sollte ein Institut vom Rang der Deutschen Bank auch den Schein meiden, als versuche es, für Terrainpapiere Stimmung zu machen. Im letzten Geschäftsbericht dieser Bank fand ich an der Stelle, wo die Emission der Aktien der Neu-Westend-Aktiengesellschaft für Grundstückverwerthung erwähnt wird, den Satz: „Die günstige Ansicht des Publikums über dieses Unternehmen drückt sich in der seit der Emission eingetretenen Kurssteigerung von 30 Prozent aus." Darin liegt nicht nur die Konstatirung einer Thatsache, sondern auch eine gewisse Empfehlung, die gerade bei einem Terrainpapier nicht zu billigen ist; um so weniger, als es sich hier um eine Liquidation-Gesellschaft handelt, bei der nicht an Dividenden zu denken ist, sondern nur ein eventueller Kursgewinn als Anreiz dienen kann. Auf die Möglichkeit eines solchen Gewinnes hinweisen, heißt aber, der Agiotage Vorschub leisten. Das hätte die Deutsche Bank nicht nöthig.

Von den in Berlin zum Börsenhandel zugelassenen 48 Terrainaktien ist auf 19 im vorigen Jahr eine Dividende gezahlt worden; die übrigen blieben entweder ohne Ertrag oder gehören Gesellschaften, deren Zweck die allmähliche Liquidation ist. Die Durchschnittsdividende beträgt 8 Prozent, bietet also eine ausreichende Verzinsung. Das könnte für Terrainaktien einnehmen; denn Industriepapiere, die die selbe Gewinnquote abwarfen, stehen meist im Kurs so hoch, daß die Rente ungenügend ist. Aber das Publikum sollte sich dadurch nicht bestechen lassen, sondern daran denken, daß die Terrainunternehmen in der Regel keine Betriebs-, sondern Liquidation-Gesellschaften sind, ein Erwerb ihrer Aktien also entweder die Möglichkeit langen Zuwartens voraussetzt oder nur den Zweck haben kann, Kursbewegungen zu escomptiren. Das wesentlichste Moment für die Beurtheilung dieser Börsenspekulation ist eben die Verleitung des Publikums zur Agiotage. Das ist eine ungesunde und, bis in ihre äußersten Konsequenzen, höchst unerfreuliche Erscheinung. Sie trägt dazu bei, das Niveau der Spekulation, moralisch und wirthschaftlich, hinunterzudrücken und die Feindschaft gegen die Börse zu stärken.

Daß neben den zahlreichen Aktiengesellschaften in Berlin noch über hundert Gesellschaften mit beschränkter Haftung und einem Gesammtkapital von etwa 35 Millionen Mark bestehen, die sich mit Immobiliengeschäften befassen, ist kein Grund zu besonderer Freude. Die G. m. b. H. sind an sich schon, weil ihnen das volle Licht der Oeffentlichkeit fehlt, keine für eine Betheiligung des großen Publikums geeignete Unternehmensform; kommen nun noch durch die Art ihrer Beschäftigung hervorgerufene Bedenken hinzu, so können sie unter Umständen eine direkte Gefahr für das Privatkapital werden. In der Terrainspekulation stehen sie zwischen den Einzelpersönlichkeiten und den Aktiengesellschaften: damit sind sie charakterisirt.

Unter den Aktiengesellschaften haben die von Haberland gegründeten eine Vorzugsstellung, die ihnen die Persönlichkeiten von Haberland Vater und Sohn verschafft haben. Diese Herren sind wohl die besten Kenner des berliner Terrain-

Digitized by Google

marktes und die geschicktesten und glücklichsten Ausbeuter seiner Chancen. Der alte S. Haberland, der heute dem Aufsichtrath der von ihm gegründeten Gesellschaften angehört, während sein Sohn Georg als Direktor fungirt, erwarb schon früh den Ruf eines eben so kühnen wie geschickten Unternehmers; aber der Nachfahr hat den Alten, der Schüler die Thaten des Meisters beinahe noch übertroffen. Herr Konsul Gutmann wußte, warum er sich für die Haberlands interessire; denn Unternehmen wie die Berlinische Bodengesellschaft, die seit Jahren regelmäßig 30 Prozent Dividende gezahlt hat, wachsen nicht wild. Das tröstet einigermaßen über die hohen Kreditoren der Bodengesellschaft am Kurfürstendamm; aber schade wärs nicht gewesen, wenn die Dresdener Bank es mit den Aktien dieser Gesellschaft gemacht hätte wie die Berliner Handelsgesellschaft, vernünftiger Weise, mit ihrer Handelsgesellschaft für Grundbesitz, die bis 1906 „gesperrt" bleibt. Bis dahin ist sie vielleicht so weit gediehen, daß sie verwirklichen kann, was bei der Gründung versprochen wurde. Nicht uninteressant ist die Entwickelung der unter der Aegide Rießers und Dernburgs entstandenen Neuen Bodengesellschaft, die das böse Erbe der Deutschen Grundschuldbank saudenschen Angedenkens antrat. Sie prosperirt, obwohl Manche, als die Grundschuldbank noch lebte, schon einen Aasgeruch zu spüren meinten. Die Sanden-Banken hat ihr Schicksal erreicht; das fröhliche Gedeihen der Neuen Boden-Gesellschaft mag aber eine Lehre sein, nie zu früh die Scheiterhaufen anzuzünden, die, wenn die Flammen erst einmal emporlodern, nicht nur Faules, sondern oft auch Brauchbares verschlingen. Wenn man die Haberlands nennt, darf man Herrn Karl Neuburger nicht vergessen. Der Mann pro omnibus wäre nicht der fixe Kerl, als den er sich noch bei jeder Gelegenheit gezeigt hat, wenn ihm das Spekuliren in Terrains fremd geblieben wäre. Auch auf diesem Gebiet lehrt er uns erkennen, daß Geschwindigkeit keine Hexerei ist. Wozu wurde der Omnibus erfunden, wenn man darin nicht vorwärtskommen soll? Wozu giebts Omnibusgesellschaften, wenn sie keine Grundstückgeschäfte machen dürfen? Herr Neuburger kennt keine Rücksichten, wo sichs um das Wohl seiner Aktionäre handelt; deshalb hat er dafür gesorgt, daß das Aktienkapital der Allgemeinen Berliner Omnibusgesellschaft in raschem Tempo erhöht wurde, damit die Viktoria-Speicher-Aktiengesellschaft übernommen und den Grundstückstransaktionen an der Frobenstraße und in Schöneberg-Friedenau ein ähnliches Unternehmen im Osten Berlins angeschlossen werden konnte. Herr Karl Neuburger aber wird die Sache schon deichseln; er macht Alles, wie weiland Herr von Schirp.

Daß eine übertriebene Grundstückspekulation mit ihren Folgen auch schädlich auf die Verhältnisse der Hypothekenbanken und die Qualität der von ihnen ausgegebenen Pfandbriefe wirken kann, leuchtet wohl Jedem ein. Die Grundstückkrisen verringern die Zahl der wirklich guten Beleihungobjekte und erhöhen die Zahl der Subhastationen. Die Pfandbriefinstitute müssen dann also bei der Beschaffung guten Unterlagematerials für ihre Obligationen mit schwierigeren Verhältnissen rechnen. Das braucht sie noch nicht in schlimme Situationen zu bringen; zu bedenken ist aber, daß fast 8 Milliarden Mark in Pfandbriefen angelegt sind und deshalb alle die Sicherheit dieser Anlage gefährdenden Momente nach Möglichkeit vermieden werden müssen. Als letzter, aber nicht unwichtigster Faktor für die Beurtheilung der Terrainspekulation ist die Natur der Krisen auf dem Immobiliemarkt zu beachten, die nicht, wie die anderer Devonten, nur einen Rückgang im Geschäft, sondern eine völlige Stagnation mit allen verheerenden Folgen herbeizuführen pflegt.

Ladon.

Digitized by Google

Notizbuch.

Wenn gar kein anderer Stoff zu finden ist, wird uns von ehrenwerthen und überzeugten Landsleuten erzählt, das Deutsche Reich ächze unter einer kaum noch erträglichen Katholikentyrannis; werden die Herren Bülow, Posadowsky, Rheinbaben, Studt & Co., die wahrscheinlich eben so gute evangelische Christen sind wie ihre auf Redakteursstühlen thronenden Richter, als schlappe Knechte Roms der geliebten Volksseele vorgeführt. Den Zweck dieser Schreibübungen habe ich noch nicht zu ergründen vermocht. Die Katholiken sind einmal da, viel länger schon als die Protestanten, sind politisch sehr stark und sehr klug organisirt, zeichnen sich in der parlamentarischen Arbeit durch Fleiß, Tüchtigkeit, Menschenverstand und unverhohlenen Willen zur Macht aus und hindern auf keinem für die nächste Zukunft wichtigen Gebiete die Reichsgeschäftsführung; welchen Grund hätte eine Regirung, die Ruhe haben will, diese kompakte Schaar schlecht zu behandeln? Sie braucht eine Mehrheit und kann sie, seit die Liberalen geschwächt, die Sozialdemokraten auf den hohen Stimmzettelhausen geklettert sind, ohne das Centrum im Reichstag nicht erlangen. (Dabei glauben Manche noch immer, das Centrum könne für eine das Wahlrecht einschränkende Aenderung der Reichsverfassung zu haben sein, deren Ergebnisse es in eine so behagliche Lage gebracht haben.) Wer gegen die Centrumsherrschaft wettert, ist des Beifalls gewiß. Nicht nach Beifall aber, sondern nach Wirkung soll der Politiker streben; und Wirkung ist mit all dem Gewüthe nicht zu erreichen. Ein Protestantismus, der längst nicht mehr protestirt, die Kraft, fast schon die Lust zum Protestiren verloren hat und sich in unnützlichen Gruppen- und Sektenkämpfen erschöpft; lutherische Fraktionen, denen jede Einheit des Wollens fehlt und die nur stark sind, wenn sie ein mächtiges Wirthschaftinteresse vertreten; und mitten in diesen disparaten Haufen eine unter festem Befehl geeinte, gar nicht unbequeme Macht, deren Hauptziel stets sein muß, eine akatholische Mehrheit, die Möglichkeit wechselnder Majoritäten zu hindern: auch eine muthige Regirung könnte unter solchen Umständen nicht zaudern, die Hilfe, die sich ihr bietet, durch Konzessionen zu erkaufen. Allzu beträchtlich war der Kaufpreis bisher nicht; noch nicht zu fürchten, daß Luthers Volk von Amtes wegen wieder in die Papstkirche gepfercht wird. Das Zwischenaktsgerede hat recht wenig Werth. Der Wunsch, das Centrum von der Regirung bekämpft zu sehen (warum eigentlich, da es ihr doch nichts Wesentliches weigert?), wäre nur erfüllbar, wenn die Sozialdemokraten aus dem Reichstag vertrieben würden; und selbst dann würde der wirthschaftliche Gegensatz wohl bald die Lebensregung einer konservativ-liberalen Mehrheit hemmen. Neulich, als der Kaiser in Metz römische Kirchenfürsten zu sich lud, sich mit dem Großkreuz des Ordens vom Heiligen Grabe schmücken ließ, die Benediktiner lobte und an die Stiftung der Dormitio Sanctae Mariae Virginis erinnerte, wurde das Geschrei wieder besonders laut. Ohne ersichtlichen Grund. Welche Personen der Kaiser an seinen Eßtisch setzt und welche Orden er trägt, ist seine Privatsache. Graf Bülow mag Radowitz, dem Garderobier königlicher Phantasie, ähneln: die Dormitio ist kein Bisthum Jerusalem. Als Friedrich Wilhelm der Vierte, der, wie sein Großneffe, für die Unantastbarkeit des Türkenreiches und für das Recht der Christenkirche auf den Berg Zion, ihre Heimath, schwärmte, seinen Bunsen mit Adeln in einer Brochure deutsche Christen ermahnen ließ, sich auf Zion dem Befehl eines anglikanischen Bischofs zu fügen, war das Mißtrauen der Protestanten begreiflich, konnten Schneckenburger und Hundeshagen mit Recht fragen, warum der deutsche Protestantismus seiner jüngeren Schwester den Vorrang lassen müsse. Jetzt ist seit beinahe zwanzig Jahren das phantastische Bisthum auf

Digitized by Google

gegeben und unsere „diplomatische Romantik" (wie man anno 1842 sagte) zeigt sich auf ganz anderem Gebiet. Was in Metz geschah, sollte den Katholiken des Elsaß und Lothringens ad oculos beweisen, daß ihre Religion im Deutschen Reich höherer Ehre gewürdigt wird als im kirchenfeindlichen Franzenlande der Combes und Jaurès; sollte den Papst erfreuen und die durch Domweihgespräche getrübte Laune des Centrums wieder entwölken. Dagegen ist nichts einzuwenden. Der reichsländische Groll sollte erkennen: in der alten Heimath werden die Bischöfe geärgert, in der neuen an den Tisch des Kaisers geladen. Kein großes Mittel schöpferischer Politik; kein Grund aber auch, in der schönen Zeit des Maitrankes und Spargels wieder einmal den Lutherzorn zu strapaziren.

* * *

Herr Geheimrath Kirdorf-Rheinelbe schreibt mir aus Karlsbad:

„Sehr geehrter Herr Harden, als Sie mir zum ersten Mal die Ehre erwiesen — es war gelegentlich der Hiberniasache —, meine Person und meine Stellungnahme in der Industrie eingehender in Ihrer Zeitschrift zu erwähnen, hat es mir zur Freude und Genugthuung gereicht, die sachliche Beurtheilung zu erkennen, die Sie meiner Haltung zu Theil werden ließen. Auch in der Folge habe ich gern ersehen, daß Sie den Verdächtigungen, denen ich durch meine gegnerische Haltung zur Staatsregirung vielfach ausgesetzt gewesen bin, in Ihrer Zeitschrift keinen Raum gaben. Ich habe davon Abstand genommen, Ihnen diese meine Empfindung, namentlich meinen Dank auszusprechen, da ich mich auch nicht dem Schein aussetzen wollte, als wenn ich den scharfen, ohne Rücksicht auf Personen sachlichen Beurtheiler unserer heutigen Verhältnisse in seiner Ansicht irgendwie beeinflussen wollte. Wenn ich mich nun heute mit diesen Zeilen an Sie wende und von ihrer Sachlichkeit eine Berichtigung erbitte, so giebt mir dazu Veranlassung, daß einer Ihrer Mitarbeiter mir in der Nummer 30 Ihrer Zeitschrift eine Ueberschätzung zu Theil werden läßt, die — wie ich fürchten muß — in Kreisen, an deren Meinung mir gelegen ist, falsche Auffassung über mich hervorrufen kann.

Ihr Pluto zeichnender Herr Mitarbeiter sagt in seiner Abhandlung („Plethora" betitelt), daß die Behauptung, die Banken hätten im Industriegebiet heute mehr Einfluß als früher, eine irrige sei. Wie er richtig erwähnt, hat allein die durch das Kohlensyndikat herbeigeführte Gesundung die Bergwerkindustrie von der früheren geldlichen Abhängigkeit von den Banken befreit; die entscheidenden Beschlüsse werden jetzt viel mehr von den Großindustriellen als von den Bankmännern beeinflußt. Ob hierfür aber die Geldmacht, wie Ihr Herr Mitarbeiter weiter durchblicken läßt, allein entscheidend ist, möchte ich doch bezweifeln: gewiß stehen meinen Freunden Thyssen und Stinnes, die höchst bedeutende industrielle Unternehmungen ihr Eigenthum nennen, große Kapitalien zur Verfügung, aber ihr Einfluß und ihr Verdienst beruht doch darin, daß sie sich unbestritten in ihrer ganzen Thätigkeit einzig und allein industriellen Interessen dienstbar gemacht haben; auch mein Bruder hat verstanden, das Rothe-Erde-Werk, bei dem er seit seiner Verheirathung persönlich namhaft betheiligt war, von äußeren Einflüssen gänzlich unabhängig zu stellen, trotzdem bei Beginn seiner Thätigkeit die geldlichen und Betriebsverhältnisse des Werkes höchst mißliche waren und es erst seitdem die heutige hohe Entwickelung und Blüthe erreicht hat.

Gänzlich unzutreffend ist aber, wenn der mir zugeschriebene Einfluß in der Industrie auf Geldmacht — die ich in keiner Weise besitze — zurückgeführt wird. Ganz abgesehen davon, daß ich nach der Schätzung Ihres Herrn Mitarbeiters in einen schweren Gegensatz zur Steuerbehörde kommen würde, da meine Vermögenssteuer-Erklärung

Digitized by Google

nicht den zehnten Theil des mir von ihm zugeschriebenen Vermögens erreicht, so ist doch klar, daß eine Persönlichkeit, die vor vierunddreißig Jahren ohne jeglichen ererbten Besitz, und ohne daß ihr in der Zwischenzeit irgend ein Besitz außer dem, den die eigene Arbeit gebracht hat, zugeflossen ist, in eine Beamtenstellung in der Bergwerkindustrie eintrat, unter den Besoldungverhältnissen in dieser Industrie nur dann zu einem Vermögen wie dem mir zugeschriebenen gelangen konnte, wenn sie etwa Nebenwege einschlug; und dagegen möchte ich mich entschieden verwahren. Es könnte sehr leicht zu der Voraussetzung führen, daß ich bei der Begründung und Einrichtung des großen Verbandes, an dessen Spitze ich heute noch im Ehrenamt stehe, mir Sondervortheile verschafft hätte, während in unserer Kohlenindustrie wohl Jeder weiß, daß die Person, die versucht haben würde, sich bei Gründung dieses Verbandes nur den geringsten Vortheil zu verschaffen, fortan in unserer Industrie unmöglich geworden wäre. Ich habe als sorgsamer Hausvater wohl darauf gehalten, daß meine Ausgaben niemals die Einnahmen überstiegen, ich habe naturgemäß bei meiner Stellung in der Industrie meine Ersparnisse ausschließlich wieder in dieser angelegt und vereinzelt auch Erfolge dabei zu verzeichnen gehabt, die aber in keiner Weise (angesichts der Höhe der Summen, die mir zur Verfügung standen und die ich anzulegen vermochte) mir ermöglichen konnten, zu einem Ziel zu gelangen, wie es Ihr Herr Mitarbeiter für mich erreicht haben will. Wird mir neben anderen führenden Personen ein maßgebender Einfluß in unserer Industrie zugesprochen, so kann er für meine Person unbedingt nicht auf Geldmacht zurückgeführt werden; selbst als Mitbesitzer bin ich nur in bescheidenstem Maß anzusprechen und bleibe in erster Linie nur einer der leitenden Beamten der Industrie. Ich bin übrigens mit dieser meiner Stellung durchaus zufrieden. In vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebenster Kirdorf."

* * *

Ein Student, der den Duellzwang bekämpfen will, schreibt mir:

„Es ist eine geschichtliche Erfahrung, die sich durch viele Beispiele erhärten ließe, daß der Ruf nach Freiheit oft genug aus dem Munde Derer erscholl, die sie Anderen nicht gewähren wollten. Auch der jetzt, wie es scheint, beendete Kampf zwischen Regirung und Universitäten läßt sich als ein solches Beispiel verwerthen. Die idealischen Motive und die idealische Gesinnung der Ruser im Streit in allen Ehren: ob aber Jeder von ihnen die laut gepriesene akademische Freiheit auf allen Gebieten anerkennt, ist mir doch recht zweifelhaft. Viele Studenten fordern die Freiheit für sich und wollen sie anderen nicht gewähren. Die ‚schlagenden' Verbindungstudenten — neben den relativ wenigen ‚schlagenden' Finken — sprechen das Recht der Freiheit Denen ab, die den Zweikampf nicht als Sühne im studentischen Leben gelten lassen. Mit Vernunftgründen ist der Zweikampf nicht zu vertheidigen. Das Duell, aus romanischen Ländern zu uns importirt, konnte früher, bei der mangelhaften Staats- und Rechts-Organisation, in Deutschland vielleicht eine Nothwendigkeit, subsidiären Charakters, sein; heute ist es nicht nur überflüssig, sondern zu bekämpfen. Von den religiösen Gründen abgesehen, sprechen juristische und soziale dagegen. Einst, in der Zeit des mittelalterlichen und späteren Feudalismus, als die Studentenschaft mit ihren besonderen Rechten gleichsam einen politischen Stand bildete, mochte die Duellsitte noch einen Schein von Recht haben. Heute aber beruht die Würde des Studenten auf seinen wissenschaftlichen Leistungen und die Frage, ob er aus ‚honoriger' Familie stamme, beschäftigt nur noch Reaktionäre. Trotz den vielen Gründen, die gegen das Duell sprechen, braucht schließlich aber dem Studenten, der es will, gar nicht verwehrt zu werden, im Zweikampf das Heil zu erblicken. Volenti non fit injuria. (Oft, erfreulicher

Digitized by Google

Weise in den allermeisten Fällen, ist ja das studentische Duell ein Zweikampf mit Schlägern oder Säbeln und ohne eigentliche Lebensgefahr.) Der schlagende Student soll aber die Gewissensfreiheit achten und auch im Gegner des Zweikampfes die Ueberzeugung würdigen. Gerade das Verbindungleben, so rühmen seine Fürsprecher, pflegt ja die Tugend, durch selbstloses Maßhalten und Milde im eigenen Urtheil sich an Achtung vor der Ueberzeugung Anderer zu gewöhnen. Ist die ehrliche Ueberzeugung, daß der Zweikampf zu verwerfen sei, nicht auch der Achtung würdig? Oft werden den Einwänden gegen das Duell Motive der Furcht und Feigheit untergeschoben, wird der Zweikampf als einziges Mittel zur Bethätigung des Muthes gepriesen, trotzdem es doch wirklich auch in unserem Leben noch manche andere Möglichkeit giebt, seinen Muth zu erweisen. Uebrigens sind die ‚Schlagenden' unter sich über den Begriff des Muthes beim Zweikampf noch gar nicht einmal einig; nicht selten haben wir erlebt, daß eine ‚schlagende' Verbindung eine andere wegen ‚Kneiferei' in Verruf erklärt oder ihr den Vorwurf gemacht hat, daß sie bei der Mensur zu schnell den Paukanten ‚abführe'. Wie unzulänglich der Zweikampf-Ehrenkodex ist, zeigt auch die Thatsache, daß mit einem körperlichen Gebrechen Behaftete oft genug weder Satisfaktion geben noch fordern oder da, wo Säbel-Zweikampf angebracht wäre, ‚nur' auf Schläger antreten oder den gesunden Gegner vor die Pistole zwingen können. Und Jeder, dem solche und ähnliche Eigenthümlichkeiten zu denken geben und die Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit der Duelltheorie aufdrängen, soll in Verruf erklärt werden? So lange der Zweikampf von Staates wegen für ein nur geringes Uebel gehalten wird, mag es jedem Studenten, der die Klingen kreuzen will, unbenommen sein; einerlei, ob er an den inneren Werth des Zweikampfes glaubt oder in den Säbelzweikämpfen eine Steigerung der zweifellos Muth und Gewandtheit erfordernden Bestimmungmensuren (auf Schläger) sieht. Wer aber anderer Ansicht ist, wer aus Ueberzeugung das Duell verwirft, Der darf deshalb nicht geringer geschätzt oder gar geächtet werden. Das ist, wie mich dünkt, auch eine Forderung akademischer Freiheit."

Ueber das Duell ist hier (vom Professor von Below, vom General von Bogusławski und von Anderen) so ausführlich gesprochen worden, daß Neues kaum noch zu sagen wäre. Und in der Studentenschaft wächst die Zahl Derer, die eine Pflicht zum Zweikampf nicht anerkennen, so rasch, daß über eine Gefährdung akademischer Freiheit durch die schlagenden Verbindungen bald sicher nicht mehr geklagt werden wird. Mir scheint, daß man den Wandlungen deutschen Studentengeistes nicht genug Aufmerksamkeit widmet; der Sozialismus (mit all seinen Farbennuancen und Nebentendenzen) hat unter der dem flüchtigen Blick sichtbaren Oberfläche die alte Burschenherrlichkeit merkwürdig verändert. Schon giebts sogar einen Deutschen Verein abstinenter Studenten, die sich weder durch Hohn noch durch List zum Alkoholgenuß verführen lassen. Gegen das Pauken und gegen den Schoppen: o quae mutatio rerum! Vielleicht hatte der Kultusminister und sein höllisch gescheiter Althoff diesen esprit nouveau (der sich auch in ernsthafteren Symptomen zeigt) nicht früh genug erkannt; sonst hätten sie sich die bittere Nothwendigkeit des Rückzuges erspart, der jetzt das Studentenscharmützel beendet hat.

* * *

Aus dem Brief eines Kaufmannes, der lange in Ostasien gelebt hat:

„Neulich brachte das Berliner Tageblatt einen Leitartikel über ein Cirkular, daß Herr Dr. Knappe, der deutsche Generalkonsul in Shanghai, an die deutschen Kaufleute in China gerichtet hat. Herr Konsul Knappe ist sicher ein Mann, dessen Ansichten man immer mit großem Interesse anhören wird, da sie die Frucht genauer Studien und scharfen Nach-

Digitized by Google

denkens sind. In diesem speziellen Fall aber dürfte nicht jeder China-Kaufmann sich seinen Ausführungen anschließen. Der Generalkonsul geht davon aus, daß der japanische Einfluß in China in raschem Tempo zunehme, daß die japanischen Händler und Hausirer immer tiefer ins Land eindringen und dank ihrer Rassenverwandtschaft und Sprachkenntniß (auch ihrer Unbedenklichkeit in Bezug auf Markenschutz und Aehnliches) bald festen Fuß fassen werden; natürlich zum Nachtheil der anderen am China-Handel interessirten Nationen Die Warnung ist nur allzu berechtigt; nicht oft genug kann darauf hingewiesen werden, daß die deutschen Sympathien mit den Japanern sich vom handelspolitischen und nationalindustriellen Standpunkt aus absolut nicht vertheidigen lassen. Nur glaube ich, daß unsere Kaufleute, in ihrem eigensten Interesse und als Vorkämpfer der deutschen Industrie und Schiffahrt, gegen die japanische Gefahr andere Mittel wählen sollten, als Herr Dr. Knappe sie empfiehlt.

Er räth zunächst den deutschen Kaufleuten, die chinesische Sprache und Schrift zu lernen. Das hat ja sehr viel für sich, nicht nur, weil dadurch die eigenen chinesischen Angestellten leichter zu kontroliren sind, sondern auch mit Rücksicht darauf, daß solche Sprachkenntniß mehr Interesse an dem ganzen Volksleben erwecken und eher zu Ausflügen ins Innere des Landes ermuthigen wird; und solche Ausflüge lehren die wirthschaftlichen Verhältnisse kennen und geben dem Handelsverkehr neue Anregungen. Zu bedauern ist deshalb, daß den meisten Ankömmlingen von den schon in China Ansässigen der Vorsatz, die chinesische Sprache zu erlernen, ausgeredet wird. Doch ist dabei Eins nicht zu vergessen: die Verschiedenheit der chinesischen Dialekte ist so groß, daß Chinesen aus verschiedenen Provinzen sich unter einander nicht verständigen können. Lernt ein junger Kaufmann während seines Aufenthaltes in Hongkong den kantonesischen Dialekt, so kann er, wenn er später nach Shanghai versetzt wird, seine mühsam erworbenen Sprachkenntnisse dort nicht verwerthen. Diese Schwierigkeit ist nicht zu unterschätzen.

Herr Dr. Knappe empfiehlt aber auch, das sogenannte Kompradore-System abzuschaffen; und diesem Rath wird wohl jeder erfahrene China-Kaufmann widersprechen. Der Kompradore (chinesische Stadtreisende) mag in manchen Firmen seine Macht mißbrauchen, vielleicht auch, wenn er alt geworden und reich ist, gar zu vorsichtig und ängstlich in der Beurtheilung neuer Unternehmungen sein: jedenfalls leistet er der Firma vorzügliche Dienste und arbeitet keineswegs zu theuer. Die Provision, die er von der Firma als Maklergebühr und von den chinesischen Kunden als Delkrederegebühr bekommt, vertheuert das Geschäft nur unbeträchtlich und ist keine ins Gewicht fallende Belastung. Die Maklergebühr (½ Prozent) geht ja nicht über den Betrag hinaus, der auch im europäischen Handel Usance ist; und sehr fraglich ist noch, ob die Vermehrung des europäischen Personals, die nöthig wäre, wenn man dem Chinesen den Posten des ‚Stadtreisenden' abnehmen wollte, nicht viel theurer wäre als die jetzige Courtage, die dann erspart werden könnte. Und der sozialen Stellung des Europäers wäre es sicher nicht nützlich, wenn er bei chinesischen Ladenbesitzern antichambriren müßte. Die Delkrederegebühr (auch ½ Prozent) aber, die der Kompradore von der Kundschaft erhält, sichert der Firma die Bonität des Kunden, für die der Kompradore ihr bürgt. Ein Europäer könnte die finanzielle Leistungfähigkeit der Kunden nicht so genau beurtheilen wie der Chinese, der mitten unter ihnen lebt, und würde am Ende des Jahres finden, daß er zwar die Delkredereprovision gespart, an schlechten Forderungen aber viel mehr verloren hat. Gerade dem Kompradore-System ist zuzuschreiben, daß China-Firmen so große Umsätze erzielen und so billig arbeiten können; gerade diesem vielgetadelten System ist auch zu verdanken, daß das chine-

Digitized by Google

fische Geschäft so solid ist und Fallissements unter den europäischen Firmen zu den größten Seltenheiten gehören. Diese Vortheile sind so werthvoll, daß sie die Nachtheile, die jedes festgeschlossene Gildewesen, wie die Kompradores eins bilden, mit sich bringt, erheblich überwiegen. Die Vergrößerung des europäischen Exportes nach China muß von anderer Seite her versucht werden Seit Jahren ist von Berufenen immer wieder betont worden, daß der Mineralreichthum des Landes dem Kapital und Unternehmungsinn der Europäer erschlossen werden muß. Dadurch würde die Kaufkraft des Landes erhöht und China bekäme statt einer (laut Statistik des chinesischen Seezollamtes für 1903) mit 300 Millionen Mark passiven eine aktive Handelsbilanz.

Uebrigens beschäftigt man sich jetzt auch in Oesterreich lebhaft mit China. Das Projekt einer österreichisch-chinesischen Bank, das drei bis vier Jahre lang eifrig erörtert wurde, scheint wieder aufgegeben, trotzdem die Idee an sich gut war. Nun soll die Regirung und die ihr befreundete Kreditanstalt eine große Exportgesellschaft mit eigenen Waarenhäusern in sämmtlichen größeren Städten Chinas planen, wie ich in der Neuen Freien Presse las; diese neue Gesellschaft soll mit 5 Millionen Kronen Kapital gegründet und während der ersten Jahre mit einigen hunderttausend Kronen jährlich von der Regirung unterstützt werden. Gerade diese gowernementale Förderung dürfte in englischen und hanseatischen Handelskreisen ein nicht gerade wohlwollendes Lächeln hervorrufen; denn dort ist man der Ansicht, daß zu einem erfolgreichen, rentablen Geschäft persönliche Initiative, Platzkenntniß und Tüchtigkeit gehören und daß diese Eigenschaften mehr werth sind als eine Subvention die bald aufgezehrt sein kann, wenn die Sache unklug angefangen wird. Eine mit der Kreditanstalt eng liirte große wiener Exportfirma soll die Leitung der Gesellschaft übernehmen. Sichert sie sich taugliche Arbeitkräfte und hält sich von bureaukratischen Einflüssen frei, dann kann sie vorwärtskommen; sonst ist sie, trotz der amtlichen Unterstützung, nicht als eine Konkurrenz anzusehen, die den englischen und deutschen Firmen in China gefährlich werden könnte."

* * *

Herr Dr. **Paul Liman**, der politische Leiter der Leipziger Neusten Nachrichten, hält eine Angabe in meinem Artikel „Suovetaurilia" für falsch. Er glaubt, Bismarck habe dem Kaiser, der ihm schroff das Gespräch mit Windthorst vorwarf, nicht geantwortet: „Die Macht meines Herrn endet am Salon meiner Frau". Der alte Fürst selbst habe diese Wendung „geschmacklos" genannt und Herbert ihre Richtigkeit oft bestritten. Darauf kann ich nur erwidern: Der Fürst hat, als er mir die Morgenjzene mit dem Kaiser erzählte, den Satz wörtlich so ausgesprochen. Nicht nur einmal; auch vor anderen Zeugen, deren Gedächtniß mir jetzt die Richtigkeit des Citates bestätigt hat. Der Satz ist hier veröffentlicht worden, als Otto Bismarck noch lebte; von hier hat ihn Herr Dr. Blum in sein Buch „Das Deutsche Reich zur Zeit Bismarcks" übernommen; ich habe nach dieser Veröffentlichung den Fürsten und seine Söhne noch oft gesehen, aber nie von ihnen gehört, der Satz habe anders gelautet. Als der Fürst mir zum ersten Mal den Vorgang schilderte, war die Erinnerung noch frisch; ich kann also nicht annehmen, daß ein Irrthum die Pointirung bewirkt hat. Herr Dr. Liman sagt, richtig sei nur die in seinem Buch „Fürst Bismarck nach seiner Entlassung" gegebene Darstellung. Danach habe Bismarck auf die Frage, ob er seinen Verkehr mit Abgeordneten auch nicht kontroliren lasse, wenn sein Souverain es ihm befehle, geantwortet: „Auch dann nicht"; sich zum Rücktritt bereit erklärt und die Aufforderung des Kaisers, ihm im Schloß über diese Angelegenheit Vortrag zu halten, mit dem Hinweis auf sein Alter und seine Gesundheit abgelehnt. So

Digitized by Google

hat der Fürst mir den Verlauf des Gespräches nie erzählt; davon steht auch nichts in der ersten Darstellung, die Professor Horst Kohl (im zwölften Bande der „Politischen Reden des Fürsten Bismarck", 1894) gewiß nicht ohne Billigung Bismarcks gab. Da ist gesagt, die Unterredung habe den Fürsten überzeugt, „daß ein Bruch eingetreten sei; aber in ernster Selbstprüfung kam er doch zu dem Entschluß, alle persönliche Empfindlichkeit lieber zu überwinden als durch Einreichung seiner Entlassung die Verantwortlichkeit für die davon zu erwartende Schädigung der deutschen Interessen zu übernehmen; er brachte noch einmal, wie schon so oft, aus amtlichem Ehrgefühl und Patriotismus ein Opfer, das seiner persönlichen Selbstachtung schwer gewesen sein mag. Wie eine Erleichterung begrüßte er daher die Aufforderung zum Rücktritt, die am siebenzehnten März morgens in amtlicher Form und ohne Klausel ihm zuging." Wenn er den Rücktritt am fünfzehnten März angeboten und erklärt hätte, er sei zu alt und zu krank, um im Schloß Vortrag zu halten, wäre dem Kaiser die Entlassung wesentlich erleichtert worden. Welche Version Bismarck der Nachwelt überliefern wollte, ließe sich übrigens leicht aus dem von ihm korrigirten dritten Bande der „Gedanken und Erinnerungen" feststellen.

* * *

Bevor er einen Urlaub antrat, von dem er, wie es heißt, nicht auf seinen Posten zurückkehren wird, hat Herr Dix den Versuch gemacht, die Wirksamkeit des von mir am dreizehnten Mai hier veröffentlichten Prozeßberichtes zu schmälern. Ueber diesen Bericht schreibt mir Herr Rechtsanwalt Victor Fraenkl: „Er zeigt die größtmögliche Objektivität." Und Herr Rechtsanwalt Dr. Theodor Sufe: „Gegenüber den Entstellungen des Herrn Dix war eine Rektifizirung nöthig; Ihr Bericht ist vollständig korrekt und der Gegner müßte selbst dankbar anerkennen, daß Sie nur ein Referat gegeben und sich jeder Glossirung, die doch möglich war, enthalten haben. Ich begreife, daß Ihnen gegenüber dieser geradezu systematischen Entstellung der Ekel hochsteigt." Was Herr Dix, der die Richtigkeit meiner Darstellung nicht bestreiten kann, den Lesern der Nationalzeitung zu bieten wagt, ist unwahres, zum Zweck der Verdunkelung verbreitetes oder belangloses Gerede. Alles Wichtige hat er ihnen verschwiegen; vor Allem die Thatsache, daß er im Vorverfahren meine Beweisanträge nicht unterstützt, sondern (freilich vorsichtig) bekämpft und eine Verurtheilung wegen formaler Beleidigung (ohne Wahrheitbeweis) herbeizuführen versucht hat. Ferner: daß meine Anwälte und ich, ohne Widerspruch zu finden, vor Gericht festgestellt haben: Vertreter der Nationalzeitung sind zu Finanzleuten hingegangen und haben von ihnen für die Zeitung Geld erbeten und erhalten. Das genügte mir vollkommen; und ich kann nur wiederholen, was ich in der Hauptverhandlung gesagt habe: „Alles Uebrige ist ein Gesprächsthema für Unmündige; auf die Frage, ob eine Zeitung, die von Privatleuten Geld nimmt, sich noch unabhängig nennen dürfe, wird jeder erwachsene Großstädter schnell die Antwort finden." Niemand kann mir zumuthen, mich noch länger mit einem Mann abzugeben, der seine Worte („Harden war im Gefolge eines Führers der Gegenpartei gereist") so tapfer interpretirt, wie Herr Dix es vor Gericht gethan hat; mit einem Mann, der die Behauptung nicht scheut, das Bankengeld sei für die Druckerei, nicht für die Zeitung, erbeten und gegeben worden. Wenn ein ernsterer Vertreter der Nationalzeitung die Diskussion wieder aufnehmen will, wird er mich zur Fortsetzung bereit finden. Den Schluß der Debatte hatte Herr Dix erbeten; und ich konnte seinen Wunsch erfüllen, nachdem der doppelte Zweck des Prozesses erreicht war: die thatsächliche Feststellung, daß die Nationalzeitung von Finanzleuten subventionirt worden ist und daß ihr Redakteur gegen mich nicht das Allergeringste vorzubringen vermochte.

* * * 27*

Digitized by Google

Seit vierzehn Tagen kommt über London immer wieder die Meldung, der Admiral Roschdestwenskij sei schwer erkrankt, habe um seine Abberufung gebeten und solle durch Birilew ersetzt werden. Das wäre für Rußland ein neuer Schlag; und da die Flotte noch manche Fährniß zu überwinden haben wird, ehe sie Wladiwostok erreicht, wäre der Kommandowechsel zunächst gar nicht durchzuführen. Die russischen Dementis klingen nicht sehr zuversichtlich. Vielleicht ist das Gerücht dadurch entstanden, daß in Petersburg Roschdestwenskijs Neigung zum Morphinismus bekannt ist. Ihr war zuzuschreiben, daß der Viceadmiral, trotzdem er als der fähigste Mann der russischen Marine galt, nicht schon anfangs ein Kommando erhielt. Die Nervenüberreizung der letzten Monate mag ihn zu Excessen verleitet und seine Gesundheit beeinträchtigt haben. Auch wenn er, für den Rußland keinen gleichwerthigen Ersatz fände, vor der Entscheidung sein Amt aufgeben müßte, würde die Leistung dieser beispiellos schwierigen Fahrt seinem Namen Unsterblichkeit sichern.

* * *

„Ist denn Niemand im Staat oder am Hof, der berufen wäre oder sich verpflichtet fühlte, den Kaiser vor dem Uebermaß von Anforderungen zu schützen, die unablässig Reisen und Feste an ihn stellen?“ Mit dieser nicht etwa nur rhetorischen Frage begann, am zwanzigsten Maiabend, ein Leitartikel der Vossischen Zeitung, der offenbar endlich einmal rückhaltlos die letzte Wahrheit aussprechen sollte. Ein wunderschöner Artikel von gewaltig ergreifender Melodei. Im Volk wird nicht nur Verwunderung, sondern auch Beunruhigung „erzeugt“. Wodurch? Der Kaiser hatte in Italien so viele Empfänge, Ausflüge, Diners zu überstehen, „daß von einer Erholung nicht die Rede sein konnte.“ Venedig, Karlsruhe, Straßburg, Metz, Wiesbaden: Empfänge, Besichtigungen, Festspiele, Festessen. Auf Wiesbaden folgt ein charlottenburger Jubiläum, die Hochzeit des Kronprinzen, die Kieler Woche. Der Redakteur ist ernstlich beunruhigt. Zwar weiß er, daß Wilhelm der Zweite „die Regierungsgeschäfte mit jener Gewissenhaftigkeit erledigt, die Jedermann an ihm gewöhnt ist“. Das bewundert er; und bedauert nur, daß der Kaiser nicht auch die Schillerfeier mit einer Rede oder Depesche verschönt hat. An Alledem sind aber nur die Hofleute schuld. Die haben vergessen, „den Kaiser auf die Thatsache hinzuweisen, daß das Volk am hundertsten Todestag Schillers überall den deutschen Dichter feiere.“ Die, „eifrige Hofmarschälle und Ceremonienmeister“, erfinden all die „rauschenden Veranstaltungen, denen auch die rüstige Kraft des Kaisers nicht auf die Dauer gewachsen sein kann“; und die „politischen Rathgeber des Kaisers sollten sich berufen und verpflichtet fühlen, den Uebereifer der Hofbeamten zu zügeln“. Wirklich: so stands in der Königlich Privilegirten Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen. Der arme Kaiser wird also von übereifrigen Hofbeamten gezwungen, Empfänge, Diners, Feste über sich ergehen zu lassen, die er viel lieber miede; und kein Staatsmann sorgt für die nothwendige Schonung des Monarchen. Dieser Bülow! Irgend ein Eulenburg, Hülsen oder Mutzenbecher zwingt den Kaiser, der von Mörchingen spät abends nach Wiesbaden kommt, vom Bahnhof recta zu einer Generalprobe ins Theater zu fahren, und der Kanzler befreit die gequälte Majestät nicht von solchen Peinigern; macht sogar, statt im Landtag das Berggesetz zu vertheidigen, das erzwungene Fest mit. Das wird im Jahre 1905 geschrieben, gedruckt und von ernsthaften Leuten mit ernster Miene gelesen. So sieht die Wahrheit aus, die ein Organ des muenwegt freisinnigen Bürgerthumes, wenn es zu so ungeheurem Unterfangen Muth gefaßt hat, vor den Thron und das Forum der Volksgenossen zu bringen wagt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 3. Juni 1905.

Roschdestwenskij.

Sinowij Petrowitsch Roschdestwenskij ist auf der Ausreise nach Wladiwostok sechsundfünfzig Jahre alt geworden. Er hat viel gekränkelt, war von einem Nierenleiden geplagt, das der nie zagende Optimismus slavischer Aerzte für heilbar und bald auch für geheilt erklärte, und hatte sich in den Tagen der heftigsten Schmerzen an die Wohlthat des Morphiums gewöhnt. Ein Mann, der seine Zukunft hinter sich hat, witzelte die Bande Alexejews, des ruchlosen Bastards von Holstein-Gottorp; und schob ihn, der sich im Flottenmanöver vor hohen Gästen als Kommandant ausgezeichnet hatte, in die Suite Nikolais und in die Schreibstube Avellans. Als Adjutant des Gossudars und als Stellvertreter des Admiralstabschefs schien er dem betreßten Gesindel auf dem seinem Talent gebührenden Platz; da konnte er würdevoll schimmeln und mit seinem oft mürrischen Ernst, seiner lästigen Sachlichkeit und dem Hang zu nörgelnder Kritik nicht gefährlich werden. Sieht er nicht fast aus wie ein Deutscher? Nicht einmal die Nase ist großrussisch; und das ganze Wesen so in Durtonart, als komme er mit dem Kehrbesen aus Gontscharows berühmtestem Roman. Kein angenehmer Passagier also für die Oblomower; und noch unbequemer für die mit stolzem Behagen Korrupten des Hofklüngels. Andere schätzten ihn höher; hielten ihn für den tüchtigsten Mann der Marine und wünschten ihm das Kommando vor Port Arthur. Der Einzige, sagten sie, der dieses schwere Lied blasen kann. Er wird Ordnung schaffen, die Kreaturen des vicekönigischen Hochverräthers zum Henker jagen, sich von Stoessels Eitelkeit nicht dreinreden lassen und mit Kondratenko, dem seiner Art ähnlichen Ingenieur,

Digitized by Google

für straffe Zucht und vorsichtige Wägung jedes Unternehmens sorgen. Den Gegner nicht hochmüthig unterschätzen und doch nicht ängstlich zaudern, zu beißen, weil solcher Versuch das Leben und kostbareres Material gefährden könnte. Diese Stimmen drangen nicht durch. Ein Morphinist, hieß es, ein verstaubter Theoretiker, der noch nie Pulver gerochen hat! Makarow bekam das Kommando. Der kennt Ostasien, hat nach dem Frieden von Shimonoseki die Japaner zum Verzicht auf die Siegerbeute gezwungen und lebt als ein Schreckgespenst noch im Gedächtniß der gelben Schmalnasenaffen. Der ist unser Skobelew zur See und wird die Sache schnell machen. Er kam. Im Epenstil tapfer, furchtlos, von Eigensinn und Ruhmsucht aller Hemmungen beraubt. Steinmetz bei Saint-Hubert. Skobelews Balkanübergang war das Werk seines klug organisirenden Stabschefs Kuropatkin, dem er, ohne ihn ans Licht zu lassen, blind vertraute. Makarow traute nur sich selbst und wollte bis zum nächsten Donnerstag seinen Lorber auf dem Trotzkopf haben; recht ein Fressen für schlaue Japanerlist. Mit Seeminen hatte der unmoderne Draufgänger nicht gerechnet; auch nicht für den Fall seines plötzlichen Todes vorgesorgt. Sein erstes Unternehmen war seine letzte heroische Dummheit. Mit dem besten Schlachtschiff, mit dem Goldrubelschatz und den wichtigsten Dokumenten sank er in die Tiefe; und jubelnd vernahm Japan, daß bei Tschifu, wo er sie einst um den Preis des Mühens geprellt hatte, seinem Wirken das Ziel gesetzt war. Nach ihm das Chaos. Als ein Admiral verwundet, ein anderer erkrankt war, kam das Kommando an den Fürsten Uchtomskij, einen protegirten Schulfuchs, der nach Port Arthur gegangen war, um rasch einen höheren Tshin zu erreichen, nie das kleinste Geschwader befehligt, nie auch nur von aktivem Flottendienst geträumt hatte. Ein Wirklicher Geheimer Admiralitätrath, der über Nacht berufen wird, gegen einen überlegenen Feind einen Ausfall aus dem blokirten Hafen zu wagen. Was unter solcher Führung geschehen mußte, geschah. Qualis dominus, talis et servus, sprach schon Petronius Arbiter. Als Uchtomskijs Pfuschversuch kläglich gescheitert war, traf man in den neutralen Häfen russische Schiffskommandanten, die erzählten, sie seien vorher nie im Geschwaderverband gefahren und hätten deshalb nicht gewußt, wie man sich in solcher Lage verhalte; Torpedobootführer, die ihre Waffe gar nicht benutzt hatten, weil (mit rührender Offenheit sagten sies Jedem) sie „mit dieser neumodischen Maschinerie nicht umzugehen verstünden." Nun war Noth am Mann. Skrydlow, ein halb verbrauchter miles gloriosus (der während des tiefer Kanalfestes auf seinem Flaggschiff mit den Franzosen fraternisirt und in einem Toast den Tag herbeigesehnt hatte, der beide Flotten

Digitized by Google

zu ernsterem Seemännerfest in diesem Hafen vereint sehen würde), ward nach Wladiwostok geschickt, wo er Geschäftigkeit mimte, doch nichts Nützliches schuf, und, da ihm nicht gelang, den Kriegsschauplatz zu erreichen, ungnädig ins Mumienmuseum heimberufen. Roschdestwenskijs Stundeschlug endlich. Nikolai hatte keinen anderen Mann von Ansehen zu versenden. Roschdestwenskij sollte die Ostseeflotte, Rußlands Hoffnung, ins Japanische Meer führen.

Diese Flotte war nicht fertig. Erstens, weil in Rußland nie Etwas zu rechter Zeit fertig wird, wenn die Verzögerung einträglicher scheint; zweitens, weil das nach deutschem Muster entworfene Bauprogramm eine weitere Frist gesetzt hatte. Und als sie in Hast für die Ausreise gerüstet war, fehlte der zusammengewürfelten Mannschaft der nothdürftigste Drill, jede Diensterfahrung; und fast ausnahmelos auch, oben und unten, jede Lust zum Metier. Deutsche Ingenieure, die das Geschwader bis in den Indischen Ozean begleitet hatten, kamen nach Petersburg zurück und berichteten: Die Schiffe sind gut; die Mannschaft wäre allenfalls brauchbar, wenn sie zunächst fünf, sechs Monate lang in eiserner Disziplin für den ernsten Dienst vorbereitet würde. Das empfand auch Roschdestwenskij. Er ist kein Temperament vom ungestümen Pulsschlag der Nelson und Tegetthoff. Mehr Strategе als Taktiker; und wohl noch mehr Organisator als Strategе. Die in Rußland seltenste Gabe ward ihm: ein unbeugsam starrer Wille, den nüchterne Vernunft bedient. Er gehört nicht zu den Leuten, die Nächte lang Thee trinken, Cigaretten rauchen und schwatzen; alle Dinge von allen Seiten beschnüffeln und nie früh genug zu einem Entschluß kommen. Kein Orientale aus kalter Zone. Wenn ers nicht vorher schon wußte, hatte die Nacht bei der Doggerbank ihn gelehrt, was er von seinen Offizieren, Soldaten, Matrosen in Bedrängniß zu erwarten habe. Mit solcher Schaar, rathlos an Deck kribbelnden Landratten, Offizieren aus dem Kadettencorps und der Marineakademie, Ingenieuren, die ihr Leben lang keine Schiffsmaschine vor Augen gehabt hatten, durfte er sich nicht an einen Feind wagen, den England für bündnißfähig hielt. Drum verzögerte er die Fahrt, blieb vor Dschibuti, vor Madagaskar und nahm erst im April den Kurs ins Chinesische Meer. Während berliner Preßadmirale ihm täglich bewiesen, daß er nutzlos die kostbare Zeit vertrödle, war er unermüdlich bei der nothwendigsten Arbeit. Seine Leute hatten es furchtbar schwer. In der Tropenhitze des Indischen Ozeans vom Morgen bis zum Abend und länger noch härtesten Dienst. Das kleinste Versehen von Tyrannenstrenge bestraft. Der zuchtlose Mann in Eisen gelegt, wie ein Frachtgut verschnürt an Tauen in die Sonne gehängt. Kein Landurlaub, nichts fürs Herz, für das Souterrain

Digitized by Google

männischer Triebe. Und an der Knute trockneten die Spuren von Schweiß und Blut nie auf. Die Schulzeit war kurz, die Gefahr nah; milderes Regiment wäre unwirksam geblieben. „Rußland hofft auf Euch. Gott schütze den Zaren!"

Als Roschdestwenskij in Libau die Anker lichtete, war Port Arthur noch russisch, hoffte man noch auf einen nahen Erfolg Kuropatkins, zweifelte in Rußland kein Kundiger an dem siegreichen Ende des Ringens. Witte selbst, der, als von Li-Hung-Tschang Gewarnter, das Liautung-Abenteuer stets bekämpft hatte, sagte noch damals: „Der Sieg ist uns, weil wir immer neue Corps über den Baikal schicken können, unbestreitbar gewiß und man muß schon jetzt dafür sorgen, daß nachher nicht neue Dummheiten gemacht werden." Auch im deutschen Generalstab meinte man, den Japanern müsse bald der Athem ausgehen. Als Roschdestwenskij die afrikanische Südküste passirte, fiel Rußlands Fort im fernen Osten. Der ehrenwerthe Herr Stoessel (dem man, nach Allem, was jetzt an den Tag gekommen, in der Zeitung des alten Suworin enthüllt, von dem General Smirnow und den anderen in Japan gefangenen Russen nach Petersburg berichtet worden ist, den Orden Pour Le Mérite schleunig wieder abhaken sollte) hatte den taktvollen Einfall, sich mit Nogi, dem Sieger, und dessen Stab photographiren zu lassen. Ein paar Tage danach warfen die Gelben ganze Stöße dieser lehrreichen Bildchen in die russische Vorpostenlinie bei Mukden. Im Rothen Meer traf den Admiral die Botschaft von der den Landkrieg fürs Erste entscheidenden Niederlage, die Kuropatkin nordwärts trieb und den Paradegeneral Lenjewitsch zum Oberfeldherrn machte. Von der Armee war einstweilen also nichts mehr zu hoffen; kaum noch ein Tag von Kars, der im Krimkrieg wenigstens die Waffenehre gerettet hatte. Nur die Flotte konnte noch helfen: denn sie ist stark und hat einen Führer, der bereit ist, Alles für Alles einzusetzen. Man rechnete. Japan hat mindestens drei Linienschiffe (wahrscheinlich mehr) verloren und kann höchstens noch fünf Schlachtschiffe ins Treffen schicken; darunter ein ganz veraltetes aus dem Jahr 1882, das jüngste aus dem Jahr 1900. Rußland hat sieben ganz moderne Panzerschiffe (darunter vier vom selben Typus) und zwei aus den Jahren 1887 und 89. Die japanische Flotte hat 227, die russische 486 Geschütze. Solchen Unterschied gleicht keine Bravour aus. Die großen und kleinen Kreuzer aus Wladiwostok sind, wie die meisten der Ostseeflotte, modern und den japanischen an Artillerie, Panzer, Deplacement überlegen. Bisher gab es nur Passirgefechte auf große Entfernungen und Minenkriegsunfälle. Wenn die Schlachtschiffe jetzt endlich rücksichtlos eingesetzt werden, ist die Vernichtung der Flotte Togos wahrscheinlich, wird dem Japanerheer mindestens die Proviantzufuhr und der noch nöthigere Mannschaftersatz aus der Hei-

Digitized by Google

math gesperrt. Und der Mann, der das Alles vollbringen sollte, hatte sich eben erst, in aufreibenden Mühen, das nothwendige Werkzeug bereitet. Auf ihn richteten sich alle Blicke. Er hatte die Zukunft Rußlands an Bord. Siegte er, dann war der Yalu und Liau, Port Arthur und Mukden vergessen; unterlag er, dann war für die nächsten Jahre den Japanern der Kranz nicht zu entreißen. Ein ungeheures Schicksal. Das Bewußtsein solcher Verantwortung, das nie schlummernde Gefühl, die Heilandshoffnung und Vorsehung für hundertvierzig Millionen Menschen zu sein, könnte den Robustesten lähmen. Ists verzeihlich, daß der Admiral auch an schmerzfreien Tagen Morphium nahm, begreiflich, daß er, daß seine ganze Mannschaft nach und nach in einen neurotischen Zustand gerieth, in dem ein Ende mit Schrecken weniger schlimm scheint als der endlose Schrecken? Bei Tag und Nacht keine sorglose Sekunde; immer, schon im Indischen Ozean, die Furcht vor einer Ueberlistung, einem Verhängniß, das im Dunkel heranschwimmt, vor tückischem Ueberfall, den, zu spät, der Rosenfinger des Morgens entschleiern wird. Und dabei die Gewißheit, daß die getäuschte Massenhoffnung so unbarmherzig, redlich geleisteten Dienstes so uneingedenk sein wird wie der blutdürstigste Mongolenkhan der Hordenzeit. Schwerere Pflicht ward keinem Sterblichen je aufgebürdet.

Vielleicht hat Roschdestwenskij erst allmählich erkannt, daß sie über das der Menschenkraft Erreichbare hinauslange. Er glaubte, gegen Japan fechten zu sollen: und mußte nun erfahren, daß eine Welt ihm Widerstände zu thürmen unternahm. Briten und Amerikaner besorgten, wo er sich zeigte, für die Gelben den Kundschafterdienst; jede seiner Bewegungen wurde nach Tokio und London gemeldet, seine Mannschaft, redselige und leichtsinnige Russen, die nichts verschweigen können, umlauert, mit Geld, Schnaps und Weibern verlockt, das Transportpersonal aufgehetzt; und die besten Seeleute beider Kontinente spendeten den Japanern in der Zeitung täglich taktischen Rath. Verborgen zu bleiben, war für Togo, den Keiner verrieth, leicht, für Roschdestwenskij fast unmöglich. Damit mag er von vorn herein gerechnet haben. Nun aber bekannte sich Alles zu den Rechtsbestimmungen über eine Neutralenpflicht, die Britanien bisher vergebens der Welt aufzuschmeicheln versucht hatte. England, das überall auf dem behaglichsten Platze sitzt, überall eigene Häfen und Kohlenstationen hat, kann mit diesen Bestimmungen auskommen, kann seinem Interesse nützlichere gar nicht ersinnen: denn sie hindern alle übrigen Völker, in fernen Meeren große Kriege zu führen. Oder könnte Deutschland, wenn es sich dem anglisirten Völkerrecht (das uns 1870 Niemand zuzumuthen wagte) beugen wollte, eine Schlachtflotte in die Bucht von Laitschu schicken? Müßte es nicht, im Fall eines Konfliktes mit England, seine in fremden Gewässern stationirenden

Digitized by Google

Schiffe sofort abberufen oder fürchten, sie vom anfangs sicher überlegenen Feind entwaffnet, vernichtet zu sehen? Alle Mächte, die Kolonialbesitz und das Bedürfniß nach Expansion haben, mußten sich, mochten sie Rußland hassen oder lieben, gegen den anglo-japanischen Versuch neuer Rechtsbildung wehren: alle haben ihm Beifall gewinselt. Auch Frankreich, das den Russen doch zu freundschaftlichem Handeln verpflichtet war und sich getrost auf seine eigenen Neutralitätvorschriften berufen konnte. Auch Frankreich hat der russischen Flotte nicht mehr, nein, viel weniger Schutzrechte gewährt, als es nach seinen Rechtsregeln zu gewähren hatte. Japan schlug Lärm, England that, als sei es gekränkt und herausgefordert, Amerika rieth dringend zur Fügsamkeit, die Demokraten und Sozialisten aller Länder brüllten, wie immer in fremdem, der Heimath feindlichen Interesse, wüthend auf. Herr Delcassé hatte sich an der marokkanischen Sonne, in deren Gluth er zu falscher Stunde getreten war, eben die Haut verbrannt: und Frankreich, das Stammland der Ritterlichkeit, gab nach und scheuchte den Freund, den es doch sogar in den seinem Territorialbereich zugehörigen Gewässern zu dulden verpflichtet war, mit rauhem Wort von der annamitischen Küste. Was dieser kostenlos errungene Sieg Englands bedeutet, daß er für das Inselreich wichtiger ist als eine wesentliche Einschränkung kontinentaler Flottenprogramme, wird man in der Hauptstädten versäumter Gelegenheiten zu spät einsehen. Einstweilen hat er erreicht, was er bezweckte; hat der russischen Seemacht die letzte Möglichkeit eines Erfolges geraubt.

Am Tage vor der Schlacht in der Koreastraße schrieb ein britischer Admiral, Roschdestwenskij müsse zu Muth sein wie einem Manne, der offenen Auges auf den Kirchhof fährt, wo ihm schon das Grab bereitet ist. Seine Schiffe seien, nach der langen Tropenfahrt, nur im Dock von der dicken Bodenansatzkruste zu säubern und jetzt gänzlich unfähig, sich mit der frischen Flotte und ausgerüsteten Mannschaft Togos zu messen. „Auch unser bester Admiral könnte das Ziel nicht erreichen, das den Russen gesetzt ist; und für Togo liegt das Spiel so günstig, daß ers gewinnen muß". Roschdestwenskij hätte dem Kameraden gewiß zugestimmt, wenn ihm der Artikel zu Gesicht gekommen wäre. Die Stimmung des Allegro con brio war wohl längst von ihm gewichen und die Marcia funebre drang ihm durch Sturm und Nebelwände mahnend ins Ohr. Gegen die höhnische Prophezeiung war er auf den Kriegsschauplatz gelangt, hatte sich, trotz allen Schwierigkeiten, mit Nebogatows Geschwader vereint und die Spürsucht ein Weilchen zu täuschen vermocht. Nun aber blieb wenig zu hoffen. Die Fahrgeschwindigkeit der Schiffe vermindert, die Maschinen abgenutzt, die Mannschaft von achtmonatiger Ueberanstrengung erschöpft; der Trinkwasservorrath aufgebraucht und die stete Angst, in einem langen Ge-

Digitized by Google

fecht, das ihn von den Kohlenschiffen trennen muß, mit halber Dampfkraft manövriren oder gar stoppen zu müssen. Und vor sich einen Feind, der seine Beherrschung aller technischen Mittel schon bewiesen hat und nach langer Ruhe mit blitzblankem Material dicht bei der Heimath, die Kohle, Nahrung, Wasser und Schutz liefert, kämpfen wird, wann es ihm beliebt; der den Schauplatz und die Stunde des Kampfes nach freiem Ermessen zu wählen vermag. Wer weiß? Vielleicht läßt er ihn durchschlüpfen und wiederholt vor Wladiwostok, was in Port Arthur gelang. Japan hat nicht viele Schiffe zu verlieren und ist auch nach einem Sieg in seiner Seeherrschaft bedroht, wenn ihm wichtige Gefechtseinheiten vernichtet sind. Der Verlauf einer Seeschlacht ist noch schwerer als der eines Treffens auf festem Boden mit dem Bleistift auf Papier vorauszuberechnen; der Zufall oder das Element macht da oft einen Strich durch die feinste Rechnung. Scheut Japan das Risiko und bleibt Togo der alte Kunktator, dann ist mindestens Zeit gewonnen und die Kähne können gedockt, die Leute aufgefüttert werden. Das wäre die hellste Möglichkeit; die dunkelste: der Feind wartet den Augenblick tiefster Erschöpfung ab und fällt dann über die Wochen lang in keinem Hafen mehr versorgte Flotte her; in der langen Koreastraße, der einzigen, die nicht durch Minen zu sperren ist, aus der aber für beschädigte Schiffe kein Entrinnen vor den schnellen japanischen Kreuzern giebt. „Nitshewo! Nur auf Euch hofft Rußland in seiner Noth noch. Gott schütze den Zaren!"

Der Zar konnte die Zeit benutzen, um einen erträglichen Frieden vorzubereiten. Das erwartete Mancher; und meinte, Rußland werde seinen letzten Trumpf nur zeigen, nicht ausspielen; wenn ernstlich an eine Schlacht gedacht würde, hätte man, ohne die politischen Folgen jetzt noch zu bedenken, die modernen Panzerschiffe und Kreuzer aus dem Schwarzen Meer nach Ostasien geschickt. Die Russenflotte ist für Japan immerhin eine Gefahr, für seinen Handelsverkehr schon eine arge Belästigung. Unter diesem Druck läßt der Mikado wohl eher mit sich reden. Aber Nikolai Alexandrowitsch hatte keinen Plan; hat nie einen; faltet die Hände und schluchzt oder machts wie sein Großvater, nach Meyendorffs Schilderung: schreibt auf Aktenränder „Sehr wahr!" „Sehr richtig!" und vergißt dann die Sache schnell wieder, die nun im Pult irgend eines Geheimraths ruht. Nikolai Alexandrowitsch hat den General Oyama einst schnöd behandelt und spöttelnd gefragt, ob ihm der Uniformrock nach europäischem Schnitt nicht zu eng und unbequem sei: und merkt jetzt, mit welcher Ausdauer der Marschall ihn trägt. Dieses armselige Menschenkind war wohl auch sicher, daß seine unüberwindliche Flotte noch in schlechtem Zustande die Makaken spielend besiegen werde. Alexejew hatte es immer gesagt.

Nun ist die Armada zerstört. Der erste Angriff hat sie in den Grund

Digitized by Google

gebohrt, ihre überlebenden Theile mit zerrissener Flanke versprengt; und wenn Togo nicht unklug log, ists ihr nicht einmal gelungen, sterbend noch den Gegner mit ins Verderben zu reißen. Spät erst wird man erfahren, mit welchem Menschenmaterial der gewissenlose Herr aller Reussen seine besten Männer in den Kampf gejagt hat. Dem alten Kuropatkin, der mit Vatereifer für seine Soldaten sorgte, aber nie ein Mann der Initiative, eine mit Wirbelmuth begeisternde Feldherrnpersönlichkeit war, schickte er ganze Divisionen, die mit dem neuen (noch immer „neuen") Gewehr nie geübt hatten; und war dann empört, weil dieses Gewimmel nichts gegen ein Heer ausrichten konnte, in dem jeder aus dem Schlaf gerüttelte Gemeine mit dem Telephon, Scheinwerfer und allem Geräth modernster Technik so sicher umgeht, als habe ers im Knabenkittel gelernt. Wenn für die Bedienung der Linienschiffe, die komplizirteste, die sich erdenken läßt, ähnliche Mannschaft geliefert war, dann konnte Roschdestwenskij mit dem dreimal glühenden Licht selbst nichts wirken. Vielleicht hat er sich als Taktiker, wie am petersburger Admiralitätplatz prophezeit worden war, nicht bewährt; ist vielleicht auch ungeblendet ins Verhängniß gerannt. Was von ihm erwartet wurde, konnte kein Sterblicher leisten; was er geleistet hat, sichert ihm den Trauerpomp düsteren Nachruhmes ... Finale. Das Scherzo war ein Bißchen geräuschvoll instrumentirt. Jetzt hätten die Russen das beste Recht auf eine Revolution, auf die Beseitigung des Einen, der, ganz allein, in zehn kurzen Jahren die Reichsmacht zerrüttet, Blut und Geld des armen Volkes vergeudet hat; schneller und in albernerem Frevel als der wüsteste und der blödeste Zar der Moskowitergeschichte. Auch nach Zarskoje Selo ist jetzt endlich wohl die grausige Gewißheit gelangt, daß nichts mehr zu hoffen, das Spekulantenspielchen für die nächste Zukunft verloren ist; daß man rasch Frieden schließen oder Wladiwostok opfern, die Flottentrümmer bergen, über Charbin hinaus nordwärts marschiren und dem Sieger die Pflicht lassen muß, sich den gemünzten Kampfpreis aus dem Kreml zu holen. Die Börsen haben die Hiobspost, die wieder einen Aufwand von zweihundert, dreihundert Millionen russischen Geldes begrub, mit einer noch schüchternen Hoffnungshausse begrüßt; denn nun müssen des Krieges Stürme bald schweigen. Als ein wunder Mann aber, der die Last des Lebens am Liebsten von sich würfe und den Pflichtgefühl doch noch unter der Bürde hält, floh Roschdestwenskij ins weite Japanische Meer. Nah bei Shimonoseki, wo sie begann, schloß die gräuelreiche Tragikomoedie. Wenn Wilhelm der Zweite wieder in russische Gewässer kommt, wird er den Herrn Bruder und Freund nicht mehr mit Signalflaggen als Admiral des Stillen Ozeans begrüßen.

Digitized by Google

Die Schuster in Oesterreich.

Im Januar 1902 wurde von dem österreichischen Arbeitstatistischen Amt eine Enquete über die Lage des Schuhmachergewerbes in Oesterreich veranstaltet, deren Ergebniß gegen Ende des Jahres 1904 der Oeffentlichkeit übergeben wurde. Das österreichische, insbesondere das wiener Schuhwerk erfreute sich bis vor Kurzem einer gewissen Beliebtheit im Ausland und deshalb war der Absatz dort lohnend. Die Aussagen der Experten lehren aber, daß diese glücklichen Zeiten vorüber sind. Die hohen Einfuhrzölle in den östlichen Nachbarstaaten der Monarchie haben den früheren Export in jene Länder fast unmöglich gemacht; in den westlichen Staaten aber, in Deutschland, England und Amerika, hat die Schuhwaaren-Industrie solchen Aufschwung genommen, daß sie nicht nur den heimischen Markt versorgt, sondern selbst schon zu exportiren beginnt. Nur die allerfeinste wiener Luxuswaare, und zwar ausschließlich beste Handarbeit, findet auch heute noch in den zuletzt genannten Ländern willige Abnehmer. Auch auf diesem Gebiet wiederholt sich eben die selbe Erscheinung, die man ziemlich auf allen übrigen Gebieten beobachten kann, daß nämlich der Export von Industrie-Erzeugnissen eine zwar recht schöne, aber ziemlich prekäre Sache ist, weil er nur so lange anhält, bis die fremden Nationen den importirten Artikel selbst herstellen gelernt haben; und die Menschen sind, dank unseren verbesserten Verkehrsmitteln, heute recht gelehrig geworden.

Viel instruktiver — aber allerdings nicht im Mindesten erheiternd — ist, was die Enquete über die Lage der Schuhmacher in Oesterreich berichtet. Die unerfreulichen Verhältnisse haben hier, wie mir scheint, zwei Ursachen. Erstens leben wir in einem unangenehmen Uebergangsstadium; die früheren geordneten Verhältnisse sind in voller Auflösung begriffen und die neuen haben noch keine feste Gestalt angenommen. Und zweitens strömen dem Schuhmachergewerbe so ziemlich die meisten Elemente zu, besonders solche, die aus den sozial tiefsten Schichten kommen und natürlich die geringste allgemeine Vorbildung mitbringen.

Die mittelalterliche Handwerksverfassung, die sich mit geringen Modifikationen bis in die Hälfte des abgelaufenen Jahrhunderts, bis in die Aera der Eisenbahnen erhalten hatte, besaß den ungeheuren Vorzug, daß sie das Angebot von gewerblichen Erzeugnissen dem Bedarf anzupassen verstand. Die Verkehrsmittel — wenn man von den vorhandenen, wenig zahlreichen Wasserstraßen absieht — waren unvollkommen, so daß ein Transport größerer Gütermengen auf weitere Entfernungen nahezu unmöglich war. Deshalb mußte jede Stadt, was sie an gewerblichen Produkten brauchte, in der Hauptsache selbst erzeugen; und da die Zahl der Meister in jeder Stadt begrenzt war und

Digitized by Google

eine Reihe der mannichfachsten Vorschriften existirte, die den einzelnen Meister hinderten, seinen Gewerbebetrieb über ein bestimmtes Maß auszudehnen, war jedem Meister ein gewisser Kundenkreis und damit eine auskömmliche Existenz gesichert. Und da ferner der einzelne Meister nur eine bestimmte Anzahl von Lehrlingen aufnehmen durfte, so war eigentlich auch jedem Lehrling die Garantie geboten, daß er einst in die gesicherte Meisterstellung einrücken werde. Der vorgezeichnete Lehrgang endlich bot eine gewisse Gewähr dafür, daß der junge Mann sich die Kenntnisse aneignete, die er zur selbständigen Ausübung des Gewerbes brauchte.

Seit dem Aufkommen der Großindustrie und ganz besonders seit der Ausbreitung der Eisenbahnen, die den Transport großer Gütermassen auf weite Entfernungen ermöglichen, verlor die frühere Gewerbeverfassung jeden Sinn. Was nützt heute eine noch so weit gehende Beschränkung der Meisterstellen in einer Stadt, wenn die Fabriken den fraglichen Artikel in ungemessenen Quantitäten erzeugen und wenn die Bewohner dieser Stadt ihren Bedarf eventuell aus dem entgegengesetzten Ende des Staates nicht nur beziehen können, sondern thatsächlich beziehen? Den Staatsbehörden war damit für die Handhabung der Gewerbeverfassung jede sichere Grundlage genommen und in ihrer Hilflosigkeit blieb ihnen kein anderer Ausweg übrig als der, die ganze bisherige Gewerbeverfassung aufzuheben und die schrankenlose Gewerbefreiheit einzuführen. Die Folge war die Ausbreitung des kapitalistischen Gewerbebetriebes. Spekulative Köpfe benutzten die günstige Gelegenheit, um sich als Gewerbetreibende zu etabliren; sie meldeten das Gewerbe einfach an und mietheten so und so viele Handwerker, die sie an ihrer Statt arbeiten ließen. Daß diese Entwickelung die Unzufriedenheit der Handwerker erregte, ist begreiflich; und so entstand die moderne Handwerkerbewegung, die in Oesterreich, wie in Deutschland, den Ruf nach der Wiedereinführung des Befähigungnachweises auf ihre Fahne schrieb. Die Handwerker gaben sich nämlich der Hoffnung hin, daß die den besser situirten Volksklassen Angehörigen sich scheuen würden, ihre Söhne zu Handwerkslehrlingen und -Gesellen zu machen, und glaubten, auf diese Weise dem Eindringen der kapitalistischen Elemente in den Handwerkerstand einen Riegel vorschieben zu können. Die Hoffnung erwies sich als trügerisch; denn die Erfahrung hat gelehrt, daß überall, auch unter den Gewerbetreibenden, die regelrecht die Meisterbefugniß erlangt hatten, sich Einzelne fanden, deren Geschäftsbetrieb etwas besser ging und die darum bestrebt waren, ihr Gewerbe auf kapitalistischer Grundlage zu organisiren. Das wird in der österreichischen Enquete wiederholt bestätigt.

Dieser Entwickelungsgang ist in der That auch ein so natürlicher, daß man sich geradezu wundern müßte, wenn sich die Dinge anders entwickelt hätten. Man stelle sich nur einen besseren Schneider oder Schuhmacher vor, der sein

Digitized by Google

Meisterrecht rite erlangt hat, also als Lehrling in das Gewerbe eintrat, später auf Grund der abgelegten Prüfungen zum Gesellen emporgestiegen ist und schließlich die Meisterkonzession erlangt hat, der aber — wie es in der letzten Zeit des Konzessionsystemes schon der Fall war — in der Zahl der Gesellen, die er halten darf, nicht mehr beschränkt ist. Der Mann betreibt sein gut gehendes Geschäft und hat seine Werkstatt, in der seine Gesellen sitzen und arbeiten. Die Bekleidungindustrie — das Schneidergewerbe ganz besonders, das Schuhmachergewerbe zwar etwas weniger, aber immerhin noch — ist jedoch ein Saisongewerbe; der Meister hat also Zeiten eines ungleichen Geschäftsganges. Da er aber einen größeren und besseren Kundenkreis besitzt, so kann er seine besseren Arbeiter nicht entlassen, auch wenn die tote Saison kommt. Und weil er seine Leute in der schlechten Jahreszeit nicht müßig gehen lassen kann, fängt er an, Kleider oder Schuhe auf Vorrath anfertigen zu lassen; die Vorräthe sind ja nicht groß und der Mann weiß, daß er auch für diese Sachen gelegentlich Abnehmer finden wird. Aus diesem ganz natürlichen Vorgang entwickeln sich aber eben so natürlich zwei weitere Erscheinungen, die für die betroffenen Gewerbszweige von größter Bedeutung sind: die Konfektionindustrie, die Fabrik auf der einen, das Sitzgesellenwesen auf der anderen Seite.

Das Sitzgesellenwesen ist vielleicht nicht die zeitlich vorangehende Erscheinung, aber es ist das begrifflich näher Liegende und entfernt sich nicht nothwendig vom regelrechten Handwerksbetrieb; deshalb sei es hier zunächst erwähnt. Wir bleiben also bei unserem regelrechten Schneider- oder Schuhmachermeister, der ein gut gehendes Geschäft hat. Will der Mann sich seine Kundschaft erhalten und eventuell neue Kunden erwerben, so muß er darauf bedacht sein, daß sein Geschäftslokal für die Kunden bequem liegt. Er miethet also in einer belebteren Straße einen eleganteren Laden, in dem er seine Tuch- oder Ledervorräthe hält, die Kleider oder Schuhe zuschneidet und mit den Kunden verkehrt. Die Ladenmiethe in dieser Straße verschlingt aber schon ein schönes Stück Geld und auch sonst ist die Miethe in solchem Haus nicht billig; der Mann muß sich also einschränken und begnügt sich, ein an seinen Laden stoßendes, nach der Hofseite gelegenes bescheidenes Lokal zuzumiethen, in dem er etwa zwei oder drei seiner Leute arbeiten läßt, die er (für den Fall dringender Reparaturen) unbedingt bei der Hand haben muß. Die eigentliche Werkstätte, in der das Gros seiner Arbeiter sitzt, liegt in einer „billigeren" Straße. Und hieraus ergeben sich zwei Konsequenzen. Erstens kann nun der Meister, der den ganzen Tag im Laden zubringen muß, seine Werkstättenleute während der Arbeit nicht kontroliren und zweitens vollzieht sich der Verkehr zwischen dem Meister und seinen Leuten nun in der Weise, daß der Arbeiter im Laden erscheint, dort die zugeschnittenen Theile des Kleidungstückes oder der Schuhe sammt dem Zubehör in Empfang nimmt und, wenn er dann in der Werk-

Digitized by Google

statt die Theile zusammengefügt hat, wieder im Laden erscheint, um das fertige Stück abzuliefern und den festgesetzten Lohn (der ja meist Stücklohn ist) zu erhalten.

Von da bis zum Sitzgesellenwesen ist nur noch ein ganz kleiner Schritt. Haben sich nämlich Meister und Geselle einmal daran gewöhnt, in der eben geschilderten Weise mit einander zu verkehren, so wird die eigentliche Werkstätte überflüssig. Dem Meister kann es gleichgiltig sein, wo der Gehilfe sitzt und arbeitet; er sieht nicht ein, wozu er für seine Gehilfen, die er bei der Arbeit ja doch nicht mehr überwachen kann, einen eigenen Arbeitraum miethen soll, und der Gehilfe — namentlich, wenn er verheirathet ist — sieht nicht ein, warum er in die Werkstätte gehen und dort arbeiten soll; er findet es viel bequemer, zu Haus zu bleiben und in der eigenen Wohnung zu arbeiten. Das erscheint ihm obendrein vielleicht verlockender, weil die Frau oder eins der größeren Kinder ein Wenig mitarbeiten und so dazu beitragen kann, daß der Wochenverdienst sich etwas höher stellt. Damit ist der Sitzgeselle als regelmäßige Erscheinung ins Handwerkerleben getreten. Dem Handwerksmeister erwächst hieraus der nicht geringe Vortheil, daß er die Zahl seiner ständigen Gehilfen auf ein Minimum reduziren kann. Häufen sich bei ihm die Bestellungen, so giebt er viel Arbeit weg; hat er momentan keine Bestellungen, so erklärt er eben den nach Arbeit fragenden Sitzgesellen, daß augenblicklich nichts zu thun ist. Bei einer vom Landesausschuß der Bukowina vor mehreren Jahren veranstalteten kleinen Enquete über die Lage der Handwerker in Czernowitz, an der auch ich theilnahm, wurde neben Anderen der erste czernowitzer Schneider vernommen. Als wir ihm die Frage vorlegten, wie viele Gesellen er beschäftige, erwiderte der Mann: „Bei lebhaftem Geschäftsgang etwa vierzig und mehr, in der stillen Zeit kaum vier bis fünf." Der ständig beschäftigte Handwerksgeselle ist heute beinahe schon eine Seltenheit geworden.

Betrachten wir nun die Entstehung der Schuhwaarenfabrik. Wir vergegenwärtigen uns wieder unseren Schuhmachermeister, der ein gut gehendes Geschäft hat und in der stilleren Zeit von seinen Gehilfen Schuhe auf Vorrath erzeugen läßt. Sieht der Mann, daß seine auf Lager gearbeiteten Schuhe flotten Absatz finden, oder kauft gar ein spekulativer Händler die fertigen Schuhwaaren regelmäßig, um sie vielleicht in der Provinz zu vertreiben, so wird unser Meister diese Art des Geschäftsbetriebes mit Vorliebe pflegen und anfangen, in größerem Maßstab auf Lager zu produziren. Er wird also anfangen, das Leder in größeren Posten einzukaufen, er wird einen eigenen Zuschneider anstellen, der die einzelnen Schuhtheile zuschneidet, er wird eine Nähmaschine anschaffen und eine Stepperin engagiren, die die Obertheile näht und steppt, er wird einen Obertheil-Herrichter aufnehmen, der das Futter in die Obertheile einfügt, und wird diese Personen in seiner Werkstätte arbeiten lassen. Die „Bodenarbeit", das Zusammenfügen der Obertheile und der Sohlen, ist

Digitized by Google

verhältnißmäßig einfach und leicht; und da unser Meister kaum geneigt sein wird, eine große Werkstätte zu miethen und in ihr etwa fünfzig oder mehr Gesellen arbeiten zu lassen, und da es der unbeschäftigten Schuhmachermeister und -Gesellen mehr als genug giebt, so wird der Mann anfangen, diese Bodenarbeit an die kleinen Schuhmacher hinauszugeben. So entstanden die ersten Schuhwaaren-Fabriken, eigentlich: Groß-Schustereien, aus denen später — nach Erfindung der dazu geeigneten Maschinen — die eigentlichen Schuhwaaren-Fabriken geworden sind, in denen der Schuh ganz durch Maschinen hergestellt wird. Und da eine solche Groß-Schusterei oder eine eigentliche Schuhwaaren-Fabrik eben so von einem regelrechten Schuhmachermeister wie von einem Kapitalisten geschaffen und betrieben werden kann, so zeigt sich, daß der sogenannte oder wirkliche Befähigungnachweis, wie er von der Handwerkerpartei angestrebt wurde, kein Bollwerk gegen den kapitalistischen Gewerbebetrieb bildet und daß die von der Handwerkerpartei gehegte Hoffnung sich nach dieser Richtung hin als trügerisch erwies.

Die Schuhwaaren-Erzeugung wird in all den angedeuteten Formen betrieben. Es giebt Fabriken, in denen die Schuhe ganz durch Maschinen hergestellt werden. Es giebt gemischte Betriebe, Fabriken, die nur gewisse Maschinen besitzen, in denen also der Schuh zum Theil mit der Maschine, zum Theil mit der Hand gearbeitet wird. Es giebt Schuhwaaren-Fabriken — eigentlich nur große Schustereien —, in denen (abgesehen von dem Nähen der Obertheile auf der gewöhnlichen Nähmaschine) der ganze Schuh nur mit der Hand gemacht wird. Es giebt große Kundenschuster, die ihre Werkstätte haben, aber gelegentlich die Bodenarbeit von kleineren Meistern oder von Sitzgesellen besorgen lassen; manchmal arbeiten sie auch auf Lager. Es giebt kleine Kundenschuster, die das Gewerbe ganz in der alten Form betreiben, nur mit ihren ständigen Gesellen in der Werkstatt für ihre Kunden arbeiten; manchmal erzeugen sie auch einige Paare auf Lager oder halten ein größeres oder kleineres Lager von Fabrikschuhen, die sie vielleicht auch für ihr eigenes Erzeugniß ausgeben. Es giebt kleine Meister und Sitzgesellen, die fast ausschließlich für Schuhwaaren-Fabriken oder größere Schuhmacher arbeiten und nur selten für einen Kunden ein Paar Schuhe anfertigen oder eine Reparatur besorgen. Es giebt Flickschuster, namentlich auch solche, die für Trödler arbeiten. Es giebt Fabriken, die nur die Obertheile herstellen und diese an die kleineren Schuhmacher absetzen. Es giebt endlich auf dem platten Lande ganze Dörfer, deren Insassen Schuhmacher und kleine Landwirthe zugleich sind und für Schuhwaaren-Fabriken in den großen Städten arbeiten oder mit ihren Erzeugnissen die umliegenden Märkte befahren.

Als feinstes Produkt (Eleganz der Form und Leichtigkeit) gilt der mit der Hand gearbeitete Schuh. Das sind die von den besten Kundenschustern

Digitized by Google

(nach Maß) gemachten Schuhe und die speziell von den wiener Groß-Schuhmachern für den Export angefertigten Luxusschuhe, namentlich Damenschuhe.

Auch die Arbeitstheilung ist ziemlich weit vorgeschritten. Neben den Unternehmern, die die gewöhnlichen (allgemein üblichen) Schuhe machen, giebt es solche, die ausschließlich oder doch in erster Reihe Spezialitäten liefern, wie Militärschuhe, Kinderschuhe, Zeugschuhe für den Sommer, Tuch- oder Filzschuhe (ohne besondere Sohlen, mit Sohlen aus einem starken Gewebe von Bindfaden oder mit Ledersohlen), Badeschuhe aus Stroh oder Leinwand und so weiter. Gerade von den eigentlichen Schuhwaaren-Fabrikanten wird über den verschiedenen Geschmack und die Launen des europäischen Publikums geklagt, die den Fabrikanten nöthigen, Schuhe in den verschiedensten Fassons herzustellen, während der amerikanische Fabrikant sich auf eine einzige Type beschränken kann und dadurch in die Lage versetzt wird, die Preise so viel niedriger zu halten und ein brauchbares Paar Schuhe schon für einen Dollar zu liefern.

Was die Enquete über die Lage der im Schuhmacher-Gewerbe beschäftigten Personen aussagt, ist nicht allzu erbaulich. Die eigentlichen Fabriken wie die Groß-Schustereien klagen namentlich über den Rückgang der Ausfuhr, der nach ihrer Meinung insbesondere auf drei Umstände zurückzuführen ist. Oesterreich war einer der ersten Staaten, in denen die Erzeugung von Schuhwaaren im Großen sich entwickelte, und hatte deshalb einen großen Export. Jetzt geht er zurück. Zunächst begannen die westeuropäischen Staaten, namentlich Deutschland, selbst Schuhwaaren-Fabriken zu errichten und ihren heimischen Bedarf zu decken. In den osteuropäischen Staaten dagegen, besonders in Rumänien, wurden die Eingangszölle auf Industrieprodukte so sehr erhöht, daß ein Absatz österreichischer Schuhwaaren fast unmöglich geworden ist. Endlich wurden in Oesterreich im Interesse der inländischen Gerbereien die Einfuhrzölle auf Leder so wesentlich erhöht, daß die österreichischen Erzeuger, die das ausländische Leder nicht entbehren können, im Ausland nicht mehr mit den dortigen Fabriken zu konkurriren im Stande sind. Eine Ausnahme nach dieser Richtung hin macht, wie schon gesagt wurde, nur der wiener Luxusschuh, der seinen Absatz auf den ausländischen Märkten noch immer behauptet.

Durch den Verlust der ausländischen Märkte wurden die österreichischen (wirklichen und sogenannten) Schuhwaaren-Fabriken veranlaßt, den Absatz ihrer Erzeugnisse im Inland zu suchen; und auf diesem Gebiet hat sich in den letzten fünfundzwanzig Jahren ein beachtenswerther Umschwung in Oesterreich vollzogen. Während bis dahin ein fertiger Schuh eine beinahe unbekannte Sache war und Jeder, der Schuhe brauchte, zum Schuhmacher gehen mußte, um sie sich anfertigen zu lassen, giebt es heute in Oesterreich kein noch so kleines Städtchen, das nicht eine Niederlage einer Schuhwaaren-Fabrik oder wenigstens eine Mode- oder Galanteriewaarenhandlung hätte, die Schuhwaaren ständig auf

Digitized by Google

dem Lager hält. Die besseren und besten Kundenschuster werden durch die Konkurrenz der Fabrikschuhe allerdings nicht getroffen, weil der heikelste und zahlungfähigste Theil des Publikums die hand-made-shoes noch immer vorzieht und daher zum Schuhmacher geht; aber die breiten Massen der Bevölkerung gewöhnen sich immer mehr daran, in die „Handlung" zu gehen und dort den in der Regel hübscher aussehenden und billigeren Fabrikschuh zu kaufen, der — beiläufig bemerkt — darum gar nicht schlechter zu sein braucht als das Erzeugniß des kleinen Meisters. Daß von dieser Wandlung in den Gewohnheiten und Neigungen des Publikums die kleinen Handwerksbetriebe besonders schwer betroffen werden, bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung.

Diesen kleinen Meistern erwächst aber auch von unten eine drückende Konkurrenz. Das Schuhmachergewerbe ist verhältnißmäßig leicht zu erlernen und auch der ärmste Geselle kann sich ohne Weiteres als selbständigen Schuhmacher etabliren, weil zur Eröffnung des Geschäftsbetriebes gar kein eigentliches „Vermögen" erforderlich ist. Die wenigen einfachen Werkzeuge, die ein Schuhmacher braucht, und ein paar Schuhleisten können billig beschafft werden; und kommt der erste Kunde, so werden die Obertheile und ein Stück Sohlenleder aus der Lederhandlung eventuell auf Kredit genommen und der Geschäftsbetrieb ist „eröffnet". Deshalb ist der Zuzug zum Schuhmachergewerbe so stark und deshalb rekrutirt es sich aus den ärmsten Volksschichten. Und da diese Elemente wegen ihrer Dürftigkeit über die relativ geringste allgemeine Bildung verfügen, da sie ferner ihre Lehrjahre meist nur bei einem kleinen Meister oder gar nur bei einem Sitzgesellen durchmachen und dort nur eine sehr geringe gewerbliche Ausbildung erlangen, da sie endlich wegen ihrer Mittellosigkeit auf die Gnade des Lederhändlers angewiesen sind, der ihnen in der Regel das schlechteste Material liefert, so müssen sie, um sich über Wasser zu halten, sich mit Spottpreisen begnügen und drücken damit die Preise auch für die soliden kleinen Meister auf ein Minimum hinunter.

Immerhin aber ist die Lage auch dieser kleinen Meister eine etwas günstigere als die der Sitzgesellen. Der kleine Meister will natürlich Kundenschuster werden; er hofft, den Kreis seiner Kunden allmählich zu vergrößern und so zu einem gewissen Wohlstand emporzusteigen. Das gelingt aber nur den tüchtigsten Elementen; die weniger tüchtigen erringen wohl einige Kunden (hauptsächlich aus den minder bemittelten Klassen), aber da die Aufträge dieser wenigen Kunden nicht hinreichen, um sie vollauf zu beschäftigen, sind sie gezwungen — wie die Sitzgesellen —, für größere Schuhmacher oder für Fabriken zu arbeiten. Dem eigentlichen Sitzgesellen gegenüber, der allein arbeitet, sind sie dadurch im Vortheil, daß sie ein paar Gesellen oder Lehrjungen halten, an deren geringerem Lohn sie profitiren.

Auf der untersten sozialen Stufe finden wir die Sitzgesellen, die in

Digitized by Google

der eigenen Wohnung, „auf dem Sitz", arbeiten. Oft sind es Leute, die sich der Werkstätten- oder Fabrik-Disziplin nicht fügen wollen oder wegen ihrer schwächlichen Körperkonstitution nicht fügen können, mitunter auch solche, die momentan keine Beschäftigung in einer regelrechten Schuhmacher-Werkstätte erlangen können; man findet auch verheirathete Leute, die auf diese Weise zu einem größeren Einkommen zu kommen hoffen, weil sie darauf rechnen, daß die Frau oder die größeren Kinder ihnen bei der Arbeit behilflich sein werden. Die Aussagen der Experten ergaben, daß bei dem Sitzgesellenwesen der Drang nach Unabhängigkeit und Selbständigkeit wesentlich mitspielt. Die Leute wollen sich nicht an bestimmte Arbeitstunden binden, wollen die Freiheit haben, einen oder den anderen Montag, eventuell auch einen anderen Tag „blau" zu machen, und sind — wenigstens so lange sie jünger sind — dafür gern bereit, wenns noththut, einen „Durchmarsch" zu machen, nämlich den ganzen Tag und die ganze Nacht ununterbrochen zu arbeiten. Auch hoffen sie vielfach, auf diesem Weg sich zur Selbständigkeit empor zu arbeiten. Irgend ein Bekannter läßt sich gelegentlich ja beim Sitzgesellen ein neues Paar Stiefel machen oder die alten repariren. Und gelingt es, auf diese Weise einen kleinen Kundenkreis zu erringen, so kann der Sitzgeselle allmählich zum selbständigen Gewerbetreibenden werden. In der Regel freilich werden all diese schönen Hoffnungen und Erwartungen getäuscht. Ungebunden ist der Sitzgeselle allerdings; doch seine Freiheit besteht darin, daß er vom grauenden Morgen bis in die späten Nachtstunden in der engen Werkstätte, die auch noch Wohnung und Küche zugleich ist, emsig arbeiten muß, daß der „blaue" Montag sehr bald aufhört, der „Durchmarsch" aber zur regelmäßigen Erscheinung wird und daß der Mann — selbst wenn die Frau und die Kinder mithelfen — kaum so viel oder weniger verdient als der normale Werkstätten- oder Fabrikarbeiter. Und da das Schuhmachergewerbe ein Saisongewerbe ist, stellen mit der Zeit auch die „blauen" Tage und Wochen sich wieder ein; nur sind sie keine gekürten Festtage mehr, sondern erzwungene Fasttage, an denen es — weil nichts verdient wird — nur wenig zu essen giebt.

Die Frage, wie diesen Uebelständen abzuhelfen wäre, ist nicht leicht zu beantworten. Fast jeder Experte wurde gefragt, was gegen das Sitzgesellenwesen zu thun sei; und die meisten Arbeitgeber und Arbeiter erklärten, sie hätten gegen dessen Abschaffung nichts einzuwenden. Das war ein erfreuliches Zeichen verständiger Einsicht. Die Arbeitgeber wiesen darauf hin, daß sie die Arbeiter, die in der Fabrik oder Werkstätte arbeiten, besser kontroliren können; die Arbeiter sagten, daß sie es als ein Glück betrachten würden, wenn sie in der Fabrik arbeiten könnten, weil die Arbeit dort geregelt und die Zahl der täglichen Arbeitstunden festgesetzt ist und der Arbeiter weiß, daß er wenigstens den Abend und die Nacht für sich hat. Leider weiß man

Digitized by Google

heute, daß ein gesetzliches Verbot dieser Art von Heimarbeit undurchführbar ist. Es giebt viele kränkliche oder schwächliche Arbeiter, die nicht im Stande sind, jeden Tag nach der Fabrik zu gehen, die aber trotzdem zu Haus arbeiten und so ein paar Groschen verdienen können. Und selbst wenn solche Leute in die Fabrik gehen könnten, würden sie, deren Leistung unter dem Durchschnitt bleibt, dort nicht gern angenommen, weil sie einem tüchtigen Arbeiter den Platz wegnehmen. Im Schustergewerbe werden auch viele Frauen und Mädchen zu leichten Arbeiten (Absteppen der Schuh-Obertheile und Aehnlichem) verwendet, die eine verheirathete Frau neben der Besorgung ihres Hauswesens in ihrer Wohnung ausführen kann. Wollte man die Heimarbeit verbieten, so würde man all diese Frauen brotlos machen. Und was will man schließlich mit all den Landschustern anfangen, die ihre kleine Landwirthschaft haben und nur in ihren freien Stunden die Schuhmacherei betreiben?

Auf nicht geringere Schwierigkeiten stößt man, wenn man die Frage zu beantworten sucht, ob die übergroße Konkurrenz im Schuhmachergewerbe nicht einigermaßen eingedämmt werden könnte. Die Handwerker erkannten ganz richtig, daß sie durch die geradezu erdrückende Konkurrenz, die heute auf allen Gebieten des ehemaligen Handwerkes herrscht, zu Grunde gerichtet werden, und dieser richtigen Erkenntniß entsprang ihr Streben nach der Wiedereinführung des Befähigungnachweises als Bedingung des selbständigen Gewerbebetriebes. Die Sache wurde anfangs aber falsch angefaßt. Die Handwerker erschraken ganz besonders vor der Gefahr, die ihnen von der Großindustrie — einerlei, ob eigentliche Fabrik oder Großhandwerk — droht, und in ihrer Herzensangst glaubten sie, einen Schutz gegen diese Gefahr im Befähigungnachweis zu erblicken, weil sie sich der Hoffnung hingaben, daß besser situirte Leute sich scheuen würden, ihre Söhne Handwerkslehrlinge und -Gesellen mit Allem, was daran klebt, werden zu lassen. Dabei vergaßen die guten Leutchen Zweierlei. Erstens, daß man heute — auch ohne Schusterjunge gewesen zu sein — das Schuhmacher- oder ein anderes Gewerbe sehr bequem auf anderem Wege erlernen kann, weil wir heute gewerbliche Schulen besitzen, die auch von den verwöhntesten Muttersöhnchen besucht werden können. Und zweitens, daß Fabriken oder auch Großhandwerksbetriebe nicht nur von eigentlichen „Kapitalisten", sondern auch von besser situirten Handwerksmeistern geschaffen werden können. Da war es denn für die Vertreter der „liberalen" Nationalökonomie leicht, den Handwerkern zu beweisen, daß der Befähigungnachweis gar keinen Schutz gegen die Konkurrenz der Großindustrie zu bieten vermöge.

Das Handwerk leidet aber nicht nur unter dem Druck der Konkurrenz von „oben", sondern vielleicht noch mehr unter der Konkurrenz, die ihm von „unten" durch das stete Zuströmen von Elementen mit ungenügender Ausbildung erwächst, weil diese Elemente, um Abnehmer für ihre mangelhaften

Digitized by Google

Produkte zu finden, sich mit Schleuderpreisen zufrieden geben müssen. Auch gegen diese Konkurrenz soll nach der Meinung der Handwerker der Befähigungnachweis ein Bollwerk bilden. Daß da ein gesunder Gedanke zu Grunde liegt, läßt sich nicht leugnen; denn leiden die tüchtigen Elemente unter der ungenügenden Bildung eines Theiles ihrer Berufsgenossen, so kann diesem Uebel eben nur durch Hebung des Bildungniveaus dieser Leute abgeholfen werden. Nur schadet auch hier wieder ein Denkfehler. Wenn nämlich die Handwerker vom Befähigungnachweis sprechen, denken sie immer nur an die Lehre in der Werkstatt. Der Junge soll als Lehrjunge in die Werkstatt eintreten, hier vom Meister unterwiesen werden und dann durch Ablegung einer Prüfung beweisen, daß er Geselle werden kann. Hat er als Geselle einige Jahre gearbeitet, so soll er abermals eine Prüfung ablegen und dann erst befähigt sein, sich als selbständigen Gewerbetreibenden zu etabliren. Dieser Bildungsgang entsprach bis in die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts hinein den Verhältnissen; erstens, weil es keinen anderen Weg gab, ein Handwerk zu erlernen, und zweitens, weil bei dem damaligen Stande des Handwerks der Junge, wenn er bei einem tüchtigen Meister untergebracht war, das Handwerk ganz gründlich erlernen konnte. Seitdem haben sich die Verhältnisse aber wesentlich geändert. Die Handwerksbetriebe haben sich — und nicht zum geringsten Theil in Folge der Herrschaft des kapitalistischen Gewerbebetriebes — heute in eine ganze Reihe von Spezialbetrieben gespalten. Für eine Möbelfabrik arbeiten viele kleine Tischlermeister, von denen etwa der Eine nur Tische, der Zweite nur Stühle, der Dritte nur Betten oder nur Küchenmöbel anfertigt. Wir haben Drechsler, die nichts Anderes machen als Tisch- und Stuhlbeine oder Kleiderständer; andere, die nur Knöpfe oder gar nur Perlmutterknöpfe drechseln. Für den Kleiderkonfektionär arbeiten viele kleine selbständige Schneider, die nur Hosen, nur Westen, nur Röcke oder gar nur Röcke einer bestimmten Fasson nähen; wirklich nur „nähen", weil ihnen die zugeschnittenen Theile vom Konfektionär übergeben werden, also „Schneider", die in ihrem Leben nie in die Lage kommen, ein Kleidungstück zuzuschneiden. Für die Schuhwaarenfabriken oder Großschuster arbeiten unzählige selbständige kleine Schuhmacher, denen die zugeschnittenen Theile von der Fabrik übergeben werden, die also nur die Bodenarbeit oder irgend eine andere Theilarbeit (wie etwa das Adjustiren des rohen fertigen Schuhes) auszuführen haben. Wenn nun ein Junge zu einem solchen „Meister" in die Lehre gegeben wird: wie soll er da im Stande sein, das Handwerk, das ganze Gebiet des fraglichen Gewerbes (Tischlerei, Drechslerei, Schneiderei, Schusterei) zu erlernen? An die strenge Durchführung des Befähigungnachweises, wie die Handwerker sich ihn vorstellen, ist heute also kaum noch zu denken.

Doch könnte der Befähigungnachweis vielleicht in anderer Weise gefordert

Digitized by Google

werden. Der Gewerbetreibende muß Techniker und Kaufmann sein; wäre der Befähigungnachweis nicht nach dieser Richtung zu suchen? Soll der Gewerbetreibende in seiner Eigenschaft als Geschäftsmann reussiren, so muß er gewisse kaufmännische Kenntnisse besitzen; und wie häufig gerade diese Kenntnisse den Handwerkern fehlen, lehren die vielen Offertverhandlungen, bei denen die Leute ohne jede Rücksicht auf ihre Selbstkosten sich zu Lieferungen erbieten. Der Gewerbetreibende braucht aber, als Techniker, auch einige naturwissenschaftliche Kenntnisse. Besitzt er die und hat daneben noch eine genügende allgemeine (kaufmännische) Bildung, so kann er sich die nothwendigen praktischen Handgriffe leicht aneignen. Würde der Nachweis einer solchen Bildung von jedem angehenden Gewerbetreibenden verlangt, dann würden all die Elemente vom Handwerk ferngehalten, die durch ihre Unbildung den Gewerbestand schädigen. Ob es aber durchführbar wäre, solchen Befähigungnachweis auch von den bescheidenen Dorfhandwerkern zu verlangen? Das ist eine andere Frage. In keinem Fall darf man glauben, der Befähigungnachweis könne den Handwerkern definitiv aufhelfen. Wenn jede Fabrik ungemessene Mengen von Schuhen auf den Markt werfen, wenn jeder Schuhmacher sein Gewerbe in beliebigem Umfang treiben darf, ist auch wieder keine Garantie dafür geboten, daß jeder Schuhmachermeister genug zu thun finden wird. Und ob es möglich wäre, auf dem Weg freiwilliger Kartellirung jedem Schuhmachereibetrieb Schranken zu ziehen: auch diese Frage ist nicht ohne Weiteres zu bejahen.

Czernowitz. Professor Dr. Friedrich Kleinwaechter.

Böhmischer Bauernkrieg.

Da ist es den Bauern zu dumm geworden.
Da zogen die wilden, brüllenden Horden
Durchs herbstliche Land mit Sengen und Morden.

„Ihr habt uns geschunden, Ihr Fürsten und Grafen,
Da waren wir immer die Treuen und Braven,
Jetzt wollen wir auch mal in Schlössern schlafen!

Jetzt kommen wir dran!“ Der lange Michel —
Seine Rede war wie aus dem Büchel —,
Er schwang den Flegel wie eine Sichel

Digitized by Google

Und jauchzte und ſchrie: „Wir werden ſchon ſiegen,
Wir werden die Vögel gefangen kriegen,
Mit ihren Weibſen im Bette liegen!“

Da mußte manch Gräflein und Prinzlein dran glauben.
Und war ein Brennen und Sengen und Rauben
Und Dirnen gingen in Spitzen und Hauben.

Der Michel aber war Bauernkönig.
Und alles Morden war ihm zu wenig:
„Noch iſt uns der Kaiſer nicht unterthänig!“

Sein alter Pfarrer trat ihm entgegen:
„Nun laß es genug ſein! Sei nicht zu verwegen!
Halt ein mit dem Morden; zum Fluch wird der Segen!“

Und da kamen auch ſchon die Kaiſerlichen
Und da iſt die Furcht in die Herzen geſchlichen,
Sind Viele entflohn und nach Hauſe entwichen.

Doch der Michel, der König Michel blieb muthig,
Er fuhr in den Feind, wie ein Stier ſo wuthig
Und jeder Hieb ſeines Flegels war blutig.

Er fuchtelt' herum mit dem ſchweren Flegel
Und ſchwang ihn, als wär' es ein Weihrauchwedel . . .
Und der Dreſchflegel traf ihm den eigenen Schädel.

Bums! Lag er. Der Kaiſer: „Jetzt bitt' um Dein Leben!
Will Dir, Du Wilder, Dein Wüthen vergeben,
Mußt aber um Gnade die Hände heben!“

Der Michel fuhr auf. Wie höhniſch blickte
Der Henker, da er ins Knie ihn drückte,
Da er ſein blitzendes Richtſchwert zückte!

„Rache!“ ſchrie Michel. Da traf der dumpfe
Schwerthieb den Nacken, der Kopf flog vom Rumpfe;
Aber der ſchrie noch im Flug im Triumphe.

„Rache!“ ſo ſchrie der Kopf noch im Schwunge.
„Rache!“ ſo ſägte die blutige Zunge.
Lachte der Henker: „Schon gut, mein Junge!“

„Rache . . .“ ſo röchelt er noch auf der Erden.
Mußte ſein Maul, ſein läſterhaft Maul
Noch für ſich extra erſchlagen werden.

Prag. Hugo Salus.

Digitized by Google

Wilhelm Speck.

Geh hinaus auf die Landstraße, wo sie gegen den trüben, norddeutschen Herbsthimmel an zu laufen scheint. Kauere Dich hinter einen triefenden Schlehdornbusch und achte nicht drauf, daß der Wind Dir die nassen Zweige ins Gesicht schlägt. Da kommen Kutschen und Pferde, Viehtreiber, Radfahrer und Automobile. Mit breitem Tritt geht der Bauer vorüber; schwatzend schieben sich zwei Marktweiber vorbei; eine Schülerschaar aus der Stadt, der bebrillte Lehrer voran, eilt dem nächsten Dorfe zu. Du hast sie Alle gesehen, doch sie haben Dir nicht warm gemacht. Aber jetzt horchst Du auf. Ein Menschenpaar zieht heran; der gutgekleidete Bürger, den eine Laune am dunklen Tag ins Freie trieb, weicht ihm aus. Das Paar sieht übel aus; „auf zergangenem Schuh, alle Beide geflickt und zerrissen." Nun kauern sie vor Deinem Busch einen Augenblick nieder. Und Dein Herzschlag will aussetzen, da sich ein Elend Dir offenbart, von dem Du vorher kaum Etwas geahnt hast; Elend, das ein unbewachter Augenblick über die beiden, sonst wohl behüteten Kinder regelmäßiger Verhältnisse gebracht hat. Sie bleiben nicht allein. Der Schlauäugige, der mit vertraulich thuendem Gruß zu ihnen tritt, ist Dir schon oft auf Deinen Wanderungen aufgefallen. Er nennt die Landstraße seine Wohnung; wird es seiner Verschlagenheit glücken, auch die beiden Neulinge für immer in den Bereich der Penne und der Walze hinabzuziehen?

Du stehst im Sitzungsaal der Strafkammer. Kein Sensationprozeß aus der Halbwelt hat Zuhörer in seidenen Unterröcken und englischen Ueberröcken hergeführt. Ein ganz einfacher Fall. Hausfriedensbruch und gefährliche Körperverletzung. Aber siehst Du das Zittern des kaum mannbaren Jungen, der den aus früh mißhandelter Seele entflammten Frevel büßen muß und hinter den rothen Mauern mit den festen Traillen den Bruder des Landstreichers finden wird, den großen Einweiher in ein zweites Leben, tief unter Deinen Füßen?

Und Du steigst auf Alpenhöhen. Kein Mensch ist Dir nah. Du fühlst Dich dem Gott entgegen, den Deine Seele aus Beklemmung und Zweifel brünstig gesucht hat. Du tastest ins Leere. Niemand thut Dir auf. Und Du fällst nieder und spürst wie jähen Schmerz in Dir selbst zwei Seelen ringen. „Zwei Seelen! Die eine schaute auf zu himmlischen Höhen, über denen mein Stern stand und so wundersam leuchtete. Und die andere wälzte sich hier im Koth! Sie haben einander immer im Wege gestanden, diese beiden Seelen, und einander verwirrt." Und in dieser Kampfstunde naht Dir, über Traum und Wachen mächtig, der Eine, der Mittler zu Gott, nach dem Du schriest. Und Du bekennst: „Als stände wirklich Jemand vor mir, wehrte ich mit den Händen ab. Ich reckte mich empor und mir wurde friedlich ums Herz, als ich nun in die Finsterniß hinaussprach zu Dem, den ich nicht sah und von dessen Gerechtigkeit ich mich doch bedrängt wußte."

Digitized by Google

Tua res agitur! Durch Deine Seele geht der Menschheit Leid; auch in Deiner Seele wird sie erlöst. Das ist das tiefe, wehmüthige und süße Gefühl, das mich immer wieder beschleicht, wenn ich Wilhelm Specks Meisterwerk „Zwei Seelen" an irgend einer Stelle aufschlage. Hier werden Glocken gerührt, die dem Drang des Tages nicht tönen, die aber Klänge schallen lassen, wenn unschuldiger Kindermund gegen die Wölbung haucht oder wenn der schwerste Jammer jeder Kreatur dagegen hallt. Hier lösen sich die Worte nicht leicht und rasch, hier fallen sie schwer und mit wunderbar nachklingendem Ton von den Lippen eines Dichters, der sich zu reifer Künstlerschaft erzog. Schon Specks erstes Buch, „Die Flüchtlinge", gab einen Vorgeschmack solcher Kunst. Die Geschichte ist im Grunde sehr einfach: Zwei junge Menschen fliehen von Haus und Herd um eines im Ueberschwang versuchten Verbrechens willen, dessen harmlosen Ausgang sie nicht kennen. Der eine von ihnen verstrickt sich auf der bangen Flucht durch Schmutz und Schmach in Seelennoth und Seelenschuld, die ein rascher Tod endet. Aber dieser Hergang ist schon mit einer rührenden Schlichtheit erzählt, die immer wieder zu Tiefen führt. Und man konnte auch hier schon (im Jahre 1894) völlig „echte" Schilderungen des Landstreicherlebens finden, die dann später mit erheblichem Aufwand als etwas ganz Neues und noch nicht Dagewesenes aufgenommen wurden.

Zu sehr viel weiterer Perspektive führt dann freilich Specks zehn Jahre jüngeres Werk „Zwei Seelen". Daß er so lange zu schweigen wußte, darf allein schon gut gedeutet werden, mit Nietzsches Wort: „Wer viel einst zu verkünden hat, schweigt viel in sich hinein." Auch die „Flüchtlinge" und ihre Umgebung sind lebendige Gestalten von eigenem Licht. Doch erst in der zweiten Dichtung erringt Speck die Kraft, so zu charakterisiren, daß er nie von seinen Menschen spricht, sondern sie kommen und gehen läßt, daß wir sie halten möchten und haben; daß wir sie an uns ziehen möchten: Ruhet nun aus, die Ihr so stürmt und doch keine Rast findet. Sie aber eilen weiter und leiten uns mit und reißen uns mit hinein in die schwere Schicksalsstunde. Dann aber wird auch uns die Erlösung, die sie erkämpfen.

Auch in den „Zwei Seelen" ist die Fabel einfach. Durch eine Kette von Vergehen und Verbrechen im ersten Theil geht der eine Vorgang: ein junger, früh in unrechte Hände gerathener Mensch, in dem ein nie erkanntes Feuer glüht, geräth auf Abwege, ins Gefängniß, wieder in ehrliche Thätigkeit, wieder in Gesellschaft ehemaliger Anstaltgenossen, wieder ins Gefängniß. Die Befreiung kostet ihn ein neues Verbrechen; und nun arbeitet er sich zu einem anderen Leben durch. Und da ihm das höchste Glück zugefallen ist, eines Weibes reines Herz, geht er hin und stellt sich seinen Richtern, verschwindet aus der hellen Welt, der er unter falschem Namen angehörte, um hinter Gefängnißmauern sein Leben zu Ende zu leben.

Digitized by Google

Warum diese Entwickelung Heinrichs? Weil seine „von Traumlust eingehüllte Seele“ langsam, langsam die Augen öffnete für das Licht, worin die Höhen der Erde leuchten. „Es rinnen stille Wasser, Tropfen auf Tropfen fällt nieder und jeder erfüllt seinen Zweck. Aber sie rinnen so leise und in solcher Verborgenheit, daß Der, auf dessen Seele sie fallen, es kaum merkt, wie sich rings um ihn her das Erdreich löst.“ Daß Speck uns im Gange der Erzählung dies leise Fließen halbbewußt spüren läßt, ist ein Zeichen seines echten Dichterthumes.

Als ich „Zwei Seelen“ zum ersten Mal gelesen hatte, schrieb ich: „Ich muß gestehen, daß ich mir ein größeres Maß von tiefer Christlichkeit im Bunde mit einem überaus verfeinerten Blick für die Welt und verklärt durch reife Künstlerschaft kaum vorstellen, Beispiele für ein gleiches schwer finden kann.“ Heute, da ich das Buch wieder und wieder gelesen habe, kann ich das damals Hingeschriebene nur wiederholen. Ich muß, wenn ich aufrichtig sein soll, „Zwei Seelen“ durchaus über die guten, zum Theil trefflichen Romane stellen, mit denen uns die letzten Jahre beschenkten: „Peter Camenzind“ und „Jörn Uhl“, „Buddenbrooks“ und „Freund Hein“; sie haben alle nicht voll das Maß, sind alle nicht Kinder einer so stark verinnerlichenden Kunst, die zugleich das äußere Leben so gut sieht, sind nicht Sprossen einer so aus dem Verborgensten schöpfenden Seele. Und wie der Spiegel eines Alpensees jede Bewegung unten wirksamer Mächte widerspielt, giebt Specks Stil aufs Zarteste jedem Hauch nach, sitzt der Handlung wie das Gewand den Statuen der feinsten Bildner. (Specks Bücher sind bei Grunow in Leipzig erschienen.)

Man darf Specks Werke nicht, wie die meisten zeitgenössischen, auch drei der genannten, der „Heimathkunst“ zuzählen; überhaupt keiner Klasse und Richtung. Seine Schilderungen aus dem Verbrecherleben sind von überzeugender Lebenswahrheit, aber nicht eigentlich naturalistisch, obwohl solcher Bericht dem Gefängnißgeistlichen Speck nahegelegen hätte. Er sieht eben nicht um die Dinge, sondern in die Dinge. Und wenn man seine literarischen Ahnen sucht, findet man sie anderswo. Wilhelm Raabe, unser nie genug gepriesener Meister (sein „Schüdderump“ hat es glücklich auf die vierte Auflage gebracht) könnte auf die innere Linienführung gewirkt haben, Paul Heyse auf den äußeren Stil. Stärker aber gemahnt Speck mich an eine andere, auch eine große Künstlerin des Silbernen Zeitalters: an Luise von François. Sie ist wohl herber, aber eine Verwandtschaft besteht. Und es ist ein gutes Zeichen mehr, daß Speck an die großen Dichter der fünfziger und sechziger Jahre Anschluß gesucht hat. Er braucht ihn freilich nicht, denn er besteht von eigenen Gnaden. Und wie ihm in der Stille sein Werk gereift ist, hoffen wir noch auf manche Ernte von seinem Felde.

Hamburg. Dr. Heinrich Spiero.

Digitized by Google

Das starke Geschlecht.

„Marie, hast Du die Geschichte von der Franziska Pfannenstiel gelesen? Eine famose Person, sag' ich Dir, für unsere Galerie."

„Nein; was ists denn mit Der?" klang es ziemlich gleichgiltig und gemächlich aus der Küche zurück

„Ihren unbescholtenen Mann hat sie zum Raubmörder gemacht."

Die Marie in der Küche schien für diese interessante Begebenheit nicht das richtige Verständniß zu haben. Durch die halb zugelehnte Thür hörte man nur stetes Tellerklappern.

Fräulein Roswitha Treumann saß auf einer Art Thronsessel, den ein ausgestopfter Pfau schmückte, am Fenster. Sie begann, den Zeitungbericht über den Mord laut vorzulesen, trotzdem ihre Marie draußen so wenig Theilnahme äußerte. Sie las mit dramatischer Betonung; und die Schilderung der verbrecherischen Ehefrau klang, als wäre da von einer Romanheldin die Rede . . . „Marie!"

„Was wünschen, gnä' Fräul'n?"

Die streng Gerufene stand auf der Schwelle. Einen seltsamen Kontrast boten die beiden Frauen. Die Dienerin im kurzen Rock, der bei ihrer Größe lächerlich wirkte, plump und derb wie ein Wachtmeister. Ein unbewegliches Gesicht, in dem es nicht viel zu lesen gab. Fräulein Roswithas Freunde meinten zwar, sie mache einen unheimlichen Eindruck. Das fanden sie aber erst später, als Marie nicht mehr im Hause war. Die Herrin war das Gegenbild: ein kleines, zartes, elfenhaftes Geschöpf im Schleppkleid, das Haar gelöst, die Züge beweglich, klug, beherrscht von großen, energisch blickenden Augen.

„Siehst Du, Marie, die Person war nicht schön, nicht jung und beinahe taub. Und doch hat sie den Mann so beherrschen können. Ist Das nicht wieder ein Triumph meiner Lehre? Wenn ich nur ihre Photographie bekommen könnte!"

An der einen Wand des Zimmers hingen lauter Frauenportraits, die den Physiognomiker vor manches Räthsel gestellt hätten. Junge und alte, intelligente und beinahe idiotische, feine und gemeine Gesichter. Frauen, die eine kleine oder große Welt in Bewegung gesetzt, betrogen, gelogen, gemordet hatten. Diese Sammlung war Fräulein Roswithas Stolz; für ihre Vervollständigung scheute sie kein Opfer. Marie war seit zehn Jahren die Vertraute der seltsamen Leidenschaft ihrer Herrin, stand ihr etwas stumpfsinnig gegenüber, wie irgend einer anderen Marotte, war aber die geduldigste Zuhörerin für alle Verbrecherromane. Jetzt sagte sie plötzlich: „Gnä' Fräul'n, wenn Fräul'n Dora kommt, vergessens nicht: heut ist ihr Geburtstag."

„Richtig! Gut, daß Du mich erinnerst."

Als Dora eine Viertelstunde später das Zimmer betrat, war das Geldgeschenk, das die Tante ihr alljährlich gab, schon bereit. Nach der gerührten Danksagung Doras betrachtete Roswitha die Nichte mit mißbilligendem Kopfschütteln. „Was wohl aus Dir noch werden wird?"

„Ich hoffe, etwas Ordentliches, Tante."

„Ich fürchte: nein. Du hast schlechte Anlagen für Deinen Beruf. Du bist viel zu gut, hast nicht das Zeug zur Tyrannin in Dir."

Verwundert starrte das Mädchen sie an.

Digitized by Google

„Sage mal Dora, wie alt bist Du jetzt? Achtzehn, nicht wahr?"

„Ja, Tante."

„Hm . . . Da kann ich Dich schon in das Ergebniß meiner Lebensbeobachtung einweihen." Sie zog ihre Nichte näher an sich und flüsterte geheimnißvoll: „Es giebt einen Teufel. Und das Weib ist sein Prophet!"

Furchtsam, fast entsetzt sah das junge Mädchen sie an. War die Tante plötzlich verrückt geworden?

„Ja, Kind, die Frauen lehrten mich an den Teufel glauben. Sie sind sein Werkzeug und sein Werk; das böse Prinzip in der Welt. Aber das Werk ist dem Meister über den Kopf gewachsen. Heute wird auch der Teufel mit dem richtigen Weibe nicht mehr fertig."

„Aber, Tante, denke doch, wie reich an Liebe, Güte und Geduld die Frauen oft sind." Und Dora dachte dabei an ihre Mutter, die dem strengen Vater sich so willenlos beugte und ihren Kindern eine so selbstlose, aufopfernde Pflegerin war.

„Gewiß giebt es gute und schwache Frauen. Das sind die weniger gelungenen Exemplare, in denen das teuflische Element nicht den richtigen Boden fand. Die Dummen sinds, die ihre Macht nicht kennen. Und dann haben solche Frauen auch wieder als Deckmantel und Lockspeise zu dienen, damit die Männer desto sicherer in die Fallstricke der anderen taumeln."

Das junge Mädchen sah sehr empört aus. „Wie kannst Du nur so verächtlich von Deinem eigenen Geschlecht sprechen!"

„Verächtlich? Im Gegentheil. Wenige bewundern die Frauen so wie ich; gerade weil ich sie und ihren Zweck durchschaue. Siehst Du: gut oder schlecht sein, ist leicht und einfach. Doch unter dem Schein des Guten alle bösen Geister regiren, auf Andere loslassen und trotzdem immer den Glauben an die holde, sanfte Weiblichkeit aufrecht erhalten, Jahrhunderte lang: darin liegt die Größe!"

„Das sind die guten, edlen Frauen, die den Glauben an ihr Geschlecht erhalten", rief Dora triumphirend. „Er wird nie aussterben, weil es so viele gute Frauen giebt. Denk' nur, was eine Mutter leiden muß! Die Qualen sind kein Teufelsspiel. Solches Dulden macht eher zur Heiligen."

„Ja, das Böse darf nie aussterben; dafür sorgen Deine Heiligen. Und die Leiden der Geburt sind die einzigen Zügel, durch die sie niedergehalten werden. Sonst wären sie überhaupt nicht zu bändigen."

„Aber, Tante, wie viele unglückliche Frauen giebt es, wie viele, die durch die Männer unglücklich geworden sind!"

„Ich sagte Dir schon, was ich von ihnen denke. Das ist kein Gegenbeweis. Die werden auch nur wieder klug benutzt. Sieh Dir unsere Literatur an, die Zeitungen: diese unglücklichen Frauen werden Dir immer und überall vorgehalten. Wer spricht von den Männern, die wir Frauen zu Grunde richten? Weißt Du, ob ihre Zahl geringer ist? Glaube mir: jede Frau kommt einmal im Leben in die Lage, einen Mann quälen zu können, einen Bruder, Vater, Gatten, Freund, Geliebten. Als Kette, die ihn fesselt, als Gewicht, das ihn zu Boden zieht, als Foltermagd, die alle Martern an ihm probirt, aber sein Acht giebt, daß er sich dazwischen immer wieder erholt und länger aushält."

„Und Du selbst, Tante?"

Sie funkelte die Nichte an. „Meinst Du, daß ich es nicht auch gekonnt

Digitized by Google

hätte oder gethan habe? Wenn ich jetzt freiwillig darauf verzichte, ists etwas Anderes." Wer in dem Augenblick ihr Lächeln sah, mußte daran glauben.

„In den Verbrecherlisten findet man doch viel weniger Frauen als Männer."

Roswitha lachte nur. „Da hast Du Recht. Weißt Du aber, warum? Die strafbaren Verbrechen überlassen sie lieber den Anderen und verleiten nur dazu. Das ist eben das Teuflische. Greifen sie aber, im Nothfall, selbst ein, dann kommt ihnen kein Mann an Grausamkeit gleich."

„Weil es den Männern viel besser geht. Die Unterdrückten neigen immer zu Empörung und Grausamkeit. Unser Leben ist nicht so leicht; auch unsere Arbeit nicht."

„Die Unterdrückten! Das wissen sie Jedem einzureden. Weh aber Dem, der nicht den höchsten Respekt vor dem Wirken der Hausfrau hat! Wie klug sie verbergen, daß der Mann sie sogar auf ihrem eigensten Feld leicht überflügelt, wenn er sich nur ein Bischen Mühe giebt! Ihre Thaten werden immer an die große Glocke gehängt. Sand in die Augen streuen: Das können sie Alle. Natürlich wird unser Feld uns mit der Zeit zu klein. Jetzt wird der Mann auch noch im Berufsleben gereizt, gelockt, verdrängt, erniedrigt. Sieg auf allen Linien!"

„Sieg der Arbeit, Tante, dem Jahrzehnte ernster Studien vorausgehen."

„Mag sein, daß Manche wirklich arbeiten. Das sind nicht die richtigen Exemplare für meine Theorie. Die interessiren mich nicht. Ich bewundere nur die Größe im Bösen, die sich Alles unterjocht und unter der gerade passenden Maske mühelos triumphirt. Sieh Dir nur die Kaiserin von China an, die Königin Draga oder Therese Humbert! Das sind meine Lieblinge. Und ihretwegen bin ich stolz auf mein Geschlecht."

„Ich auch, Tante; aber aus ganz anderen Gründen als Du."

„Schätzchen! Du verdientest, ein Mann zu sein."

Wüthend stürzt Dora fort.

...In einer Nacht erwachte Fräulein Roswitha mit einem merkwürdigen Angstgefühl. Sie schlug die Augen auf und sah ihre treue Dienerin Marie mit einem Beil vor sich stehen. „Marie!" Sie fuhr in die Höhe und schrie es mit der Stimme einer Gebieterin, ohne Furcht. Nur ihre Augen drückten ein solches Entsetzen, solchen Zorn aus, daß es der großen, starken Person, die sich über sie gebeugt hatte, unheimlich wurde und sie die Andere trotzdem wie gebannt anstarren mußte. Einige Sekunden maßen die beiden Augenpaare einander; dann siegte die gewohnte Scheu vor der Herrin. Marie warf das Beil weg, lief davon und blieb verschwunden. Fräulein Roswitha war der Schreck doch etwas in die Nerven gefahren. Schließlich mußte sie den Arzt holen. Und erzählte ihm die Geschichte. Der war empört und wollte die Sache der Staatsanwaltschaft anzeigen.

„Nein! Das dulde ich nicht. Ich habe Mariens Schwester geschrieben, daß sie ruhig ihre Sachen abholen möge; ich will ihr Leben nicht verderben. Sie kann noch Fortschritte machen; doch ich hätte auch jetzt schon Anderes von ihr erwartet."

„Ich auch", sagte der Doktor. „Ich hätte sie einer solchen That nicht fähig geglaubt, nachdem sie zehn Jahre bei Ihnen war."

Fräulein Roswitha sah ihn verwundert an. „Ich meine: sie hat mich enttäuscht, weil sie die Sache so dumm, so ungeschickt angefangen hat. Ich hätte sie für klüger gehalten. Ich glaube nur, daß es vielleicht so kam, weil ich auch eine Frau bin, und daß sie sich einem Manne gegenüber ganz anders behauptet hätte."

Wien. Helene Migerka.

Digitized by Google

Zucker.

Der ungekrönte Kaiser der Sahara, Jacques Lebaudy, aus der Dynastie der Zuckerkönige, dessen verstorbenen Bruder Max die Freunde in der Rue de Rivoli le petit sucrier nannten, ist ein lebendiger Beweis für die Einträglichkeit der Zuckerspekulation. Der majestätische Schwächling muß seinem Erzeuger dankbar sein, der, ein besserer Rechner als der in höheren Regionen schwebende Herr Sohn, an der Produktenbörse noch mehr Millionen gewann, als Jacques jetzt in Afrika zu escomptiren versucht. Auch Judet vom Printemps hat an Zucker viel Geld verdient. Mit stillem Neid blicken unsere Zuckerleute auf die pariser Größen des Marktes; und mit Wuth und Erbitterung könnte der Raffineur, der Händler und der Konsument nach Lutetia hinüberschauen, wenn diese Drei nur immer wüßten, wem sie die wilden Schwankungen der Zuckerpreise zu verdanken haben. Von den am ersten September 1903 zur Geltung gelangten Beschlüssen der brüsseler Zuckerkonferenz hat man Heil und Segen für die Zuckerindustrie erwartet. Vor drei Jahren wurde hier geschildert, wie es vor den brüsseler Tagen auf dem Zuckermarkt aussah und was man von der Konvention erhoffe. Einen Erfolg, wie er ihnen bei der Behandlung des Zuckers beschieden war, haben die Agrarier selten erreicht. Das elende System der Ausfuhrprämien, das durch die brüsseler Konferenz beseitigt wurde, war ihr Werk. Der Export wurde außerordentlich gesteigert, der heimische Verbrauch aber, bei hohen Preisen, künstlich verringert. Von allen Zucker verbrauchenden Ländern stand Deutschland beinahe auf der niedrigsten Stufe. Wer die Schädigung des Volkes an Kraft und Vermögen gering schätzte, mußte doch einsehen, daß die in Folge der überall eingeführten Ausfuhrprämien entstandene rücksichtslose Konkurrenz den Zuckermarkt allmählich desorganisirte. Für die Mindereinnahmen der Produzenten auf dem Weltmarkt mußten die heimischen Verbraucher aufkommen. Das Zuckerkartell beutete den Konsum nach Herzenslust aus und sein Organ, die „Deutsche Zuckerindustrie", spie Gift und Galle, als die brüsseler Beschlüsse Gesetz wurden. Vergebens: die Herrschaft des Zuckerkartells war beseitigt, die Niederlage der Agrarier nicht mehr zu hindern.

Haben sich nun die Hoffnungen, die auf die brüsseler Konvention gesetzt wurden, erfüllt? Wer die jähen Schwankungen, denen die Zuckerpreise in den letzten Wochen ausgesetzt waren, und die heute noch nicht überwundene Deroute etwa als Folge der brüsseler Konferenzen ansehen wollte, müßte sagen, daß sie sich als Das erwiesen, was Prinz Friedrich Schwarzenberg, der Präsident der Landwirthschaftlichen Centralgesellschaft in Böhmen, von ihnen prophezeite: als eine „geradezu katastrophale Erscheinung." Diesem Urtheil „agrarischer Unwissenheit" (wie Bismarck einmal gesagt hat) vermag ich aber nicht zuzustimmen, bin vielmehr überzeugt, daß die beunruhigenden Erscheinungen dem Treiben der Spekulation zuzuschreiben sind, die in Paris und London ihre Centren hat. Zuerst werden die Preise unsinnig in die Höhe getrieben, weil man auf schlechte Ernten rechnet; und wenn sich nachher zeigt, daß die Produktion doch größer ausfallen wird, als angenommen war, dann müssen schwache Hände ihre Engagements hastig lösen und Zwangsrealisationen drücken den Preis. Der erste Mai, der für die Arbeiter ein Feiertag ist, war diesmal für die Zuckerspekulation ein dies nefastus, denn an diesem Tage brach die auf eine Minderernte gegründete Hoffnung der Haussiers zusammen. Seit

Digitized by Google

dem ersten September 1903 war der Zuckerpreis ständig in die Höhe gegangen. Nach der durch die brüsseler Konvention nothwendig gewordenen Neuregelung der Marktverhältnisse sank der Satz auf 15 Mark für 100 Kilo, stieg aber schon kurze Zeit danach, als der Zuckerkonsum beträchtlich zunahm, auf 21½ Mark. Den höchsten Stand erreichte die Notirung im Januar 1905: 32,70 Mark. Das war also mehr als das Doppelte des sogenannten Liquidationpreises vom September 1903; und der Konsum spürte nun empfindlich, was es für ihn bedeutet, wenn die Spekulation günstige Konjunkturen ausnützt. Vor der Konvention hatte der deutsche Konsument auf das Pfund Zucker zwanzig Pfennige an Verbrauchsabgabe und an Differenz zwischen dieser und dem Zoll zu zahlen; nachher forderte auch noch die Spekulation eine fast eben so hohe Avance. Ob es wirthschaftlich vortheilhafter sei, die Kassen des Fiskus oder die Taschen der Spekulation zu füllen, darüber mögen sich die Freunde grauer Theorie den Kopf zerbrechen. Die Herrlichkeit hat jedenfalls nicht lange gedauert. Im Lauf des April sank der Preis bis auf 25,85 Mark; und heute ist er bis auf etwa 24 Mark gefallen. Die Hausfrauen schelten wegen der unaufhörlich schwankenden Zuckerpreise ihre Lieferanten. Macht auch in einem etwas größeren Budget der Pfennig mehr oder weniger keinen fühlbaren Unterschied, so sucht die Frau doch gern gerade im Kleinen zu sparen; und da ists ihr nicht gleichgiltig, ob sie 26, 28, 30 oder gar 35 Pfennige für das Pfund Zucker bezahlen muß. Die Spekulanten in Paris, London und Hamburg mögen sich in Acht nehmen, daß ihnen nicht einmal eine Liga der gekränkten Hausfrauen Fehde ansagt.

Die Unordnung ist also aufs Konto der Spekulation zu setzen; die brüsseler Konvention trägt direkt daran keine Schuld. Wohl hat sie der ursprünglichen Zuckerhausse die innere Berechtigung verliehen, denn die durch sie herbeigeführte Beseitigung der ruinösen Konkurrenz, die Steigerung des inländischen Verbrauches um 900000 Tonnen und die dadurch bewirkte Verringerung der Vorräthe: solche Momente sind schon geeignet, ein Spekulantenherz höher schlagen zu lassen. Dazu kam noch die anhaltende Dürre des vorjährigen Sommers, die eine schlechte Rübenernte in Aussicht stellte. Die Sache hatte aber auch eine andere Seite. Handel und Konsum mußten, sobald die brüsseler Beschlüsse in Kraft gesetzt waren, ungewöhnlich hohe Ansprüche stellen, weil man vorher die Versorgung künstlich gehindert hatte. Die starke Steigerung des Konsums, die 1903/4 eintrat, konnte also nicht als eine für die Zukunft geltende Norm betrachtet werden. Nach einer Statistik haben die Hauptländer, deren Regirungen die brüsseler Konvention unterzeichneten, Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Frankreich, Belgien und die Niederlande, im Jahr 1904/05 zusammen 4,09 Millionen Tonnen Rohzucker produzirt gegen 4,24 Millionen Tonnen im Jahr 1903/04. Das ergiebt eine Abnahme um etwa 150000 Tonnen. Nach Licht wäre ein noch größerer Rückgang der Erzeugung zu konstatiren; hier kommts mirs aber weniger auf genaue Ziffern als auf die Feststellung der Thatsache an, daß die Ueberproduktion und ihre Folgen durch das brüsseler Abkommen beseitigt worden sind. Daß die Vorräthe nicht, wie man anfangs erwartet hatte, noch beträchtlicher abgenommen haben, ist wiederum der internationalen Spekulation zuzuschreiben, die den Markt unsicher gemacht und die Konsumenten gehindert hat, sich noch weiter zu versorgen. Die Wünsche der Spekulation und die Bedürfnisse des Verbrauches sind eben nicht unter einen Hut zu bringen; und so lange es Spekulanten giebt, wird die widersinnige Erscheinung

Digitized by Google

nicht verschwinden, daß eine Hausseebewegung stets ihre wesentlichste Voraussetzung, die Zunahme des Konsums, selbst wieder vernichtet. Der Konsument kauft, wenn die Preise zurückgehen, nicht aber, so lange sie steigen; der Spekulant machts gerade umgekehrt. Selbst bei der Aussicht auf eine Steigerung des Rübenanbaues um 20 Prozent könnten also feste Zuckerpreise gesichert scheinen, wenn die Haussiers an den großen internationalen Zuckerbörsen nicht von Neuem Ausschreitungen begehen und abermals starke Preisstürze hervorrufen würden. Nur der ruchloseste Optimist wird hoffen, daß diese oft gesehene Erscheinung sich nicht wiederholt.

Daß die Vereinigten Staaten von Amerika, die sich der brüsseler Konvention bekanntlich nicht angeschlossen haben, alle Künste spielen lassen, um deren Wirkung zu hemmen, und daß die englische Regirung den jenseits vom großen Teich wohnenden Vettern dabei mit Vergnügen hilft, ist eine Thatsache, zu deren Erklärung schon der Hinweis auf die Antipathie beider großen Handelsnationen gegen die kontinentale Wirthschaft genügt. Die englischen Zuckerinduſtriellen sind, seit die Konvention besteht, durch das starke Anziehen der Rohzuckerpreise in England in eine gewisse Bedrängniß gerathen, deren Folgen ihnen nun die Regirung Seiner Ruhmreichen Majestät durch die Duldung grober Vertragsbrüche weniger fühlbar zu machen sucht. Amerika führt ganz flott Raffinade aus kubanischem Rohzucker in England ein und nimmt dafür all die Erleichterungen in Anspruch, die allein dem aus Konvention-Zucker hergestellten Produkt zukommen. Die Union spielt also mit einer geradezu genialischen Unverfrorenheit die Rolle des an der Konvention betheiligten Staates und die britische Regirung guckt während dieses Spiels mit fröhlichem Blinzeln nach der anderen Seite. Mögen die deutschen Raffineure selbst zusehen, wie sie mit der amerikanischen Konkurrenz fertig werden. Anderes wird ihnen wohl nicht übrig bleiben; denn der Herr Reichskanzler ist ein viel zu eifriger Förderer feinster Geisteskultur, als daß er Zeit und Verständniß für die Sorgen elender Krämerseelen haben könnte. Der bloße Besitz von Zuckeraktien — unser verantwortlicher Reichsminister wird sein agrarisches Herz dem absolut einwandfreien Charakter gerade dieser Effektengattung gewiß nicht verschlossen haben — braucht ja noch nicht Interesse für die Vorgänge auf dem Zuckermarkt zu erregen. Der Kritiker aber, der die Gestaltung der Zuckerinduſtrie prüft, darf die Wandlungen des Aktienmarktes nicht übersehen. Im großen Publikum sind Zuckeraktien nicht übermäßig verbreitet; der Spekulation aber haben sie oft schon zum Werkzeug gedient. Es gab eine Zeit, in der Rositzer Zucker an der Berliner Börse fast so häufig genannt wurde wie Bochumer Gußstahl. Im Uebrigen ist die Zuckeraktie das Papier der Agrarier. Die Landwirthe, die den Fabriken die Rüben zur Zuckerbereitung liefern, sind meist auch ihre Hauptaktionäre. Für sie gilt besonders § 212 des neuen Aktiengesetzes, der bestimmt, daß im Gesellschaftvertrag den Aktionären die Verpflichtung zu wiederkehrenden, nicht in Geld bestehenden Leistungen auferlegt werden kann, sofern die Uebertragung der Antheilsrechte an die Zustimmung der Gesellschaft gebunden ist.

Daß die Erträgnisse der Zuckerfabriken großen Schwankungen unterworfen sind, erklärt sich aus der geschilderten Situation des Marktes von selbst. Wer große Rückstellungen gemacht hat, ist den wechselnden Launen der Konjunktur weniger unterworfen als der minder Vorsichtige, der den Gewinn voll ausschüttet. Dann kommts natürlich auch noch auf die Preise des Rohmaterials an; sie dürfen nicht in gar zu argem Mißverhältniß zu den Verkaufspreisen stehen. Im Allgemeinen

Digitized by Google

sind die Dividenden der Zuckerfabrikaktien unter der Herrschaft der brüsseler Konvention stabil geblieben. Bei einzelnen Gesellschaften, wie Fraustädt, Kruschwitz und Trachenberg, gingen sie zurück; bei anderen, wie Glauzig und Körbisdorf, erhöhten sie sich. Im Ganzen aber ist die von den an der berliner Börse notirten und gehandelten Papieren gelieferte Rente ungenügend, denn die Durchschnittsverzinsung beträgt, nach den letzten Kursen berechnet, knapp 5 Prozent; ein gutes Industriepapier aber muß mindestens 6 Prozent Zinsen bringen. Schuld daran trägt ein deutlich erkennbares Mißverhältniß zwischen Kurs und Dividende. Die Kurse sind bei den meisten Aktien unserer Kategorie seit einem Jahr um 20 bis 50 Prozent in die Höhe getrieben worden, ohne daß in den thatsächlichen Verhältnissen eine Erklärung dafür gegeben war. Das Schönste aber ist, daß gerade ein so stockkonservatives Papier, wie die Zuckeraktie es ist, sich so munter an den spekulativen Sprüngen betheiligt hat. Sollten am Ende einzelne Herren, die für das agrarische Programm eintreten, im Schatten des Giftbaumes gewandelt sein, öffentlich Wasser gepredigt und heimlich Wein getrunken haben? Sollte ihnen, die doch über Börse und Bilanzen reden, als hätten die Altvordern nicht auf der Scholle, sondern hinter der Maklerschranke gesessen, die Weisheit, daß die Qualität der offenen Reserven mit der Zunahme des Ballastes der Aktien abnimmt, verborgen geblieben sein? 20 Prozent des Aktienkapitals sind im Durchschnitt an Reserven ausgewiesen; aber nirgends steht geschrieben, daß dieses Verhältniß für alle Zeiten und jeden Zufall genügen müsse. Stolze Namen sinds, die den Aufsichtrath der großen deutschen Zuckerfabriken zieren: die Stützen des Großgrundbesitzes deutscher und polnischer Zunge, ihrem König treue Beamten und Zierden aller nationalen Festdiners. Dazwischen ein paar aus der Burgstraße und dem berliner Westen bekannte Namen. Die Bevorzugung der rositzer Zucker-Raffinerie haben wohl die östlicheren Elemente ihrer Verwaltung bewirkt. Mit Stammverwandten verständigen die Börsenleute sich leichter als mit Leuten, deren Wiege schon im Westen stand.

Von einer kleinen Gesellschaft, deren Aktien nur an der münchener Börse notirt werden, war neulich ein Weilchen die Rede: von der Zuckerfabrik Offstein in Neuoffstein in der Pfalz. Obwohl ihr Geschäftsjahr erst am dreißigsten Juni zu Ende geht, wurde schon Mitte April bekannt gemacht, die Gesellschaft werde diesmal eine um 10 Prozent höhere Dividende geben. Charakteristisch war, daß zugleich mit dieser Nachricht, die durch das Bankhaus Gottfried Herzfeld in Hannover in die Presse lancirt worden war, die Ankündigung einer Kapitalerhöhung zum Zweck der Rückzahlung einer Obligationenschuld kam. Die Börse merkte zwar die Absicht, wurde aber nicht verstimmt, sondern ließ die Aktien um fast 40 Prozent steigen. Heute haben sie wieder ihren früheren Stand erreicht, da die Spekulation langsam zur Vernunft kam und sich sagte, es sei doch mindestens merkwürdig, eine Dividende mehrere Monate vor ihrer offiziellen Festsetzung öffentlich anzeigen zu lassen. Doch die Firma Herzfeld ist nicht faul: flugs veröffentlicht sie einen neuen Panegyrikus auf die glänzende Lage der Gesellschaft, die von der Krisis des Zuckermarktes gar nicht berührt worden sei, sondern ganz im Gegentheil herrlicher denn je florire. Wer wird nun hingehen und offsteiner Zuckeraktien kaufen? Die wohl nur, vermuthe ich, die in dem Thorenwahn leben, daß vulkanischer Boden als sicherer Baugrund zu empfehlen sei. Deren Zahl ist bekanntlich ja aber nicht klein.

Ladon.

Digitized by Google

Notizbuch.

Für die Pflege des Friedens zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern sind gesetzliche Bestimmungen über die Formen in Aussicht zu nehmen, in denen die Arbeiter durch Vertreter, welche ihr Vertrauen besitzen, an der Regelung gemeinsamer Angelegenheiten betheiligt und zur Wahrnehmung ihrer Interessen bei Verhandlung mit den Arbeitgebern und den Organen meiner Regirung befähigt werden. Durch eine solche Einrichtung ist den Arbeitern der freie und friedliche Ausdruck ihrer Wünsche und Beschwerden zu ermöglichen und den Staatsbehörden Gelegenheit zu geben, sich über die Verhältnisse der Arbeiter fortlaufend zu unterrichten und mit ihnen (im Text steht natürlich: mit den Letzteren) Fühlung zu behalten." Diese Sätze schrieb der Kaiser und König vor fünfzehn Jahren an die Minister der öffentlichen Arbeiten und für Handel und Gewerbe. Jetzt soll der darin ausgesprochene Wunsch erfüllt werden; daß es allzu schnell gegangen sei, kann Niemand behaupten. Und die Arbeiter können mit Recht sagen: Ohne den Ruhrstrike hätten wir das Ziel auch jetzt noch nicht erreicht. Darüber hilft kein Parlamentiren und Schreiben hinweg. Graf Bülow hat (in einer Rede, die er selbst nicht zu seinen beträchtlichen Leistungen zählen wird) im Landtag gesagt, wenn man früher Arbeiterausschüsse geschaffen hätte, wäre es nicht zum Strike gekommen. Die Behauptung wird von besseren Sachkennern bestritten werden, ist sicher aber eine aus solchem Mund unerhörte Verurtheilung preußischer Sozialpolitik. Der Ministerpräsident ist ja nicht seit gestern im Amt. Wenn er überzeugt ist, daß die Schmälerung des Nationalvermögens, die Verluste der Arbeiter und Bergwerkbesitzer um so geringen Preis zu vermeiden waren: weshalb schuf er dann nicht viel früher schon die Institution, an deren Heilkraft er so innig glaubt? Er wird Anderen jetzt den Ausdruck anderer Ueberzeugung gestatten, wird vielleicht nur offiziell und offiziös ihrer Meinung widersprechen: Wenn Preußen die Hibernia ohne Kampf bekommen und der Kaiser nicht bei jeder Gelegenheit so unfreundlich über die Herren Thyssen, Stinnes und ihre Berufsgenossen geurtheilt hätte, wären die Strikenden, als am Hof der erste Zorn über die Störung verraucht war, nicht mit so sichtbarem Wohlwollen behandelt, wären ihre Forderungen weder von Möller noch von Bülow bewilligt worden. Je ne juge pas: je constate. Daß der Gesetzentwurf, der diese Bewilligung sichern sollte, mit einigen (der Regirung im Grunde recht willkommenen) Aenderungen vom Landtag angenommen werde, war niemals zweifelhaft. Nicht eine Stunde; und all die schönen Artikel, die von einer nahen Entscheidung, einer Konfliktsgefahr und ähnlichem Kinderschreck fabelten, hatten (wie fast alle Zeitungschreiberei) nur den Zweck, einem hohen Adel und verehrlichen Publiko die Freuden achttägiger Spannung vorzutäuschen. Die Wirkung des Massenwahlrechtes (dessen Konsequenzen selbst Bismarck nie ganz klar erkannt hat) ist nicht auf die Reichsgeschäfte beschränkt. Keine Partei wagt auf die Dauer, den Massen weniger zu bieten, als die Regirung selbst vorschlägt; bei der nächsten Reichstagswahl würde sies, in der Konkurrenz mit Centrum und Sozialdemokratie, allzu empfindlich büßen. Dieser als die geistreiche und tapfere Rede, die Herr Bassermann auf dem dresdener Parteitag hielt, hat diese Furcht wohl auch auf die Nationalliberalen gewirkt, die, als politische Vertretung der Großindustrie und Großbank, den triftigsten Grund zur Ablehnung des neuen Berggesetzes hatte. Auch ihre überwiegende Mehrheit hat schließlich Ja gesagt; und wer zweifelt, daß es nur aus zärtlicher Sorge fürs Wohl der Bergarbeiter geschah (die 1908 wieder mit dem Stimmzettel ins Feld rücken dürfen)? Die Konservativen, die auch im Reichstag eine Partei preußischer Landwirthe geblieben

Digitized by Google

sind, haben von dieser Wählerschicht nichts zu erwarten und konnten sich deshalb den Luxus der Ablehnung erlauben, wären trotzdem aber, wie Stumms selige Erben, pour le roi de Prusse umgefallen, wenn ohne sie keine Mehrheit zu haben, der landesväterliche Wunsch Seiner Majestät nicht zu erfüllen gewesen wäre. Merkwürdig, daß man sich in unserer Politik noch immer so lange bei Moralpredigten aufhält; daß der Ministerpräsident die Konservativen flehentlich beschwört, doch nur ja um des schwarzweißen Himmels willen gegen ihr Klasseninteresse zu handeln, und die Presse sie in den Sündenpfuhl weist, weil sie nicht thun wollen, was Anderen ein anderes Klasseninteresse befiehlt. Ein Durchschnittsköpfchen konnte voraussehen, wie der Hase laufen würde. Ueberflüssig war auch der umständliche Streit, ob die Wahl der Arbeiterausschüsse öffentlich oder geheim sein solle. Das Proletariat, das diese Strikeprämie davontragen konnte, ist stark genug, um auch bei öffentlicher Wahl sein Recht zu wahren. (Der vor dem trierer Landgericht verhandelte Prozeß Hilger-Craemer hat eben erst einen neuen Beweis dafür erbracht.) Die Arbeiter werden die ihnen jetzt gewährte Waffe zu benutzen wissen; und bald auch, trotz Bülow, für andere Betriebe die Vertretung durchsetzen. Sehr erfreulich? Sicher für uns, die nicht die Lasten solcher Sozialreform tragen und die der Gedanken tröstet, daß der Proletarier heute nicht mehr schutzlos der Uebermacht des Kapitals ausgeliefert sind. Ist Denen aber, die für die Zeche aufkommen müssen, zu verdenken, daß sie nicht heiteren Auges die Herrschaft über die von ihnen geschaffenen, durch Voraussicht und Fleiß auf der Höhe gehaltenen Betriebe ihren Händen entgleiten sehen? Muß man sie, die für ihr Arbeiterheer besser sorgen als mancher Magistrat, mancher Bankdirektor für seine Subalternbeamten, gewissenlose Profitmacher und Ausbeuter schimpfen? Wenn in Ministerien, Bankbureaux, Haushaltungen die Häupter gezwungen wären, mit fremden, im Agitatorendienst erwachsenen, ihnen feindlich gesinnten Männern (oder gar Frauen) über jede Betriebsänderung inter pares zu verhandeln, würden sie über die Segnungen sozialer Reform wohl auch anders denken lernen. Die Entwickelung (von individualistischer zu sozialistischer Auffassung des Wirthschaftrechtes) ist für absehbare Zeit nicht mehr aufzuhalten. Doch soll man nicht vergessen, daß die Großindustrie ihr die schwersten Opfer bringt. Ueber die diesen Männern wichtigsten Angelegenheiten reden, schreiben und beschließen nur Leute, die draußen stehen und denen die Massenbeglückung keine Last aufbürdet: Staatscommis, Parlamentarier, Professoren, Pastoren, Journalisten und strebsame Demagogen. Denen kanns gleich gelten, ob der Bergwerkbetrieb theurer, die Disziplin schlaffer, die Konkurrenz schwieriger wird. Melden sich aber die Bedrohten zum Wort, so werden sie von moralisch Entrüsteten niedergebrüllt. Diese interessirte Sippe, heißts dann, will natürlich wieder den Beutel nicht öffnen, will zu den alten wieder nur neue Millionen häufen. Das wirkt immer. Kämpfen auf der anderen Seite aber nicht auch Interessirte? Und stimmt Ihr nicht, fast Alle, ihnen nur zu, weil sie, die Ihr nicht beneidet, die Euch werthvollere Gegenleistung zu bieten haben und weil der Ruhm modernen Edelsinns und schenkender Tugend nirgends billiger zu erstreiten ist?

* * *

Ein reicher Mann, ders leichter hatte als der Industriehäuptling von heute, ist in der letzten Maiwoche gestorben: Alfons von Rothschild. Ein reicher Mann: längst nicht mehr der reichste auf der bewohnten Erde. Einst ging Jedem, der den Namen Rothschild aussprach, ein Schauer durchs Gebein; ein Ruck des Adorantengefühles. Erinnert Ihr Euch noch an L'Argent, Zolas vorletzten telluritschen Roman? Da ist Gundermann eine starke Silhouette. In seinem Vorzimmer drängt sichs und kribbelt zu Hauf. Mächtige

Digitized by Google

Minister und kleine Remisiers, Botschafter und Bittsteller, Männer und Weiber: Alles will eine Minute aus dem Leben des Allen Erreichbaren. In einem Riesenzimmer sitzt er, kauert am Fenster in einem Winkel. Seit fünf Uhr früh, täglich; und wenn gegen Neun die Bettlerschaar aufmarschirt, ist er mit der Hauptarbeit des Tages schon fertig und hat nun Muße, Audienzen zu ertheilen, einen Blick auf Maklerlisten zu werfen, Börsenaufträge zu geben und zu weigern, einer Dame der Hofgesellschaft die Hand zu küssen und an der Courtage ein paar Francs abzuknausern. Est-ce que vous croyez que je vole l'argent? Chacun son compte; je ne connais que ça. Nach solcher Pfennigfuchserei wird dann ein Millionenkredit bewilligt. Und, wenn die Stunde schlägt, gefrühstückt. Mit der ganzen Familie; mindestens neunzehn Personen am Tisch, Kinder, Schwiegerkinder und Enkel. Die kleine Brut tyrannisirt den Alten, darf mit ihm Pferdchen spielen und im Kontor sogar aufs Pult klettern. Warum nicht? Gundermann hat nicht viele andere Freuden. Vierzig Jahre lang hat er keinen Schritt vom Wege der Sexualtreue gethan; und jetzt ist er morsch, müde, so krank, daß er sich nur von Milch nähren darf und es als einen Exceß betrachten muß, wenn er ein paar Weinbeeren nascht. Unmöglich, ihm falsche Raritäten aufzuschwatzen; unmöglich, seinen Geschlechtstrieb wachzukitzeln. Die Baronin Sandorff vergeudet die stärksten von ihren Künsten, umduftet ihn, legt ihm die Hand, die Schlangenfingerchen aufs dürre Knie; vergebens: er dankt nur, stumm, mit der Wimper für das unbrauchbare Geschenk und schlägt ihr verständigeren Handel vor. Das Urbild dieses Gundermann war Baron James von Rothschild, dem die Größe des pariser Hauses zu danken ist und der schon in den Tagen der Louis Philippe und Guizot eine europäische Großmacht war. In Zolas Finanzroman ist er noch der Gott, Mammons Statthalter auf Erden, vor dessen Wink das Rund erbebt. Doch dem in hellen Stunden stets klugen Genie des Dichters entging der Wesenszug nicht, der den Rothschilds die Schicksalswende herbeiführen sollte. Eine neue Bank gründen? Das fehlte noch! Wenn Saccard eine Maschine erfinden könnte, die all diese Banken wieder aus der Welt zu schaffen vermöchte: dafür gäbe Gundermann gern Geld; da wäre auf seine Betheiligung zu rechnen; dafür hätte er eine Million übrig. Nicht einen Centime aber für eine neue Bank. Erstens hat Saccard zu viel Phantasie; eine gefährliche Mitgift für einen Geschäftsmann. Und zweitens: Ça finit toujours mal, quand on trafique avec l'argent des autres. Daran glaubten die Rothschilds; James, der Vater, und Alfons, der Sohn. Und dieser altmodische Glaube, von dem sie nie wichen, hat ihre Macht allmählich geschwächt. Mit dem Gelde der Anderen wurden Banken geschaffen, die an Kapitalkraft stärker und moderner waren als das Welthaus und ihm die besten Geschäfte wegschnappten. Seit der Typus Crédit Lyonnais aufgekommen, durch die großen amerikanischen und europäischen Industriegründungen, durch die südafrikanische Goldförderung eine neue Gentry entstanden ist, sind die Rothschilds hienieden nicht mehr die Reichsten. Die Astors, die in New-York zu rechter Zeit Terrains kauften, die Trustherrscher und Industriekönige haben viel größere Vermögen; der Parvenu Alfred Beit hat mehr Geld als der londoner Lord Rothschild. Nur sind all diese Millionen und Milliarden wahrscheinlich nicht so sicher angelegt wie der Besitz der thronenden Judenfamilie. Alfons blieb auf der Linie, die James (und vor ihm der frankfurter Anselm) der Hausmachtpolitik vorgezeichnet hatte. Er war sehr klug, kannte die Profitjucht der Menschen und hätte nie, wie Meyer Karl, als die fettsten Kunden ihm von den Banken abgefangen waren, unter die Geschäftsbriefe geschrieben: „Lassen Sie unserem Haus doch auch einmal wieder Etwas zukommen!" Ungemein klug sogar und deshalb gar nicht entzückt von dem lauten Treiben

Digitized by Google

protziger Familienmitglieder, die das schöne Geld nicht schnell genug durchbringen konnten; und doch nicht klug genug, um seine Zeit ganz zu begreifen. „Das Haus Rothschild ist so reich, daß es keine guten Geschäfte machen kann“: dieser Ausspruch, sein berühmtester, war ihm nicht etwa nur ein Witz. Er konnte 1871 das Milliardengeschäft machen (für das ihm Frankreich vielleicht nicht dankbar genug war), die Wirkung des Kupferkrachs, der Bontoux- und Baring-Krisis mildern, sichere Staatsrenten emittiren und konvertiren, entschloß sich aber schwer zu Industriegeschäften größten Stils. Da er mit ungeheuren Mitteln früh auf dem Platz war (seit 1868 Leiter der pariser Firma), konnte er Milliarden verdienen. Er wollte nicht. Das Kunden- und Börsengeschäft war ihm zu unbeträchtlich, die Trustpolitik zu gefährlich; auch der Minenspekulation soll er, trotzdem gerade Frankreich bald einer der Hauptmärkte für Goldshares wurde, ganz fern geblieben sein und sich nur, nach vorsichtiger Prüfung, an De Beers betheiligt haben. Die französischen Eisenbahnen (die Nordbahn beherrschte er fast unumschränkt), die Petroleumgruben bei Baku und in Galizien, ein Bischen Elektrizität, ein paar transatlantische Quecksilberminen: Das genügte ihm. Die Hauptsache blieben immer die Staatsanleihen. So wollte es die Tradition; und auf diesem Gebiet ist dem alten Haus ein Theil seines Nimbus erhalten geblieben. Uebrigens war Alfons ein feiner Mann, der gut zu repräsentiren, mit Anstand zehn Millionen Francs für Arbeiterwohnungen wegzugeben, würdig in der Académie des beaux arts zu sitzen und ohne allzu sichtbare Mißgriffe die Rolle des Maecenas zu spielen wußte. Ein Mann, der seit Jahren nur noch flüsterte und, wie ein in die Pöbelrepublik verschlagener Montmorency, auf prunklose Einfachheit hielt. Dabei jeder Zoll ein Rothschild. Der, als in Frankreich der Antisemitismus erstarkte, seine Person vor dem Haß zu bergen verstand, sich nie vordrängte, Alles geduldig an sich kommen ließ. In seines Herzens Herzen hielt er das ganze neue Bankwesen für Schwindel und hätte unter vier Augen gewiß mit Gundermann gesagt: Ça finit toujours mal. Als die Börsensteuer eingeführt wurde, war er wüthend und verzichtete auf jedes Börsengeschäft, um seine Bücher nicht fremden Leuten öffnen zu müssen. Auch die sozialpolitischen Lasten ärgerten ihn, der als Wohlthäter doch jährlich Millionen verschenkte, und er sagte den Ruin der Eisenbahngesellschaften voraus. Noch unmoderner, scheint mir, als unsere Tag vor Tag gescholtenen Feudalherren an der Ruhr und Saar. Aber ein Rothschild; und deshalb nie im Getümmel, wo Beulen zu holen sind... Das europäische Klima ist den Reichsten nicht mehr günstig; die organisirte turba entrauft den Thätigen die Macht und den müden Herrscherfamilien entgleitet das Szepter. Wenn Herr Arthur Gwinner jetzt in Paris den Baron Edmund, Alfonsens Erben, besucht, hat er eine stärkere Hausmacht hinter sich als der Franzose, gegen den er persönlich doch ein armer Schlucker ist. Und ums Jahr 1950 zeigt man dem Fremden vielleicht zwar noch die Kunstschätze der Rothschilds, spricht von ihrer Finanzherrschaft aber nur noch, wie wir heute von den Medici, ihren Vorgängern im einträglichen Amte der Territorialherrenbankiers. Dann wird, trotz der Baronie, trotz dem mit Kostbarkeiten vollgestopften pariser Palast und der Akademikerwürde, Alfonsens Nachruhm nicht so lange währen wie der Cosimos.

* * *

Herr Leuß ist sehr unzufrieden mit der Glosse, die ich am dreizehnten Mai hier über seine Hammerstein-Apologie veröffentlicht habe. In der Wochenschrift „Europa“ sagt ers; in dem Ton stolzer Ueberlegenheit, zu dem seine Lebensleistung ihn berechtigt, und mit den Stilkünsten, die er seinem tobsüchtigen Lehrer und Parteigenossen abgelauscht hat. Die Persönlichkeit des Mannes interessirt mich schon lange nicht mehr; und

Digitized by Google

mit Lümmeleien für empfangene Freundlichkeit zu danken, hält er, nach den dresdener Erfahrungen, wohl für Genossenpflicht. Er hat, um ein paar Briefe ans Licht zu bringen, hundert Seiten zusammengeschrieben, ohne Fleiß, ohne Sachkenntniß, ohne Psychologie: und sieht sich nun im Glanz eines „Schaffenden", der von seiner Höhe her dem „Puppentanz der Kritik" zuschaut und sich als den „Regisseur dieses Marionettenspiels" fühlt. Fremdwörter sind immer gefährlich. Regisseur nennt man den Drillmeister, der den Puppentanz, das Marionettenspiel einstudirt hat. Herr Leuß aber hat von allen Seiten, aus allen Parteien solche Prügel bekommen, daß er sich nicht einbilden konnte, seine Kritiker am Schnürchen zu haben. Mir gilts übrigens gleich, ob der Gentleman mich für eine Puppe oder Marionette nimmt; ich will zunächst nur seine sachlichen Einwände prüfen. Ich hatte geschrieben, Bismarck habe die zur Sanirung Hammersteins nöthigen Hunderttausende nicht gehabt. Herr Leuß erwidert: Erstens hatte er sie und zweitens sprach ich von dem Welfenfonds, „aus dem er Boetticher sanirt hat". Duplik: Daß von Bismarcks Privatvermögen nicht die Rede sein konnte, ist klar; unwahr aber die Behauptung, er habe „aus dem Welfenfonds Boetticher sanirt." Herr von Boetticher war, als ihm das Welfengeld angewiesen wurde, längst sanirt, aber Großkapitalisten dadurch in einer Weise verpflichtet, die für einen Staatssekretär und Vertreter des Kanzlers nicht passend erschien. Um ihn aus dieser Verpflichtung zu lösen, ließ der alte Kaiser ihm, auf Bismarck Antrag, das Geld überweisen. Weil er sonst genöthigt gewesen wäre, den sehr brauchbaren Diener zu entlassen. Wenn man aber für Hammersteins Lüdrianschulden den Welfenfonds in Anspruch genommen hätte, wäre der gute alte Herr am Ende doch wild geworden. Also wars richtig, zu sagen: Bismarck hatte die nöthigen Hunderttausende nicht. Ein General von Trotha soll bezeugen, daß Bismarck, als der Name Wilhelms des Zweiten genannt wurde, geweint, eine Verwandte, daß er täglich die Losungen der Herrnhuter gelesen habe. Beide Behauptungen werden von Allen, die Bismarck genau kannten und nach der Entlassung Jahre lang in seinem Haus verkehrten, als undiskutirbar verworfen. Ueber Walbersee soll ich „schlecht unterrichtet" sein. Der habe Herrn Normann-Schumann, „Hammersteins intimen Freund", „abgelehnt". Wirklich? Und warum hat er dann so lange mit ihm korrespondirt, ihm so viel Geld gegeben, ihn, mit der Hilfe der Politischen Polizei, zu beschwichtigen versucht und, als der Prozeß Tausch in Sicht kam, gezittert? Herr Leuß hat keine Ahnung von den Zusammenhängen der Dinge, über die er schreibt, und sollte drum den Mund nicht so voll nehmen. Vielleicht weiß er im Geschäftsbetrieb der Rheinischen Metallwaaren- und Maschinenfabrik, für die er mit schönem Eifer eintritt und die ich nur aus ihren Berichten kenne, Bescheid; was er über Bismarck und Walbersee, Hammerstein und Kröcher vorgebracht hat, ist Klippschülergeschwätz.

* * *

Im April erzählte ich hier, eine hamburger Strafkammer habe eine Frau zu vier Monaten Gefängniß verurtheilt, weil sie ihr achtjähriges Söhnchen angestiftet hatte, über einen Zaun zu klettern und vom Bauplatz eine Latte zu stehlen, deren Werth das Gericht auf zwanzig Pfennige schätzte. Ich fand die Geschichte dann in einer Juristenzeitung wieder; und habe jetzt erst zufällig erfahren, daß sie in der gemeinen Wirklichkeit noch viel schöner war. Vierte Strafkammer des hamburger Landgerichtes. Angeklagt Anna Marie Dorothea Voß wegen schweren Diebstahls. Thatsächliche Feststellungen des erkennenden Gerichtes: Die Angeklagte war eines Tages mit ihrem achtjährigen Sohn August auf der Straße, dicht bei dem von ihr bewohnten Haus, dicht auch bei einem Holzlagerplatz, der mit einer anderthalb Meter hohen Planke umgeben ist. „Durch

Digitized by Google

diese ihre Höhe setzt die Planke (ihrer Bestimmung gemäß) dem Eindringen Unbefugter ein erhebliches Hinderniß entgegen." So stehts im Urtheil. Der Junge klettert über das erhebliche Hinderniß hinweg und holt die Latte, die ein Schutzmann ihm aber sofort wieder abnimmt. Die Mutter hat ihn nicht zur That angestiftet; doch eine nicht minder schwere Schuld auf sich geladen. Ich citire wieder das Urtheil. „Während der Thätigkeit des Knaben stand sie im Eingang des von ihr bewohnten Hauses und sah zu. Nach Sachlage wird weiter festgestellt, daß die Angeklagte sich bewußt war, daß ihr Zusehen den Knaben bei der Ausführung der That stärke. Nach ihrer eigenen Angabe ging ihre Absicht dahin, über einen Theil des Holzes für sich zu verfügen. (Der Achtjährige wollte sich aus der Latte einen Holzsäbel schnitzen, die Mutter den Rest als Feuerholz verwenden.) Die Angeklagte hat ihre Absicht auch selbst in die That umgesetzt: sie hat sich dabei ihres strafunmündigen Knaben als Werkzeuges bedient. Sie hat, nachdem sie die bezeichnete Absicht einmal gefaßt hatte, den Knaben gewähren lassen; hat also in jener Absicht ihre nach der Natur der Dinge und noch besonders durch § 361 9 St G B begründete Rechtspflicht durch eine Unterlassung verletzt; die Rechtspflicht nämlich, den ihrer Aufsicht untergebenen und zu ihrer Hausgenossenschaft gehörenden Knaben von der Begehung eines Diebstahls abzuhalten. Außerdem liegt aber auch ein positives Thun der Angeklagten vor, das einen Akt der Zueignung darstellt. Dieses Thun ist in dem festgestellten ‚Zusehen', in dem Bewußtsein, daß es den Knaben bei der Ausführung der That stärke, zu erblicken. Danach erscheint die Angeklagte schuldig, eine fremde bewegliche Sache in rechtswidriger Zueignung mittels Einsteigens aus einem umschlossenen Raum weggenommen zu haben. Sie wird wegen schweren Diebstahls zu einer Gefängnißstrafe von vier Monaten und in die Kosten des Verfahrens verurtheilt. Mildernd kam in Betracht, daß es sich um einen außerordentlich geringen Werth handelt und daß die Angeklagte, abgesehen von einer ganz geringfügigen Geldstrafe (sechs Mark) wegen strafbaren Eigennutzes, die außerdem zur Zeit der jetzigen That zehn Jahre zurücklag, völlig unbescholten ist. Erschwerend aber, daß die Angeklagte sich die Thätigkeit ihres eigenen Kindes für die Ausführung ihrer rechtswidrigen Absicht zu Nutzen gemacht hat. Darum ist das Gericht etwas über die gesetzliche Mindeststrafe von drei Monaten hinausgegangen und hat auf vier Monate erkannt." Von Rechtes wegen.

* * *

Von Hamburg nach Altona. Schwurgericht. Vier junge Herren aus Blankenese sind angeklagt, „eine in einem willenlosen oder bewußtlosen Zustand befindliche Frauensperson zu außerehelichem Beischlaf mißbraucht zu haben" (§ 176², § 177 St G B). Sie haben ein fünfzehnjähriges Dienstmädchen, das einer von ihnen zwei Tage vorher, nach einem Tanzvergnügen, zur Duldung des Beischlafes verführt hatte, abends in einen Kahn gelockt und dort, trotzdem es sich sträubte, geschlechtlich mißbraucht. Alle Vier. Je Zwei von ihnen hielten, während die Anderen „sich amusirten", die Beine des Mädchens; nach ihrer Angabe, „um dem Körper eine bessere Lage zu geben." Das Mädchen verlor das Bewußtsein, wurde mit Wasser bespritzt, kam wieder zu sich, fiel am nächsten Tag, nach heftigen Schmerzen, in Ohnmacht und leidet seitdem an epileptischen Anfällen. Die Angeschuldigten sagten, sie hätten, im Dunkel, in geschlechtlicher Erregung und Trunkenheit, die Bewußtseinstrübung nicht bemerkt und, „da sie es nicht mit einem völlig unbescholtenen Mädchen zu thun hatten", trotz dem Sträuben die Zustimmung der Fünfzehnjährigen vorausgesetzt. Die altonaer Bourgeois, die als Geschworene fungirten, glaubten ihnen und verneinten sämmtliche Schuldfragen. Ein nicht völlig unbescholtenes Mädchen! Die vier Herren wurden freigesprochen. Von Rechtes wegen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 10. Juni 1905.

Post festum.

Der älteste Sohn des Kaisers hat die Herzogin Caecilie von Mecklenburg-Schwerin geheirathet. Da Braut und Bräutigam nur einer winzigen Schaar Privilegirter bekannt sind, konnten die Wortführer der Volksstimmung nur sagen: Wir wollen hoffen, daß diese Ehe besser wird, als die meisten im Hohenzollernhaus waren; daß der Kronprinz sich zu einem ernsten, bescheidenen, treuen König erzieht, die in schlechter Luft aufgewachsene Kronprinzessin sich altpreußischem Wesen akklimatisirt und ihrem Mann gesunde Kinder schenkt; hoffen, daß dieses Paar, dessen innere Entwickelung für Deutschlands Geschick wichtig werden kann, im Glanz nicht die Pflicht zu steter Arbeit verlernt; und uns still freuen, daß endlich wieder eine hübsche und elegante Frau an den von den Grazien lange gemiedenen berliner Hof kommt. Das wäre die Sprache redlicher Herzen gewesen. Andere Tonart vernahmen wir. Hörten, Braut und Bräutigam seien mit allen Reizen prangender Jugend, mit allen Tugenden des Geistes, der Seele geziert, die je Sterblichen wurden. Strahlende Bilder eines erträumten Menschenideals. Herrlich vollendete Werke des höchsten Herrn und der allerhöchsten Eltern. Und diesen Lichtgestalten, an denen nichts mehr zu bessern, denen fortan kaum noch Etwas zu lernen bleibt, jauchzt Alldeutschland selig, in brünstiger Begeisterung, zu; die Hauptstadt, das ganze Reich. Im Stil der Fierfibel ward es uns, hundertmal täglich, von Stümpern erzählt; in einem erstarrten Kinderstil, den nur die norddeutsche Presse noch kennt. Alles war über jede Vorstellung hinaus wundervoll: der Straßenschmuck, die Aufzüge, die Stimmung der Massen. Die Solches schrieben, glauben selbst kein Wort davon. Der Straßenschmuck war nicht ganz so

Digitized by Google

erbärmlich wie zwei Wochen vorher in Charlottenburg, wo eine Schusterphantasie Jahrmarktspuppen auf den Festweg gestellt und die Lindenbäume bis zu halber Wipfelhöhe mit Papierblumen besteckt hatte; doch unwürdig einer Stadt von der Größe und Lebenskraft Berlins und unmöglich an jeder Stätte künstlerischer Kultur. Wachspapierröschen, bepinselte Stäbe, dünne Guirlanden; der leuchtende Lenz mit hunderttausend billigen Kunstblümchen geschändet. In Paris schilt man schon, wenn die strenge Schönheit des Profils von Notre Dame durch Fahnenbündel entstellt wird. Da die berliner Kommunalbehörden auf diesem Gebiet weder Neues erfinden noch von Wien oder München lernen können, sollten sie, um die Stadt nicht jedesmal zu blamiren, einen Manager miethen; vielleicht Herrn Georg von Hülsen, der das Opernhaus barbarisch, aber wirksam geputzt hat und zum Festarrangeur jedenfalls besser taugt als zum Bühnenleiter. Auch sollte der tüchtige Routier, der die Reichshauptstadt als Oberbürgermeister vertritt, seine Feierreden bei einem halbwegs geschickten Zeitungschreiber bestellen; was er diesmal leistete, war wieder ohne Ernst, ohne Takt, ohne das Keimchen eines Gedankens. (Niedlich aber, daß die Braut antwortete, sie werde künftig immer der Hauptstadt gedenken. Da sie in dieser Stadt leben wird, ist die Erfüllung des Versprechens nicht gerade schwierig; doch nett und löblich, daß man dem Fräulein nichts einstudirt hatte.) Die Aufzüge boten, was des neowilhelminischen Landes der Brauch ist: viel Gold, viel Roth, buntesten Pomp; nirgends die zu dekorativer Wirkung nothwendige Einheit. Und die Stimmung der Massen? Genau so wie an allen Paradetagen; genau wie bei Menzels Begräbniß und bei der Schillerfeier; genau so, wie sie wäre, wenn morgen etwa der Perserschah nach Berlin käme. Schönes Wetter, ohne Eintrittsgeld viel zu sehen, sämmtliche Kinder Tage lang vom Schulzwang befreit: auch die Röthesten drängts da auf die Straße. Man will dabei gewesen sein, die circenses nicht versäumen und heult, in Sonnenbrand und Langeweile, selbst den leeren Hofkutschen dann gern sein Hurra entgegen. Kein Athemzug, der von innerer Theilnahme zeugt; Witze und Alkoholdunst. Doch hochwürdige Prediger, Diener des ernsten Christengottes betheuern in reichlich bezahlten Zeitungartikeln, daß mit solcher Innigkeit nie auf der bewohnten Erde ein Fest gefeiert ward und im Gemüth aller Deutschen die Liebe zum Herrscherhaus unentwurzelbar lebt. Dieselben Prediger, die kein armes Wörtchen fanden, als Prinz Heinrich von Preußen dem Bruder ins Gesicht sagte, er künde ein Evangelium und trage eine Dornenkrone; keinen Laut, als das spottschlechte Denkmal, das dritte, das im Lauf eines Jahres dem Kaiser Friedrich (für welche Feldherrn- oder Regentenleistung?) im berliner Stadtkreis errichtet worden ist, mit dem weltgeschichtlichen Heilandssymbol

Digitized by Google

vom Dornbusch geschmückt wurde. Der Christenmuth hat das Bäumen verlernt und schickt sich in die Zeit. Eine Zeit unbeschreiblicher Wonnen. Fünf Tage währte das Fest; und brachte dem Kanzler, da er das zur Repräsentation nöthige Geld nun geerbt hat, den längst schon verheißenen Fürstentitel. Fünf Schwarze Adler wurden verliehen; Kreuze und Sterne, Laub und Schwerter in glitzernder Ueberfülle. Und schon naht die Kieler Woche und ein Hofprediger mahnt, zeitig zur Silberhochzeit des Kaisers Haus und Herzen zu rüsten.

Das alte Lied. Nie, seit das Lebensschicksal der Völker verzeichnet wird, nie ward uns Kunde von einem Lande, dessen Bereich so pausenlos von Feierlärm widerhallte; von keinem auch, das die Regirenden gewissenloser verzog, mit einem geringeren Maß kritischer Regung alles Geschehen aufnahm. Die Stillen im Reich vermögen nichts gegen solche Sucht. Jetzt aber dürfen sie fragen, ob wirklich die Stunde den Allumfassern, den Leitern des Reichsgeschäftes nicht wichtigere Pflicht auflädt als die des Festbereiters und Regisseurs öffentlicher Volksbelustigung; ob die kürzeste Zeitspanne heute nicht zu kostbar ist, um an Tand vergeudet zu werden; ob nicht endlich zu besonnenem, kraftvollem Handeln die Mahnung rief. Müssen so fragen. Und harren der Antwort.

*

Jahre lang ärgert sich unser Ohr nun an Reden über neue Marksteine im Kosmos der Menschengeschichte, über welthistorische Wandlungen und Momente von unverjährbarer Bedeutung. Ein unrentabler Kanal, ein der Nothdurft knapp genügender Handelsvertrag, der Erwerb eines dürren Inselgrüppchens, ein dynastisches Fest und andere Unbeträchtlichkeit wird wie die Morgenröthe von helleren Sonnen begrüßt. Seit der alte Wilhelm starb, ist der Nationalbesitz nicht gemehrt, ist viel ererbtes werthvolles Gut verloren worden. Scham muß die Stirn des Kanzlers brennen, wenn er bedenkt, für welche Lebensleistung Bismarck, nach drei Kriegen, den Fürstentitel erhielt, der ihm nach dialektischen Kunststückchen gespendet wurde. Ein Knappe, den allzu weite Ritterrüstung umschlottert. Jetzt haben wir eine weltgeschichtliche Wandlung erlebt. Eine neue Großmacht ist erstanden, dem Erdosten, dessen Schatzkammer die Gier der Völker des Westens zu stillen bestimmt schien, der legitime Herrscher geboren. Rußland hat in fünfzehn Monaten Alles eingebüßt, was es in einem Jahrhundert mit ungeheurem Aufwand mühsam erworben hatte. Rußland ist auf dem Meer ohnmächtig, auf dem Land mindestens für ein Lustrum zu Resignation und Ruhe gezwungen. Das Verhältniß der Kräfte völlig umgewandelt, fast jedes Bündniß, das überhaupt noch einen Inhalt hatte, werthlos geworden. Und was geschieht? Wir feiern Tage lang Hochzeit; und können doch, da eine kleine Obotritenprinzessin gekürt ist, der felix Germania nicht

Digitized by Google

tröstend zurufen: Quae Mars aliis, dat tibi regna Venus! Wir bejammern den armen Reussenkaiser, dessen schwachgemuther Dünkel das ganze Unheil verschuldet hat. Ermahnen ihn Tag vor Tag, schleunig Frieden zu schließen, trotzdem sein Interesse doch, wie jeder Wache einsehen müßte, gebietet, den Krieg ohne Friedensschluß versumpfen und den Japanern die lästige Pflicht zu lassen, Geld und Menschenkraft in der Mandschurei zu verzetteln oder sich den Kampfpreis aus dem Moskowiterreich zu holen. Wir schelten ihn, zärtlich oder zornig, weil er nicht eine Verfassung gewährt, die den Riesenkörper des Reiches zerstücken und uns nicht Gewinn, sondern erhöhte Gefahr bringen würde. Horchen auf die albernen Kinderstubenmären, die täglich aus Rußland kommen; auf Reden, die nie gehalten wurden, von angeklagten Fürstenmördern vor keinem Gerichtshof der Erde je gehalten werden konnten; auf Berichte über Ministerberathungen, Hofintriguen und imperatorische Beschlüsse, die ausnahmelos das Produkt erfinderischen Reportergeistes sind. Fragen unruhvoll, ob dieser Großfürst ein Bluthund, jener ein luetischer Wollüstling ist, ob gestern Herr Pobedonoszew (den der Deutsche für einen Pfaffen hält) gesiegt hat und morgen Herr Witte siegen wird. Reiben die Hände, weil der Japanerprinz bei Hof so artig behandelt wird, daß die Russen fast noch gelber werden als er. Lauschen umständlicher Erörterung der Streitfrage, ob Herrn Wladimir die Furcht von einem Attentat oder das virus syphiliticum vom Fest fern hielt oder ob er am Ende nur nicht kam, weil er an der Galatafel und im Brautzug hinter Herrn Arisugawa rangiren müßte. Und geberden uns, als sei ein Sieg erfochten, weil dem vereinten Mühen des Kaisers, des Kanzlers, der Presse endlich gelungen ist, einen französischen Minister zu stürzen, dessen Stellung der Neid lüsterner Geschäftspolitiker längst unterhöhlt hatte. Wie klein ist das Alles, wie armjälig in so bedeutender Stunde! Was kümmern uns die Zettelungen im Zarenpalast, was die Marodeure im Palais Bourbon? Merkt denn nicht der jüngste Lehrling im Diplomatendienst, daß uns kein Grund zur Freude geschenkt ist, wenn Frankreich über die Leiche des Herrn Delcassé hinweg aus der Klemme schlüpft und einen gewandteren Redakteur mächeln läßt? Daß wir Wichtigeres zu thun und größeren Betrag einzukassiren haben?

Seit Jahrzehnten schien Rußland deutschen Staatsmännern die Stütze für den Nothfall und zugleich eine stete Gefahr. Das Zarenreich konnte zwischen Deutschland und Frankreich wählen, würde aber, so lange an der Newa und an der Spree ein Fünkchen heller Vernunft in den leitenden Köpfen glimmt, nicht zur Schwächung der einzigen monarchischen Macht mitwirken, die ihm gegen britische Ränke, britische Territorialbedrohung Schutz gewähren kann. Wird Deutschland oder Rußland aus der Reihe der aktiven Großmächte gedrängt,

Digitized by Google

dann vermag England für ein Menschenalter (und vielleicht für längere Zeit) dem Erdkreis die Uhr zu stellen. Beide Kaiserreiche vereint also das Interesse, sich gegen den gemeinsamen Feind stark zu halten und dem Nachbar nicht ernste Niederlagen zu wünschen. Deshalb wär Giers bereit, für den Fall eines französischen Angriffes dem Deutschen Reich die wohlwollende Neutralität Rußlands zu verbürgen; und Lobanow, Murawiew, Lamsdorff wären zu der selben Assekuranz bereit gewesen. Wilhelm der Zweite wollte sie nicht, ging, nach dem in Narwa erlebten Aerger, nach England, schloß den Sansibarvertrag, hinter dem hochpolitische Abmachung vermuthet wurde: und die (leicht vorauszusehende) Folge war das franko-russische Bündniß, dessen Vertragsparagraphen zwar noch immer unbekannt sind, das Deutschland aber die Last aufbürdete, für einen mit zwei Fronten zu führenden Krieg vorzusorgen. Von dieser Last müssen wir uns zunächst jetzt befreien. Müssen und können, wenn der offiziösen Meute die rechte Witterung gegeben wird. Denn Frankreich hat in der ersten Schicksalsstunde den Russen so schnöd die Treue gebrochen, daß Interesse und Selbstachtung sie zwingt, sich aus diesem unnützlichen Bund zu lösen.

Was in den letzten Maitagen zwischen Korea und Japan geschah, ist ohne Beispiel in der neuen Geschichte; und Trafalgar selbst, an das seitdem so oft erinnert wurde, nur eine Episode, wenn mans Togos Schlag in der Tsushima-Straße vergleicht. Villeneuve und Gravina wußten, daß sie sich mit der stärksten Flotte des Erdballs messen sollten, Spanien war schon eine Macht zweiten Ranges und Frankreich hatte keine unersetzliche Summe im Spiel. An Salamis mag man denken, an den Sieg des Themistokles über die persische Armada; und fragen, ob nicht in dem noch fortwährenden Kampf eines kleinen Küstenvolkes gegen ein Riesenreich die selben Kräfte entscheidend wirken wie einst in den Perserkriegen der Hellenen. Doch zu kühl prüfender Betrachtung ist heute nicht Zeit; und auch die Erinnerung an den Septembertag von Salamis hülfe uns das jetzt Erlebte nicht besser verstehen. Mit einem dem reichsten Staat kaum erschwinglichen Kostenaufwand wird eine Flotte um zwei Erdtheile geführt; sie muß jede Kiste Proviant, jede Tonne Kohlen dreifach, zehnfach theurer bezahlen als jedes andere Fahrzeug; muß zu Nothstandspreisen die Schiffe kaufen, die ihren Matrosen und Maschinen die Nahrung an Bord schaffen; und dennoch ist eine fast übers Menschenmaß hinausreichende organisatorische Kraft nöthig, um sie auch nur in die Nähe des Zieles zu bringen. Als es endlich erreicht ist, fegt ein einziger Streich das ganze Geschwader vom Meer und das Ergebniß achtmonatigen Mühens, der Zinsertrag einer halben Milliarde Rubel ist, daß die Flotte des Feindes um ein paar gute Schiffe vermehrt wird. Wie ein grasser Witz klingts; und ist dennoch Wahrheit. Wahrheit sogar, die

Digitized by Google

jeder Sachverständige kommen sah. Am Tag vor der Schlacht hatte ein englischer Admiral im Daily Telegraph den Ausgang mit keckster Zuversicht prophezeit. Mit der selben Sicherheit war schon vorher im Generalstab der deutschen Marine das Resultat vorausgesagt worden. Solche Prophetie war nicht einmal schwer. Wer nicht wußte, daß die Japaner viel bessere Geschütze, Munition und Torpedos hatten, konnte sich doch nicht darüber täuschen, daß mit Schiffen, die beinahe ein Jahr unterwegs und seit Monaten in Tropengewässern waren, mit hastig gedrillter Mannschaft und ungenügendem Kohlenvorrath gegen die geschulte und geschonte Seemacht der Japaner nichts auszurichten sein würde. Nebel, Wind und Wellen hemmten die Bewegung der Russen; aber auch bei günstigerem Wetter wären sie verloren gewesen. Ein kläglich unvollkommener Aufklärungdienst, ein erschöpftes, nur noch durch den äußersten Schrecken in der Pflicht gehaltenes Menschenmaterial, Artilleristen, die, weil das Pulver gespart werden mußte, kaum je auf hoher See scharf geschossen hatten und deshalb, als es Ernst wurde, immer falsch zielten, dazu die stete Angst, unter den Kesseln könne das Feuer verlöschen: mit solchen Mitteln hätte das Genie eines Meerbonaparte keinen Sieg zu erfechten vermocht. Admiral Togo war seiner Sache sicher; wußte, als Meister in jeder taktischen Kunst, wahrscheinlich auch, daß er eine ernsthafte Schlacht gar nicht zu erwarten habe; und diese Zuversicht wäre nicht getäuscht worden. „Ein Schlachten wars, nicht eine Schlacht zu nennen". Aus einer Schlacht kehrt auch der Sieger nicht ohne Wunden heim: und die Japaner haben in der Koreastraße nicht beträchtlichere Verluste erlitten, als bei schlechter See oder bei einem Zufallsunglück in einem Manöver möglich wären. Offenbar hat die Mehrheit der Russenmannschaft, da sie die Uebermacht des Feindes sofort fühlte und nicht mehr vor grausamer Strafe zu zittern brauchte, dem Befehl Gehorsam versagt und nur noch an die Rettung des nackten Lebens gedacht. Das allein war nicht vorauszusehen und hat das Bild, das erwartet wurde, in immerhin wichtigen Zügen verändert. Alles Andere kam, wie es kommen mußte, als unvermeidlich geweissagt war, und brachte den Sachkennern auf dem Erdenrund keine Ueberraschung.

Auch den russischen nicht. Die hatten nicht gewähnt, ihre Ostseeflotte könne nach so langer Irrfahrt den Japanern noch gefährlich werden. Hatten sie gar nicht herausgeschickt, damit sie eine Schlacht wage. Nur nah beim Japanischen Meer sollte sie sein, dem Inselvolk lästig werden, höchstens einmal einen Frachtdampfer kapern. Deshalb hieß die Losung: Je mehr Schiffe, desto besser. For show. Nebogatow mußte mit alten Küstenpanzern Rosch destwenskijs Geschwader „verstärken". Vielleicht wurde den Gelben die Sache zu langweilig oder zu theuer und ein anständiger Friede war zu erreichen. In jedem Fall war

Digitized by Google

Zeit gewonnen und der Ungeduld in Petersburg und bei Mukden eine Hoffnung gewahrt. Abwarten; später würde man weitersorgen. Am Ende giebts in Südamerika noch ein paar schnelle Kreuzer zu kaufen oder man schleppt, trotz dem englischen Einspruch, die Prachtstücke aus dem Schwarzen Meer auf den Kriegsschauplatz und darf dann einen Kampf riskiren. Der Hauptzweck ist, einen Trumpf für das Schlußspiel zu haben. In den französischen Gewässern ist die Flotte ja sicher geborgen; das befreundete und verbündete Volk wird alles Erlaubte für sie thun. Die einzige hemmende Bestimmung des französischen Neutralitätrechtes verbietet den Schiffen der Krieg führenden Nationen: d'accroître le nombre et la force des canons et d'acheter ou d'embarquer des armes ou des munitions de guerre, sauf celles qui proviennent d'un autre bâtiment de guerre de la même nation également présent. Die kriegerische Kraft der Gefechtseinheiten darf in den neutralen Häfen Frankreichs also nicht gestärkt werden. Sonst ist Alles erlaubt: Verfrachtung von Proviant und Kohlen, Aufenthalt von beliebiger Länge. Trotzdem Roschdestwenskij sich streng an diese klaren Bestimmungen hielt, wurde er auf Japans und Englands Drängen zuerst aus Diego-Suarez (wo er nicht einmal im Territorialbereich lag) und dann aus der Kamranhbucht vertrieben. Er hatte das Vorrecht, direkt mit dem Zaren verkehren zu dürfen, und hat ihm den Rechtsbruch der nation amie et alliée gemeldet. Held Nikolaus scheute die Möglichkeit neuen Konfliktes und ließ den Japanern auch dieses Feld. Was war zu thun? Selbst an einen Rückzug, den das Hohngelächter der Welt begleitet hätte, kaum noch zu denken. Väterchen that noch ein Uebriges. Wie er in der Mandschurei zuerst die Generale Kuropatkin und Gripenberg unter Alexejew, den Onkel d'un autre canapé, gestellt, dann Kuropatkin zum Generalissimus ernannt und ihn endlich dem eitlen Lenjewitsch untergeben hatte (das beste Mittel, die Führer in Feindschaft und Neid zu verhetzen und den Sinn der Mannschaft zu verwirren), so gab er Roschdestwenskij, der vor verhängnißvoller Pflichtleistung zu zaudern wagte, in Birilew jetzt flink einen Vorgesetzten. Und nun that Roschdestwenskij, von gerechtem Groll vielleicht der letzten Hemmung beraubt, was der soldatisch Erzogene in solcher Lage thun muß: führte sehenden Auges, auf dem einzigen Weg, den sein dünner Kohlenvorrath zu wählen erlaubte, die Flotte ins sichere Verderben. Er hätte an das Wagniß eines offenen Kampfes nicht gedacht und wäre heute noch in den annamitischen Gewässern bei emsiger Ausbildung seiner Leute, wenn die feige Niedertracht der pariser Regirung den Russen nicht tückisch die Treue gebrochen hätte.

Diese Wahrheit darf in der russischen Presse nicht ausgesprochen werden. Herr Rouvier hat in den Panamajahren die Kunst, mit der Börse um-

Digitized by Google

zugehen, gelernt und könnte aus Rache die Russenanleihen werfen. Warum aber wird in Deutschland nicht der Katze die Schelle umgehängt? Warum die anglo-japanische Fälschung nachgebetet, Frankreich habe den Russen zu viel Wohlwollen erwiesen? Frankreich hat sein eigenes, während des Philippinenkrieges verkündetes, in den Instructions vom Februar 1904 mit ausführlicher Kasuistik versehenes Neutralitätrecht auf britischen Wink gebrochen. Frankreich trägt die Hauptschuld an der Vernichtung der russischen Flotte. Das, durchlauchtiger Herr Kanzler, müßte täglich laut über die Grenze gerufen werden. Wenn wir den hundertsten Theil solcher Schuld auf uns geladen hätten, würde die Himmelsfeste vom Echo dieser Schandthat erdröhnen. Und wir haben noch einen gewichtigen Grund, die Sache nicht vertuschen zu lassen. Zum ersten Mal im Verlauf des Krieges haben die Russen sich feig gezeigt, nicht nur unfähig zur Meisterung moderner Kriegstechnik. Gepanzerte Schiffe sind genommen, unter weißer Flagge übergeben worden. Herr Nebogatow, dessen Rumpelgeschwader nach den ersten Schüssen schon in panischen Schrecken gerieth, hat wie ein Wicht gehandelt; und wie er, so thaten andere Admirale eiusdem farinae. Diese Heroen mußten wenigstens ihre Schiffe in die Luft sprengen. Daß sie auch dazu sich nicht aufzuraffen vermochten, ist eine Schmach, die in Ostasien den Europäernamen entehrt. Gesta Dei per Francos! Frankreich hat dieses rathlose Häuflein ohne Rüstung ins Japanermeer gejagt.

*

Wenn den Russen bewiesen ist, was ihnen das alte Bündniß beschert hat, können wir ihnen ein neues antragen. Keins gegen Japan natürlich: ein auf Europa beschränktes Bündniß. Das wäre jetzt sehr billig zu haben und verhieße hohen Gewinn; auf unserem Kontinent oder in Kleinasien. Den Glauben, Rußlands Zerfall oder Ohnmacht sei im deutschen Interesse zu wünschen, ließ Kurzsicht entstehen. Zerfällt Rußland, dann sind wir die Nächsten, die Herrlichkeit eines neuen Polenreiches zu genießen; dann schlägt auch für Oesterreich die Sterbestunde und das Frührоth des Panslavismus dämmert blutig im Ost. Sinkt Rußland für ein Halbjahrhundert in Ohnmacht, dann verlieren wir den sichersten Kunden und den natürlichen Bundesgenossen gegen böses Trachten der Westmächte. Japan jetzt zu umwerben, wäre verlorene Mühe. Alles drängt in die aufgehende Sonne und Michel würde der Dreizehnte beim Mahl. Unser Interesse heischt, uns an Rußland zu halten, mag das Demokratengefühl noch so grimmig dabei stöhnen. Sind wir Rußlands sicher (und wir wärens, denn nur in Deutschland fände es, da England fest engagirt ist, eine zuverlässige Stütze) und hat es den Bundespreis bar aufs Brett gezahlt, dann können wir ihm Alles geben, was es braucht: Geld, Rath und Menschen. Den Rath, alle Ex-

Digitized by Google

perimente mit einer Verfassung einstweilen zu meiden und sich endlich eine saubere und moderne Verwaltung zu schaffen. Die ist, so lange Russen an der Spitze stehen, heute noch nicht zu erreichen. Das Land hat Bodenschätze, industrielle Möglichkeiten, ein fleißiges, frommes, geduldiges Volk; nur die zur Organisation und Leitung fähigen Hirne fehlen. Die müssen importirt werden. Deutschland hat genug darbende Talente. Und sollens nicht Deutsche sein, so mag man die Herrenkaste aus England, Belgien, Amerika holen. Der Russe up to date wird es weder mit noch ohne Parlament leisten. Fremde Minister, Gubernatoren, Generale, Landräthe, Gewerbeinspektoren; jeder wichtige Posten im Tshin mit einem Fremden besetzt; aber nicht aus deklassirtem Adel, sondern aus der Schicht, die der Industrie die Beamten liefert. Den ganzen politischen Kram über Bord; erweiterte Preßfreiheit und die Verwaltung im Stil mitteleuropäischer Geldwirthschaft. In zehn Jahren hat dann der Bauer zu essen und ist tauglich für Heer und Flotte. Rußland muß lernen, daß es noch immer ein Kolonialgebiet ist und nur aus reiferen Kulturen sich, heute wie in den Tagen Peters und der beiden Alexander, die Helfer borgen kann.

Das neue Bündniß schüfe uns auch einen Wall gegen britische Drohung. Nach den Wunden, die es vom Baal heimbrachte, wird England sich nicht leicht zum Krieg entschließen. Ein Krieg aber, der gegen Deutschland, scheint heute schon fast jedem Briten unvermeidlich; und er wird, mögen Dummköpfe ihn tausendmal „den absurdesten, der zu erdenken wäre", nennen, spätestens in dem Jahr geführt werden, wo ein neuer Palmerston oder D'Israeli über die Häuser der Lords und Gemeinen herrscht. Spätestens. Deutschland braucht gute Kolonien und England kann auf die einträgliche Stellung der Welthandelsvormacht nicht verzichten, ohne sich selbst die Pulsader zu öffnen. Wird es warten, bis Deutschland und die Vereinigten Staaten starke Flotten haben und der in London längst durchschaute Plan eines deutsch-amerikanischen Bündnisses gelungen ist? Vielleicht; weil man auch auf der See Enttäuschungen fürchtet und ein Händlervolk nicht gern nach dem Schwert greift. Sicher ists nicht. Japan könnte vorangehen; uns höflich ersuchen, aus Shantung zu weichen (wo für eine deutsche Expansion jetzt ja nichts mehr zu hoffen bleibt und jede noch bewilligte Million in ein leckes Faß geschöpft wird). Das Prestige fordert eine runde Weigerung. Ein Geschwader, dem die von England durchgeletzte Neutralenpflicht die Ausreise erschwert, wird ins Japanische Meer geschickt. Casus foederis. Die Britenflotte blokirt Hamburg und sucht die Zufuhr von der Ostseite zu sperren. Wir dürfen vor solcher Möglichkeit nicht zittern, müssen mit ihr aber sehr ernsthaft rechnen. Und uns jeder Rückversicherung deshalb freuen. Rußland ist in Centralasien noch jetzt ein gefährlicher Gegner, ist nur

Digitized by Google

für diesen Kriegsschauplatz vielleicht wirksam gerüstet; und die Hindus könnten, wenn sie den rauhen Tyrannen bedroht sähen, aus langem Schlaf erwachen. Die Briten haben so oft gezeigt, wie werthvoll ihnen Zwietracht zwischen Deutschland und Rußland scheint, daß sie sich hüten werden, eins dieser Reiche anzugreifen, wenn sie wissen, daß dieser Angriff ihnen das andere in die Flanke hetzen muß. Und wer vermag heute zu sagen, ob in Nordamerika, trotz Wilhelm und Roosevelt, trotz dem leisen Groll gegen den groben englischen Vormund von gestern, die Volksstimme nicht im entscheidenden Augenblick, gegen den armen Lohnunterbieter, dennoch für die Stammverwandten, die Nation anglischer Zunge spräche? Ein Bündniß mit Rußland böte ein festeres Gitter. Zwischen Konkurrenten währt die Freundschaft nie lange. Einer frißt den Anderen sacht auf oder der alte Kampfentbrennt wieder. Das Zarenreich kann für mindestens hundert Jahre nicht daran denken, mit Deutschland, wie jetzt schon die Vereinigten Staaten mit Siegesgewißheit, auf den Weltmärkten die Kräfte zu messen.

Auch England ließe sich übrigens wohl schwichtigen. Denkbar wäre ein Vertrag, der Briten und Deutsche an eine bestimmte Proportion der Seekriegsrüstung bände. Dann hätte das Imperium Eduards, das nicht neue Länder fest angliedern, nur die alten bewahren will, die für seinen Wohlstand wünschenswerthe Ruhe und Deutschland könnte sich an weniger gut bewachter Tafel sättigen. Wo? Ostasien gehört in absehbarer Zeit den Japanern, die zuerst mit Jonathan, einst auch mit John Bull ins Marktgedräng kommen werden. Die Gelegenheit, nach Südamerika hinüberzugreifen, ist unwiederbringlich versäumt; dort nistet jetzt die Yankeehoffnung und Europa muß fast schon wünschen, daß die amerikanische Plethora auf ihrem Heimathkontinent Ableitung finde. Noch mehr Slaven, als wir haben, könnten wir nicht vertragen. Mächtige Männer haben an Holland gedacht, leider dem Gedanken auch Worte geliehen. Wer die niederländische Kolonialgeschichte kennt, wird zu solchem Unternehmen nicht rathen; um dieses ungemein klug kultivirte Gebiet zu dauerndem Besitz zu erwerben, wäre ein Jahrhundert härtester Arbeit nöthig. Dazu hat Deutschland nicht Zeit; auch fehlen ihm die fürs erste Boot nöthigen Kolonisatoren. Der Britenlen, der vom Wedeln mehr als vom Beißen hofft, weiß, warum er nie nach Ostindien die Tatze gestreckt hat. Was bleibt? Außer dem Bischen Türkei, das der Bund mit Rußland uns öffnen soll, nur Frankreich.

*

Aber Herr Delcassé ist ja gefallen (die Beträchtlichkeit des Mannes wird jetzt ins Gigantische überschätzt) und Frankreich hegt den sehnlichen Wunsch, sich in Freundschaft mit Deutschland zu verständigen; es entsagt der Revanche und will, mit uns in schönem Verein, für Europens Kulturfrieden bürgen.

Digitized by Google

Wieder beweist Frankreich seine Reife; und der Verzicht, den es ohne Demüthigung andeutet, ist zugleich ein Triumph edelster Menschlichkeit ... Ein herrliches Wähnen, das mit frommem Kinderblick immer den Himmel offen sieht. Die französischen politiciens sind schlau und nüchtern genug, um zu wissen, daß sie allein keinen Krieg gegen das Deutsche Reich wagen können; daß dieser Krieg ihnen andere, doch nicht erfreulichere Ueberraschung bringen müßte als den Russen jetzt das mandschurische Abenteuer. Im Ministerrath und in der Kammer wurde geflüstert: „Kinder, wir sind nicht mehr in der Assiette von gestern. Rußland kann uns einstweilen nicht helfen. Und das Deutsche Reich, das nach einer lohnenden Kolonie langt, hätte heute leichteres Spiel als vor fünfunddreißig Jahren. Erstens wegen der höheren Kopfzahl; zweitens wegen der bequemeren Einfallsthore; drittens, weil wir seit einer halben Ewigkeit von Advokaten, Journalisten, Börsenmaklern und Beutejägern regirt werden, alle Schwächen der Hyperkultur haben, durch den Kampf um die Kirchen macht zersplittert sind und drauf rechnen müssen, daß im Heerwesen, zu Land und zu See, nichts ganz in Ordnung ist. Der Spaß würde theuer. Die beste nordafrikanische Kolonie und mindestens fünfzehn Milliarden könnte er kosten. Und am bitteren Ende brächte ein Eroberer Wilhelm uns gar noch eine der abgeschüttelten Dynastien ins Land zurück und garantirte ihr, so lange sie sich ruhig hält, die sichere Herrschaft über ein auf die Rangstufe Spaniens herabgedrücktes Gallien. Wer weiß, ob das Volk dagegen aufstünde, ob der Bauer, der Krämer und Kleinrentner nicht sehr zufrieden wäre, endlich wieder eine feste Hand zu fühlen, die nicht nur von Griffen in die Staatskasse und in den Schlüsselbeutel der Reichspfründnerei träumt? Wir sitzen warm und wollen keine Erkältung riskiren. Also weg mit dem Trauerrand, der Märtyrermiene und bis auf Weiteres schnell den friedlichen Nachbar und humanen Weltbürger gemimt." Bis auf Weiteres. Wenn Rußland sich erholt oder England Lust hat, seine Flotte gegen uns mobil zu machen, kann man ja rasch wieder Fanfare blasen.

Wir bedauern unendlich: für so billigen Flirt ists zu spät geworden. Das Deutsche Reich war fünfunddreißig Jahre lang gezwungen, seine ganze Politik nach der Gewißheit zu richten, daß Frankreich jeden seiner Gegner mit wahrer Wonne unterstützen würde. Dieser Zwang hinderte es, sich nach seinem Bedürfniß zu dehnen; und inzwischen wurden die fettsten Bissen vertheilt. Ein nicht zu verachtender liegt noch auf der Schüssel. Wir wollen Marokko. Nicht das selbe Recht darauf wie Ihr, sondern ein feierlich anerkanntes Vorrecht, wie England es in Egypten hat. Wenn sich in solchen Ländern ein paar Großmächte um jede Reform, jede Konzession balgen, wird nichts Gedeihliches aus dem Handel. Einer muß herrschen; sonst spielt die scherifische Majestät und der

Digitized by Google

Maghzen den Taillandier gegen den Tattenbach und gegen Beide den Lowther aus und das Land bleibt rückständig und arm. Damit ist uns nicht gedient; auch nicht mit Lobsprüchen und Geschenken des Sultans. Wir wollen einen Kriegshafen im Mittelmeer und die Möglichkeit einer Expansion, die mehr bietet als Kamerun, der Hererobuschund die Brocken von Großbritaniens ostafrikanischem Besitz. Daran, daß in Ostasien nichts mehr zu hoffen, Shantung ein mißglücktes Geschäft ist, seid Ihr mitschuldig; Eure indochinesische Erfahrung mußte die Russen warnen, Eure Pflichttreue durfte sie jetzt nicht in Togos Falle jagen. Wir präsentiren die Rechnung, la doulourcuse. Und wollt Ihr nicht zahlen, so probirt Euer Waffenglück; vergeßt aber nicht, daß dieses Tänzchen auch in Algerien Staub aufwirbeln kann und daß ein bis zu völliger Blutleere erschöpftes Frankreich auf Madagaskar und erst recht in Tonkin keinen ganz leichten Stand hätte. England? Hat in historisch erkennbarer Zeit noch nie für den Vortheil eines Anderen gekämpft und wird froh sein, wenn es sieht, daß wir satt werden, ohne ihm die Rindslende vom Grill zu holen ... Weil solche Sprache nöthig wäre, nur solche uns nützen könnte, muß man bedauern, daß die deutsche Friedensliebe, die deutsche Uneigennützigkeit in dem marokkanischen Rechtsstreit gar so eifrig betheuert wurde. Wenn Graf Bülow nur die lumpigen Millionen retten wollte, die deutsche Kaufleute an Marokko verdienen, durfte er seinen Kaiser nicht nach Tanger bemühen. Und wenn Fürst Bülow jeden Morgen und jeden Abend Immanuel und Bertha, Aristoteles und Rickert herbeicitirt und jeden des Weges fahrenden Fremdling versichert, daß Deutschland nur den Frieden will, um jeden erschwinglichen Preis den Frieden: Keiner, dessen Urtheil der Rede werth ist, auf dem weiten Rund der Erde Keiner wird ihm glauben, daß Deutschland seine beste Kraft daran setzt, einen Frieden zu erhalten, den es, wenn es sich mit der Rolle des Saturirten begnügt, kostenlos haben kann.

Trotzdem Bismarck (der, als Mann von 1815, nur Europa sah, als Reichsgründer den Blick nicht von Europa wenden durfte) in kritischer Zeit, um draußen und drinnen das Mißtrauen einzuschläfern, das Wort gesprochen hat, sind wir nicht saturirt. Zwei Möglichkeiten zeigten sich dem Auge. Deutschland konnte, ohne Flotte, nur mit einer starken Armee gegen Frankreichs Rachsucht, ein größeres Belgien werden (dem der Kongo dann immer noch fehlen würde) oder seinem expansiven Drang Stützpunkte suchen. Wilhelm wollte kein Leopold sein; und die vom Volk Erwählten haben sein Imperium nicht ins Reich holder Träume gewiesen. Wird der Wunsch nun erfüllt? Noch nicht? Hätte solche Gunst der Konjunktur Bismarcks Leben gekrönt: er wäre nicht an der Galatafel geblieben, bis die Schicksalsgöttin die Festkerzen löscht.

Digitized by Google

Die Commune.

Die Brüder Paul und Victor Margueritte, die beiden Söhne des Generals, der bei Sedan den berühmten Angriff der französischen Reiterei kommandirte und dabei selbst den Tod fand, haben ihr großes Werk „Ein Zeitalter" mit dem vierten Band, „Die Commune", beschlossen. Die drei früheren Bände behandelten den Krieg von 1870 und 71. Der letzte, das Paris der Zeit von Ende Februar bis Ende Mai 1871 darstellende Band schildert die Entstehung der Commune, die Spannung zwischen Paris und Versailles, die Parallelentwickelung der Nationalversammlung und des Stadtrathes, die Versöhnungversuche, den Bürgerkrieg in seinem ganzen Verlauf bis zu der Stunde, wo die Commune in Blut und Brand versinkt. Eins der merkwürdigsten Ereignisse der neueren Geschichte; interessant, weil es eine Bewegung vorführt, die von modernen Gedanken ausgeht und in falsche Richtung geräth; lehrreich, weil es den Zusammenstoß zwischen Vergangenheit und Gegenwart und das auf beiden Seiten gehäufte Unrecht zeigt, das auf der Seite der Vergangenheit aber noch größer war; typisch durch die Heftigkeit der Leidenschaften und die Gräuel, aus denen sie sprachen, wie sie einst unter der Herrschaft und nach dem Sturz der Widertäufer in Münster gesprochen hatten; in der modernen Zeit bis auf diesen Tag das einzige Beispiel eines unter den Augen eines siegreichen Feindes ausgefochtenen Bruderkrieges: seit in den Straßen Jerusalems die Parteien der Einwohner, die ihre Heimath vertheidigen sollten, einander Schlachten lieferten, während das Heer des römischen Eroberers die Thore belagerte, hatte man Aehnliches nicht mehr erlebt.

Auch diesmal sind, wie in den früheren Bänden, die Brüder Margueritte bemüht, im Gang der Ereignisse von jedem Punkt aus den Leser selbst in die Gemüther blicken zu lassen; die zu diesem Zweck gewählte Darstellungsform heißt nach alter Mode heute noch immer die des Romans. Um den Eindruck der von den Hauptpersonen erlebten Schicksale und der großen Geschehnisse zu vertiefen, spiegeln die Autoren diese Menschen und Vorgänge im Geist einzelner Männer und Frauen, erdichteter Geschöpfe, die aus älteren Erzählungen hier wieder auftauchen. Das Interesse an der Historie überwiegt aber so sehr, daß man in dem „Roman" bald nur noch den Faden sieht, an dem die Ereignisse und die typischen Empfindungen aufgereiht werden. Die dichterische Arbeit — wenn man dieses Wort hier überhaupt anwenden darf — war gering im Vergleich zu der Arbeit des Forschers und zu der schweren Kunst treuer Wiedergabe. Die Brüder mußten sich mit der Geschichte der Commune und der Nationalversammlung vom Frühling des Jahres 1871 so vertraut machen, daß sie, noch bevor sie die Feder ansetzten, die Ereignisse jedes Tages haarklein kannten. Wer einen Zeitraum so völlig beherrscht, kann einen Roman schreiben, der von

Digitized by Google

der Historie nicht nur den Namen leiht. Der Roman der Brüder Margueritte bietet denn auch das treuste Bild, das von dieser denkwürdigen Epoche zu schaffen war. Den Ruhm künstlerischer Vollendung darf man ihm freilich nicht zusprechen, weil ihm, bei der Fülle seiner Einzelheiten, die wünschenswerthe Uebersichtlichkeit fehlt. An der Stelle, zum Beispiel, wo die Entstehung der Commune geschildert wird, werden die aus ihr am Höchsten hervorragenden Persönlichkeiten, zwanzig und etliche, jede in einem Dutzend Zeilen charakterisirt; bald danach eben so viele Männer der radikalen Presse. Jede dieser kleinen Federzeichnungen ist frisch und scharf ausgeführt. Im Ganzen aber wirken solche Stellen mehr durch lückenlose Genauigkeit als durch Kunstmittel.

Eine Geschichte der Commune liefert uns einen Kursus der Psychologie. Zunächst freilich erfahren wir, was das Millionenvolk von Paris nach den Schrecken der langen Belagerung und des Bombardements dachte und fühlte und welche Auffassung in den Provinzen herrschte, die ihren monarchisch-klerikalen Vertretern den Auftrag gegeben hatten, um jeden Preis Frieden zu schließen. Das ist die historische Seite der Sache. Sie läßt uns zugleich auch klar erkennen, was wir von der europäischen Menschheit zu halten haben und als welchen Geistes sie sich entpuppt, wenn ungewöhnliche Verhältnisse die Leidenschaften aufpeitschen und der Wirbelwind außerordentlicher Ereignisse das Innerste nach außen kehrt. Die Ideale und Rechtsbegriffe, die Lust und den Haß, die Vorurtheile und Herrschertriebe der einzelnen Klassen lernen wir erkennen; ihren Heldenmuth, doch auch ihre von Feigheit und gemeiner Grausamkeit entstellte Fratze.

Kein Kritiker konnte die Brüder Margueritte bisher einer Parteilichkeit zeihen. Im Geiste des aufmerksamen Lesers bleibt dennoch ein einheitliches Gefühl zurück. Wohl widert ihn die Kopflosigkeit, der Wahnsinn des pariser Pöbels an; trotzdem aber bürdet er nicht den Parisern die Schuld an dem Bürgerkrieg auf, sondern den Versaillern, der jämmerlich reaktionären, niedrig gesinnten Nationalversammlung und deren eitlem und eigensinnigem Leiter, dem alten Thiers. Der ließ das Heer die Hauptstadt räumen und hegte dabei die Absicht, sie von einem neuen Heer zurückerobern zu lassen; ohne diesen listigen Plan wäre es nicht zu dem Zusammenstoß gekommen.

Besonders leidenschaftlich war die Erbitterung in der pariser Unterschicht, die während der Belagerung am Meisten entbehrt und gelitten hatte. Das Alles galt als Schuld unfähiger Generale und einer Hofregirung, die von den reichen Klassen allzu lange gestützt worden war. Die Unterdrückten fühlten sich nun endlich wieder als Volk und traten den Machthabern, den Männern der Rückständigkeit und der Selbstsucht, offen entgegen. Mußten die Armen und Elenden sich nicht wider die Feinde des gemeinen Mannes verbünden? Das empörte Sklavengefühl nährte den Glauben an die Heilkraft einer republika-

Digitized by Google

nischen Staatsform. Die Pariser liebten die Republik, hofften auf sie und kamen so in schroffen Gegensatz zu dem Monarchismus der Versailler und des greisen Präsidenten dieser Versammlung, der den Franzosen zwar, wie Schülern eine Prämie, als Lohn für gutes Betragen die Republik versprach, sich aber um diese Entwickelung nur so weit bekümmerte, wie sie ihm Hoffnung gab, den ersten Platz im Staat zu erreichen. Noch ein anderer Gegensatz war sichtbar. Die Versailler prunkten mit ihrer Frömmigkeit und die Pariser waren Freidenker, Schüler der Freimaurerlogen und haßten den katholischen Klerus. All' diese Empfindungen aber übertönte das Gefühl, Bürger der Hauptstadt zu sein, die so lange gelitten und so tapfer ausgeharrt hatte. Und diese Bürger sollten sich nicht selbst regiren, frei über ihre Stadt verfügen die Kommunalwahlen nach ihrem Wunsch gestalten und die in Freiheit geborenen Gedanken ans Licht wachsen lassen? All die stolzen Träume aus dem Jahr 1848 erstanden aus ihrer Gruft und der Volkswille, der in der Junischlacht erwürgt schien, reckte sich nun wieder hoch auf und heischte kraftvoller denn je sein Recht. Ein neues Gemeinschaftgefühl verknüpfte Alle mit festem Band, Alle, denen alte Friedensideale und neue Zukunftutopien den Sinn berückten. Und was noch fehlte, thaten mit gutem Bedacht die Führer, die, um ihre Angst vor den Versaillern zu betäuben, sich bis zu dem Umsturz der Napoleonssäule erniederten, der ein sinnbildlicher Akt sein sollte, aber nur eine sinnlose Barbarei war.

In beiden Lagern regten sich mit ungefähr gleicher Kühnheit Despotengelüste. Versailles, das sich zum Kampf gegen die Empörten rüstet, fordert Unterwerfung; sonst ließe es sich auf Verhandlungen nicht ein. Paris kämpft unter der Fahne der Freiheit, scheut aber vor keiner Gewaltthat zurück; die Presse wird geknebelt, Unschuldige werden verurtheilt und Geiseln eingesperrt. Und am Eingang zum Paradies der Freiheit sind zwei Justizmorde verzeichnet. Zehnmal ärger aber wirkt die in rohe Metzelei ausartende Bestialität im Bilde der versailler Oberschicht als in dem des pariser Gassenhaufens. Die Pöbelwuth, die am ersten Tage zur Ermordung der Generale Lecomte und Thomas führte, stammte nicht nur aus den Untergründen des Klassenhasses, sondern war in erster Linie ein Racheakt, zu dem das Volk sich berechtigt glaubte, weil einer der Generale befohlen hatte, auf die Menge zu schießen. Womit aber konnte das versailler Heer rechtfertigen, daß es seine Gefangenen erschoß, womit es auch nur entschuldigen? General Vinoy fragte die Communards: „Ist hier ein Führer dabei?" Ein stolzer Mann mit dunklen Augen tritt aus der Reihe: „Ich bins. Ich bin Duval." „Und die Anderen?" Ein Major sagt einfach: „Ich bin Duvals Generalstabschef." Noch ein Dritter meldet sich. Nun kommandirt Vinoy: Fusillez-moi ça! „Schießt mir Das da mal nieder!" Die Drei sinken unter Soldatenkugeln, rufen im Fall aber

Digitized by Google

noch laut: „Es lebe die Republik! Es lebe die Commune!“ Und während der Communegeneral rückwärts zur Erde gleitet, stürzt sich ein Offizier aus Vinoys Stab auf ihn, zerrt ihm die Stiefel von den Füßen, schwingt sie durch die Luft und schreit: „Wer will Duvals Stiefel?“

Nun das Eintreffen der Gefangenentransporte in Versailles. Feingekleidete Herren und Damen stehen zum Empfang bereit, dringen johlend auf die Armen ein, bespeien und schlagen sie, bohren ihnen Stock- und Schirmspitzen ins Auge, schinden sie mit den Fingernägeln. Bis an die Richtstätte und in die Torturen des Kerkers heult ihnen der Ruf nach: A la mort! Wenn man sie diesen Gräueln vergleicht, läßt sich sogar die Ermordung der Geiseln entschuldigen. Auch die Pariser waren im Bann ihres Vorurtheiles. Aber die geputzten, aufgeklärten, gebildeten, gut genährten Versailler hatten Alles für sich, was den Menschensinn zu sänftigen und zu adeln vermag; und dennoch überließen sie sich ihrem thierischen Blutdurst und der grausamen Wollust, Qual zuzufügen.

Gleich war auf beiden Seiten die Summe des Mißtrauens, der Verlogenheit und Prahlsucht; gleich auch die Unversöhnlichkeit. Sucht man in dieser Geschichte zweier Seelengruppen nach einem französischen Nationalzug, so wird man finden, daß nicht von Leidenschaft oder Lebensgier das schlimmste Unheil angerichtet wurde, sondern von persönlicher Eitelkeit. Von der Spitze an, wo Thiers thront, bis in die Tiefen beherrscht sie die Nationalversammlung; und die Leiter und Offiziere der Commune, die sich wie zum Maskenfest herausputzen, läßt dieses Laster fast zu den Sitten plumper Neger herabsinken.

Genie fehlt auf beiden Seiten. Rossel ist ein strategisches Talent und ein Mann von hohem Sinn. Gesunden Menschenverstand und Muth zeigen Alle, die eine Versöhnung der Bürger erstreben, namentlich die Maires von Paris. Muth, der ohne Klage und Phrase das Leben einsetzt und opfert, ist übrigens in beiden Lagern nicht selten. Das Höchste hat hierin der pariser Kleinbürger und Arbeiter geleistet.

Im Ganzen: ein traurig stimmendes, niederdrückendes Bild. Der Körper der Menschheit scheint in Krämpfen zu zucken; und Wahn tobt gegen Wahn. Doch aus dem Geheul war mancher fruchtbare Zukunftgedanke herauszuhören. In diesem Wahnsinn war Methode. Eine ungeheure chronique scandaleuse dem ersten Blick; und doch Weltgeschichte und Grenzscheide der Entwickelung. Ein Fortschritt, der wirklich vorwärts führt, wird wohl selten um billigeren Preis erkauft. Riesenhaufen von Tollheit und gutem Willen, Roheit und Begeisterung, Dummheit und Vorurtheil müssen zusammengekehrt werden, ehe die Geschichte das halbe Gramm des Leuchtstoffes ausscheiden kann, dessen Energie unverwüstlich, dessen Wirkung unerklärlich scheint und der eines Tages vielleicht zur Heilung der Menschheit von schwerem Schaden beitragen wird.

Kopenhagen. Georg Brandes.

Digitized by Google

Hektor Berlioz.

Ueber Hektor Berlioz ist im Dezember 1903, zur Centennarfeier seines Geburtstages, wieder viel geredet und geschrieben worden. Das Meiste, was dabei zu Tage kam, zeigte wieder den Tiefstand musikalischer Schriftstellerei und bezeugte, daß wir noch weit davon entfernt sind, für eine Musikgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts, die in die Tiefe geht und objektive Darstellungen giebt, auch nur die wichtigsten Vorarbeiten geleistet zu sehen.

Zu diesen Vorarbeiten gehört ohne Zweifel die möglichst gründliche Untersuchung des Wesens der bedeutendsten einzelnen Persönlichkeiten. Für diese Untersuchung aber genügen weder äußere biographische Daten noch sogenannte musikästhetische, meist parteiisch gefärbte Ergüsse noch gar allgemeine historische Betrachtungen über Nachfolgerschaft, Schule, Richtung. Nur sorgfältige Verwerthung aller Thatsachen, die über die gesammte physische und psychische Natur des einzelnen Menschen vorliegen, verbunden mit genauer Prüfung der ihn umgebenden künstlerischen Welt, kann dahin führen, die wirklichen Quellen des Lebenswerkes der einzelnen Kunstschöpfer kennen zu lernen. Die Methode, die Paul Julius Moebius, der bekannte leipziger Psychiater, in seinen Schriften angewandt hat, wird sich dabei gerade für die Analyse der oft so komplizirten Naturen moderner Musiker als sehr nützlich erweisen. Die Berücksichtigung der Physis des Künstlers, ihrer mehr oder minder krankhaften Art, die genaue Beobachtung der Gradunterschiede bei allen Aeußerungen des Psychischen müssen Resultate ergeben, die viel besser als die bisherigen Versuche, aus allgemeinen Sätzen und ästhetischen Analysen der Werke ein Bild von dem Komponisten zu gewinnen, als sichere Grundlagen für ein objektives Gesammturtheil über die wichtigsten kunstgeschichtlichen Persönlichkeiten dienen können. Und zweifellos wird auch diese Art, zu beobachten, wie psychische Vorgänge beim großen Künstler oft kaum bemerkbar von denen beim Durchschnittsmenschen abweichen, wie das Künstlerische nur ein Theil des gesammten Innenlebens ist, das beim echten Künstler ganz einheitlich in allen seinen Aeußerungen bleibt, dazu beitragen, uns auch bei den Künstlern, mit denen wir leben, Komoedianten von echten Persönlichkeiten unterscheiden zu lehren.

Ich brauche nicht zu beweisen, wie gut es für das Verständniß des künstlerischen Menschen überhaupt wäre, wenn ein Mann wie Moebius Geister wie Wagner und Liszt nach seiner Methode beleuchtete. Ich brauche auch nicht zu erwähnen, wie wichtig es wegen dieser Untersuchungen ist, daß kein Dokument, das uns das Innenleben eines Künstlers enthüllen kann, aus irgend welchen Rücksichten unterschlagen wird. Heute möchte ich versuchen, dem Wesen Berliozs und seiner Kunst dadurch mehr Verständniß zu gewinnen, daß ich auf dem angedeutetem Weg all den Spuren nachgehe, die jetzt noch erreichbar sind.

Die Lösung dieser Aufgabe ist erleichtert dadurch, daß die musikalischen Werke Berliozs in der Gesammtausgabe von Breitkopf & Härtel vorliegen und daß die Gesammtausgabe seiner literarischen Werke in dem selben Verlag ihrem Abschluß nah ist. Besonders die literarischen Werke, deren wesentlichste Theile seit Jahren in der französischen Originalausgabe vorlagen, sind bisher lange nicht so benutzt worden, wie es für Alle, die über Berlioz schrieben, Pflicht gewesen wäre.

Ueber Berliozs körperliche Konstitution sind seinen Briefen und Memoiren

Digitized by Google

viele Nachrichten zu entnehmen. Aus allen geht hervor, daß er in ziemlich frühem Alter bereits häufig an Anfällen nervöser Ueberreizung und Abspannung litt, die sich immer mehr verschlimmerten und ihn während der letzten dreizehn Jahre seines Lebens in der heftigsten Weise quälten. Ob es sich um ein erbliches Leiden gehandelt hat, wird sich nicht entscheiden lassen, da Berlioz von der unheilbaren Magenkrankheit seines Vaters ohne nähere Angaben spricht. Jedenfalls beweisen schon seine Erzählungen von Erlebnissen seiner Jugend, daß er ein äußerst sensitives Wesen war. Die rasche Steigerung seines nervösen Leidens aber werden wir vor Allem der Intensität zuzuschreiben haben, mit der er im Leben und in der Kunst Alles erfaßte, was sich seinem Gefühlsleben erschloß. Besonders auch seine Art, zu dirigiren, dürfen wir — im Anschluß an eine Bemerkung im Briefwechsel zwischen Wagner und Liszt — als direkt aufreibend bezeichnen.

Von seinen eigenen Briefen enthalten besonders die an Humbert Ferrand, die unter dem Titel Lettres intimes veröffentlicht sind, und die an die Fürstin Sayn-Wittgenstein eine Menge Klagen über seinen Gesundheitzustand.

Schon in den zwanziger Jahren klagt er über nervöse Leiden, über Unfähigkeit, selbst einen Brief zu schreiben oder zu arbeiten; und schon 1832 deutet er darauf hin, daß Kunst und Krankheit bei ihm zusammenhängen; denn er schreibt: Le besoin de musique me rend souvent malade; il me donne des tremblements nerveux. Während des letzten Jahrzehntes seines Lebens giebt es nicht selten Ausbrüche wie diesen: J'ai été très malade hier; j'ai crié comme un aigle, brait comme un âne, geint comme un petit chien, beuglé comme un veau; oder: Je suis malade comme dix-huit chevaux; je tousse comme six ânes morveux. Von seiner Neuralgie und dem Laudanum, das er dagegen nimmt, redet er in vielen Briefen; schon 1857 schreibt er: Je suis toujours malade; j'ai, dit mon médecin, une névrose intestinale. Cela me tourmente à un point que je ne saurais exprimer; und: Je ne puis me remettre de ma maladie nerveuse, qui se transforme chaque jour et amène les plus étranges accidents. Der Fürstin Wittgenstein schildert er 1858 sein Leiden: „Ich leide entsetzlich. Die Aerzte sagen, daß ich eine allgemeine Entzündung des Nervensystems habe. Ich soll leben wie eine Auster, nichts denken, nichts empfinden. Stellen Sie sich vor, daß ich hysterische Anfälle habe wie ein junges Mädchen. Die geringste Kleinigkeit ruft dann seltsame Anfälle hervor.“ Dabei scheinen diese Leiden nicht so sehr durch körperliche Ausschweifungen wie durch die Heftigkeit seines Temperamentes gesteigert worden zu sein. Berlioz redet selbst an mehreren Stellen seiner Schriften von seiner unglücklichen Veranlagung. So schreibt er an Ferrand: „Sie sind ein Mensch, der sich von der Einbildungskraft beherrschen läßt; darum sind Sie ein ewig unglücklicher Mensch. Und ich ebenfalls.“ Oder: „Wie unglückselig bin ich veranlagt! Ein wahres Barometer, bald hoch, bald niedrig, vom Wechsel der leuchtenden oder düsteren Atmosphäre meiner verzehrenden Gedanken abhängig.“ Oder: „Sind unsere Schmerzen die nothwendigen Folgen unserer Organisation? Müssen wir dafür bestraft werden, daß wir in unserem ganzen Leben das Schöne vergöttert haben? Wahrscheinlich. Wir haben einen zu tiefen Zug aus dem berauschenden Becher gethan; wir haben zu sehr dem Ideal nachgestrebt.“ Diese krankhafte Ueberreizung, dieses Uebermaß von Phantasie und Phantastik, diese Maßlosigkeit im Fühlen und Urtheilen, dieser Mangel an Selbstbeherrschung tritt

Digitized by Google

uns in den Briefen und Memoiren fast auf jeder Seite entgegen. Und es ist seltsam, daß seine vulkanische Natur sich auch im Alter nicht abkühlte; die selbe Leidenschaftlichkeit, die selbe Schärfe im Urtheil, die selbe Schwärmerei in der Liebe bewahrte er sich bis an sein Ende.

Was ihn reizt, ist immer das Seltsame, Groteske, Bizarre, Abenteuerliche, Sensationelle, Ungewohnte, Maßlose, Raffinirte. Schon als Kind ist er den eigenartigsten Gefühlen zugänglich. Bei seiner ersten Kommunion mit seiner Schwester und deren weißgekleideten Freundinnen fühlt er sich désagréablement affecté quand le prêtre m'invita à me présenter à la Sainte Table avant ces charmantes jeunes filles qui, je le sentais, auraient dû m'y précéder. Die Abendmahlshymne erfüllt ihn d'un trouble à la fois mystique et passionné. Bei der Lecture Vergils beben seine Lippen, nervöse Schauer packen ihn, er ist unfähig, in der Unterrichtsstunde, die ihm sein Vater giebt, weiter zu sprechen. Mit zwölf Jahren verliebt er sich in eine achtzehnjährige Schönheit, von der er sagt: Elle avait une taille élégante et élevée, de grands yeux armés en guerre, bien que toujours souriants, une chevelure digne d'orner le casque d'Achille, des pieds, je ne dirai pas d'Andalouse, mais de Parisienne pur sang, et des . . . brodequins roses! Je n'en avais jamais vu . . . Vous riez!! Eh bien, j'ai oublié la couleur de ses cheveux (que je crois noirs pourtant) et je ne puis penser à elle sans voir scintiller, en même temps que les grands yeux, les petits brodequins roses.

Das Alles, besonders die letzte Schilderung, ist charakteristisch dafür, wie Berlioz sein ganzes Leben lebte, wie er romanhaft mit den Glücks- und Unglücksfällen, mit Freuden und Leidenschaften spielte. Heißts doch in einem seiner Briefe an Ferraud wörtlich: „Sie wissen, wie mein Leben sich hinschlängelt. Einmal geht es gut, ruhig, poetisirend, träumend; dann wieder leide ich an den Nerven, bin geärgert, bin wie ein räudiger Hund, verfluche das Leben und möchte ein Ende damit machen, wegen nichts, hätte ich nicht ein wahnsinniges Glück vor Augen, das immer näher rückt, hätte ich nicht ein wunderliches Schicksal zu erfüllen, besäße ich nicht erprobte Freunde, Musik und Neugier. Mein Leben ist ein Roman, der mich sehr interessirt." Man lese in den Memoiren seine Phantasterei über die „petite comédie", die er in Paris mit seiner ungetreuen Geliebten, deren Mutter und Gatten aufführen wollte, wie er erst numéro un, dann numéro deux den Schädel zerschießen, dann numéro trois beim Schopfe fassen und, nachdem er sich zu erkennen gegeben, mit dem dritten Kompliment bedenken, dann, ehe dieses „Vokal- und Instrumentalkonzert" Neugierige angelockt hat, sich selbst die vierte Ladung in die Schläfe jagen und, falls die versage, zu seinen deux petites bouteilles de rafraîchissements, tel que laudamum, strychnine seine Zuflucht nehmen werde. „Oh la jolie scène! C'est vraiment dommage qu'elle ait été supprimée!" So schließt der Abschnitt. Man vergleiche ferner in der Correspondance inédite die Schilderung des Seesturmes und des Erlebnisses im Leichenhaus in Florenz, lese in den Briefen an Ferrand die Ergüsse „über diesen von Affen bevölkerten Garten, den man das schöne Italien nennt", und die Sätze: „Ich hätte nach Kalabrien oder Sizilien gehen mögen und mich von einem Brigantenhäuptling anwerben lassen, wäre ich auch nur gemeiner Räuber geworden. Dann hätte ich wenigstens großartige Verbrechen gesehen, Diebstähle,

Digitized by Google

Morde, Entführungen und Feuersbrünste, statt dieser schmachvollen Verbrechen, dieser perfiden Feigheiten, bei denen Einem das Herz weh thut. Ja, Das ist die Welt, die mir passen würde: ein Vulkan, Felsen, in Höhlen aufgehäufte, reiche Beute, ein Konzert von Schreckensgeschrei, begleitet von einem Orchester von Pistolen und Karabinern, Blut und Lacrimae Christi, ein Lavalager, auf dem Erdbeben mich wiegen würden: seht: Das ist Leben!" Man nehme schließlich dazu, was er noch 1866 an leidenschaftlichen Ausbrüchen sich leistet, wenn er der Fürstin Wittgenstein über den preußisch-österreichischen Krieg schreibt: „Der Krieg! Gewiß, davon muß man jetzt sprechen. Sprechen wir von diesen Hunderttausenden von Blödsinnigen, die einander erwürgen, zerreißen, einander auf kurze Entfernung niederknallen, die voll Wuth in Schmutz und Blut umkommen, nur um drei oder vier Lumpenhunden zu gehorchen, die sich wohl hüten, selbst zu kämpfen, und ohne den Sinn und Zweck zu verstehen, weshalb man sie zur Schlachtbank führt. Was gäbe ich darum, wenn ein Planet von nur hundert Meilen Umfang mit dem unsrigen bei einer großen Schlacht zusammenstieße und all diese kleinen Ungeheuer, die einander erwürgen, zur Raison brächte, indem er sie zerquetschte! Welch ein Brei! Ich möchte eine Zermalmung haben, so daß nichts übrig bliebe als ein rother Klecks, wenn der Planet vorübergezogen wäre, wie wenn man einen Ameisenhaufen zerquetscht."

Ich denke, diese Proben genügen, um einen Begriff davon zu geben, was ich bei Berlioz als krankhafte Maßlosigkeit der Gefühle und Gedanken im Allgemeinen bezeichnen möchte. Sehen wir nun weiter, wie sich in seinem Liebesleben die selbe Abnormität der Gefühle, die selbe Zügellosigkeit der Phantasie, die selbe Raserei der Leidenschaft auslebt. Seines ersten Liebesabenteuers, das ihn mit zwölf Jahren für die achtzehnjährige Estelle, die stella montis, sich entflammen ließ, ist schon gedacht worden. „Ein elektrischer Schlag durchzuckt das Kind beim ersten Anblick der Schönen. Schwindel erfaßt ihn, ganze Nächte durchjammert er, den ganzen Tag über birgt er sich in Maisfeldern und anderen Verstecken, wie ein verwundeter Vogel." Andere Leidenschaften erfassen ihn; aber als sie erkalten, bildet er sich ein, nie ein anderes Geschöpf als Estelle geliebt zu haben; er wird ein alter, kranker Mann und kommt mit sechzig Jahren wieder in das Dorf, wo sie als junges Mädchen wohnte, an die Stätten, deren Anblick ihm das Bild der Geliebten weckt. Die Erinnerung verursacht einen Ohnmachtanfall. Von dem alten Thurm, bei dem er sie sah, nimmt er ein Stückchen Stein mit, das sie „vielleicht" einst berührte, findet einen Granitblock wieder, auf den er sie einst steigen sah. „O surprise! Oui, c'est bien cela, un bloc de granit. J'y monte, mes pieds se posent à la place même où se posèrent ses pieds; j'en suis bien sûr cette fois, j'occupe dans l'atmosphère l'espace que sa forme charmante occupa! Ah! voilà le cerisier! Comme il a grossi! Je détache un lambeau de son écorce et je prends son tronc entre mes bras, je le presse convulsivement contre ma poitrine. Tu te souviens d'elle sans doute, bel arbre! Et tu me comprends!" Er geht in das Häuschen, das sie einst bewohnte, fährt nach Lyon, wo sie jetzt wohnt, besucht die siebenundsechzigjährige Frau, ist aufgeregt wie ein Jüngling beim ersten Stelldichein; zitternd sieht er sie an avec des yeux avides, reconstruisant en imagination sa beauté et sa jeunesse éclipsées, küßt ihre Hand und glaubt sentir son coeur se fondre et tous ses

Digitized by Google

os frissonner, irrt in den Straßen Lyons umher, getraut sich nicht wieder hin, will vor ihrer Thür Schildwache stehen, findet Das lächerlich, weiß nicht, wohin. In die Rhone? Soupirt mit Adelina Patti, wird von der jungen Sängerin zur Bahn geleitet, umhalst, geküßt, ist trostlos, daß nicht statt ihrer seine greise stella montis seine Gluthen stillt, und findet das letzte Glück seines Alters darin, dieser Matrone Briefe zu schreiben und Antworten von ihr zu bekommen, in denen sie seine leidenschaftlichen Ergüsse in Schranken zurückweist, ohne ihm ernstlich wehzuthun. Und der arme Kranke, den seine Neuralgie oft Wochen lang ans Bett fesselt, ist glücklich über den milden Abendsonnenstrahl, schwärmt und träumt und schließt seine Memoiren: „Stella! Stella! Je pourrai mourir maintenant sans amertume et sans colère."

Und doch war diese Passion für die Gestaltung seines Lebens eigentlich nebensächlich und hat thatsächlich Jahrzehnte lang nicht den geringsten Einfluß auf sein Fühlen und Handeln gehabt. Der eigentliche große Sturm, der sein Lebensschiff fast aus seiner Bahn warf, kam von England. Auch diese Liebe zu der Schauspielerin Henriette Smithson ist voll Bizarrerie und Wahnsinn. Erst, als der unbekannte Musikstudent die gefeierte Ophelia anbetet, ists eine richtige Jünglingsleidenschaft mit allen Verrücktheiten, die dazu gehören; Tage und Nächte hindurch irrt der Phantast in der Umgegend von Paris umher; fast verhungert, fast erfriert er, seinen Freunden schreibt er: „Mein Herz ist der Herd einer furchtbaren Feuersbrunst; es ist ein Urwald, den der Blitz in Brand gesetzt hat; von Zeit zu Zeit scheint es, als hätte das Feuer sich besänftigt; da kommt ein Windstoß: es bricht von Neuem aus. Der Schrei der Bäume, die in den Flammen umkommen, zeugt von der furchtbaren Macht der verheerenden Plage." Dann wirds, als die Geliebte seinem Gesichtskreis entrückt ist, ein Spielen mit der „infernalischen Leidenschaft", das ihn aber nicht hindert, mit der Geliebten eines Freundes so weit zu kommen, daß er sich, „nachdem er einige Tage lang in ziemlich brutaler Weise den Josef gespielt hatte, von dieser Potiphar besiegen und über seinen heimlichen Kummer trösten ließ, mit einer Begierde, die sehr begreiflich erscheinen muß, wenn man an die achtzehn Jahre und die herausfordernde Schönheit des Fräuleins denkt." Schließlich erfährt er über seine Ophelia „furchtbare Wahrheiten, Enthüllungen, über die kein Zweifel möglich war", schreibt seinem Freund: „Ich beklage und verachte sie. Sie ist eine ganz gewöhnliche Frau, mit einem instinktiven Genie begabt, um Seelenqualen auszudrücken, die sie selbst nie empfunden hat. Sie ist nicht fähig, ein so unendlich tiefes und edles Gefühl, wie das, mit dem ich sie beehrte, zu fassen", nennt sie „diese elende Dirne Smithson", fährt in heißer Liebe zu dem schlanken Wuchs, der berauschenden Grazie, dem musikalischen Genie seines neuen „Ariel" nach Italien, endet diesen Roman, in dem die vorhin erwähnte Szene mit den vier Revolverschüssen spielen sollte, kurz und schmerzlos, kehrt nach Paris zurück, findet die einst gefeierte Geliebte im Unglück, verliebt sich aufs Neue mit rasendem Ernst, macht ihr die berühmte große Szene, die er mit den Worten schildert: „Henriette machte mir Vorwürfe, daß ich sie nicht mehr liebe; darauf antwortete ich ihr, indem ich mich vor ihren Augen vergiftete, ich sei des ewigen Streites müde; furchtbares Geschrei Henriettens. Erhabene Verzweiflung. Grausames Gelächter aus meinem Munde . . . Verlangen, wieder zu leben, bei ihren schrecklichen Liebesausbrüchen! Erschütterung!

Digitized by Google

Ipekakuanha! Zweistündiges Erbrechen! Nur zwei Körner Opium sind zurückgeblieben; ich war drei Tage krank, aber ich habe es überlebt.“ Trotzdem will er sich von ihr trennen, weil sie zu schwach, zu energielos ist. „Ich opfere ihr Alles und sie wagt nicht, für mich Etwas aufs Spiel zu setzen. Das ist zu viel Schwäche, zu viel Vernunft. Ich werde abreisen. Um mir diese furchtbare Trennung tragen zu helfen, wirft mich der Zufall in die Arme eines armen, jungen, siebenzehnjährigen Mädchens, das reizend und exaltirt ist. Ich habe sie ein Wenig getröstet und werde mich bemühen, sie lieb zu gewinnen. Wenn sie mich liebt, so werde ich mein Herz so lange pressen, bis ein Tröpfchen Liebe herausquillt. Schließlich werde ich mir einbilden, daß ich sie liebe.“ So schreibt er am dreißigsten August. Am dritten September beginnt der Brief: „Henriette kam zu mir; ich bleibe. Wir sind aufgeboten.“ Am ersten Oktober: „Ich bin verheirathet! Henriette hat mir seitdem die tausend lächerlichen Verleumdungen erklärt, die man angewandt hatte, um sie von mir abzuwenden. Ihnen, als meinem besten Freunde, darf ich es sagen und es mit meinem Ehrenwort bekräftigen, daß ich mein Weib so rein und jungfräulich wie nur möglich gefunden habe.“ Zwanzig Jahre darauf, nach ihrem Tode, schreibt er an seinen Sohn Louis: „Du wirst nie erfahren, was wir, Deine Mutter und ich, durch einander gelitten haben; und gerade diese Leiden waren es, die uns so eng an einander fesselten. Es war mir unmöglich, mit ihr zu leben, unmöglich auch, sie zu verlassen“; und ein halbes Jahr später schreibt er wieder an seinen Sohn: „Ich habe mich wieder verheirathet. Das Verhältniß war durch seine Dauer, wie Du Dir wohl denken kannst, unlösbar geworden. Ich konnte jetzt nicht für mich allein leben und die Person nicht verlassen, die seit vierzehn Jahren mit mir zusammengelebt hat.“

Lassen wir die kleinen Novellen bei Seite, von denen er aus Petersburg und 1864 aus Paris an die Fürstin Wittgenstein schreibt. Das, was ich aus Berliozs Liebesleben zusammengefaßt habe, beweist das Eine, daß auch hier das Romanhafte, Sensationelle, Anormale das Charakteristische ist. Vergleichen wir seine Liebesszenen mit denen anderer Künstler, so fällt sofort das Theatermäßige, das Künstliche, das Reflektirte und Exaltirte auf. Es handelt sich um Episoden, die, je seltsamer sie sind, desto mehr das Fühlen des Künstlers in Rausch versetzen, nicht um Zustände, die mit Lebensanschauung und Lebensgestaltung zu thun haben, sondern die Sinne und Gedanken eines Phantasiemenschen mit fieberhafter Gewalt erfassen. Das führt uns auf den eigentlichen Kern seiner geistigen Natur. Er selbst weist uns auf ihn hin in einer ausführlichen Schilderung seines Geisteszustandes während seines Aufenthaltes in der Akademie zu Rom. Er schreibt: „Ce fut vers ce temps de ma vie académique que je ressentis de nouveau les atteintes d'une cruelle maladie (morale, nerveuse, imaginaire, tout ce qu'on voudra), que j'appellerai le mal de l'isolement. J'en avais éprouvé un premier accès à l'âge de seize ans. Alors l'accès se déclara dans toute sa force; je souffris affreusement, je me couchai à terre, gémissant, étendant mes bras douloureux, arrachant convulsivement des poignées d'herbe et d'innocentes pâquerettes qui ouvraient en vain leurs grands yeux étonnés, luttant contre l'absence, contre l'horrible isolement! Allons! Allons! Des ailes! Dévorons l'espace! Il faut voir, il faut admirer! Il faut de l'amour, de l'enthousiasme, des étreintes enflammées, il faut la grande vie!“ Das ist

Digitized by Google

der eigentliche Grund von Berlioz's geistigen Leiden: dieses unbefriedigte Sehnen nach dem großen Leben, nach Etwas, das ihn von sich selbst befreit. Er litt an sich selbst, an seiner einsamen, an seiner egoistischen Natur, er litt an seiner Unfähigkeit, über sich selbst hinaus zur Hingabe an ein großes Allgemeines, welcher Art es auch sei, zu gelangen, litt an seinem Mangel an Weltanschauung, an metaphysischer Veranlagung. Und ohne diese konnte er la grande vie nicht erreichen, le mal de l'isolement nicht überwinden, konnte er weder im Leben noch in der Kunst werden, wovon er träumte, blieb er immer in den engen Banden, in den persönlichen Schmerzen, in dem egoistischen Kreise seines eigenen kranken Wesens.

Man kann nicht genug betonen, daß nur die Erkenntniß dieses (so viel ich weiß, noch nirgends erfaßten) Urgrundes von Berlioz's Natur zu dem rechten Urtheil auch über seine Kunst verhelfen kann. Man kann nicht genug betonen, daß die Erkenntniß dieses Defektes für die richtige Beurtheilung aller Künstlernaturen, die die allweisen Kritiker der Gegenwart und Zukunft sofort wieder mit dem Mißbrauch der Worte „Meister" und „der Große" ehren und ehren werden, die einzige Sicherheit geben kann.

Man hat so gern von Berlioz als dem französischen Beethoven geschwatzt, hat äußere Aehnlichkeiten ihrer vulkanischen Naturen zum Beweise herbeigezogen, hat enge Verwandtschaften mit Liszt und Wagner konstruirt, ohne sich des fundamentalen Unterschiedes zwischen der Unendlichkeit des Metaphysikers Beethoven und der in sich selbst befangenen Natur eines Berlioz bewußt zu werden. Denn im Grunde sind all seine Werke Schöpfungen eines Menschen, der über sich und seine Leiden, über die phantastischen Einfälle seines ruhelosen Geistes nicht hinauskam, nie die Befreiung von sich selbst in Gedanken an die großen Mächte fand, die in Natur und Geschichte wirken.

Berlioz war absolut nicht philosophisch und spekulativ, auch nicht religiös veranlagt. Er war eine der skeptischsten, nüchternsten Naturen, sobald es sich um Allgemeingefühle, um Menschheitprobleme handelte. Seine künstlerische Veranlagung war spezifisch musikalisch und ästhetisch-genießerisch, fast könnte man sagen: theatralisch; ihn reizten die großen persönlichen Leidenschaften, die Affekte, weil sie so berauschend, so wirksam sind; ihn reizten die Einzelbeziehungen von Mensch zu Mensch, nichts Allgemein-Menschliches. Auch in der Liebe ist ihm bei den Gestalten, die er in der Kunst vergöttert, bei denen, die er selbst schildert, wie bei seinem eigenen Erleben, die Gluth der Gefühle, das Versenken in die Schönheit dieser Stimmungen, das Romantische des Verlaufes das Wesentliche. Ihm fehlte also völlig (oder würde gefehlt haben) das Verständniß für Probleme, wie sie Tannhäuser, Lohengrin oder gar Meistersinger und Tristan bieten: der Sinn für die Metaphysik der Liebe.

Man vergegenwärtige sich noch einmal die verschiedenen Romane seines Lebens; es sind eben Romane, Phantastereien, Leidenschaften mit stark theatralischem Beigeschmack, keine Lebenselemente, die seine Natur aus ihrem Egoismus gerissen hätten, deren Erreichen ihn künstlerisch aus seiner Sphäre gehoben hätte. Was sucht er in Henriette? Die große Schauspielerin, die Leidenschaften so berauschend darstellt. Was führt er mit ihr auf? Theatralische Szenen. Was trennte ihn einst von ihr? Ueble Nachrede. Worüber ist er glücklich? Daß er sie so jungfräulich wie nur möglich findet. Was hat das Alles mit Liebe zu thun? Ist die

Digitized by Google

Komoedie mit dem „Ariel“ etwas Anderes als ein theatralischer Rausch? Er konnte das Alles ja thun; und daß ers that, darob nicht eine Spur von moralischem Vorwurf! Aber daß ers so theatralisch — ich finde kein anderes Wort — ernst nahm, daß diese passions und amours, die man einem Phantasten wie ihm gern nachsähe, für ihn einen aufregenden Lebensinhalt boten, daß er schließlich nach dem Tode seiner Henriette aus einer Art Konvenienz Die heirathet, mit der er bereits seit vierzehn Jahren zusammenlebte, um gar noch mit einundsechzig Jahren in einer Altersschwärmerei ein wirkliches „Glück“ zu erblicken, dessen Besitz ihn „ruhig sterben“ läßt: das Alles zeigt doch, daß seiner Natur auch im Liebesleben der Werth intensiver Vertiefung und Vergeistigung, die Bedeutung des persönlichen Elementes nicht aufgegangen war.

Und wie in der Liebe, so litt er in allen wirklich großen Lebensfragen trotz seinen vulkanischen Gluthen am mal de l'isolement, an der Sehnsucht nach dem „großen Leben.“ Berlioz ließ sich nie von irgend welchen allgemeineren Fragen der Kunst oder der Menschheit tief erfassen. Er hatte seine Götter: Beethoven, Gluck, Shakespeare. Gewiß: er fühlte deren Größe, bewunderte sie, weil er sich sehnte, diese Größe zu erreichen, und war ihnen doch trotz seiner Liebe nicht so nah, wie er glaubte. Er trieb mit ihnen eine Art Heroenkult, der ihm in seiner Einsamkeit wohlthat, und blieb dafür allen großen Fragen der Gegenwart fern. Er verstand weder Wagners Reformideen noch die Bestrebungen der neudeutschen Musiker. So viel Diese für ihn thaten, so wenig wollte er mit ihnen gemein haben. Er triumphirt 1861 beim Mißerfolg des Tannhäuser in Paris und schreibt dazu: Pour moi, je suis cruellement vengé, nennt Liszts Grauer Messe eine Verleugnung der Kunst, Bülow un des plus fervents disciples de cette école insensée qu'on appelle en Allemagne l'école de l'avenir. In seinen Schriften zeigt sich überall seine außerordentlich scharf urtheilende, satirische, zersetzende Geistesart, seine Verachtung der Massen und fast aller zeitgenössischen Kunst, aber ohne den Glauben an Fortschritt, ohne die aufopfernde, begeisterungfähige Reformthätigkeit von Männern wie Wagner, Liszt, Bülow. Er hatte kein Gemeinsamkeitgefühl, keine Kunstanschauung, die, wie die jener Männer, mit feurigem Idealismus in die Zukunft wies und an Fortschritt glaubte. Das Alles ist nur eine Folge seines allgemeinen Skeptizismus, des Mangels an großem, universalem Lebensgefühl. Er konnte in Kunstanschauungen und in Kunstpolitik nicht haben, was ihm überhaupt fehlte: eine weitgespannte, auf philosophischem Fundament ruhende Lebensauffassung.

Es ist interessant, seinen reichen Briefwechsel und seine Memoiren daraufhin durchzusehen. Er redet darin fast ausschließlich von sich, von seinen Werken, seinen Erfolgen, seinen Feinden, seinen Romanen, seiner Krankheit. Allgemeine künstlerische oder gar philosophische Betrachtungen fehlen fast völlig. Ueber Religion findet man ein paar Bemerkungen in den Briefen an die Fürstin Wittgenstein, die ihre Bekehrungversuche an ihm gemacht hatte. Einmal sagt er: „Es ist Ihnen bekannt, wie skeptisch ich bin. Ich glaube an nichts. Das heißt: ich glaube, daß ich an nichts glaube. Also glaube ich doch an Etwas. Es giebt nichts Wirkliches als die Gefühle und die Leidenschaften.“ Ein anderes Mal: „Dank für Ihre liebevolle Predigt! Unglücklicher Weise bin ich eben so wenig im Stande, eine Medizin aus dem Glauben zu machen wie an die Medizin zu glauben“, dann wieder: „Ich bin nicht thöricht genug, zu glauben, daß ich ohne Schmerzen sterben könnte. Ge-

Digitized by Google

wisse Lebewesen freilich verlöschen ganz sanft. Aber die sind so selten, daß das Wesen, welches sie ‚den lieben Gott' nennen, ihnen diese Gunst ganz ausnahmweise deshalb gewährt zu haben scheint, um desto deutlicher an allen Anderen seine Ungerechtigkeit und Härte zu zeigen."

Auch Philosophie reizte ihn nicht. Wenn er einmal schreibt: „Ich habe mich oft gefragt, was eigentlich der Zweck dieser Mystifikation, die man das Leben nennt, sein könne", so beweist schon das ironische Wort „Mystifikation", daß es sich hier um kein spekulatives Suchen nach Wahrheit handelt; noch mehr aber sagt uns Das seine Antwort: „Er besteht darin, das Schöne zu erkennen und zu lieben. Leute, die es nicht lieben und nicht gekannt haben, sind die eigentlich Mystifizirten. Wir aber haben das Recht, den ‚großen Geheimnißvollen' auszulachen." Das ist gleich wieder Spott und Sarkasmus und stimmt zu dem anderen Wort: „Sie wissen, ich hasse seit langer Zeit die Philosophie und Alles, was Dem gleichkommt, religiöse oder nichtreligiöse Philosophie!"

Doch genug der Beweise. Ich höre längst ja schon den Einwurf, was das Alles mit dem Urtheil über Berlioz als Musiker zu thun habe. Zunächst als Antwort: die alten Musiker bis zu Bach hatten als metaphysischen Hintergrund ihre kirchliche Ueberzeugung; auch Mozart war noch ein Mensch solcher Art und in der Gegenwart in ganz verschiedener Weise Liszt, Brahms, Draeseke und Bruckner. Daneben stellen sich die Geister, die mehr aktive Metaphysiker sind; die größten darunter Beethoven und Wagner. Und wo wir, wie bei Mendelssohn und Schumann, nicht von ausgesprochenem Drang nach spekulativer Geistesthätigkeit reden können, finden wir doch das Streben, im eigenen Schaffen sich auf einen großen, allgemein menschlichen Untergrund zu stellen.

Wir finden also bei den Künstlern, die als die Träger der wesentlichsten künstlerischen Ideen im Lauf der Jahrhunderte gelten, stets einen festen Zusammenhang mit den allgemeinsten Grundlagen des geistigen Lebens überhaupt. Und daß dieser bei Berlioz fehlt, daß er nicht über sich und die Leiden seiner Persönlichkeit, über die phantastischen Gestaltungen seines Gehirns den Weg zu den großen Menschheitproblemen fand: Das verlegte ihm den von ihm selbst mit so heißem Bemühen gesuchten Weg zur wirklichen Größe in der Kunst. Denn was er als Mensch nicht war, konnte er auch als Künstler nicht sein. Und versuchte nicht, es zu sein. Sondern gab immer nur seine eigenste Natur.

Das macht ihn zu einer der Gestalten in der Kunstgeschichte, die bleiben werden, diese Echtheit seiner Kunst, diese treue Spiegelung seines eigensten Wesens in seiner Musik. Versagte ihm seine Menschennatur, die Höhe der Großen zu erreichen, so gewährte sie ihm einen Platz unter den Echten, unter den Vorbildern künstlerischer Wahrhaftigkeit.

Man kann gerade in der Gegenwart, wo sich in Folge der Ueberproduktion und des Geschäftsgeistes, der den größten Theil alles Kunsttreibens beherrscht, so häufig inneres Wesen und äußerliches Schreiben der Komponisten absolut nicht decken, nicht genug betonen, welchen Werth dem gesammten künstlerischen Lebenswerk Berliozs diese Kongruenz von Mensch und Kunstwerk verleiht, und man kann nicht eifrig genug dazu auffordern, diese innere Uebereinstimmung zu studiren und sich dieser mit Naturnothwendigkeit aus dem Wesen des seltsamen Mannes hervorbrechenden seltsamen Kunst zu freuen. So nachdrücklich man darauf hinweisen

Digitized by Google

muß, daß seine gesammte physische und psychische Veranlagung Berlioz nicht zu der klassischen Größe kommen ließ, nach der er rang, so entschieden muß festgestellt werden, daß er im Bereich seiner pathologischen Natur Kunstwerke schuf, die zu dem Echtesten und Wahrsten gehören, was wir an Kunst besitzen.

Die Erkenntniß dieser Thatsache sollte in Zukunft die Werke Berliozs eben so vor der gleichgiltigen Beurtheilung durch Pächter der absoluten Schönheit wie vor der Verhimmelung durch Schwärmer bewahren, die über Programmusik und ähnliche Begriffe lange Untersuchungen anstellen und damit Berlioz zu „retten“ glauben. Das Alles sind ja Nebensächlichkeiten; von Berechtigung der Programmusik und derlei schönen Dingen, von denen auch die neusten Ergüsse über Berliozs Künstlerthum noch triefen, wird daher auch nicht die Rede sein, wenn es sich darum handelt, von dem Musiker Berlioz noch ein allgemeines Bild zu entwerfen.

Nach der bisher gegebenen Darstellung und der letzten, wichtigsten Behauptung von der Kongruenz der menschlichen Natur Berliozs und seiner Kunst bedarf es nur der Uebersetzung der einzelnen Abschnitte meiner Darstellung ins Musikalische und dann des Vergleichs mit Berliozs Hauptwerken.

Altenburg. Hofkapellmeister Dr. Georg Goehler.

Gieb mir den Trunk . . .

Gieb mir den Trunk, der mir den Ekel nimmt
und der dem Leben wieder mich verbündet,
erloschene Altäre neu entzündet
und mich zu brünstigem Gebete stimmt.

Gieb mir den Trunk, der so kristallen quillt,
daß ich wie einst mich wieder dürstend wähne
und gläub'gen Herzens wie ein Kind mich sehne,
als gäb' es Etwas, das die Sehnsucht stillt.

Doch nein! Den Becher kenn' ich: er ist leer
und Schaum nur steigt aus seinen schalen Reben.
Was gab mir seine Neige denn? Das Leben?
Ich suche tiefer, ich verlange mehr.

Gieb mir den Trunk, der mir den Ekel nimmt,
doch nicht mit Flammen, die wie Fackeln rauchen,
die meine Seele in ein Gluthmeer tauchen,
das heute loht und morgen schon verglimmt . . .

Gieb mir den Trunk, der tief in Schlaf versenkt;
der mich im Schatten dunkelnder Cypressen
hinüberträgt in traumloses Vergessen . . .
der mit des Todes süßer Labsal tränkt . . .

Helsingfors. Johannes Gehquist.

Digitized by Google

Paragraph 175.

Zunächst eine Vorbemerkung über meine Qualifikation, in dieser Frage das Wort zu ergreifen. Ich habe als Mitglied der statistischen Kommission des Wissenschaftlich-Humanitären Komitees an allen Berathungen über die Enqueten theilgenommen und den rechnerischen Theil der Statistik auf Wunsch des Herrn Dr. Hirschfeld allein bearbeitet. Ferner habe ich mich eingehend mit der Literatur beschäftigt und kenne eine große Zahl Homosexueller und Bisexueller verschiedener Schattirung und verschiedenen Alters. Das große Publikum ist gewöhnt, das homosexuelle Problem für ein rein medizinisches anzusehen und fast nur Aerzte darüber zu hören. Ich bin von Haus aus Biologe; ich glaube, daß eine allgemein biologische und vergleichend physiologische Schulung zu einer Beurtheilung der Sache in dem selben Maße befähigt wie eine ärztliche Fachausbildung. Freilich disponiren die beiden Richtungen zu etwas verschiedenen Auffassungen der Sache. Der Arzt wird leichter als der Biologe dazu neigen, Etwas als krankhaft anzusehen; denn der Arzt beschäftigt sich von Berufes wegen hauptsächlich mit Krankheiten, der Biologe mit dem gesunden Leben. Gerade Herr Dr. Moll macht allerdings in seinem Artikel (im Gegensatze zu manchen seiner früheren Aeußerungen) eine Ausnahme von der Regel, da er ein zum Theil homosexuelles Empfinden wenigstens für das Pubertätalter, mitunter aber sogar bis etwa zum dreißigsten Lebensjahr für eine unter Umständen normale physiologische Erscheinung hält. Er nähert sich damit mehr als die meisten Mediziner der in meiner Schrift: „Die Renaissance des Eros Uranios" (Schmargendorf, Verlag Renaissance, 1904) vertretenen, in erster Reihe vergleichend physiologischen und kulturgeschichtlichen Auffassung des Problems. Unsere Folgerungen sind allerdings sehr verschieden.

Herr Moll tadelt seit einiger Zeit die Vereinigung von Wissenschaft mit „Agitation". Was ist aber Agitation? Doch wohl die Verbreitung von wissenschaftlichen Ergebnissen in weitere Volkskreise, mit dem Bestreben, auf Grund der gewonnenen Erkenntnisse auch praktische Ziele zu erreichen. Wenn Molls Standpunkt richtig wäre, so würden die meisten Wissenschaften zur blos scholastischen Luxusgelehrsamkeit degradirt werden. Kein wissenschaftlicher Nationalökonom dürfte praktische Folgerungen aus seiner Ueberzeugung ziehen und für eine bestimmte wirthschaftliche Partei eintreten. Kein Arzt dürfte agitatorisch für die Aufrechterhaltung, kein Mediziner von der Richtung Schweningers oder Ziegelroths für die Abschaffung des Impfzwanges oder für oder gegen den bestehenden moralischen Zwang der Serumanwendung bei Diphtherie eintreten. Haeckel durfte seine populären Aufklärungschriften nicht veröffentlichen. Das Alles und vieles Andere wäre eine verwerfliche Verquickung von Agitation mit der Wissenschaft, die nur für einen kleinen Kreis irgendwie privilegirter Fachmänner vorhanden sein dürfte. Ich aber bin gerade der Ansicht, daß eine Wissenschaft, die ihre Erkenntnisse nicht unter die Massen zu bringen und die praktischen Folgerungen aus ihren Ergebnissen zu ziehen den Muth hat, nur zu leicht den Zusammenhang mit dem Leben verliert, Sinn und vor Allem Zweck einbüßt und zur unfruchtbaren Gelehrtenweisheit erstarrt. Dann dürften auch alle wissenschaftlichen Artikel nur in Fachjournalen erscheinen. Was aber thut Herr Moll selbst? Ist nicht auch sein Artikel agitatorisch? Hat er nicht selbst die Petition wegen Abänderung des § 175 unterschrieben?

Digitized by Google

Aber ihm mißfällt eine der neueren Unternehmungen des Komitees, nämlich die statistische Enquete. Es ist sein Recht, sie zu kritisiren, und zwar, wie ich von meinem Standpunkt hervorhebe, nicht nur in Fachzeitschriften und Gelehrtengesellschaften, sondern auch in viel gelesenen Wochenschriften. Es ist aber auch unser Recht, darauf zu erwidern.

Herr Moll sagt: „Die heterosexuelle Richtung des Triebes erfährt jedoch unter abnormen Verhältnissen Abweichungen." Und gleich darauf: „Wir wissen weiter, daß die normale heterosexuelle Richtung des Triebes nicht nur unter pathologischen Verhältnissen eine Aenderung erfährt, sondern auch unter Umständen beim normalen." Damit soll doch wohl gesagt sein: beim normalen Menschen. Nun wird berichtet, daß während eines ziemlich langen Lebensabschnittes, vom sechzehnten bis zum zwanzigsten Jahr ungefähr, der sich aber auch bis etwa zum dreißigsten Jahr hinziehen kann, eine Periode des „undifferenzirten Triebes" und damit also auch sexuelle Neigung zum gleichen Geschlecht vorkommt. „Es giebt Fälle, wo er erst im Alter zwischen zwanzig und dreißig Jahren ganz allmählich abklingt." „Ich halte es nicht für sicher", fährt Moll fort, „daß bei allen Individuen eine Periode des undifferenzirten Geschlechtstriebes vorkommt." Also auch diese allgemeine Verbreitung der Bisexualität in einem gewissen Alter hält Moll für möglich. Und er sagt dann: „Daß sie (die Periode des undifferenzirten Triebes) aber bei Personen, die wir als normal und gesund betrachten müssen, bestehen und lange andauern kann, ist mir nicht zweifelhaft." Man sieht, Alles ist bis zu einem gewissen Grade Sache der Definition. Zur Zeit und im Lande Platons würde man die homosexuelle Neigung überhaupt nicht, weder vor noch nach dem dreißigsten Lebensjahr, für krankhaft angesehen haben. Im Anfang der medizinischen Literatur über unseren Gegenstand hielt man sie wohl unter allen Umständen für krankhaft. Herrn Moll gilt sie, wenn sie nur höchstens bis zum dreißigsten Jahr besteht (und vielleicht noch einigen anderen, von ihm in dem Artikel nicht erwähnten Anforderungen genügt) wieder für normal. Ob nun solche jüngere Männer, die doch thatsächlich ganz oder zum Theil homosexuell empfinden, wirkliche oder nur scheinbare Homosexuelle seien, ist ein bloßer Wortstreit. Dem, der sich an Thatsachen und nicht an Worte zu halten gewohnt ist, genügt, daß diese jungen Leute wenigstens ungefähr ein Jahrzehnt ihres Lebens hindurch zum Theil homosexuell empfinden. Nun glaubt Herr Moll, daß in vielen Fällen die homosexuelle Empfindung der jüngeren Männer im höheren Alter verschwinde; man kann hinzufügen, daß oft, wenn auch nicht immer, in noch höherem Alter jeder Geschlechtstrieb verschwindet. Früher hieß es, daß die Homosexualität gerade eine Folge der Uebersättigung, des Reizhungers und des Raffinements sei, also offenbar meist erst in reiferem Alter auftreten könne. Beides war bis vor Kurzem fast reine Vermuthung. Die Statistiken des Wissenschaftlich-Humanitären Komitees waren die ersten Versuche größeren Maßstabes, aus der Periode der Vermuthungen in die des gesicherten Wissens einzutreten. Und gerade diese Versuche (Herr Moll redet dabei immer nur von der Studentenenquete und verschweigt die umfangreichere Metallarbeiterenquete, vielleicht, weil hier im Perfektum gefragt wurde) bemängelt Moll. Er giebt zu, daß im Alter von etwa zweiundzwanzig Jahren in den „weitaus meisten Fällen" der Trieb schon differenzirt sei, „aber nicht immer so im Alter von sechzehn bis zwanzig Jahren." Nun: von den 26 rein Homosexuellen der Studentenenquete waren 24

Digitized by Google

und von den 77 Biſexuellen 57 Perſonen über zwanzig Jahre alt. Alſo die „weitaus Meiſten“ waren doch über das Alter hinaus, das nach Molls Urtheil die gewöhnliche Grenze des undifferenzirten Triebes bildet. Herr Moll glaubt ferner feſtgeſtellt zu haben, daß mehrere Studenten, die ſich in der Enquete als biſexuell bezeichnet hatten, in Wahrheit ganz heteroſexuell ſeien, die Anfrage aber falſch aufgefaßt und etwa den „undifferenzirten Geſchlechtstrieb“ für den Beweis von Homoſexualität (muß wohl heißen: von Biſexualität) gehalten hätten. Die vorübergehende normale Biſexualität des Jünglingsalters unterſcheidet ſich wohl „klinisch“ mit Sicherheit von der krankhaften, eigentlichen im Grunde nur dadurch, daß ſie eben vorübergeht; und wir konnten die Herren doch nicht nach den in der Zukunft etwa eintretenden Aenderungen ihres Empfindungslebens fragen. Der „undifferenzirte Trieb“ (wenn man nämlich die ganze Angelegenheit für dieſe Diskuſſion einmal zugiebt) iſt doch eben eine faktiſche, gar nicht fortzuleugnende Biſexualität; und der Unterſchied der Auffaſſung beſteht nur darin, daß Herr Moll verſichert, dieſe Biſexualität (oder gar Homoſexualität) mache oft in ſpäteren Jahren reiner Heteroſexualität Platz, während die meiſten Mitglieder des Komitees (es giebt keine offizielle Anſicht „des“ Komitees) allerdings wohl mehr zu der anderen Meinung hinneigen. Aus Alledem will nun aber Moll den „Unwerth dieſer Statiſtik“ folgern.

Selbſt wenn er ſeine Anſicht beweiſen könnte, daß bei einem erheblichen Prozentſatz ſelbſt der über zwanzig Jahre alten Homo- und Biſexuellen ſich der Trieb doch noch mit den Jahren ändere, ſo würde daraus nur folgen, daß man die bei den Studenten gewonnenen Zahlen nicht ohne Weiteres auf die Geſammtbevölkerung übertragen kann und daß man Enqueten auch bei Leuten höheren Alters anſtellen ſollte. Damit iſt das Komitee ſehr einverſtanden und wir können wohl ſchon hier verrathen, daß wir eine Methode ausarbeiten, die dieſen Zweck, die Feſtſtellung der Richtung des Sexualtriebes auch bei reiferen Männern, erreichen wird, ohne uns von Neuem der Gefahr eines Injurienprozeſſes auszuſetzen. Möglich iſt, daß bei den höheren Jahrgängen der Prozentſatz ſinkt; möglich auch, daß er gegen das dreißigſte Lebensjahr etwas ſinkt, ſpäter aber wieder ſteigt; oder daß er unverändert bleibt. Gerade die zwanziger Lebensjahre, die bei den Studenten faſt ausſchließlich in Betracht kommen, ſind das Alter der blühendſten Jugendkraft und alſo der ſtärkſten ſexuellen Bethätigung; woran uns die Eheverſpätung aus ökonomiſchen Gründen, die doch nur die dünne Oberſchicht der gebildeten und wohlhabenden Klaſſen trifft und durch den außerehelichen Verkehr reichlich aufgewogen werden dürfte, nichts ändert. Und für dieſes ſexuell thätigſte und dabei ſtrafmündige Lebensalter dürften denn doch wohl unſere Prozentzahlen ſtimmen. Selbſt wenn Moll mit ſeiner Anſicht in ſo hohem Grade Recht haben ſollte (ſpätere Statiſtiken werden darüber hoffentlich Auskunft geben), daß der Geſammtprozentſatz auf die Hälfte oder ſelbſt auf ein Viertel ſänke — woran Herr Moll wohl ſelbſt nicht mehr glauben wird —, würde dieſes Ergebniß uns eben nur zu dem Zugeſtändniß nöthigen, daß unſere Uebertragung der bei den Studenten gewonnenen Zahlen auf die Geſammtbevölkerung voreilig war. Unſere Stichproben, die mit der Studentenenquete auffallend übereinſtimmen, dabei durchaus nicht immer gerade das jüngſte Alter betreffen und die Herr Moll ganz verſchweigt, ſprechen einſtweilen dafür, daß wir nicht in die Lage kommen werden, mit dem Prozentſatz heruntergehen zu müſſen. Aber ſei es drum: behielte die Statiſtik nicht ſelbſt in dieſem

Digitized by Google

Fall wenigstens 99 Prozent ihres Werthes? Selbst wenn die Zahl der Homosexuellen in Deutschland nicht ungefähr eine Million, sondern (es kommt für die Praxis und für die Agitation auf einen sehr großen Abstrich gar nicht an) etwa gar nur eine Viertelmillion betragen sollte? Wo man doch früher keine Ahnung davon hatte, ob es sich um Tausende, Zehntausende oder um Hunderttausende handle? Ja, wäre diese Statistik nicht selbst dann noch von hohem Werth, wenn sie gar nichts Anderes bewiese als die Thatsache, daß in dem sexuell sehr regsamen und dabei strafmündigen Alter zwischen dem zwanzigsten und dem dreißigsten Jahr der Prozentsatz der Homosexuellen der gefundene ist? Für unsere Agitation ist Das wahrlich gleichgiltig. Recht bleibt Recht, ob es sich dabei um Millionen oder um Tausende handelt. Es widerstrebt dem Wesen eines Kulturstaates, daß auch nur ein Einziger unschuldig verurtheilt werde, wobei es wenig verschlägt, ob ein Irrthum des Richters oder ein solcher des Gesetzgebers vorliegt. Deshalb begreife ich zwar, wie Jemand aus Irrthum oder Aberglauben Anhänger des § 175 sein kann; ich verstehe auch, wie Jemand aus praktisch-politischen Erwägungen die Agitation einstweilen für aussichtslos halten mag; aber wie Moll es thut, die Ungerechtigkeit des § 175 anerkennen und dabei gelassen die Meinung vertreten, die Sache habe bis zur allgemeinen Revision des Strafgesetzbuches Zeit: Das verstehe ich schwer. Die Zahl der Personen, die alljährlich auf Grund des § 175 in Deutschland unschuldig, ohne daß ein wirkliches Vergehen oder Verbrechen vorlag, verurtheilt werden, beträgt über 600. Ich sage mit Vorbedacht: „unschuldig"; denn ich bin der Meinung, daß Mord, Diebstahl und Betrug Verbrechen oder Vergehen sind, nicht, weil sie verboten und mit Strafe bedroht sind, sondern, daß der Gesetzgeber sie gerechter Weise bedroht hat, weil sie Vergehen sind. Doch diesen naturrechtlichen Standpunkt hat unser Zeitalter aufgegeben. Wir feierten jüngst ja wohl Schillers Andenken. Nach Herrn Molls Ansicht von Gerechtigkeit und Legislation hätte die Beseitigung des Geßlerhutes auch keine besondere Eile gehabt.

Also ob zwei Prozent oder meinetwegen die Hälfte oder gar nur der vierte Theil: für die Agitation ist Das sehr gleichgiltig; und schon dieser Umstand allein hätte Herrn Moll davon abhalten sollen, den Vorwurf zu erheben, wir hätten der Agitation zu Liebe die wissenschaftliche Wahrheit „gefärbt". Für den Unparteiischen kann im schlimmsten Fall eben nur ein wissenschaftlicher, von der Agitation völlig unabhängiger und praktisch belangloser Irrthum in Bezug auf eine gewisse bevölkerungstatistische Ziffer vorliegen. Wer nämlich zu fälschen geneigt und fähig ist, Der fälscht nicht, wenn er gar keinen Vortheil davon hat. Gerade um keine zu hohen Zahlen zu gewinnen, haben wir uns nach langen Berathungen absichtlich an zwei Berufe gewandt, die mit Recht als besonders männlich angesehen werden — Techniker und Metallarbeiter —, und nicht etwa an Künstler. Do not impute motives, frei übersetzt: „Schiebe dem Gegner keine Motive zu", lautet eine gute englische Debatteregel. Herr Moll mag von der Unehrlichkeit des Komitees moralisch überzeugt sein: er hat kein Recht, es ohne Beweis auszusprechen. Solche Unterstellung ist ja auch so billig. Aehnliches kann man fast in jedem Fall thun. Der Mißtrauische könnte, zum Beispiel, in dem in einer Zeitung veröffentlichten Ausdruck der ärztlichen Ueberzeugung, daß die Homosexualität sowohl der Heilung bedürftig wie auch heilbar sei, ökonomisch-egoistische Hintergedanken wittern. Ich verwahre mich gegen eine solche Insinuation; ich will nur zeigen, wohin es führt, wenn man dem wissenschaftlichen Gegner nicht sowohl seinen Irrthum nachweist als vielmehr

Digitized by Google

ihm eine bewußte „Färbung" der wissenschaftlichen Ueberzeugung zu egoistischen oder agitatorischen, hier also kollektivegoistischen Zwecken vorwirft.

Herr Moll hält die Gefahr einer Verführung der Jugend für sehr groß, weil „möglicher Weise" dadurch Homosexualität „gezüchtet" werden könne; ohne eine Spur von Beweisen dafür zu geben. Und er glaubt dabei, daß die am Meisten in Betracht kommende Altersstufe von etwa sechzehn bis zwanzig Jahren in vielen und vielleicht sogar in allen Fällen vorübergehend zum Theil oder ganz homosexuell empfinde. Nun, wenn Herr Moll Recht hätte, so könnte doch von einer Züchtung der Homosexualität nur auf Grund der weiteren völlig unbewiesenen Annahme geredet werden, daß etwa auch solche Jünglinge, die — vielleicht in Ausnahmefällen — auch in der Periode des nicht differenzirten Triebes gar nicht homosexuell empfinden, homosexuell gemacht werden; oder aber daß die vorübergehende Jugendhomosexualität durch Ausübung homosexueller Praktiken gleichsam fixirt werden könne. Meine Erfahrungen sprechen dagegen. In Italien, das ich gut kenne und wo es zwar weniger homosexuelle Prostitution und meines Wissens keine oder so gut wie keine Erpressung giebt (weil kein § 175 diesem edlen Gewerbe schützend zur Seite steht), fragte ich einen höchst sachverständigen Herrn, was denn schließlich aus den Jünglingen zu werden pflege, die sich während ihrer Jugendjahre, also während der schutzbedürftigen Indifferenzzeit, den Lebensunterhalt ganz oder zum Theil auf diese Weise erworben haben. Er antwortete: „Sie nehmen meist während der Militärjahre Vernunft an (mettono giudizio) und werden später ganz ordentliche Leute." Einem war sogar von einem früheren Verehrer aus England ein Geschäft eingerichtet worden und er war, wie wohl die meisten Anderen, glücklicher Ehemann. Wobei mir die sarkastische Erwägung kam, ob vielleicht diese jungen Leute durch Uebersättigung mit homosexuellem Verkehr und Reizhunger schließlich normal geworden seien. Also mit der Gefahr, daß durch Verführung der Jugend zur homosexuellen Bethätigung eine künstliche Homosexualität gezüchtet oder die nach Moll normale Jugendhomosexualität fixirt werden könne, sollte man, um mit Moll zu reden, doch auch nicht mehr krebsen gehen.

Der schwerste Vorwurf, den Herr Moll dem Komitee macht, besteht aber in der Behauptung, daß es durch seine Lehre von der Unveränderlichkeit des homosexuellen Triebes junge Leute an sich locke, ihren Familien entfremde und um „ihr ganzes Lebensglück betrüge". Zunächst giebt es gar keine Lehre „des Komitees", auf welche die einzelnen Mitglieder, Mitarbeiter und Fondszeichner eingeschworen wären. Ich vertrete in meiner „Renaissance des Eros Uranios" einen Standpunkt, der von dem Hirschfelds weit abweicht. Und speziell die Lehre von der Unveränderlichkeit des homosexuellen Triebes ist kein Komiteedogma. Der zweite Band des offiziellen Jahrbuches brachte aus der Feder des Herrn Moll selbst einen Beitrag über die „Behandlung der Homosexualität" und der vierte Band (1902) eine Abhandlung des Dr. Alfred Fuchs über „Therapeutische Bestrebungen auf dem Gebiete sexueller Perversionen." Und Herr Dr. Fuchs, ein Assistent Krafft-Ebings, sagt am Schluß seiner Abhandlung: „Die Statistik der therapeutischen Erfolge in der Behandlung der konträren Sexualempfindung bessert sich." Hiernach kann wohl Niemand behaupten, die absolute Unveränderlichkeit der Homosexualität sei ein Dogma des Komitees.

Der Vorwurf vollends, daß jungen Leuten durch das Komitee die Unver-

Digitized by Google

änderlichkeit ihres Triebes suggerirt werde, ist einfach unbegründet. Vor wenigen Wochen war ich zugegen, als ein von seinem Vater hart verstoßener junger Mann von etwa siebenzehn Jahren Herrn Dr. Hirschfeld sein Leid klagte, worauf Dieser sofort erwiderte, in seinem Alter könne man noch gar nicht wissen, ob man hoffnunglos homosexuell sei. Ich selbst halte für durchaus möglich, daß die allgemeine Suggestion der Umgebung und unter Umständen auch eine eigentliche Kur in gelinderen Fällen vielleicht diese Neigung mitunter abzuändern vermag. Aber wenn mich ein junger Mann um Rath fragte, würde ich ihm allerdings hypnotische Kuren nicht empfehlen (mit dem Hinweis darauf, daß ich nicht Arzt, also nicht offiziell sachverständig bin), und zwar aus folgendem Grunde. Wenn es sich um einen Fall vorübergehender Jugendhomosexualität handeln sollte (vorausgesetzt, daß diese Annahme der Jugendhomosexualität zutrifft), so neige ich der Ansicht zu, daß man besser thut, der natürlichen Entwickelung des Triebleben nicht künstlich vorzugreifen; wenn es sich aber um einen ganz echten Fall handelt, so denket hier, wie ich vermuthe, die Natur gleichsam an, das sie dieses Individuum nicht zur Kindererzeugung bestimmt habe. Diesen Gedanken kann ich hier nicht weiterführen. Nur über das angeblich vernichtete Lebensglück Vieler nöch ein paar Worte. Ich selbst habe die Dankesbriefe gelesen, die Manche, darunter Männer von bekanntem Namen, Herrn Dr. Hirschfeld geschrieben haben. Ich weiß, wie viele Familienzerwürfnisse er durch sein sachverständiges und geschicktes Eingreifen geschlichtet hat. Ich bin fest davon überzeugt, daß er Manchen vor dem Selbstmord bewahrt hat; wie Viele er aus Erpresserhänden befreit hat, weiß Jeder, der sich darum kümmert. Mir selbst danken, so darf ich stolz aussprechen, Manche für die Aufklärung, die ich in meinem Buch gegeben habe; und ein gebildeter junger Mann meint, er sei durch dessen Lecture ein anderer und sehr viel glücklicherer Mensch geworden. Natürlich kann ich Namen und Beweise dafür nicht vorlegen. Da nun aber Jedermann einsehen muß, daß Ehren- und Diskretionrücksichten das Vorlegen der Beweise hindern, so meine ich, daß es Unrecht ist, uns Vorwürfe der Art zu machen, wie es Herr Moll gethan hat. Irrthümer und Mißgriffe kommen natürlich überall vor. Wenn es wahr sein sollte, daß Jemand durch das Komitee sich um sein Lebensglück betrogen fühlt (wovon mir nichts bekannt ist), so kann ich versichern, daß diesem (mir unbekannten) sich angeblich geschädigt Fühlenden Viele gegenüberstehen, bei denen das Gegentheil der Fall ist.

Zum Schluß ein paar Worte über die Vorschläge des Herrn Moll zur Abänderung des § 175. Ich muß mich kurz fassen. Ausführlicheres darüber findet man in meinem Buch. Die unreife Jugend muß strafrechtlich geschützt werden, nicht gegen die besonderen Gefahren homosexueller Verführung, sondern gegen jede Verleitung zu sexuellen Handlungen, weil sie der Jugend wahrscheinlich schädlich sind und weil sie jedenfalls einen Angriff auf die Rechte von Personen darstellen, die noch nicht im Stande sind, sich gerade in diesem Punkt, dessen Wesen und Bedeutung sie nicht kennen, selbst zu schützen. Aber ein „Schutz", der Jünglinge mehr schützt als Mädchen, wäre ein Beispiel unfreiwilliger Komik. Selbst in dem unbewiesenen und äußerst unwahrscheinlichen Fall nämlich, daß wirklich durch Verführung eine dauernde Homosexualität künstlich gezüchtet werden könnte, wäre der dem Jüngling zugefügte Schaden nicht größer als die Vernichtung des Rufes und der Unterbringbarkeit im Fall des Mädchens. Und ferner: Niemand, der

Digitized by Google

eine Spur von Sachkunde hat, wird leugnen, daß die Verführung der männlichen Jugend durch weibliche Dirnen eine ernstere Gefahr ist als die Verführung durch Homosexuelle. Nach Gustav Jäger, dessen Sachkunde nicht bezweifelt werden kann, besteht nämlich neunzig Prozent des homosexuellen Verkehrs in sogenanntem Mutualismus, der ungleich weniger schädlich als die Automasturbation ist, worüber bei Jäger das Nähere nachzulesen ist. Vor Allem ist aber die Gefahr einer Infektion (die nicht nur eine individuelle, sondern geradezu eine nationale Angelegenheit ist) viel kleiner. Den Fortfall des § 175, also normale Zustände vorausgesetzt, ist die Gefahr einer Infektion mit Gonorrhoe oder Lues etwas sehr viel Bedenklicheres als der ganze so viel berufene homosexuelle Verkehr. Ich kenne junge Leute, die bei homosexuellem Verkehr rüstig und tüchtig geblieben, und andere, die in ihrer Gesundheit durch den Verkehr mit Prostituirten schwer und dauernd geschädigt worden sind. Wenn es überhaupt möglich wäre, (was es nicht ist), durch Strafandrohungen diese Gefahren zu mindern, dann hätte es deshalb mehr Sinn, die Jugend vor den Dirnen als vor den paar Homosexuellen zu schützen.

Ich verstehe nicht, wie man sich über diese einfachen Fragen den Kopf zerbrechen kann. Es giebt ein Land, in dem nachgerade alle Denkenden mit den bestehenden Zuständen in dieser Richtung unzufrieden sind; und ein anderes, in dem oder aus dem solche Klagen nicht laut werden: Deutschland und Italien. Man adoptire also einfach die durch langen Gebrauch bewährte Gesetzgebung des aufstrebenden Bundesgenossen, wobei natürlich dem rassenmäßigen Unterschied im Eintritt der Pubertät Rechnung zu tragen ist. Der absolute Schutz währt in Italien bis zum zwölften Jahr, im Fall eines lehrer- oder vormundartigen Autoritätverhältnisses bis zum fünfzehnten Jahr (§ 331); diese Ziffern muß man in Deutschland natürlich erhöhen und mag bei dem schon bestehenden vierzehnten und einundzwanzigsten Jahr bleiben, obwohl eine Herabsetzung der zweiten Zahl auf etwa sechzehn oder achtzehn Jahre angezeigt sein dürfte. Der relative Schutz (Antragsdelikt: § 335) währt in Italien bis zum sechzehnten Jahr. Hier ist der Codice Penale logisch genug, ausdrücklich hinzuzufügen: dell' uno o dell' altro sesso, „des einen oder des anderen Geschlechtes", oder nur von „Personen", ohne Geschlechtsunterscheidung, zu reden. Eine Erhöhung (oder Einführung) der relativen Schutzgrenze für beide Geschlechter ist als Kompensation für den Fortfall des § 175 wenigstens diskutabel, wenn auch meines Erachtens nur die Forderung berechtigt ist, daß die Verführung eines über vierzehn, aber unter sechzehn Jahre alten Knaben in der selben Weise ein Antragsdelikt werde, wie sie es für das weibliche Geschlecht bereits ist. In dem Fall einer Erhöhung der Schutzgrenze für beide Geschlechter, etwa auf siebenzehn Jahre (die ich für eine Nebensache halte), wäre aber — aus naheliegenden Gründen — nur die Verführung sexuell „unbescholtener Personen" als Antragsdelikt zu behandeln, da man sonst der Erpressung durch männliche und weibliche, wahrlich nicht „schutzbedürftige" Dirnen und deren Anhang Thür und Thor öffnen würde. Die Hauptsache bleibt aber, daß beide Geschlechter gleichmäßig behandelt und zwischen homo- und heterosexuellen Delikten keine Unterschiede gemacht werden, wie es die vom Herrn Moll ja auch unterzeichnete Petition des Komitees fordert; trotzdem meines Erachtens das Mädchen thatsächlich um einige Grade schutzbedürftiger ist als der Jüngling. Die Annahme der Vorschläge Molls würde die Mißstände sicher nicht beseitigen, wahrscheinlich

Digitized by Google

nicht einmal mildern, vielleicht sogar verschärfen. Man habe doch den Muth, die in Italien lange bewährten Grundsätze bei uns einzuführen.

Dr. Benedikt Friedlaender.

Meine Antwort auf diese Kritik kann kurz sein.

1. Herr Dr. Friedlaender meint, ich nähere mich mit meinem Urtheil über die Undifferenzirtheit des Geschlechtstriebes der Auffassung des Problems, wie er sie in seinem 1904 erschienenen Buch vertreten habe. Schon in meinen 1897 erschienenen „Untersuchungen über die Libido Sexualis" ist die selbe Anschauung von der Undifferenzirtheit des Geschlechtstriebes zu finden. Ob es unter diesen Umständen ganz korrekt ist, zu sagen, ich nähere mich jetzt einer fremden Auffassung: darüber will ich nicht streiten.

2. Bei meiner Darstellung kam mirs zunächst nicht darauf an, ob die Statistik des Herrn Dr. Hirschfeld zu viele oder zu wenige Homosexuelle angiebt, sondern lediglich darauf, ob sie Kardinalfehler enthält oder nicht. Und einen dieser Kardinalfehler habe ich nachgewiesen: der undifferenzirte Geschlechtstrieb ist ganz übersehen. Uebrigens ist auch sonst die Statistik keineswegs einwandfrei. Wenn Herr Dr. Friedlaender den Versuch, den undifferenzirten Geschlechtstrieb von der Homosexualität zu trennen, als einen Streit mit Worten hinstellt, so kann ich nur erwidern, daß Herr Dr. Hirschfeld offenbar anderer Ansicht ist, da er, wie ich noch zeigen werde, die Homosexualität beim einzelnen Individuum für völlig konstant erklärt.

3. Ich habe nicht das Recht zur Agitation an sich geleugnet, sondern nur die Gefahren hervorgehoben, die aus der Verquickung von Wissenschaft und Agitation entstehen, und behaupte allerdings, daß solche Verquickung leicht zu einer Färbung der Resultate führen kann. Und daß es gerade bei der Statistik Hirschfelds geschehen ist, beweist Niemand klarer als Herr Dr. Friedlaender. Denn während ich bisher annahm, Hirschfeld habe den undifferenzirten Geschlechtstrieb nicht genügend gekannt, sagt jetzt Herr Dr. Friedlaender, Hirschfeld habe einem siebenzehnjährigen jungen Mann, der ihm sein Leiden klagte, erwidert, man könne in diesem Alter noch gar nicht wissen, ob man hoffnunglos homosexuell sei. Daß Hirschfeld (um eine Wendung des Herrn Dr. Friedlaender zu wiederholen) aus ökonomisch-egoistischem Interesse so gesprochen habe, darf wohl als ausgeschlossen gelten. In Hirschfelds Statistik sind also Leute als homosexuell gerechnet, von denen Herr Dr. Hirschfeld selbst annimmt, daß man noch gar nicht wissen könne, ob sie hoffnunglos homosexuell seien. Von der Möglichkeit einer Aenderung des Triebes spricht aber Herr Dr. Hirschfeld in der Bearbeitung seiner Statistik nicht, sondern erklärt (auf Seite 34) geradezu, daß die Homosexualität für die Einzelperson etwas absolut Konstantes sei. Ob unter diesen Umständen mein Vorwurf, die Agitation neige dazu, die Resultate der Wissenschaft zu färben, für die Agitation des Komitees zutrifft: darüber mögen objektive Leser entscheiden.

4. Herr Dr. Friedlaender wirft mir vor, ich hätte die Stichproben und Anderes verschwiegen. Von Allem, was für mein Thema in Betracht kam, habe ich nichts Wesentliches verschwiegen. Auf alle Einzelheiten konnte ich nicht eingehen; das Veröffentlichte ist, auch wo es als ungemein gewichtig dargestellt wird, oft von recht geringer Bedeutung. Das gilt gerade für die Stichproben, die ganz verschiedene Resultate ergeben. Welche Bedeutung soll es denn haben, daß ein X. unter

Digitized by Google

dem Personal einer großen deutschen Firma 1 Prozent, ein Y. in der Klasse einer Bürgerschule 5,7 Prozent Homosexueller entdeckt hat? Die Differenzen sind so groß, daß ich keinen Grund hatte, auf diese Stichproben einzugehen.

5. Was die Behandlung der Homosexualität betrifft, so weiß Herr Dr. Friedlaender, der erst neulich einen meiner Vorträge hörte, daß ich auf die hypnotische Suggestion viel weniger Werth lege als auf Belehrung und auf die Stärkung der Willenskraft. Gerade deshalb scheint mirs nöthig, die jungen Leute dem Einfluß des Wissenschaftlich-Humanitären Komitees zu entziehen. Das ist die erste Forderung der psychosexuellen Hygiene, deren Bedeutung auch Herr Dr. Friedlaender beleuchtet, da er den Einfluß der Umgebung nicht für unwirksam hält.

6. Die Verdienste des Wissenschaftlich-Humanitären Komitees im Kampf gegen die Erpresser verkenne ich nicht. Ich muß aber Herrn Dr. Friedlaender, der nicht Mediziner ist, darauf hinweisen, daß für uns Aerzte nicht der Grundsatz gilt, man dürfe zehn Menschen krank machen, weil man zehn anderen geholfen hat.

7. Ob der Schutz, den Herr Dr. Friedlaender heute verlangt, ausreicht, bezweifle ich; aus den hier angegebenen Gründen bin ich für einen weiter reichenden Schutz. Für diese Nothwendigkeit spricht auch ein Fall, der mir erst jetzt bekannt wurde. Ein ungefähr fünfunddreißigjähriger Herr hat sexuelle Beziehungen zu zwei Gymnasiasten, einem fünfzehnjährigen Sekundaner und einem siebenzehnjährigen Primaner. Ich schilderte ihm als Arzt die schweren sittlichen Gefahren, die den Knaben drohten, und wies darauf hin, daß auf solchem Weg die Homosexualität gezüchtet werde. Er fand meine Einwürfe nicht berechtigt und berief sich gegen meinen Vorwurf einer Züchtung der Homosexualität auf den Standpunkt des Wissenschaftlich-Humanitären Komitees. Ich erwähne bei dieser Gelegenheit, daß mir mehrere Fälle bekannt sind, in denen Homosexuelle mit Sekundanern und Primanern nicht nur unzüchtige Handlungen vornahmen, sondern widernatürliche Unzucht trieben.

8. Im Uebrigen brauche ich nur auf meinen Artikel im letzten Maiheft hinzuweisen, der alles Wesentliche zur Widerlegung der Angaben des Herrn Dr. Friedaender enthält.

Dr. Albert Moll.

Hymen.

„Alles, was bis jetzt über die im neunzehnten Lebensjahr stehende künftige Kronprinzessin bekannt geworden ist, kann die Herzen der Deutschen nur in der Zuversicht bestärken, daß die Wahl unseres Kronprinzen eine treffliche war." (Die Post.) „Indem das Volk der Herzogin Caecilie den wärmsten Willkommensgruß darbietet, werden in seiner Seele die Bilder der fürstlichen Frauengestalten lebendig, die immerdar eine Zierde des Hohenzollernthrones bleiben werden." (Norddeutsche Allgemeine Zeitung.) „Das Familienfest der Hohenzollern ist zu einem Fest der gesammten reichshauptstädtischen Bevölkerung geworden. Es war keine erkünstelte Freude, die auf dem ganzen Wege,

Digitized by Google

den die anmuthige Braut unseres Kronprinzen nahm, laut wurde. Von Herzen kam sie, zu Herzen ging sie. Unbeschreiblicher Jubel brach aus, als der Kronprinz an der Spitze seiner Compagnie hoch zu Roß die Linden entlang nach dem Schloß zog. Dieser Zug des Kronprinzen wird Allen in Erinnerung bleiben, die ihn gesehen haben. Wen das Publikum vor sich hatte, wem es zujubelte und wen es begrüßte, wußte es nicht immer. Das Erscheinen eines Galawagens genügte, hörbaren Enthusiasmus zu entfesseln. Berlin wollte sich zu Ehren des Kronprinzen und seiner Braut festlich ausleben. Das ist der Reichshauptstadt vorzüglich gelungen. An Hitzschlägen, Gehirnerschütterungen und Körperverletzungen waren am ersten Tage 26 Fälle, an Ohnmachten und leichteren Unfällen 597 zu verzeichnen." (Vossische Zeitung.) „Eure Kaiserlichen und Königlichen Hoheiten sind hohen Herrscherhäusern entsprossen, denen die Kunst niemals ein Luxus, sondern eine hohe Göttin gewesen ist, die den sittlichen und erziehlichen Werth derselben voll anerkannt und gewürdigt haben." (Geheimrath Otzen im Namen der Kunstakademie.) „Mit diesem Glück die Winde kosen, mit ihm die Lerche aufwärts klimmt, von ihm erzählen sich die Rosen, wenn hoch der Mond im Blauen schwimmt. Ein Jeder fühlts in Lust und Leide, der Liebe noch um Deutschland trägt, gleich, ob das Herz im Bürgerkleide, gleich, ob das Herz im Purpur schlägt." (Major Lauff im Lokalanzeiger.) „Eine scharfe Beobachtungsgabe und ein feines, aber vorsichtiges Urtheil kennzeichnen die Herzogin Caecilie. Sie empfindet tief, ist aber sparsam in den Aeußerungen ihrer Gefühle und hat sich bei aller Lebhaftigkeit sehr in der Zucht. Sie denkt viel nach und geht gern den Dingen auf den Grund, aber scheint gleichwohl vor Allem eine praktische Natur, die mit Kopf, Herz und Hand eingehen wird auf die sozialen Nöthe und Aufgaben der Zeit. Was wir von unserem Kronprinzen gesehen haben in den Tagen seiner ungezwungenen Studentenzeit, Das erfüllt uns mit vollem und hohem Vertrauen für die Zukunft. Mit inniger Freude gedenken Alle, die dem Kronprinzen näher treten durften, der sonnigen Gestalt des jungen Fürsten. Als der Kaiser seinen erstgeborenen Sohn zur Universität brachte, hielt er eine Rede über die nationale Entwickelung des deutschen Volkes, die nicht allein ein Meisterwerk der Redekunst, sondern mehr noch ein Meisterwerk großzügiger geschichtphilosophischer und vaterländischer Betrachtung war. Diese Rede war nicht vom Augenblick gegeben und mit dem Augenblick gegangen, sondern ein Meisterwerk großangelegter universalhistorischer Betrachtung, ein tiefgründiges Gedankenwerk von dauernder, ja, von bleibender Bedeutung." (Die Woche.) „Was den in der Tagesliteratur so sehr in Schwang gekommenen Gebrauch des Wortes ‚byzantinisch' zur Bezeichnung des gemeinen Servilismus im staatlichen Leben betrifft, so muß die unbefangene Geschichtbetrachtung zugeben, daß diese schlimme Eigenschaft durchaus nicht den Byzantinern eigenthümlich ist. Mit dem äußerlichen Hofceremoniell kam der innerliche Servilismus auch im Abendland zu so großer Verbreitung, daß das gebildete Mitteleuropa den Byzantinern durchaus nichts mehr vorzuwerfen hat. Die deutschen Hofpoeten der guten alten Zeit übertreffen an hündischer Kriecherei Alles, was die mittelgriechische Literatur an verwandten Ergüssen besitzt. Von der fabelhaften Ueppigkeit der endlosen Vergnügungen, der Maskeraden, der Aufzüge und süßen Schäferspiele, der Illuminationen und Feuerwerke, von den berüchtigten Jagd- und Waldfesten hören wir in Byzanz wenig. Der widerliche Charakter, der einzelnen Abschnitten anhaftet, wird mit Unrecht auf das ganze byzantinische Zeitalter übertragen". (Karl Krumbacher: Geschichte der byzantinischen Literatur.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 17. Juni 1905.

Krieg und Friede.

Spätsommer 1812. Kutusow steht an der Kaluga und ist sehr stark, viel stärker als der Feind, der mindestens dreißigtausend Mann weniger hat, und durch seine Befestigungen gegen jeden Angriff gesichert. Zwischen Semenowskoje und Borodino die Rajewskij-Schanze; und der linke Flügel durch die drei Bagration-Schanzen geschützt, deren Name fast schon den Sieg verbürgt. Hatte Peter Iwanowitsch Bagration, der Fürst aus dem georgischen Geschlechte der Bagratiden, nicht die tollkühnen Polen schon, nicht schon Moreau geschlagen und sich an der Trebbia so gut bewährt, daß Suworow ihn seinen rechten Arm nannte? War ihm nicht gelungen, Murat und Lannes bei Hollabrunn aufzuhalten, die Schweden, die Seraskier zu schlagen und bei Mohilew den Marschall Davout zurückzuwerfen? In der Armee gabs Keinen, der ihm nicht vertraute; und ein frommes Soldatenspiel dehnte seinen von heller Glorie umleuchteten Namen in die drei Worte Bog rati on: Er ist der Gott des Heeres. Jetzt stand der linke Flügel unter seinem Befehl, die Hauptschanzen trugen seinen Namen: der Sieg war dem Palaeologenadler gewiß. Und Petersburg deshalb in zuversichtlicher Ruhe. Daß der Feind in einer Entfernung stehe, die der Eilzug heute in elf Stunden durchmißt, hätte in der Hauptstadt Niemand gemerkt. Die Theater, auch das französische, überfüllt, alle Sommerfeste von unvermindertem Glanz, alle Drohnen und Schmarotzerbienen in fröhlichem Behagen. Am Hof das alte Intriguengespinnst, der Wettkampf der beiden Kaiserinnen, Rumjanzows, der Großfürsten, starker und schwächlicher Streber. Wie in der Friedenszeit. Der Metropolit hat dem Kai-

Digitized by Google

ser ein Bild des Heiligen Sergius geschickt und in dem Begleitbrief den demüthigen Christenglauben russischer Menschheit der Schleuder Davids verglichen, die dem frechen Goliath aus Gallien das Lebenslicht löschen werde. Drei Tage danach wurde denn auch ein Sieg gemeldet. Die Russen sind nicht gewichen, die Milizen und Lanzenträger sogar haben sich tapfer gehalten und Napoleon hat nicht gewagt, seine Garde ins Feuer zu schicken. Bagration war gefallen; doch die Trauer ward von der Freude überschrien: gerade am Geburtstag des Kaisers war die Siegespost gekommen! Jeder hatte das Glück nun vorausgesagt, Jeder gewußt, daß Kutusow den Franzosen aufs Haupt schlagen werde. Von „unserem Kutusow" kam aber kein ausführlicher Schlachtbericht und allmählich sickerte die Wahrheit durch: Ney hatte die Bagration-Schanzen genommen und behauptet, Kutusow sich, nach großen Verlusten, aber in straffer Ordnung, zurückgezogen und, um die Armee zu retten, Moskau übergeben. Oberst Michaud, der kein russisches Wort verstand, doch von ganzem Herzen Russe zu sein vorgab, brachte die Botschaft und flehte, im Namen des Heeres, den Kaiser an, nicht jetzt etwa Frieden zu schließen. Nie, rief der leicht gerührte Alexander; ehe ich die Schmach meines geliebten Volkes unterzeichne, will ich mir den Bart nach Bauernart wachsen lassen und auf versengter Scholle mit den Aermsten mich von Erdäpfeln nähren. Und doch war die Partei, die zum Friedensschluß drängte, schon mächtig. Alexanders Bruder Konstantin, der eitle Kanzler und Kinaede Rumjanzow, der Kriegsminister Araktschejew zählten zu ihren Häuptern und die Petersburger zeigten deutlich, daß sie des Krieges müde seien. Doch der Kaiser blieb fest. Wir wissen jetzt, daß er Kutusows ersten Bericht, der, in aller Kürze und der Wahrheit gemäß, die großen Menschenverluste Napoleons meldete, mit raschem Entschluß in eine Siegesbotschaft umredigirt hat. Und die selbe Entschlossenheit zeigte sein sonst so weiches Gemüth nach Moskaus Fall. Den Brief, den der Korse aus dem Kreml schrieb, beantwortete er nicht, verbot Kutusow barsch, sich noch einmal auf Unterhandlungen mit dem Feinde einzulassen, und erklärte dem Kronprinzen von Schweden, er ziehe ein Grab unter den Trümmern des Reiches der Schande vor, dem neuen Atilla die Hand zum Frieden zu reichen.

Dabei verkannte er die Größe der Gefahr nicht, rechnete sehr ernsthaft mit der nahen Möglichkeit, auch Petersburg zu verlieren, und bat England, für diesen Fall seiner Flotte die Häfen des Inselreiches zu öffnen. Aber er war nicht so thöricht, nur auf die Stimme der petersburger Schranzen und Intellektuellen zu hören. Die Tage von Austerlitz und Tilsit hatten die russische Seele unberührt gelassen. Die regte sich erst, seit, zum ersten Mal im Ver-

Digitized by Google

lauf zweier Jahrhunderte, ein fremder Eroberer das Mütterchen Moskau bedrohte. Dem Franken, dem Ketzer mußte das selbe Schicksal bereitet werden wie einst dem Falschen Dmitrij, wie Karl dem Zwölften von Schweden. Mochte es in der Oberschicht ruhig bleiben: das Volk stand auf, der Sturm brach los; und riß schnell auch die blasirten Petersburger in seine Wirbel. Schon vor Borodino hatte der Adel, auf des Kaisers Ruf, beschlossen, das stehende Heer durch eine Landwehr zu verstärken, deren Kleidung und Rüstung er aus seiner Tasche bezahlen wolle. Jetzt, da Moskaus Thor dem Feind geöffnet war, flammte die religiöse und nationale Leidenschaft auf. Das französische Theater mußte geschlossen werden. Als der alte Slavenfürst, der 1380 den Khan der Tataren besiegt hatte, auf dem Schaugerüst erschien, jubelte die Menge und mischte in ihr Jauchzen Flüche, die nicht der Tatartshina galten. Auch die Bauern erwachten nun. Petersburg, die von Despotenlaune dem Volk aufgedrängte Hauptstadt, war ihnen nichts; das Herz der Nation schlug immer in Moskau. Und diese ehrwürdige Stätte war nun vom Feind besetzt und ein Raub der Flammen geworden! Daß Rostopshin, der Gouverneur, selbst das Feuer angelegt habe, glaubte kein Mushik; nur der Fremde, der Ungläubige konnte solchen Frevel ersonnen haben und das Land Ruriks durfte nicht ruhen, bis sein Nacken von dieser Gottesgeißel befreit war. Alexander hatte in Laharpes Schule das Ohr geschärft. Er verstand die Stimmung der lärmenden und der stummen Millionen und wußte, daß ein schmählicher Friede ihn die Krone des Monomachos kosten könne. Der Freiherr vom Stein schrieb am vorletzten Septembertag des Jahres 1812 aus Petersburg an Gneisenau: „Die Erbitterung der Nation ist auf das Aeußerste gebracht. Der Kaiser kann, wie er sich deutlich und bestimmt äußerte, seiner eigenen Sicherheit halber keinen Frieden machen". Und in einem Brief der Kaiserin Elisabeth an ihre Mutter steht der Satz: Cette paix ne peut pas se faire heureusement. L'Empereur n'en conçoit pas l'idée; et quand même il le voudrait, il ne le pourrait pas. Das war sein Glück. Ende Oktober erfuhr man, Napoleon sei mit dem Centrum der Großen Armee auf dem Rückzug; und am sechzehnten Dezember konnte Stein an Schön nach Gumbinnen schreiben: „Gott hat durch die Kraft des russischen Volkes, durch den Muth der Heere und durch die Weisheit und Festigkeit des Kaisers Alexander den großen Verbrecher in den Staub gelegt, sein Heer vernichtet: er sei ewig gelobt." Vorher, im November, hatte der Zar geschwankt. Der heilige Boden Rußlands war vom Feind gesäubert, die Volksstimmung langte nach dem Ende des Krieges und Kutusow selbst rieth, nicht über Wilna hinauszugehen. Steins Denkschrift beseitigte die Gefahr eines verfrühten Friedensschlusses.

Digitized by Google

Der deutsche Freiherr hatte den Muth, vor Rumjanzow, „diesem falschen und phantastischen Geist, angefüllt mit faden, dem verfaulten Herzen eines Höflings entstammenden Anekdoten", den Kaiser rückhaltlos zu warnen und ihn um die schleunige Wahl eines anderen Kanzlers zu bitten. „Man könnte sich", schrieb er, „bei der Auswahl seines Nachfolgers auf die Entscheidung des Loses verlassen, zehn oder zwölf mittelmäßige Namen in ein Gefäß legen, es schütteln: und man wäre sicher, daß der Zettel, der herauskäme, einen mehr fähigen, mehr geachteten und mehr Vertrauen einflößenden Mann anzeigen würde." Stein wagte auch, mit fast ungestümem Drängen zur Fortsetzung des Krieges zu mahnen. Und trotzdem diese Mahnung von einem Privatmann, einem Verbannten kam, der, ohne Amtsprivilegium, als Gast des Zaren in Petersburg saß, gehorchte ihr Alexander: er ging am achtzehnten Dezember zur Armee und nahm Nesselrode, nicht Rumjanzow, ins Hauptquartier mit.

*

Nikolai Alexandrowitsch hat keinen Freiherrn vom Stein gefunden. Auch nicht, wie Alexander Paulowitsch, als Lehrer einen Laharpe gehabt, der in den Vorträgen über die römische Geschichte dem Thronfolger die Wahrheit eingeschärft hatte: Le souverain qui viole les priviléges de son peuple et ne reconnaît d'autre règle que sa volonté, s'expose à être déposée. Nikolai ist einsam, auf seiner dünnen, im Schaft geborstenen Säule ganz allein. Keinen Minister mehr, dem er vertraut; er selbst hat ja gesagt, daß er Wittes Rückkehr wie ein Joch, das er auf sich nehmen müsse, empfinden würde. Keinen erprobten General; Kuropatkin, sein bester Mann, der einzige, der die Japaner kannte und im Kronrath offen sagte, ein gegen sie zu führender Krieg sei „eine verdammt ernsthafte Sache", durch das ewige Drängen aus Petersburg und durch das Gewicht der Verantwortung so um alle Entschlußfähigkeit gebracht, daß er bei Mukden sechzig intakte Bataillone, die nach der Ueberzeugung der Sachverständigsten die Schlacht für die Russen entscheiden mußten, gar nicht erst einzusetzen wagte. Keinen Admiral; Makarow tot, Skrydlow diskreditirt, Nebogatow als Feigling entlarvt, Roschdestwenskij durch die erbärmliche Treulosigkeit der pariser Freunde in Togos Falle gejagt. Nur Trepow noch, der zwar bewiesen hat, daß er nicht des Fanatismus rauher Henkersknecht, sondern ein energischer Mann von gesundem Menschenverstand ist, der aber im besten Fall nur die äußere Ruhe der Hauptstädte zu sichern vermag. Und dieser vereinsamte Zärtling im Autokratenkleid will nun Frieden schließen.

Da er sich zu Präliminarverhandlungen bereit erklärt hat, muß mans glauben. Denn selbst der Schattengossudar, den man in Bauernhütten jetzt

Digitized by Google

schon als Schwachkopf bedauert, ist heute wohl nicht mehr naiv genug, um zu wähnen, die Japaner würden den Versuch dulden, während eines Waffenstillstandes die Lücken im Heer zu füllen. Daß er die dem Friedensschluß ungünstigste Stunde wählt, ist nach Allem, was er uns erleben ließ, nur natürlich; wann hätte er eine Dummheit, die im Bereich der Möglichkeit lag, nicht gemacht? Herr Roosevelt, dessen Evangelium ihn aus Krampfträumen rief, war diesmal nicht nur von dem eitlen Drang getrieben, sein Händchen in jedem Spiel zu haben und als peacemaker in die Weltgeschichte zu kommen: als amerikanischer Patriot, der den einträglichen Handelsverkehr mit China erweitern und den Philippinenarchipel behalten möchte, muß er wünschen, daß Japans Fruchtbäume nicht in den Himmel wachsen. Auch Großbritanien hat an der Fortsetzung des Krieges kein Interesse mehr. Was kaum der kühnste Wunsch sich zu hoffen erdreistete, hat es erreicht: ohne selbst das Schwert zu ziehen, Rußland geschlagen, in ganz Asien des anlockenden Machtschimmers beraubt und in Europa die Anerkennung einer Neutralitätpflicht durchgesetzt, die mit einem Königreich nicht zu theuer bezahlt wäre. Nie ward ein politischer Erfolg von so ungeheurer Nachwirkung so mühelos davongetragen; um den Preis, den die farbige Menschheit einst von dem Häuflein der Weißen einkassiren wird, braucht den Zeitgenossen Chamberlains ja noch nicht zu bangen. Was aber kann einen Russenkaiser bestimmen, jetzt, gerade jetzt Frieden zu schließen? Der in der Presse geschulte Westeuropäer antwortet flink: Die Furcht vor der Revolution, die sich im Murren und Grollen des Volkes schon ankündet. Das alte Kinderlied. Die russische Erde hat unruhigere Tage gesehen; die Sicherheit der Person war im Zarenreich mehr als einmal schon geringer, das Streben nach dem Umsturz der Rechtsordnung heftiger als in dieser Kriegszeit. „Für Rußland verlangt und erwartet Jeder, der nicht gerade ausschließlich von seinem Amt lebt, irgend eine verfassungmäßige Form der Betheiligung des Volkes und namentlich der höheren Schichten an der Regirung des Landes; die Gemäßigten mit Maßen; aber man hört Stimmen, die an den Konvent erinnern und den Standpunkt der Girondisten schon überwunden haben. Leute in hohen Stellungen, durch Amt und Geburt, sprechen von Revolutionen als von Dingen, die wohl möglich wären, sie aber eigentlich wenig angingen, sondern nur den Kaiser beträfen, so daß es keinenfalls scheint, als ob sie in Vertheidigung des Thrones ihr Leben einzusetzen gedächten. In dem Gedanken, ‚daß es anders werden muß', sind Alle einig: der Aristokrat, der Demokrat, der Panslavist, der Orientalist; und das Bestehende findet kaum unter den älteren Beamten einige Anhänger, ohne Einfluß und ohne Hoffnung, meist deutscher Nationalität. Die

Digitized by Google

ſtudirten Klaſſen und die Offiziere ſind die lauteſten in der Kritik; es überſchreitet alle Schranken des Anſtandes, wie in der ‚Stummen von Portici‘ die revolutionären Szenen mit frénésie und lediglich um der politiſchen Demonſtration willen vom Publikum, beſonders aber von den jungen Offizieren, applaudirt werden.“ Das ſind Sätze aus Bismarcks peterſburger Briefen an Schleinitz. Schlimmer als 1861, als ſpäter dann in den Jahren des Nihiliſtenſchreckens und in der liberalen Zeit Loris-Melikows ſiehts auch heute in der ruſſiſchen Geſellſchaft nicht aus; und das Bauernheer liegt noch immer in tiefem Schlaf. Die Volksſtimmung zwingt nicht zum Friedensſchluß.

Nikolai iſt freilich in anderer Lage als ſein Ahn Alexander. Chineſiſche Provinzen waren bisher der Schauplatz des Krieges und noch hat keines Feindes Fuß ruſſiſchen Boden betreten. In den meiſterhaften Berichten, die Herr Ludovic Naudeau im pariſer Journal veröffentlicht, wird an dieſe Thatſache immer wieder erinnert. Daß die Führung nicht genial, die ſtrategiſche Vorbereitung ein Stümperwerk, die eigentliche Generalſtabsarbeit gar nicht geleiſtet war und der Aufklärungdienſt völlig verſagte: mit Alledem iſt die ununterbrochene Folge der Niederlagen noch nicht erklärt. Wohl fordert, wie Kitchener im Sudan und Transvaal, Togo vor Port Arthur und Tſuſhima gezeigt hat, der Krieg heutzutage von dem Feldherrn die ſichere Beherrſchung modernſter Technik. Auch wo ſie fehlte und gegen die Ungunſt des Klimas, gegen Froſt oder Gluth, Staub oder Regen, Ungeziefer und Mikroben zu kämpfen war, konnte die Kriegsleiſtung aber beträchtlicher ſein. Doch außer den Oberbefehlshabern, die ihren Ruf zu Markte trugen, intereſſirte ſich Niemand für dieſen Feldzug. „Was kümmert uns die Mandſchurei und die Liau-Halbinſel? Warum müſſen wir hier erfrieren oder verſchmachten, in Erdhöhlen liegen oder durch den Schlamm waten, da wir in der Heimath doch gutes Land in überreichlicher Fülle haben? Ja, wenn ſichs um das Vaterland handelte! Hier aber thut man ſeine Pflicht, ohne mit dem Herzen dabei zu ſein.“ Hundertmal hat Naudeau ſolche Sätze notirt, hundertmal, ſchon im Herbſt, aus dem Munde junger Offiziere gehört, daß ſie auf einen Sieg nicht mehr hofften, ihn kaum noch wünſchten, nur ſo ſchnell wie möglich nach Hauſe möchten. (Der Deutſche, der dieſe Berichte lieſt, muß mit gedoppelter Dankbarkeit der Landsleute denken, die unter nie erträumten Qualen in Südweſtafrika fechten, vom Fieber geſchüttelt werden, den Durſt mit Pferdeblut ſtillen und von denen, trotzdem ſie nicht geringeren Ruhmes würdig ſind als die Japaner, im Deutſchen Reich gar nicht oder lieblos geſprochen wird.) Solche Stimmung läßt uns verſtehen, daß Stoeſſel ſich nach der Kapitulation mit

Digitized by Google

so unanständiger Eile den Siegern befreundete, am fünften Januartag schon, nach einem fidelen Frühstück, mit Nogi und fünf anderen japanischen Offizieren sich in einer Gruppe photographiren ließ und daß nach der mukdener Katastrophe die russischen Lieutenants und Stabsoffiziere in Tingeltangeln und Lagerbordellen, als sei zu nationaler Trauer kein Grund, lustige Lieder gröhlten. Ohne den eingeborenen Expengeist, den unerschütterlichen Gehorsam des gemeinen Mannes, der stets bereit ist, zu sterben, und nie nach dem Zweck dieses höchsten Opfers fragt, hätte Rußland noch viel grausere Enttäuschung erfahren. Ein Wort Nikolais konnte die Stimmung ändern. Zu seinem Heer mußte er sprechen: „Der Boden, auf dem Ihr kämpft, gehört uns noch nicht; aber Ihr fechtet für Rußlands Zukunft, für den Glauben Eurer Väter und die nationale Selbständigkeit Eurer Kinder; und um Euch zu beweisen, daß dieser Feldzug mir mehr ist als ein Kolonialabenteuer, sollt Ihr mich selbst bei jedem Treffen fortan vor der Front sehen." Und zu seinem Volk: „Die Ihr so lange geduldig waret, seid es noch eine Weile! Vergeßt, daß häßliche Gewinnsucht uns in diesen Krieg riß, und bedenkt nur, daß sein Ausgang uraltes Sehnen nach dem Meer stillen oder die Frucht einer Säkulararbeit rauben kann. Mein eigenes Geschick und das meines Hauses ist an diesen Krieg gekettet; denn kein Enkel der Romanows wird seinen Namen unter eine Urkunde setzen, die ein Denkmal russischer Schmach wäre. Helft Ihr mir aber und können wir uns mit Ehren behaupten, dann wollen wir, wie einst die altslavischen Fürsten mit ihren Mannen, gemeinsam berathen, welche Mittel die Noth des Reiches zu lindern vermögen". Nicht einmal solches Wort fand der Jammermann in Zarskoje Selo; und das Unheil nahm seinen Lauf. Ohne kraftvolle Initiative, ohne wilde Leidenschaft, die Alles einsetzt, auf die Gefahr, Alles zu verlieren, war an einen Sieg über das technische Genie, den trotzigen Feudalgeist der vom Tod nicht geschreckten, vor der Schlacht vom Shintopriester schon dem Tod geweihten Japaner nicht zu denken. Was blieb zu thun? Das Selbe, was 1812 Kutusow und noch dringender Scharnhorst und Clausewitz den russischen Freunden empfahlen: jede große Schlacht zu vermeiden und durch klug organisirte Rückzüge den Feind weiter vorwärts zu locken, bis er „an den großen Dimensionen des russischen Reiches zu Grunde geht." Solche Taktik hätte den Russen, deren Offensivkraft immer gering war, einst Smolensk und Borodino, jetzt Sandepu und Mukden erspart. Aber Nikolai forderte Siege, ungefähr mit so reifer Vernunft wie Ibsens Hilde ihr Königreich Apfelsinia, und zagte und zitterte, nach feierlichen Fanfaronnaden, schließlich vor der gefahrlosesten Probe: den Krieg versumpfen, das Heer langsam nach

Digitized by Google

Sibirien zurückweichen und dem Feinde die ganze Last eines unabsehbaren Feldzuges und einer mühsäligen Okkupation zu lassen, deren Preis nur aus Kronstadt oder Moskau zu holen war. Zitterte, weil Wladiwostok dann verloren wäre. Und gerade der Fall dieser Festung, die nicht, wie Port Arthur, als ein Name nur im Bewußtsein der Russen lebt, konnte den trüb flackernden Willen der Nation doch zu gewaltiger Thatkraft entflammen.

Fürchtet der kleine Zar dieses große Feuer? Alexander Paulowitsch, der doch nicht zum Heros geschaffen war, ersehnte den Sturm; Nikolai Alexandrowitsch verkröche sich vor ihm in den wärmsten Winkel der Kinderstube. Wenn er ernsthaft verhandelt, nicht nur, weil von Ende Juni bis in den September, während der Regenperiode, in der Mandschurei doch nichts zu machen ist, die Zeit benutzen will, um die Bedingungen des Mikados kennen zu lernen, dann ist kein Zweifel möglich: die Angst vor dem eigenen Volk scheucht ihn in die Schmach. Schon regt sichs im Riesenreich, hört man selbst von den wurzellosen Petersburgern schon die Mahnung, so schimpflich dürfe, ehe die Volkskraft noch eingesetzt ist, der Krieg nicht enden. Dieser Funke darf nicht weiterglimmen. Was würde aus dem Gossudar, wenn die Flamme prasselnd ins morsche Gebälk seiner Macht schlüge? Nur also nicht warten, bis der nationale Wille sich zur Einheit sammelt, seiner Gewalt sich bewußt wird. Lieber zu Haus Alles versprechen, mag es der gesunden Entwickelung des Reichsorganismus noch so gefährlich scheinen, und draußen sich in einen schmählichen Frieden erniedern. Dann kehren die Truppen heim und schützen mit dem Wall ihrer Leiber die dürftigen Rothbaraken der Selbstherrschaft, Väterchen ist wieder der Friedensfürst und vielleicht reißen ein paar Großmächte, wie nach Shimonoseki, dem Sieger gar noch ein fettes Beutestück aus den Fängen. Vielleicht... Der ewig Blinde könnte auch diesmal wiederirren. Vor zehn Jahren war Japans Vitalität unbekannt, der Bund der Inselreiche noch nicht geschlossen; heute wird jede Großmacht sich hüten, muthwillig die gelben Männer zu reizen, für die Englands Flotte und Chinas Schlauheit mobil gemacht würde. Und das heimkehrende Heer wäre dem Thron der Romanows kein Schutz; mit Fingern würde man auf die Offiziere weisen, die nicht im winzigsten Scharmützel zu siegen vermochten, die nur Sektflaschen den Hals gebrochen, nur arme Kriegshuren in Massen hingestreckt haben. Welches Mittel hülfe den Bescholtenen zu neuem Nimbus? Zwei Russenkaiser haben es am eigenen Leib kennen gelernt; und das Schicksal Peters und Pauls müßte Nikolai schrecken. Auch wenn er seinen klügsten Minister zum Unterhändler bestellt, kann er nicht mit Sicherheit darauf rechnen, sich lange noch des Friedens zu freuen.

Digitized by Google

Dramatisch oder tragisch?

Ein neues Drama las ich dieser Tage, das mich innerlich lebhaft beschäftigt hat. Ich muß gestehen: Das kommt nur selten vor. Es heißt „Der Jude von Konstanz" und der Dichter Wilhelm von Scholz. Es sucht die Bühne. Wird sie sich ihm erschließen und, wenn die Bühne sich ihm öffnet, werden sich ihm die Zuschauer ergeben? Ich glaube, daß die Dichtung auch von der Bühne herab starke Wirkungen zu üben vermag und daß sie jedenfalls einen Anspruch darauf besitzt, in unserem Theater zu erscheinen. Aber ich bin in einem Widerspruch mit dem Dichter selbst und möchte als Warner auftreten. Um sich die Bühne zu erobern, ist Wilhelm von Scholz bereit, einen ganzen Theil seines Werkes zu opfern, den er zuletzt für eine Sache des Ueberflusses und als schädigend für die theatralische Wirkung ansieht. Ich sehe gerade in diesem Theil den reinsten Werth und die Krönung seiner Dichtung; in ihm schlägt die Seele und ich fürchte, daß das Werk gerade künstlerisch vernichtet und auch in seinen Bühnenwirkungen gelähmt wird, wenn ein Theater den Weisungen des Dichters folgt. Dieser Gegensatz von Kritiker und Dichter verdient vielleicht, näher beleuchtet zu werden.

Nasson, der Arzt, ist, wie Uriel Acosta, ein Abtrünniger am Glauben seiner Väter. Nicht um des Denkens willen, sondern von einem tiefen, dunklen und mächtigen Gefühl bewegt, hat er sich von ihm losgesagt. Denn eine Heimath sucht seine Seele, eine Ruhe, einen Boden, in dem sie feste Wurzeln schlagen kann. Der Mensch, der nicht ein solches Ewigkeitland besitzt, eine Stätte, wo er sein Haupt hinlegen kann, einen Ort des Wirkens mit Allen und für Alle, einen Acker, den er für Kinder und Kindeskinder pflügen und pflegen darf, ist friedlos und glücklos und von einer steten Unruhe getrieben, wie die Welle im Meer. Diese Heimathsehnsucht und Heimathwehmuth klingt als tiefer lyrischer Grundton durch die Szenen des Dramas und läßt Alles wie in gedämpftem Licht erscheinen und in milden, silbergrauen Farbentönen. Kunstvoll wird das Motiv der Handlung noch einmal in einer kleinen Nebenhandlung wiederholt; und wie ein halb spukhaftes Bild dieser Sehnsucht taucht die fein ersonnene Gestalt des alten Hägeli auf, der einst als leichtsinniger Fant das Haus seiner Väter in fremde Hände fallen ließ und es nun unruhig, wie ein halbirrer Geist, umkreist und nicht rastet, bis er es wieder gewonnen hat. Bei seinem eigenen Volk kann Nasson, der Arzt, diese Heimath der Ruhe nicht finden. Das thut sich eben als tiefer Abgrund zwischen ihm und diesem auf, daß die Juden kein landsässig Volk sind, als Fremde unter Anderen wohnen, vom ahasverischen Fluche belastet, ruhlos wandern müssen und mit diesen Anderen keine wahre Gemeinschaft haben können, so daß ein ewiger Haß und gegenseitiger Vernichtungskrieg zwischen den Theilen herrscht. Nasson

Digitized by Google

glaubt diesen Haß und ewigen Kampf der Mächte vorüber, er hält die Zeit des Friedens gekommen und denkt, versöhnend wirken zu können. Aber gerade er muß zur Ursache werden, daß die alte Flamme der Zwietracht von Neuem grell auflodert. Die Flüche und Verwünschungen, welche die jüdischen Fanatiker auf den Abtrünnigen herabbeschwören, geben den christlichen Fanatikern einen willkommenen Anlaß zu erneuten wüthenden Verfolgungen, als deren eigentliches Opfer schließlich nur Nasson auf dem Felde liegen bleibt.

Die Kunst Wilhelms von Scholz knüpft unmittelbar an Hebbels Drama an, an die letzte deutsche Bühnendichtung, die noch von einem reinen, tiefen und vollkommenen dramatischen und tragischen Geist und Wesen erfüllt ist, und es ist Hebbels Gefühls- und Ideenwelt, die uns Scholz hier in einem neuen, doch von ihm ursprünglich und eigen empfundenen Bilde verkörpert. Den Dichter leitet richtiger Instinkt und klare Ueberlegung; und ohne Frage hebt er damit das zeitgenössische Drama, überwindet er den flachen Milieugeist unserer Bühnenkunst und steigt in das wahre Land der Tragik höher empor, erhebt sich zu weit reineren und stärkeren tragischen Anschauungen, als es, zum Beispiel, auch Gerhart Hauptmann vermag, dessen sentimental mitleidige, wesentlich nur gefühlvolle Auffassung an der Natur der Tragoedie gerade vorübergeht.

Wilhelm von Scholz hat selbst empfunden und spricht es in dem Vorwort auch aus, daß Risse und Zwiespalte durch sein Werk gehen, daß er mit dem Stoff nicht völlig fertig werden konnte oder an ihn von vorn herein nicht als völlig Fertiger herantrat. Er sah sich dadurch genöthigt, dem eigentlichen Schauspiel noch ein Nachspiel anzuhängen, glaubt aber, daß Beide nicht innig verbunden sind und daß sie auch auseinander gelöst werden können. Er will, daß man auf der Bühne sein Drama, als in sich Abgeschlossenes, ohne das Nachspiel darstelle. Nun soll nicht geleugnet werden, daß in dem Schauspiel allerdings Sprünge und Schwächen der Gestaltung, der vollkommenen Stoffdurchdringung hervortreten; aber ich sehe mich in der eigenthümlichen Lage, gegen den Dichter für sein Werk, für das Ganze seines Dramas einzutreten, und finde die Lockerungen nicht da, wo sie nach seinem Gefühl vorhanden sind. Die Betrachtung führt allerdings zum innersten Kern und Grund der Lehren und Theorien, die Scholz gemeinsam mit Hebbel vom Wesen des Dramatischen und Tragischen zum Ausdruck bringen will.

Wie Hebbel, hat Scholz verstanden, den einfachen Stoff und das schlichte Grundgefühl seiner Dichtung zu zergrübeln, durch tiefe Versenkung das Seelische des Vorganges dialektisch und reflektiv zu zerlegen und auseinanderzufalten und das Leiden seines Helden an das „Absolute", an den „Weltgrund" selber anzuknüpfen. Die geheimnißvollen, dämmernden weiten Ausblicke auf das letzte Geschehen, die letzten Daseinsursachen geben, wie dem

Digitized by Google

Drama Hebbels, so auch diesem zuletzt seinen besonderen Reiz, seine Bedeutung und Eigenart; und in der Erweiterung des Nasson-Dramas zu einer Kruzifixus-Tragoedie, wie sie sich erst im Nachspiel vollzieht, liegt die Stärke der Dichtung, tritt die Idee allein klar und deutlich ans Licht.

Ein Drama der hebbelschen Art muß darauf verzichten, jemals zu wirklich harmonischen Kunstgebilden zu gelangen. Ein Wesen des Zerrissenen wohnt an seinen Wurzeln und vergebens würde es versuchen, seine Zwiespälte zu verdecken. Es muß mit diesen gerade rechnen; das Gefühl von ihrer Unüberwindbarkeit ist das Gefühl, auf dem es aufbaut, das es als Gesetz hinstellt, und es kann uns nicht anders als unruhig und unbefriedigt zurücklassen. Es ist selbst ein Jude Nasson; und das Schicksal dieses armen Nasson besteht allein darin, nie die Heimath der Ruhe, nach der er sich sehnt, finden zu können.

Scholz und Hebbel behaupten, daß das Tragische und Dramatische ein Einziges und das Selbe ist, das Tragische die Erfüllung und Vollendung, der vollkommenste Ausdruck des Dramatischen; und das Wesen des Dramatischen wird, wie allgemein, als ein Kampf angesehen. Weil das Drama ein Kampf ist, bringt es auch das wirkliche Weltwesen und seine Natur eines unausgesetzten Kämpfens rein und deutlich zum Ausdruck. Um so höher und vollkommener erscheint das Dramatische und Tragische natürlich, je schärfer die Antithesen gestellt und zugespitzt werden, und in der richtig erfaßten Tragoedie stoßen zuletzt zwei gleich starke, gleich berechtigte Lebensmächte, zwei gleiche Wahrheiten wider einander, von denen die eine nur durch die Vernichtung der anderen zum Siege gelangen kann. Daß das an und für sich Gute zu Grunde gehen muß, lebt in uns als tragisches Bewußtsein, liegt als großer Schleier der Trauer über der Welt. Diese Tragik ist absolut und wir können ihr nicht entgehen. Das Drama der hebbelschen Richtung kann und will diesen Zwiespalt nicht aufheben und zieht ihn in sich selbst hinein. Offenbar aber fußt es selber nur auf einer Wahrheit und steht blind und hartnäckig der anderen gegenüber, wie in Scholzs Drama der Jude dem Christen, der Christ dem Juden gegenübersteht. Liegt nicht vielleicht eine feine, aber vollkommene und gründliche Irreführung darin, daß das Dramatische mit dem Tragischen von vorn herein identifizirt wird, Beide für eines Wesens gehalten werden?

Mir scheint: hier steckt der Zwiespalt, den Scholz an seinem Werke selber empfunden hat und über den er sich doch nicht, in Folge seiner ganzen Ideenrichtung, klar und bewußt werden konnte; hier hebt wenigstens die Lockerung und der Riß seines Werkes an. Das Dramatische und das Tragische kehren sich bei ihm gerade wider einander und erweisen sich als zwei gegen einander gesetzte Lebensmächte; und die starken tragischen Wirkungen, die seine Tragoedie, besonders im Nachspiel, ausübt, werden nur auf Kosten des Dramatischen hervorgerufen.

Digitized by Google

Wird nicht die Theorie des Dichters von dem Dichter selbst in seiner Ironie widerlegt? Muß es uns nicht sofort auffallen, daß Scholz, der so nachdrücklich die Kampfnatur des Dramatischen betont und den Zusammenstoß zweier gleichen Lebensmächte dargestellt wissen will, von denen die eine die andere vernichten muß, — daß gerade er sich einen Tragoedienhelden wählt, der eben kein Kämpfer, sondern gerade Friedensmensch, Friedensverkünder ist und dessen Glaube und Gefühl allein darin wurzeln kann, daß das Dramatische eine große Thorheit der Menschen bedeutet und daß Jude und Christ als gleiche Lebensmächte nicht zum Vernichtungskampf gegen einander ausziehen sollen? Nicht als Kampfmensch, nicht als Führer einer dieser beiden Fanatikerparteien, von denen jede ihren Gott durchsetzen will, fällt Nasson, sondern er fällt als Einer, der sich gerade von dem dramatischen Wahn befreit hat, als Einer, der zwischen den Parteien steht. Nicht als kämpfender, handelnder Mensch stirbt er, sondern als leidender Mensch wird er zum Opfer und als Opferlamm hingeschlachtet.

Im dramatischen Zug des Dramas zeigen sich mancherlei Unentschlossenheiten. Die Juden- und Christenkämpfe des vierzehnten Jahrhunderts wären da eigentlich Stoff und Mittelpunkt. Aber sie fesseln uns heute nur noch recht wenig und können nur noch Hintergrund-Bedeutung für die Dichtung besitzen, drängen sich jedoch trotzdem etwas zu sehr hervor. Indem der Dichter die Gestalt seines Nasson aufstellt, hat er diese Kämpfe selber innerlich schon viel zu sehr überwunden und das Apostatendrama, die Frage, ob der Held vom Juden zum Christen oder vom Christen zum Juden wiederum wird, hat für ihn eigentlich gar keine Bedeutung mehr und er kann sie uns deshalb auch nicht mehr ans Herz legen und uns bedeutsam machen. Es scheint allerdings, daß Scholz den dramatischen Konflikt seines Schauspieles nicht von vorn herein ganz klar gesehen und fest ins Auge gefaßt hat; aber da er sich in das Gefühl von einem Konflikt und in den Konflikt seines eigenen unmittelbaren Gefühls inbrünstig versenkte, vertiefte und entwickelte er ihn fortwährend, indem er an seiner Dichtung arbeitete. Und wir erleben das interessante Schauspiel, daß der Konflikt bei ihm keinen ruhenden Pol, keinen festen Angelpunkt des Ganzen bildet, sondern sich bewegt und verschiebt. Er schreitet fort, er verfeinert und vervollkommnet sich, er ist wie lebendig geworden und in ein Wachsthum hineingerathen und er tritt veränderlich in sich entwickelnden immer höheren Formen auf, wie etwa bei der Pflanze das Keimblatt zum eigentlichen Laubblatt und aus diesem ein Blüthenblatt wird.

Der Gefühlskonflikt des Arztes Nasson, ob Jude oder Christ, der eigentlich nur noch wie der Konflikt einer alten versunkenen Welt, wie ein vierzehntes Jahrhundert aus der Ferne in das moderne Leben dieses Dramas hineinragt, hat sich zu einem reineren, allgemeiner Menschlichen erhöht. Eine Heimath sucht der Held, aber seine Heimathsehnsucht und sein Heimathgefühl

Digitized by Google

erweisen sich als etwas in sich selbst Gegensätzliches und Widerspruchvolles. Das Wort wie das Gefühl sind doppeltsinnig, zwiespältig und polarer Art; und der Kampf jener gleichberechtigten Lebensmächte ist ein Konflikt gleichberechtigter Gefühle in uns selber. Gerade das Gute und Edle in dem Arzte Nasson, sein Heimathverlangen, wird für ihn zu Tod und Vernichtung. Er kann seine Sehnsucht nicht erfüllen, ohne daß er gerade als ihr Zerstörer kommt. Eine Heimath giebts, die ein Wohin, eine andere, die ein Woher ist. Als Mensch, der zu einem neuen Glaubenslande als dem Lande seiner Heimath auszieht, muß Nasson zum Verräther an der Heimath werden, woher er kommt, am Lande der Väter. Auch er, der ein Bringer des Friedens sein will, muß nothwendig als Zerstörer auftreten. Es giebt hier gar keinen Ausweg. Nasson verblutet sich an diesem Konflikt.

Seine Kraft scheitert an der unmöglichen Aufgabe, Christ und Jude mit einander zu versöhnen. Zu der Heimath des Wohin, zu dem neuen Glaubensland, kann er weder Diese noch Jene führen. Im letzten Augenblick kehrt er zur Heimath des Woher zurück. In der Noth und Gefahr, da den alten Glaubensgenossen Tod und Scheiterhaufen droht, wirft er sich wieder auf ihre Seite, bekennt, daß er im Herzen niemals Christ, sondern daß er ein Heimathsuchender war, und will den Untergang mit seinem Volk theilen. Doch zu spät. Die ehemaligen Brüder stoßen ihn von sich. Unter Allen steht er als ganz Einsamer. Er wird sterben, aber er stirbt allein. Der Heimath- und Friedenssucher, der mit Allen gemeinsam und gleich auf dem selben Boden stehen und wirken wollte, hat die Heimath und den Frieden nicht gefunden; er muß erkennen, daß es diese Heimath nicht giebt, daß er nie zu ihr hingelangen kann . . . Die dramatische Lebensauffassung behält den Sieg; die Erkenntniß, daß von zwei gleichstarken und gleichberechtigten Lebensmächten die eine den Untergang der anderen herbeiführen muß, wird dahin entschieden, daß der Glaube an den ewigen Kampf des Daseins den Glauben an einen Frieden, an eine Einheit und Ruhe des Daseins zerschmettern muß.

Wilhelm von Scholz glaubt selbst, daß an diesem Punkte, im vierten Akt, sein Drama seinen eigentlich künstlerischen Abschluß findet, seine formal ästhetische Ausgestaltung erfahren hat. Nur diese vier Akte will er auf der Bühne dargestellt sehen. Aber offenbar hat er sich nicht völlig Genüge gethan und fühlt Etwas in sich, das ihn weitertreiben mußte. Er giebt seinem Schauspiel eine Fortsetzung, ein Nachspiel, eine Erweiterung ins Universelle, die er jedoch selber nur für einen Epilog, für Etwas wie eine bloße Erläuterung, eine reflektirende Betrachtung seines Werkes, eine abstrakte Ideenauseinandersetzung hält. Hoffentlich thut keine Bühne dem Dichter den Gefallen, geht auf seinen Wunsch ein und führt das Drama ohne Nachspiel auf. Das Empfinden, das ihn trieb, das Nachspiel zu dichten, ist ein ursprüngliches und echt künstlerisches

Digitized by Google

Empfinden; wenn er es verwirft, so läßt er sich gerade von einem nachträglichen Theoretisiren, von gewissen Aestheten-Bedenken und Glaubenslehren bestimmen, die eben bei ihm keine Anwendung finden, die gerade in der Hebbelwelt, zu der er sich bekennt, zum Unsinn werden und auf die der Geist Hebbels nur hohnlächelnd herabsehen kann. Dessen Wesen ist alles Andere eher als ein ästhetizistisch formales; es steht gerade im Gegensatz zu diesem.

Ich fürchte, daß das Drama, ohne Nachspiel aufgeführt, dem Dichter verhängnißvoll werden könnte. Jedenfalls wäre die Verkürzung ein Schnitt ins Fleisch hinein, eine Enthauptung des Ganzen; es brächte das Gedicht um seine besten Wirkungen. Die Schwächen dieser Dichtung liegen im Dramatischen, die Stärke liegt in der Größe der tragischen Wirkung des Leidens, die erst im Nachspiel völlig hervortritt. Das Dramatische, das minder Gelungene, würde in den Vordergrund geschoben, das tragische Leiden schwach und gebrochen erst auftreten. In der That ist der Konflikt der Tragoedie im vierten Akt keineswegs zum Abschluß gekommen, sondern er wird eigentlich erst jetzt gestellt. In dem Augenblick, da nach Anweisung des Dichters das Werk enden soll, fängt es gerade an, sich als Blüthe zu entfalten. Wir sehen, daß der Konflikt sich verschob und bewegte. In dieser Bewegung des Konfliktes liegt das Eigenthümliche, die Bedeutung des Hebbel-Dramas. Der Konflikt selbst, die Idee und das Wesen des dramatischen Konfliktes an und für sich, ist nichts als der einzige wahre und wirkliche Held aller Tragoedien Hebbels; und die Psychologie seiner Gestalten besteht eben immer in einer Psychologie der Natur des Konfliktes, bedeutet im innersten Kern eine ästhetische Untersuchung. Hebbels Drama steht in sehr nahen Beziehungen zu Hegels Philosophie; und was diese Selbstbewegung des Begriffes nennt, wie diese auf der Selbstbewegung des Begriffes als auf ihrem Fundament beruht, so bringt Hebbels Drama eine Selbstbewegung des Konfliktes. Der besondere Reiz dieser Kunst liegt vor Allem darin, daß der Konflikt sich verschiebt, wie ein ins Wasser geworfener Stein immer weitere und weitere Wellen zieht und seinen nothwendigen, natürlich künstlerischen Abschluß erst findet, wenn er völlig universal geworden, das ganze Weltwesen in sich hineingezogen hat. Jedes Stück Hebbels ist ein kosmisches Drama.

Auch die von Hebbels Geist bewegte Dichtung Wilhelms von Scholz beruht nicht darin, daß sie schlechtweg einen Konflikt stellt und ihn zum Austrag bringt, sondern darin, daß sie ihn erweitert, in der Erweiterung die künstlerische Aufgabe, den künstlerischen Zweck sieht; und so war es gerade das richtige, elementare, künstlerische Empfinden in dem Dichter, das ihn zum sogenannten „Nachspiel" trieb, nicht eher zur Ruhe kam, als bis der Konflikt in seiner universell kosmischen Bedeutung sich offenbarte. Gewiß: man kann sagen, daß das Nachspiel keine dramatische Fortbewegung bringt, daß der Held

Digitized by Google

an dessen Schluß genau dort steht, wo er auch im vierten Akt stand. Aber es handelt sich hier eben nicht um dramatische Entwickelungen, sondern um tragische Vertiefungen. Eine Ahnung kam uns schon, daß das Dramatische und Tragische bei Scholz in Konflikt mit einander gerathen und Etwas von der Natur jener gleichwahren und gleichberechtigten Lebensmächte in sich tragen, die einander gerade aufzuheben suchen, daß Scholz mit seiner Theorie von der völligen Einheit des Dramatischen und Tragischen in eine Falle und Sackgasse rennt, die für ihn und für Hebbel selbst zum Verhängniß werden müssen.

Zunächst ist das Nachspiel nicht nur Erläuterung, abstrakte Ideenauseinandersetzung; wenn es auch keine äußere dramatische Fortentwickelung giebt, so giebt es eine innere geistige, eine wahrhaft lebendige künstlerische Fortsetzung, gerade eine Steigerung der Gefühle; und der Gefühlsausdruck des Dichters zeigt sich nirgendwo so stark und gespannt und auf solcher Höhe wie im Nachspiel. Er entfaltet allerdings nur die Idee, die schon im Schluß des vierten Aktes liegt. Aber er entfaltet sie. Auf solche Entfaltungen kommt es in der Kunst und im Leben an. In dem ersten Akt eines jeden Dramas steckt die Idee schon im Keim- und Embryozustand und der Fortlauf des Dramas ist stets nur die Auslösung der Keimelemente.

Im Nachspiel erhebt sich die Tragoedie von Nasson klar und deutlich zur Menschheitstragoedie. Der Dichter sagt uns natürlich nichts, was uns nicht immer wieder gesagt worden ist, und singt uns das alte Lied unserer monistischen Weltanschauung. Ein dunkles Schicksal hat uns aus unserer eigentlichen Heimath, dem Lande der Ruhe und des ewigen Friedens, der vollkommenen Einheit, hinausgestoßen in dieses menschliche Dasein, herabgeworfen auf diese Erde, über die jeder Mensch nun als Jude und Ahasver, ein Heimathloser, von ewiger Unruhe getrieben, wandern muß. Nur eine unstillbare Sehnsucht nach dem Verlorenen Paradies, der Heimath der Ruhe, lebt in uns, verzehrt uns qualvoll, da diese Welt ganz und gar Widerspruchs- und Kampfwelt ist und, in unlösliche Gegensätze verstrickt, ganz und gar nichts von jenem Einheitwesen unserer Urheimath an sich trägt, nichts von jener Einheit, in der die Erlösung und Seligkeit erblickt wird. In dieser Welt des Kampfes erscheint der Christus, der Einheit- und Friedensverkünder, der auf jene alte Heimath hinweist, aber von der Kampfwelt äußerlich überwunden und ans Kreuz geschlagen wird. Der Christus nimmt mit seinem Tode die Schuld der Menschheit auf sich und erlöst sie. Es giebt in Wahrheit eine Heimath- und Friedens- und Einheitwelt, zu der wir hingelangen können. Scholzens Christus-Tragoedie verläuft allerdings etwas anders. Der Arzt Nasson braucht nicht, wie Christus, zu sterben, die Kampfmenschen schlagen ihn nicht ans Kreuz, sondern, wenn er will, kann er leben. Er aber will nicht, er vernichtet sich selbst, er hat die Friedenswelt als eine Chimäre

Digitized by Google

erkannt und besitzt nur noch den einen Instinkt, dieses fürchterliche Dasein von sich abzuthun.

Unsere Ideen vom Dramatischen und Tragischen sind nur Formen unserer Weltanschauung. Die dramatische Welt ist unsere menschliche, irdische Streit- und Kampfwelt, in der es nie zu einem Frieden kommen kann. Daß diese Welt das Friedlose ist, darüber sind die Geister aller Vorjahrtausende und die modernen Geister einig. Welche Rolle spielt nun aber das Tragische? Nach Hebbel und Scholz soll es vollkommen identisch mit dem Dramatischen sein. Das Tragische besteht in diesem dramatischen Kampf selbst, in dem Aufeinanderprallen vollkommenster Antithesen, unüberwindlicher Gegensätze, gleichwahrer und gleichberechtigter Lebensmächte und es müßte selbst etwas höchst Widerspruchsvolles sein, gewissermaßen zugleich eine Freude am Siege des Siegers und ein Schmerz über den Untergang des Besiegten. Die neue Tragoedie würde uns demnach zuletzt in den Gemüthzustand versetzen, daß wir allerdings über den Tod des Helden ein Bedauern empfinden, zugleich aber eine große Lust und Befriedigung darüber, daß Jude und Christ fortfahren, in alle Ewigkeit hinein einander zu verfolgen und zu töten. Das ist nun keineswegs das Gefühl, mit dem uns die Dichtung entläßt, sondern, was in uns ausgelöst wird, kann nichts Anderes sein als Das, was eben der Held selbst empfindet, eine Gewalt der Verzweiflung, des Jammers, des Selbstmordwillens und vollkommener Vernichtung. Alle hebbelschen Tragoedien zerschmettern uns. Gerade gegen diese Zerschmetterungen aber lehnt sich in uns ein unüberwindlicher natürlicher Instinkt auf. Und gerade der Instinkt, der sich dagegen auflehnt, der wider diese dramatische Welt, wider das dramatische Wesen sich wendet, ist, sage ich, eine Wurzel unseres tragischen Gefühles. Die tragische Natur des Arztes liegt wesentlich mit darin, daß er Friedensmensch ist und gegen die Kampffanatiker sich wendet, und das Tiefe, das in einer Hinsicht Erschöpfende des Dramas liegt darin, daß es den Konflikt aller Konflikte darstellt, der nicht einfach schlicht zwei Kampfnaturen wider einander bringt, sondern wie in sich selbst zurückflieht und den Gegensatz zwischen unserem Friedens- und Kampfwillen als einen Kampf darstellt. Die Feinheit, Tiefe und das Räthselvolle dieses letzten aller Konflikte löse ich nun nicht einfach damit, daß ich etwas plump und kurzer Hand herausfahre: Alles ist Kampf, wie Scholz sagt. An diesem Problem bricht er schließlich zuletzt doch zusammen; der letzten Feinheit seiner Aufgabe zeigt er sich nicht gewachsen und das harmonische Kunstwerk, das aus der Lösung dieser höchsten Aufgabe herauserwachsen mußte, bleibt in weiter Ferne, wird als unerreichbar hingestellt. Es ist zuletzt eben nichts als wieder der Konflikt zwischen Tragik und Dramatik, den Scholz nicht sehen kann, da er, Tragisches und Dramatisches für Eins haltend, die Unterschiede nicht wahrnimmt.

Digitized by Google

Das allgemeine menschliche Gefühl von widerstreitenden Mächten in unserem Seelenleben, von einem Daseinskampf, wird wieder gebrochen und gleichsam in sich selbst ad absurdum geführt, wenn ich zu diesem letzten und höchsten Konflikt aufstiege. Und das Tragische ist gerade die Kraft, die den dramatischen Menschen und seinen Glauben an die tötlichen Gegensätze überwindet. Es löst die von Hebbel mit unendlicher Schärfe zugespitzten Antitheſen, es öffnet schließlich einen Ausweg für die gequälte Seele; und die tiefste Kraft des Tragischen ist das Lustgefühl, das über den dramatischen Menschen triumphirt und die Nichtigkeit seiner Antithetik enthüllt. Je schärfer die Antithese auftritt, je unentrinnbarer sie zu sein scheint, desto größer die künstlerische Genialität, die sie aufzulösen vermag, desto mächtiger das Gefühl der Befreiung und der Lust, daß sie in ein Nichts zerfällt. All unsere menschliche Heiterkeit, unser Witz und unsere Komik entsteht daraus, daß wir eine Form, die uns unsere Vernunft als eine ganz und gar widerspruchsvolle, unvereinbare vorspiegelt, kraft unserer lebendig-sinnlichen Anschauung und Vorstellung in eine widerspruchslose verwandeln: die Auflösung einer Antithese wird uns zu einem Lachen und dieses Lachen wohnt auch an den Wurzeln unseres tragischen Gefühles. In ihren letzten Tiefen ist auch die Tragik eine Komik und ein Humor, — ein polarisch-doppeltwesentliches Weltempfinden, das einmal mit Inbrunst und Gewalt, trauernd und verzweifelnd, in den Anblick eines dramatischen, zerstörend gegen sich selbst wüthenden Daseins versinkt, das uns diese dramatische Antithetik so scharf wie möglich zum Bewußtsein zu bringen sucht und uns durch diese Größe des Bewußtseins zerschmettert. Aber im letzten Augenblick kehrt sich das tragische lachend und erlösend gerade gegen das dramatische Gefühl, widerlegt seine Befangenheit und Verstricktheit und stellt die Antitheſen nur deshalb so scharf auf, um sich um so herrlicher in seiner Ueberwinderkraft zu offenbaren. Der alte menschliche Glaube an Lebensmächte, die immerdar mit einem Vernichtungwillen einander gegenüberstehen und von denen die eine nur durch den Untergang der anderen meint bestehen zu können, wird durch unser tragisches Bewußtsein als der große menschliche Wahnsinn gebrandmarkt. Die dramatischen Gefühle sind gerade nichts als echte und reine Irrsinnsgefühle, fixe Ideen und alle dramatischen Helden und Heldinnen zunächst einmal Narren und Thoren, die aus der dramatischen Verzweiflung zur tragischen Freude und Lust geführt werden müssen. Und der Tragiker ist eigentlich zuletzt der Dichter an und für sich, der Mensch des einzig Wirklichen, des unendlich Beweglichen, Sinnlichen, der Offenbarer der Umgestaltung- und Verwandlungskräfte, für die nichts unmöglich ist, — der Dichter, der Widerspruch einlegt gegen eine Weltanschauung abstrakter Erstarrungen und monistischen Vernunftglaubens, der uns mit bloßen Antitheſen umstrickt hat.

Digitized by Google

Im „Juden von Konstanz“ ist die Welt der dramatischen Antithese auf ihren schärfsten Ausdruck gebracht. In dieser dramatischen Welt spielt Nasson mit seinen Friedensideen die Narren- und Thorenrolle jedes dramatischen Helden. Aber er stirbt auch als Thor, da er sich als unfähig erweist und selbst daran verzweifelt, aus der Welt des Kampfes jemals die Menschheit herausführen zu können, und für seine Idee eintrat, obwohl er sie selbst nicht verwirklichen konnte. Zur Höhe der Tragik steigt er nicht auf, weil er Tragik und Dramatik für das Selbe hält und als nur leidender, nicht als siegender und überwindender Mensch, der das tragische Gefühl über das dramatische emporführt, zu Grunde geht. Allerdings: wenn wir, wie Scholz, das tragische Wesen ganz in dem Bewußtsein eines absoluten Leidens sehen, dann müssen wir eben auch dieses Drama von einem blos leidenden Menschen als eine sehr hohe und starke, reine und mächtige Verkörperung tragischer Weltanschauung beurtheilen. Dann kann eben nicht, wie wir gewöhnlich behaupten, der handelnde, sondern es muß der leidende Mensch der vollkommenste dramatische Held sein; und da wir doch seit zwei Jahrtausenden ganz und gar von der Gewalt christlicher Ideen beherrscht sind, so ist zuletzt ein wichtiges Problem: Wie kommt es, daß wir trotzdem immer den nur leidenden Menschen für eine undramatische Gestalt erklärt haben? Nur ein Leiden und ein Untergehen, eine völlige Zerschmetterung kann das Los des Menschen sein, wenn er, wie Nasson, Friedensbotschaften der Welt verkündet und dennoch das Wesen der Welt für ein absolut dramatisches, für ein Wesen ewigen Kampfes ansieht. Nur einen leidenden Helden konnte Scholz uns darstellen und alle Wirkungen seiner Dichtung und alle ihre Erschütterungen beruhen auf dieser Darstellung des großen Menschheitleidens, das keinen Ausweg aus seiner Thorheit weiß. Mit der Größe im Ausdruck des reinen Leidens steht und fällt sein Drama.

Ein Wesen des Unharmonischen, Zerrissenen und Zwiespältigen wohnt dabei freilich an den Wurzeln der Dichtung, da sie in den bloßen Gegensätzen einer Kampf- und Friedenslehre stecken bleibt und die Antithese nicht aufzulösen und zu überwinden weiß. Indem das Dramatische mit dem Tragischen identifizirt wird, können diese Mächte und Gefühle nicht befruchtend und entwickelnd auf einander wirken und die Dichtung, selbst in ihren Antithesen sich verstrickend, vermag kein Schauspiel des Kämpfens und Handelns, des Siegens und Ueberwindens zu werden, sondern bleibt in einem Wesen des Leidens und der Passivität stecken. Denn das tragische Drama beruht gerade nicht auf einer Einheit, sondern auf einem Kampf des Dramatischen und Tragischen wider einander, der mit dem Sieg des Tragischen, mit dem Sieg des ironischen Lachens über die Irrthümer der dramatischen Antithesen endet.

Wilhelmshagen. Julius Hart.

Digitized by Google

Hektor Berlioz.*)

Ich war in meiner ersten Betrachtung davon ausgegangen, daß Berlioz's krankhafter Körperkonstitution sein maßloses, aufgeregtes, überreiztes Fühlen und Denken, sein Verlangen nach sensationellen, bizarren, raffinirten Dingen entsprach. In der Musik wird sich diese Geistesrichtung in der Wahl der Stoffe und der Darstellungmittel zeigen. Jeder denkt dabei sofort an das Programm der Sinfonie fantastique und an das seltsame Gemisch rein musikalischer, tief poetischer Stimmungen und grotesker Phantasievorstellungen, die sich in ihr um das Bild der Geliebten, das musikalisch ein idée fixe genanntes Thema versinnlichen soll, gruppiren. Daß die musikalisch Gebildeten gerade mit diesem Werk ihre Vorstellungen von Berlioz's Künstlerthum verbinden, ist nicht nur äußerer Zufall; die Wahl und die Ausführung des Stoffes ist eben typisch für Berlioz. Niemand als dieser exaltirte Franzose konnte dieses musikalische Wagestück fertig bringen, in dem Opium und Mordwerkzeuge, Henkerbeile, Hexentänze und Kirchenlieder von den Folgen verschmähter Liebe erzählen.

In „Harold en Italie", seiner anderen Symphonie, findet man wieder den selben Gewaltmenschen der Phantasie. Am Deutlichsten zeigt hier ein Vergleich mit Mendelssohn, worauf es ankommt. Schließlich ist ja „Harold" Berlioz's italienische Symphonie, der Niederschlag der Eindrücke seiner italienischen Reise. Und nun vergleiche man damit Mendelssohns italienische Symphonie. Man müßte die beiden Werke einmal in einem Konzert aufführen und vorher etwa je fünfzehn Minuten aus den italienischen Reisebriefen der Beiden und den Memoiren Berlioz's vorlesen. Das gäbe einen Begriff von dem Wesen der künstlerischen Persönlichkeit. Berlioz kannte das Glück und die künstlerische Erhebung, die Mendelssohn in Italien fand, nicht. In seiner Phantasie hafteten nur romantische Einzelerlebnisse, eintönige Ständchen, wie sie in Subjaco der ragazzo gesungen hatte, Abendgesänge wallfahrender Pilger, wüste Gelage in Banditenspelunken; und überallhin brachte er sich mit, seine melancholische Harold-Natur, seine ruhelosen, selbstquälerischen Gedanken, sein mal de l'isolement. Daß Berlioz auch gerade Ouverturen zu den „Vehmrichtern", zu „Lear", zum „Korsar" geschrieben hat, beweist, neben den Symphonien, jedenfalls seine Vorliebe für Stoffe, bei denen sich mit innerem und äußerem Grauen wirken läßt. Sagt er doch selbst von der „Vehmrichter"-Ouverture: „Wie ungeheuerlich, kolossal und schrecklich ist Das! Es ist eine Hymne an die Verzweiflung, aber die verzweifelndste Verzweiflung, die man sich vorstellen kann, furchtbar und zärtlich. Alles, was mein Herz an Wuth und Zärtlichkeit zu umfassen vermag, liegt in dieser Ouverture!"

Mit welchem Eifer sich Berlioz in solche Vorwürfe hineinversetzte, mit welcher Leidenschaft er ihnen nachging, beweisen seine Briefe an Humbert Ferrand über sein großes Projekt: „Der Jüngste Tag". Erst solls ein „kolossales Oratorium" werden: „Die Menschen, die zum letzten Grad der Korruption gelangt sind, geben sich den fürchterlichsten Lastern hin; eine Art von Antichrist herrscht als Despot über ihnen. Während er sich seinen wollüstigen Gemeinheiten hingiebt, überraschen ihn inmitten eines Festes die schrecklichen Trompeten der Auferstehung; die Toten stehen aus den Gräbern auf, die Lebenden stoßen erschreckt ein wahn-

*) S. „Zukunft" vom 10. Juni 1905.

Digitized by Google

sinniges Angstgeheul aus, die Welt stürzt zusammen; dann stimmen die Engel in den Wolken den Schlußchor dieses musikalischen Dramas an." Der Plan wird fallen gelassen oder vielmehr in den einer dreiaktigen Oper mit dem selben Titel umgewandelt. Eine Szene daraus gebe einen Begriff von diesem Plan. „Der Despot zwingt den gegen ihn auftretenden Propheten, einer furchtbaren Orgie beizuwohnen, bei der er zum Schluß hohnlachend ausruft: „Jetzt wird das Weltende aufgeführt!" Mit Hilfe seiner Frauen und Eunuchen stellt er das Thal von Josaphat dar: eine Schaar geflügelter Kinder bläst auf winzigen Trompeten, falsche Tote steigen aus den Gräbern hervor; der Tyrann stellte Jesus Christus dar und ist im Begriff, die Menschen zu richten. Da erbebt die Erde. Wirkliche, furchtbare Engel lassen schmetternde Trompeten erschallen; der wahre Christus erscheint und das wahre Jüngste Gericht beginnt!" Humbert Ferrand sollte diesen echten Berliozplan dichterisch ausführen. „Drei Akte genügen." Es kam nicht dazu.

In den Worten, mit denen Berlioz seinen Freund begeistern will, ist wörtlich ausgesprochen, was ich als eins der treibenden Momente seines ganzen Geisteslebens bezeichnete: Die Sucht nach Neuem, Bizarrem, Unerhörtem. „Suchen Sie so viel wie möglich etwas Unbekanntes zu schaffen: nur darin liegt heute der Erfolg." „Weichen Sie vom Hergebrachten ab." „Sie werden also, Sie müssen sogar das Unbekannte suchen: noch ist nicht Alles entdeckt."

Und wenn einmal der Stoff selbst nichts Unerhörtes war, dann wirds der Plan und die Mittel der Ausführung. „Ein ganz neues Genre für Orchester, Chor, zwei vierhändig gespielte Klaviere und Harmonika" soll seine Ouverture zu „La tempête" werden. „Es ist vollkommen neu." Auch „Harold" nennt er „nach einem ganz neuen Plan geschrieben"; und kommen wir zu Werken wie „Romeo und Julia" und zu „Lélio", so sehen wir vollends, wohin das nicht zu bändigende Verlangen, um jeden Preis neu zu sein, führen mußte. In diesen monströs angelegten Werken lediglich Versuche erblicken zu wollen, die Grenzen der symphonischen Musik zu erweitern, halte ich nicht für angebracht. Ihr ganzer Aufbau, die Dimensionen der einzelnen Abschnitte, der Reichthum der angewandten Darstellungmittel, die Zusammenhanglosigkeit der verschiedenen Theile ist mit der theoretischen Absicht, die Form zu erweitern, nicht erklärt. Das Alles ist Ausfluß des innersten Wesens von Berliozs geistiger Natur, Folge seines schrankenlos phantastischen Vorstellens, seiner krankhaften Sucht nach Neuem. Man kann bei Berlioz Alles verstehen, sobald man nie diesen Kern seiner menschlichen Natur vergißt.

Auch die Mittel der Darstellung, die er liebt, wählt er aus diesem Verlangen nach stärksten Reizen und neuen Sensationen. Wie er mit einem wonnigen frisson berichtet: „Ich werde die Ouverture zu den ‚Vehmrichtern' wieder aufführen, damit das Parquet in Aufregung geräth und die Damen weinen", so nennt er die Wirkung des Requiems eine „furchtbare". „Der schreckensvolle Eindruck des Tuba mirum ist unbeschreiblich; einer der Choristen bekam einen nervösen Anfall. Es war wirklich von gewaltiger, erhabener Größe." Wie oft spricht er mit Entzücken von den Massen, die er zur Aufführung seiner Werke haben wird: „Heute Morgen erste Probe! Zweiunddreißig Violinen, im Ganzen hundertzehn Musiker!" „Ich gebe ein ungeheures Konzert! Kommen Sie, es wird furchtbar sein! Habeneck wird das gigantische Orchester dirigiren."

Wenn man von Massen bei Berlioz redet, denkt man zunächst an das „Requiem"

Digitized by Google

mit seinem Tuba mirum. Der dort verwirklichte Gedanke, vier Gruppen von Blasinstrumenten in den vier Himmelsrichtungen aufzustellen, beschäftigte Berlioz schon 1831 bei dem vorhin erwähnten Plan eines „kolossalen" Oratoriums: „Der Jüngste Tag." Man braucht aber gar nicht diese Heerschaaren von Trompetern, Posaunisten und Paukern zu citiren, auch nicht die Chor- und Orchestermassen des „Tedeum" oder den Klangkörper der Sinfonie funèbre et triomphale. Schon die Schlußsätze des „Harold" und der „Phantastischen Symphonie" (Berlioz redet daselbst von „infernalischer Leidenschaft" und „satanischer Wirkung") und Dutzende von Belegstellen aus „Requiem", „Romeo" und den kleineren Werken genügen. Die Vorliebe des Komponisten für den schroffen Wechsel von fff und ppp, die seltsame Mischung der hohen Töne dreier Flöten mit tiefsten Noten von acht Posaunen (im Requiem), die vielen sonstigen staunenswerthen Eigenheiten seiner Instrumentation: das Alles sind nicht durch das Kunstwerk unbedingt geforderte Ausdrucksweisen, sondern Aeußerungen der oft überreizten, nie ruhenden Phantasie ihres Schöpfers.

Das Requiem von Berlioz einmal genau daraufhin anzusehen, wie die Darstellungmittel, ihre Art und ihr scharf überlegter Wechsel, der Aufbau der einzelnen Sätze, die Behandlung der verschiedenen Textpartien der hier ausgesprochenen Behauptung gemäß ein Bild von Berlioz's maßloser, großartiger Phantasie geben, wäre eine lohnende Aufgabe; hat doch Berlioz selbst mit den Worten: „Müßte ich mein ganzes Lebenswerk vernichten mit Ausnahme einer Partitur, so wäre es das Requiem, für das ich um Gnade bitten würde" das Requiem als sein bestes Werk bezeichnet. Man würde bei dieser Untersuchung freilich nicht nur die Nachtheile erkennen, die Berlioz aus seiner krankhaften Veranlagung erwuchsen, sondern auch Leistungen entdecken, die kraft dieser Veranlagung jedes seiner Werke enthält.

Zunächst mußte klargestellt werden, daß der stark pathologische Charakter seiner Gesammtnatur die Kompositionen Berlioz's bald im Ganzen, in ihren Grundgedanken, bald in Einzelheiten aus dem Bereich des künstlerisch Großen und Vollendeten in den des Barocken, Grotesken gerückt hat. Durch diese Klarstellung aber haben wir nun um so mehr das Recht gewonnen, auf den außerordentlichen Reichthum an unmittelbar ergreifenden, weil mit glühendster Leidenschaftlichkeit des künstlerischen Schauens erfaßten und wiedergegebenen Situationen hinzuweisen, die diese Kunst enthält, auf diese Fülle dämonischer Ausbrüche einer vulkanischen Natur, diesen schillernden Glanz immerwährend unter stets neuer Beleuchtung erzitternder Farben, dieses Spielen mit allen Effekten des Raffinirten und Grotesken, diese staunenswerthe Treue in der Wiedergabe von Stimmungen und Affekten, diese Kühnheit in der Darstellung des Wildphantastischen. Jetzt ists auch Zeit, daran zu erinnern, daß Berlioz melodische Phrasen von einer Wärme und Ausdrucksfähigkeit gefunden hat, die er auch lediglich der oft bis zum Exzeß intensiven Leidenschaftlichkeit seines Empfindens verdankte. Das Requiem, Romeo und Julia, die Fantastique und Harold geben die Beispiele dafür.

Ich kann aber darauf verzichten, all das musikalisch und poetisch Gute, das in Berlioz's Partituren immer wieder zum Genuß und Bewunderung einladet, zu erwähnen. Ich wollte zeigen, daß Berlioz ein „Echter" ist, daß Mensch und Musiker in ihm auf den selben geistigen Grundlagen ruhen, und muß daher nun noch der anderen Seite seiner Natur gedenken und beweisen, daß sein mal de l'isolement, sein ungestilltes Sehnen nach der grande vie es war, die ihm verwehrte, in

Digitized by Google

seiner Musik zur künstlerischen Reife und Größe zu kommen. Vielleicht ist jetzt schon Denen, die diese Sätze in Ruhe verfolgt haben und Berlioz's Musik kennen, klar geworden, daß bei seiner immensen musikalischen Begabung, dem Reichthum seiner Phantasie und der Größe seines Wollens der „Erdenrest", zu tragen peinlich", bei ihm nicht musikalischer Natur sein kann. Man darf nicht sagen: „Berlioz konnte als Musiker Alles, nur fehlte ihm die Beherrschung der Form, der Sinn für Oekonomie." Man muß sagen: „Was er als Mensch nicht fand, fand er als Musiker nicht: Größe, Klarheit, Ruhe; Halt und Sicherheit in einem Großen, das außer ihm lag." Das ists. Zum großen Künstler macht nie die Technik oder die Phantasie, sondern nur die Lebens-, die Weltanschauung. Diesen Satz, den positiv Schiller so gut wie Wagner, Beethoven wie Goethe bekräftigt, beweist indirekt nicht minder deutlich Berlioz. Warum fand er nicht in der Fantastique den Weg aus seiner engen Bizarrerie zur Weite des Lebens? Warum endet sein Harold in einer Spelunke? Warum zerfällt Romeo und Julie in kleine Episoden, warum das Requiem in blendend und raffinirt gemachte Augenblicksbilder? Warum wird dem Faust sein ganzer Gehalt genommen, warum auch hier aus grotesken und romantischen Einzelheiten eine äußerliche Folge von Szenen gemacht? Warum haben die „Trojaner", an denen der Komponist, wie die Briefe an die Fürstin Wittgenstein beweisen, mit aller Gluth seiner Vergilschwärmerei arbeitete, kein Leben? Weil all diese Werke nur aus der Phantasie eines ewig mit sich selbst beschäftigten Menschen geboren sind, dessen Gluth und Energie Das nicht ersetzen kann, was die Einen Glauben, die Anderen Weltgefühl, wieder Andere philosophische Spekulation nennen mögen, was schließlich Persönlichkeit im goethischen Sinn ist.

Wer Berlioz's Schriften und Musik kennt, wird fühlen, wie hier wieder Alles bis zur völligen Deckung kongruent ist. Niemand, der Berlioz nicht mit der Ekstase des Parteigängers hört, kann behaupten, je von einem seiner Werke Das erhalten zu haben, was wir künstlerische Befreiung nennen, was wir in Bayreuth so gut erleben wie bei der Lecture hebbelscher Gedichte, bei Iphigenie so gut wie bei der Cmoll-Symphonie. Wir kommen nie von dem Menschen Berlioz und darum nie von uns selbst los. Mit einziger Ausnahme vielleicht des ersten Satzes des „Requiem", des künstlerisch Reifsten und Reinsten, was Berlioz geschrieben hat. Aber auch hier nur ein Satz, kein ganzes Werk. Dazu kommt, daß Berlioz wie wir gesehen haben, nicht einmal in künstlerischen Fragen für den Anschluß an eine allgemeine Bewegung veranlagt war, daß er auch hier an seinem mal de l'isolement krankte. Es ist so einfach und leicht, zu sagen: Berlioz, Liszt und Wagner. Wagner hat selbst in einem Brief an Liszt diese Zusammenstellung gemacht, aber nur in dem Sinn, daß diese „drei Kerle" einander gleich seien in der Freiheit von allem Konventionellen, in der Verachtung der Oberflächlichkeit der Menschen, in der Fähigkeit, das Große zu erkennen. Andere innere Verwandtschaften zwischen Berlioz und den beiden anderen Künstlern finden zu wollen, ist vergebliches Bemühen und Selbsttäuschung. Berlioz wußte wohl, weshalb er sich sträubte, mit „der ketzerischen Versammlung des Jungen Deutschland, die Musik macht, daß einem die Ohren zerspringen", zusammen genannt zu werden. Er fühlte seine gänzlich anders geartete Natur, er wußte, daß ihn nur ein Negatives, die Ablehnung der oberflächlichen Durchschnittskunst, mit ihr verband. Für das Positive der neudeutschen Kunst besaß er nicht die Organe. Vor allen Dingen hatte

Digitized by Google

er nicht die geringste Ahnung davon, daß die Grundlage dieser Zukunftmusik, ihre ideale Forderung die Einheit von Form und Gehalt, der einheitliche, organisch entwickelte Aufbau jedes großen Kunstwerkes sein werde. Das ist kein Vorwurf; denn die meisten neudeutschen Musiker wissen es heute noch nicht und bilden sich ein, mit ein paar Dissonanzen und den großen Dimensionen ihrer Werke „fortschrittlich" zu sein. Mir hats immer Spaß gegeben, wenn ich die Zeitungschreiber rühmen hörte, eine Aufführung der „Damnation de Faust" sei eine That, der Fortschritt siege, „die Moderne" „ringe sich durch." Ich genieße gern Alles, was diese Partitur an stimmungvoller Musik, an grandiosen Effekten, an Temperament, vor Allem, was sie an Groteskem enthält, aber ein modernes Werk ist diese zusammengepappte Szenenfolge doch nicht; in gewissem Sinn genau so veraltet und formlos wie „Paradies und Peri", genau so unmöglich als „einheitliches Kunstwerk". Berlioz heutzutage noch als „Modernen" ausspielen zu wollen, ders nicht einmal 1860 mehr war, ist eine der vielen tragikomischen Leistungen unserer Kritiker, die nicht wissen, daß das Kennzeichen für alle wirklich fortschrittliche Kunst nach Wagner und Liszt nicht in Kühnheiten der Technik oder Harmonisation, sondern in der aus dem Gehalt eines Tonstückes mit innerer Nothwendigkeit sich selbst bildenden Form und der richtigen Wahl der Darstellungmittel besteht.

Die Hauptersolge Berliozs fallen darum auch in die Zeit seines Lebens. Es ist eine der gröblichen Geschichtfälschungen, die sich die meisten Festartikelschreiber fast stets und so auch wieder bei Berlioz zu Schulden kommen ließen und lassen, zu behaupten, der Künstler sei verkannt gewesen und beginne erst jetzt, verstanden zu werden. Solche Redensarten beweisen nur das oberflächliche Studium der eigenen Schriften Berlioz. Gewiß klagt er besonders in den letzten Jahren, als eben die neue Zeit andere künstlerische Gestalten in den Vordergrund rückte, über sein Künstlerlos, aber eigentlich nur der Theater wegen, die sich ihm verschlossen. Und sie verschlossen sich, wie die Zukunft gezeigt hat, doch immerhin mit einigem Recht; denn der Bedenken gegen seine dramatischen Leistungen sind reichlich viele.

Berliozs Beziehungen zum Theater sind gezwungen. Weil in Paris das für die künstlerische Stellung Wichtigste die Erfolge in der Opéra waren, darum wandte er sich dramatischen Stoffen zu. Nicht wie die kleinen Geister aus Freude am Theater, nicht wie Wagner aus innerem Bedürfniß. Man findet in seinen Schriften Belege dafür, daß er das Theater verachtete, daß er die absolute Musik für die höchste und reinste Gattung hielt. Wagners Art, die Musik ganz in den Dienst der dramatischen Idee zu stellen, erschien ihm eine Verirrung. Wie er überhaupt Opern schrieb, sieht man deutlich aus den vielen Briefen, die er über die „Trojaner" an die Fürstin Wittgenstein gerichtet hat. Da wird aus ganz äußeren Gründen geändert, da giebt nicht das dramatische Ganze, sondern eine effektvolle Situation den Ausschlag; da heißts: „Ich suche jetzt möglichst Zeit zu sparen. Es ist zu lang. Ich brauche noch wenigstens fünfundzwanzig Minuten fürs Ballet." Werke, die auf diese Art entstehen, von aufmunternden Worten einer Kunstfreundin gefordert und gefördert, ohne die treibende innere Nothwendigkeit, können keine Lebenskraft haben, die den Jahrzehnten Stand hält. Und doch konnte sich Berlioz bei Lebzeiten auch über die Erfolge seiner Opern nicht beklagen. Liszt bereitete dem „Benvenuto" in Weimar den Boden, „Beatrice und Benedikt" machte in Baden-Baden Furore, der zweite Theil der „Trojaner" erlebte zweiund-

Digitized by Google

zwanzig Aufführungen in Paris, die Partitur wurde vor der Aufführung von einem Verleger für fünfzehntausend Francs angekauft.

Verfolgt man aber gar, welche Erfolge Berliozs andere Werke hatten, so wird die lächerliche Schwindelei, Berlioz sei ein verkanntes Genie gewesen, ganz hinfällig. Seine Briefe sind voll von Berichten über geradezu phänomenale Erfolge, denen ganz wenige bittere Worte über sein Verkanntsein in Paris gegenüberstehen. Aber auch in Paris war er gefeiert und errang mit jedem seiner Werke die glänzendsten Triumphe. Wie er die in dem beschränkten Konzertleben von Paris allerdings erringen wollte, ohne neue Werke zu bringen: Das ist eine Frage, die er selbst nicht zu beantworten vermocht hätte. Und Berlioz bot sein Bestes zu Anfang. In seiner Kunst ist keine Entwickelung. Die Fantastique, Harold und das Requiem hatten Riesenerfolge, auch sofort in Paris. Aber was brachte er denn später, um diese Werke zu überbieten? Berlioz konnte auf die Dauer bei den pariser Musikverhältnissen keine Erfolge haben, wenn er immer wieder diese nun bekannten Werke als das Beste brachte. 1836 schreibt er: „Alle Dichter von Paris, von Scribe bis zu Victor Hugo, haben mir Operndichtungen ‚angeboten'!" Ich meine: Das beweist genug. Ueber seine (auch mit dem Maßstab unserer Zeit gemessen, noch stattenswerthen) Erfolge in Weimar, Löwenberg, Wien, Prag, Petersburg, Braunschweig, über die Art, wie Schumann, Mendelssohn, Liszt für ihn wirkten, erfährt man aus seinen Schriften ja genug und übergenug.

Nein: es ist ganz sinnlos, bei Berlioz von Verkanntsein reden zu wollen. Es wird wenige Komponisten geben, die sofort, trotz ihren ungeheuren Forderungen an die Ausführenden wie die Zuhörer, mit solchen Erfolgen verwöhnt worden sind. Daß Berlioz von solchen Erfolgen nicht leben konnte, daß er Zeitungskritiker werden mußte, daran ist nicht seine Kunst, daran sind äußere Verhältnisse schuld.

Es wird gut sein, auch Das aktenmäßig festzustellen. Berlioz schreibt an seinen Sohn: „Als ich Deine Mutter heirathete, war ich dreißig Jahre alt, hatte nur dreihundert Franken, die mir mein Freund G. geliehen hatte, und den Rest meines Stipendiums vom Rompreis, das nicht länger als achtzehn Monate dauern sollte. Daneben aber noch eine Schuld Deiner Mutter von beinahe vierzehntausend Franken, die ich nach und nach bezahlt habe; auch mußte ich ihrer Mutter, die in England lebte, von Zeit zu Zeit Geld schicken und hatte mich mit meiner Familie überworfen, die nichts mehr von mir hören wollte." Angesichts dieser Thatsachen sollten eigentlich die gemüthvollen Redensarten über Berliozs Erdenwallen verstummen. Berlioz hätte, wenn er eine musikalische Entwickelung über seine ersten Hauptwerke hinaus genommen hätte, zweifellos auch in Paris das Ansehen behalten, das er so rasch gewonnen hatte. Aber Entwickelung, organisches Wachsen lag eben nicht in seinem Wesen; und so wurde eigentlich fast die ganze zweite Hälfte seines Lebens in der Hauptsache gestützt durch den Ruhm der Werke bis zum Requiem (1837). Erklärt sich diese Thatsache schon aus seiner ganzen geistigen Natur, so wird sie noch durch allgemein kunstgeschichtliche Betrachtungen gestützt.

Den im Anfang gegebenen Andeutungen gemäß müßte zur vollständigen Aufklärung der Grundlagen, auf denen die gesammte Kunst Berliozs ruht, jetzt seiner Stellung in der Kultur- und Kunstgeschichte gedacht werden, seiner Abhängigkeit von Vorläufern, von dem gesammten geistigen Wesen seiner Zeit. Das ist schon öfters, wenn auch nicht immer mit der nöthigen Klarheit und Schärfe,

Digitized by Google

versucht worden. Ich habe hier Alles darauf verwandt, die Persönlichkeit Berliozs als Trägerin seiner künstlerischen Eigenart zu zeichnen, und beschränke mich nur auf kurze Andeutungen, um seine Beziehungen zu den Zeitgenossen festzustellen.

Bei Berlioz liegt der Fall insofern einfach, als er ganz und gar ein Kind seiner Zeit ist. Wir haben Künstlernaturen, bei denen die Darstellung ihrer Entwickelung sehr komplizirt wird, weil ihre eigene Psyche von der Psyche ihrer Zeit verschieden ist. Man wird, zum Beispiel, vermuthlich bei Bruckner darauf Rücksicht zu nehmen haben, daß durch die Kreuzung einer an sich sehr harmonischen, naiven Natur mit einer von wagnerischen Ideen durchtränkten Kunstrichtung eine eigenartige Mischung künstlerischen Innenlebens zu Stande gekommen ist. Bei Berlioz geht das eigene Fühlen dem der Zeit durchaus parallel; wenigstens in seiner Glanzzeit. Die französische Romantik mit all ihren geistigen Grundlagen und künstlerischen Ergebnissen paßt so zu Berlioz, daß man sich ohne sie seine Erfolge im Anfang der dreißiger Jahre gar nicht denken kann. Und sobald sie überwunden ist, ist auch Berliozs beste Zeit dahin, der stets im überschwänglichen Pathos ihres Gefühlsausdruckes befangen blieb. Man muß Vieles in seiner Musik auf Rechnung der Einflüsse setzen, die von den Dichtern dieser Romantik, von dem ganzen Geist, der damals die Gesellschaft beherrschte, auf Berlioz wirkten. Man muß daneben auch betonen, daß Shakespeare und der Beethoven der letzten Periode als Götter seinem künstlerischen Empfinden oft die Richtung geben; aber man wird gerade daraus, daß er von diesen Künstlern das Romantische, das gefühlsmäßig Maßlose sich zum Vorbild machen, ohne die Größe der Gestaltungskraft als das Ausschlaggebende zu erreichen, wieder ersehen, daß die persönliche Natur eines Künstlers für das Werden seines Kunstwerkes doch das Wesentlichste ist und daß man mit dem Studium der geistigen Strömungen zwar unentbehrliche Grundlagen für die Kunstgeschichte zu Tage fördert, doch nicht erklärt, warum in dieser Luft nun der Eine ein Berlioz, der Andere ein Meyerbeer geworden ist.

Der Zweck dieser Studie war zunächst nur, zu zeigen, daß nur die genaue Analyse der menschlichen Natur eines Künstlers die richtige Einschätzung seiner künstlerischen Art ermöglicht. War Das bei Berlioz verhältnißmäßig leicht, da er zwar stark pathologisch, aber doch nicht kompliziert ist und vor Allem so gut wie keine Entwickelungstufen aufweist (also mit dreiundzwanzig Jahren der Selbe ist wie mit fünfzig), so sollte diese Betrachtungweise nun auch auf Männer wie Liszt und Wagner angewandt werden, bei denen allerdings die Fülle der freilich noch sehr lückenhaften Dokumente und der Reichthum des persönlichen und künstlerischen Lebens zu sehr mühsamen und gründlichen Vorarbeiten zwingt. Das schönste Ergebniß meines Versuches erscheint mir jedenfalls, daß ich behaupten kann: Die Kunstgeschichte wird in Berlioz eine der menschlich bewundernswerthen Gestalten festzuhalten haben, bei denen Kunst und Leben eins waren, bei denen die Größe wie die Schwäche des Menschen, seine Abhängigkeit von seiner unglücklichen Veranlagung wie die Leidenschaftlichkeit seiner Natur sich in jedem seiner Werke spiegelt. Und als einer dieser Echten, die sich in der Kunst geben wie im Leben, die nichts künstlerisch heuchelten, was sie als Menschen nicht erlebt hatten oder zu erleben fähig gewesen wären, soll Berlioz bleiben, wird er bleiben, trotz seiner Wesensart, die ihm den erträumten Platz unter den Größten der Kunst versagt hat.

Altenburg. Hofkapellmeister Dr. Georg Göhler.

Digitized by Google

Wieland der Schmied.

Wieland der Schmied. Dramatische Dichtung. Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Aus der Einleitung:

Man mag über den bleibenden Werth des Bergtheaters bei Thale im Harz denken, wie man will: seine Gründung mit so bewußt aufgestelltem und durchgeführtem Programm ist eine künstlerische That. Sie soll Ernst Wachler unvergessen bleiben. Es ist vielleicht die ausgeprägteste That der sogenannten Heimathkunst. Diese Freilichtbühne kann jedenfalls von sehr anregender Bedeutung sein. Literat und Regisseur können dort lernen. Die Natur lagert gewaltig um das Spiel her, Bäume und Steine sind Zuschauer, der Darsteller steht auf natürlichem Boden. Eine unwahrhaftige Kunst ist da ohne Wirkung; eine dumpfe Literatur paßt nicht in diese Berglust. Etwas von dieser reinen und stolzen Natur muß in den Worten und Menschen einer Dichtung zu spüren sein, wenn sie stilgemäß wirken soll. Auch Worte wie „national“ oder „Heimathkunst“ reichen da nicht aus. Denn Wesen und Ziel einer hohen Kunst werden durch solche Theilworte nicht erschöpft. Jenseits aller Stadt- oder Landkunst steht versöhnend das große Ueberpersönliche, das in unseren heiligsten Augenblicken mit unerklärlicher Macht durch uns Alle hindurchfluthet. Alles Hohe in uns strebt diesem Ewigen zu; Parteien und Nationen zerrinnen in diesem feineren und höheren Lebensgefühl. Freilich wird nie zu leugnen sein, daß alles Starke, das wir aufgenommen haben in den Wäldern der Heimath, in den Lehren des Vaterhauses, in der Geschichte unseres Volkes und der Menschheit: daß dies Alles (und unser Erlebtes dazu) unbewußt mitbaut an jener feineren Sphäre jenseits aller Grenzen der Stoffwelt. Die Form eines Dramas dieser Art ist mir noch nicht ganz geklärt. Ich kann mir eine feierlichere Stilart denken, als sie mir hier zugeflossen ist. Ich wählte aus dem Gefühl heraus eine dichterische Prosa, mit energischem Rhythmus, wobei ich zwanglos den Stabreim benutzte, wenn er sich von selbst ergab. Diese dehnungfähige Form gestattet rasche und knappe Gespräche, legt aber auch einem breiteren Aufschwung kein Hinderniß in den Weg. Das Wort muß in unserem Drama überhaupt wieder mehr Unmittelbarkeit und Wucht erhalten. Die unmittelbare Klangwirkung eines festen Hinaussagens, das gleichwohl recht gut dichterisch sein kann, haben wir über den dekorativen Ausmalungen der formfeinen Jungwiener und über der Kleinmalerei des sorgfältigen Naturalismus eingebüßt. Durch das Ohr sofort in das Herz: da ist das Ziel! Richard Wagner hat zwar für die Stimmung, wie sie die nordischen Stoffe mit sich bringen, vorbereitend gewirkt; er hinterließ uns bekanntlich einen größeren Entwurf zu einem musikalischen Wielanddrama, den ich absichtlich unbeachtet ließ, weil er von ganz anderen künstlerischen Voraussetzungen ausgeht. Aber in der Hauptsache: wie wir nämlich mit den Mitteln des gesprochenen Wortes ein Drama hohen Stils schaffen, kann uns Wagner nicht helfen. Die Vertheidiger des auch von mir hochgeschätzten Musikdramas, die in dieser hohen Form der Oper eine Erfüllung Schillers zu sehen geneigt sind, unterschätzen die innere Rhythmik des Sprechwortes, das in Dichterhänden nicht erst der begleitenden Musik braucht. Und sie unterschätzen den raschen, schlagfertigen oder auch zarten und neckischen Dialog, wie ihn Shakespeare kennt, einen Dialog, der seinen Rhythmus und seine Erschütterungen nicht erst von Gesang und Orchester zu entlehnen braucht. Eine

Digitized by Google

seelenvolle Menschenstimme, wenn sie liebende Worte zu uns sagt — oder auch harte, rasche, kantige Worte schleudert —: braucht sie Gesang? Die ausströmende seelische Kraft ist ihr Gesang. Ich habe daher nur zum Beleuchten oder Erhöhen der Stimmung, zumal wo Fabelhaftes hereinragt, die Musik als eine Dienerin zu Hilfe gebeten. Zwar ist diese Dichtung den Möglichkeiten des Bergtheaters angepaßt, braucht aber nicht auf die Landschaftbühne beschränkt zu bleiben. Ich kann mir sehr wohl denken, daß städtische Theaterszenerie viele Wirkungen hinzuthun kann, so daß erstere wird, was wir dort an Freilicht und Freiluft voraus haben. Denn die Nachtheile des Bergtheaters sind nicht zu übersehen: die Abhängigkeit vom Wetter. Und zwar in tieferem Sinn. Man kann dort über Nachtszenen und wechselnde Naturstimmungen, wie Lear auf der Gewitterhaide oder Lady Macbeth mit dem Licht u. s. w., nicht nach Gutdünken verfügen, kann höchstens die natürliche Dämmerung zu Hilfe nehmen. Wenn aber die Landschaftbühne eine Zeit lang gesunde Höhenluft in unsere Literatur getragen hat, so hat sie ihren Zweck erfüllt. Sie kann sich dann zu einer dauernden Sommerbühne und stehenden Einrichtung neben dem städtischen Theater entwickeln oder in Ehren über ihre Bänke wieder den Wald wachsen lassen. Wann aber werden wir so weit sein?

Ich lasse hier eine Szene aus meinem Drama folgen.

Vor Wielands Höhle.

Die (von Wieland gefangene) Walküre Allwiß tritt mit dem Spinnrad heraus.

Allwiß

Komm ins Licht heraus, Wieland! Die Luft ist rein . . . Die grünen Flammen der Wälder schlagen zur Sonne empor! (Wieland tritt zu ihr; im Schurzfell, einen kleinen Hammer in der Linken, einen goldenen Gegenstand in der Rechten.)

Wieland

Dein Goldhaar flimmert schön im Sonnenschein, Allwiß . . . Weißt Du, was ich wohl möchte, Allwiß, mein Weib?

Allwiß

(setzt sich auf einen Block und spinnt).

Was möchtest Du, Wieland, mein Gatte?

Wieland

So zarte Fäden möcht' ich schmieden können wie diese Strähnen, die aus Deinem Haupte wachsen . . . (Berührt vorsichtig ihr Haar.) Schau her, was ich hier gehämmert habe! (Zeigt ihr den Gegenstand.) Ein Eichenblatt aus lautrem Gold!

Allwiß

(betrachtet es, geht dann zu einem Eichbusch und pflückt ein Blatt, bringt das Blatt und vergleicht beide Blätter).

Dein Gold ist schön, Wieland, und Du schmiedest fein, doch das Alles ist lebendig. Dein Gold aber ist tot.

Wieland

Freilich kann ich es nicht lebendig schmieden. Doch hab' ich das Alles Dir geschmiedet, Allwiß. Du hast Wieland gelehrt, Blumen und Blätter und Alles, was wächst, anders zu betrachten. Es hängt seitdem ein Schimmer an den Dingen. Ich sehe nun erst, wie Das schön ist. Und ich schuf mir Hämmerchen feinster Art und schmiede das Geschaute in lauteres Gold. Ich besaß vordem die Welt nicht, obwohl viel Gut in meinem Berg lag. Du hast mir die Welt geschenkt, Mädchen

Digitized by Google

aus Sonnenland. Und sieh: Wieland giebt Dir die Welt wieder im goldenen Nachbild. (Hält ihr das Goldblatt hin.)

Allwiß

Du hast mir schon den rothen Goldring geschenkt, Wieland, den ich am Arm trage, und unsere Kisten sind voll Schmuck . . .

Wieland

Schmuck macht Dich traurig?

Allwiß

Du bist gut, Wieland. (Giebt ihm die Hand.) Es macht mich nur traurig, daß Dein Gold tot ist.

Wieland

Tot?

Allwiß

Es liegt in Deinem Berg begraben; es schläft in eisernen Truhen. Und so viele Menschen gehen gebückt über die Erde hin und würden voll Freude sein, wenn sie Deine Kunst schauten. Dein Gold ist tot, Wieland. Deine Arbeit ist tot, Wieland, Und auch ich lebe nicht . . . (Seufzt.)

Wieland

Muß ich für Andere schaffen? Soll ich schmieden für Viele? Wieland ist frei. Er dient nicht!

Allwiß

Auch ich war frei, Wieland, und diente doch! Frei flog ich durch das Luftreich und forschte, wo auf Erden ein Held sei, und half ihm kämpfen und holt' ihn zuletzt nach Walhalla! Wo ist ein Kämpe, der sich im Wolfsthal eingräbt wie Wieland? Wo ist ein Held, der seines Hauptes Kraft und seines Herzens Gluth in einen Berg verscharrt und bang verschließt? Zeige mir den Mann und ich sage dem Mann: Mann, Du bist nicht Gold, Du bist toter Stein! Du wirst niemals leben im Sonnenlande, wo wir Lebendigen die Thaten der Menschen wirken! (Stöhnt und verbirgt das Gesicht.) Wir Lebendigen . . .

Wieland

(steht stumm und staunend, läßt Hammer und Goldblatt fallen)
Seltsam Neues sagst Du mir, Allwiß . . . Leb' ich denn nicht?

Allwiß

Du lebst wie diese Klötze von Stein: Du lagerst auf Gold. Dein Berg wird einst zusammenbrechen und wird verschütten Deine Kunst und Dich und die lange schon tote Walküre Allwiß. (Seufzt, schaut mit wehem Antlitz in die Luft.)

Wieland

Allwiß, deute mir besser Deine Rede . . . Sage mir: Was soll ich thun? (Sie schweigt.) Allwiß, Du sagst mir: „Wieland, Du bist gut". Ich aber weiß nicht, ob ich gut bin, Allwiß, denn Du bist traurig. Ich weiß nur, daß ich Dich lieber habe als Gold und lieb wie meine Schmiedekunst. Ich schaue Dich an und es rinnt Wärme in mich ein. Und meine Gedanken, die schwarzen Gesellen, werden gut.

Allwiß

Werden sie gut, Wieland? Dann sage mir, Wieland: Warum duldest Du Zwang und Trauer in Deiner Hütte, wo dies fröhliche Gold leuchtet? Zwang thut weh, Wieland . . . Dein Weib weiß es. Deine Wichtel wissen es auch.

Digitized by Google

Wieland

Ich thue den Wichteln kein Leid . . .

Allwiß

Nimm ihnen die Ketten ab, Wieland. Sie sollen frei sein und singen bei ihrer Arbeit, nicht wimmern und weinen.

Wieland

Sie werden mir entlaufen . . .

Allwiß

Binde sie mit stärkeren Ketten: laß sie gern Dein Gold hämmern, laß sie mit Lachen ihr Handwerk thun, so entlaufen sie Dir nicht. Gieb ihnen Liebe!

Wieland

Liebe? . . . Liebe . . . Frauen kann man lieben, denn ihr Leib ist schön. Gold kann man lieben, denn es glänzt. Aber diese Wichtel?

Allwiß

Schau diesen Berg an, Wieland: er ist ein unansehnlich Gestein, aber in seinen Klüften ist Erz. Wieland, mein Gatte, wähnst Du, daß ich Deine Gestalt liebe? Aber in Deinem Herzen ist Gold. Würdest Du Allwiß lieben, wenn sie Dich marterte mit Haß und Hohn? Ehre mich, Wieland, und sage mir, daß Du meine Worte mehr liebst als meinen Leib. Und daß Du liebst, was in meinen Worten glüht und was Dich anlockt in die Reiche des Lichts, aus denen ich stamme.

Wieland

Dich kann man lieben. Deine Worte sind Weisheit. Aber die Wichtel? . . .

Allwiß

Aus Odin kommen sie Alle!

Wieland

Die Wichtel?

Allwiß

Odin ist furchtbare Flamme! Odin ist so wogend und webend Gold, daß Dein Berg und alle Goldberge der Welt verzehrt werden in seiner Gluth, Wieland der Zwerg! Willst Du mich beschenken mit Deinem geborgten Flämmchen, die ich Flamme bin aus Odin? Du mich beschenken an Deinem ärmlichen Herd?! Begreife doch und gehorche mir! (Steht stolz.)

Wieland

(läßt sich auf ein Knie nieder)

Tochter Odins . . . Ich weiß nur, daß ich Dich lieb habe . . . Allwiß, meine Geschenke sind nicht Hochmuth, meine Geschenke sind Worte, die Dir stammeln: Wieland hat Dich lieb!

Allwiß

Hast Du mich lieb, so sei wie mein Vater: sei stolz, sei frei, sei gut! Dulde nur Freie um Dich! Wo Du gehst, sei eine Flamme; und die Flamme soll in Männer und Frauen einfliegen, wie die Elfen reiten auf Wölkchen und Duft! Die Kinder sollen froh werden, wenn Wieland kommt, der kunstvolle Schmied! Odin, der größere Schmied, hat diesen ganzen Wald und alle Blumen und alle Menschen der Erde geschmiedet: bist Du nicht Odins Sohn? Ist nicht Odins Tochter Deine Gattin? Sei wie mein Vater, so hab' ich Dich lieb: denn nach meinem Vater verzehrt mich die Sehnsucht!

Digitized by Google

Wieland

Odin . . . ich . . . Odins Tochtermann . . . Ich bin Odins Sohn? . . . (Eilt in die Schmiede.) Wichtel! Her zu Wieland! (Die Wichtel, deren Gehämmer man gelegentlich hörte, wimmeln kettenklirrend heran.) Die Frau dort am Spinnrad will, daß Ihr keine Ketten mehr tragt! Die Frau will es, weil sie gut ist und heilig und Odins Tochter und mein Weib! Hin zu ihr und dankt ihr! (Seit dem Rufen der Wichtel hat leise Musik eingesetzt, die nun anhält, bis die Wichtel nachher wieder verschwunden sind, zart und innig und voll Koboldlachen der Freude und Dankbarkeit. Die Wichtel, denen Wieland die Kette abnahm, laufen zu Allwiß, die einige von ihnen streichelt; dann hasten sie fröhlich in die Schmiede zurück.) Ihr sollt fortan essen, was ich esse! Ich will keine Knechte in meinem Berg! Ihr sollt schlafen auf weichen Fellen! Ihr sollt meine Gesellen und Freunde sein, nicht meine Froner! (Kommt zu Allwiß.) Hat Wieland Deine Rede wohl verstanden, Allwiß? Bist Du nun nicht mehr traurig?

Allwiß

Du bist gut, Wieland. (Faßt seine Hand). Doch . . . (Seufzt, betrachtet ihre Handgelenke und schaut in die Luft.)

Wieland

Noch Vieles hast Du im Herzen, was Du mir nicht sagst. Ich aber schenke Dir nun zwei Dinge, ein Großes und ein Kleines. Allwiß: Gäste kommen heut' über den Berg!

Allwiß

Gäste? In unser Thal?

Wieland

Deine Schwestern kommen mit meinen Brüdern zu Gast!

Allwiß

Oh! Olrun? Herwor?!

Wieland

Ist Dein Herz froh, Allwiß?

Allwiß

Wie oft schlich der Sommer über die Erde?

Wieland

Seit Deine Schwestern im Wald sind? Dreimal.

Allwiß

Lang! Lang! Lang!

Wieland

Wielands Weib, hab' ich Dir übel gethan in diesen drei Sommern?

Allwiß

Du bist gut, Wieland.

Wieland

Ich bin ein schwarzer Eimer und Du bist das goldene Seil, das ihn emporzieht aus der Finsterniß des Brunnens. Meine Zunge war vordem gebunden. Aber nun rieselt und tropft es wie blinkend Wasser von meinen Lippen, wie ein Sandquell, in dem die Körner tanzen. Ich kenne nun alle Dinge, sie haben Gewänder an und laufen lebendig in meiner Hütte aus und ein; denn ich kenne ihre Namen, ich kann sie rufen und kann sie formen. Dein lichtes Haar kam wie eine

Digitized by Google

Fackel in meine Nacht . . . O Weib, nun will ich Dir das Letzte geben. Ich will Dir das Höchste geben, was ich in meiner Hütte habe.

Allwiß

Was kann Das sein?

Wieland

Ich weiß nun und Allwiß weiß es auch, daß Odins Befehl Dich gesandt hat zu Wieland dem Waldschmied. Du hast mir da gesagt: Binde Deine Wichtel mit Ketten der Liebe. Ich habe Dich verstanden, Allwiß, ich habe wohl bemerkt, wie Du auf Deine Handgelenke schautest. Auch Du warst meine Gefangene drei Sommer lang. Nun will ich Dir die Kette lösen, mein Weib . . . Weißt Du, Allwiß, was in jener Truhe liegt?

Allwiß

(preßt, entsetzt zurückweichend, die Hände auf die Brust).

Wieland! . . .

Wieland

Erschrickst Du?

Allwiß

Willst Du mich fortschicken?

Wieland

Festhalten will ich Dich! Wie sagtest Du von den Wichteln? Mit Lachen und Liebe sollen sie ihre Arbeit thun? Und so sag' ich von Allwiß mit Lachen und Liebe soll sie an meinem Herd walten!

Allwiß

Ich verstehe Deine Worte nicht . . .

Wieland

Allwiß: ich will Dir heute Macht geben über Dein Flügelgewand! Ich will Dir das Geheimniß jener Truhe sagen!

Allwiß

Nein!

Wieland

Warum darf ich Dir nicht den Spruch sagen?

Allwiß

Thu' es nicht, Wieland!

Wieland

Fürchtest Du Dich?

Allwiß

Sag' mir den Spruch nicht!

Wieland

Niemand im Himmel und auf Erden weiß das Geheimniß. Meine heiligsten Schätze schlummern in dieser schweren Truhe; und darüber liegen Eure Flügelgewänder.

Allwiß

Thu' es nicht!

Wieland

Ich will Dich froh sehen, Allwiß. Denn Schmuck freut Dich nicht mehr; ich habe nichts mehr, was ich Dir geben könnte. Darum schenk' ich Dir nun dies tiefste Geheimniß.

Digitized by Google

Allwiß

Weh mir!

Wieland

Ehre mich und nimm es an! Laß mich wissen, daß mein Weib bei mir bleibt, weil es mich lieb hat! . . . Ehre mich, Allwiß! Sei nicht mehr meine Gefangene: sei mein Weib!

Allwiß

Ich ehre Dich . . . auch ohne das Geheimniß . . .

Wieland

(nimmt sie an der Hand und führt sie hin).

Komm! Dich ängstet der Zauber. Und doch sind die Runen so einfach! (Hebt die rechte Hand hoch.) Diese Hand muß es sein. Truhe! Thu' Dich auf der Treue! (Die Truhe springt auf.) Siehst Du: da sprang sie auf! Und schau' hinein: da liegen Eure Himmelsgewänder. (Allwiß starrt vorgebeugt hin und verbirgt dann das Gesicht.) Willst Du sie nun schließen, so mußt Du die linke Hand heben. (Hebt die Linke): Truhe! Schließe Dich der Tücke! (Die Truhe springt zu.) Da springt sie zu! Siehst Du: Dies ist mein Geheimniß. Trag' es fortan mit mir, Allwiß!

Allwiß

(fällt ihm zu Füßen und umklammert stürmisch seine Knie)

Wieland, Wieland, o Du bester aller Menschen!

Wieland.

Liebst Du mich, Allwiß? (Gen Himmel, tief bewegt:) Odin! Dies ist meines Lebens höchster Tag! (Geht bewegt in das Innere; Allwiß liegt erschüttert, auf den Sitzblock Arme und Gesicht gelegt; fährt dann auf, als sie allein ist, und starrt nach der Truhe; dann legt sie wieder das Gesicht auf die Arme und schluchzt.)

Gräfenroda. Fritz Lienhard.

Der Aufsichtrath.

Könnte man die Brauchbarkeit einer Institution daran erkennen, ob viel und was von ihr gesprochen wird, dann müßte die Einrichtung des Aufsichtrathes von vorn herein als das Verkehrteste und Mangelhafteste im Gebiete des Aktienwesens bezeichnet werden. Nichts reizt da so oft zu Erörterungen und — zum es gleich zu sagen — zum Widerspruch wie das vom Gesetzgeber für die Aktiengesellschaften eingesetzte Kontrolorgan. Die Diskussion dreht sich aber meist nur um die Frage, ob die Funktionen des Aufsichtrathes gesetzlich zu erweitern, zu schmälern oder genauer als bisher festzulegen seien; ob man vom Gesetz verlangen solle, daß es für die Fähigkeit, Kontroleur einer Aktiengesellschaft zu sein, besondere moralische, materielle und intellektuelle Eigenschaften als unerläßliche Vorbedingungen

Digitized by Google

normire. Nie aber (oder doch nur in sehr seltenen Fällen) ist ernsthaft untersucht worden, ob der Aufsichtrath nothwendig, ob seine Existenz wirthschaftlich zu rechtfertigen ist. Verneint man Beides ohne Umschweife, so läuft man Gefahr, in manchen Kreisen als Umstürzler gefährlichster Sorte, als grimmer Feind der Stützen von Thron und Altar gebrandmarkt zu werden; denn der Aufsichtrath ist ein Privilegium der Reichen oder bleibt wenigstens, wie das Geschworenenamt, nur den besser Situirten vorbehalten. Reichthum schändet nicht; und Vortheil aus seinem Besitz zu ziehen, kann Keinem versagt werden. Wenn aber ein im öffentlichen Interesse auszuübendes Amt lediglich auf den Qualitäten beruht, die großer Besitz und angesehene gesellschaftliche Stellung ihren Trägern verleihen, so muß doch gefragt werden, ob es sich wirklich lohnt, eine Institution, die immer wieder Grund zur Unzufriedenheit giebt, nur um der Ehrentitel und Profite einzelner Personen willen zu erhalten.

Der Gesetzgeber fühlte wohl die Nothwendigkeit, den Aktiengesellschaften, die sich mit ihren Werthen ans große und größte Publikum wenden, außer dem Vorstand noch ein Organ zu schaffen, das den Aktionären die Sicherheit ihres Besitzes verbürgen könnte. Er suchte; und fand nichts Besseres als den Aufsichtrath. Damit war für ihn die Sache einstweilen erledigt; mochten sich die Aktionäre nun selbst den Kopf darüber zerbrechen, wer geeignet sei, im Aufsichtrath zu sitzen. Ich behaupte, daß der Mangel an bestimmten gesetzlichen Erfordernissen für die Qualifikation zum Aufsichtrathsmitglied nicht nur ein Beweis für das schwache Fundament der ganzen Einrichtung, sondern auch ein Symptom der Verlegenheit ist, in die der Gesetzgeber selbst gerieth, als er die durch Kapitalbesitz Privilegirten für den neuen Posten auswählen sollte. Wenn der Paragraph 248 des Handelsgesetzbuches bestimmen kann, was Mitglieder des Aufsichtrathes nicht sein dürfen — Mitglieder des Vorstandes und Beamte der Gesellschaft —, dann konnte eben so gut vorgeschrieben werden, welche Eigenschaften ein Aufsichtrath haben muß. Die Folgen dieser Unterlassung haben sich fühlbar genug gemacht. Personen mit allzu interessanter Vergangenheit werden in den Aufsichtrath gewählt, oft auch Leute, die vom Geschäftsleben nichts und von technischen Dingen erst recht nichts wissen, als Kontrolorgane über den Vorstand einer Aktiengesellschaft gesetzt. Sehr bezeichnend für die Unklarheit, die über das Wesen dieser Kontroleinrichtung herrscht, war ein Streit, der sich mit der Person des Geheimen Kommerzienrathes Victor Hahn von der früheren Firma Eduard Rockisch Nachfolger in Dresden beschäftigte. Dieser Herr hat wegen einer Reihe höchst bedenklicher Manipulationen, darunter Depotunterschlagungen, eine vierjährige Gefängnißstrafe zu verbüßen gehabt. Frage: Ist der Mann noch fähig, das Amt eines Aufsichtrathes zu bekleiden? Die communis opinio sagt: Ja; wenn bestrafte Personen nur, so lange ihnen die Ehrenrechte aberkannt sind, von öffentlichen Aemtern ausgeschlossen bleiben, darf man bei privaten Stellungen nicht noch strenger sein. Ich sage: Nein; weil eine Aufsichtrathsstellung kein Ehrenamt ist, wenn man ihr aber diesen Charakter beilegen will, den öffentlichen Ehrenämtern gleichgestellt werden müßte, da man bei einer Aktiengesellschaft nicht mehr von einem reinen Privatunternehmen sprechen kann. Die Leute nun, die es im Fall Hahn wirklich oder angeblich mit der Sentimentalität halten, vergessen dabei offenbar völlig, daß sie mit ihrer Ansicht klipp und klar zum Ausdruck bringen: Der Aufsichtrath ist ein Organ, das nichts weiter zu bedeuten hat, bei dem es also nicht darauf ankommt, ob ihm Jemand angehört,

Digitized by Google

der schon sichtbare Beweise von seiner Unfähigkeit, die Pflichten eines ordentlichen Geschäftsmannes zu erfüllen, gegeben hat. Wer aber diese Anschauung hegt, darf nicht widersprechen, wenn ihm gesagt wird, daß das Institut des Aufsichtrathes in seiner heutigen Form überflüssig und im Grunde sogar schädlich ist.

Sind Regreßansprüche geltend zu machen, so ist in neunzig von hundert Fällen darauf zu rechnen, daß man nicht durchdringt. Woher kommt Das? Der Gesetzgeber hat die Obliegenheiten des Aufsichtrathes so gefaßt, daß jedes Mitglied sich, je nach Belieben, hinter die Direktion verstecken und die ganze Schuld auf sie abwälzen kann. Im Paragraphen 246 des Handelsgesetzbuches sind viele Rechte und Pflichten des Kontrolorgans aufgezählt; aber ein mit gesundem Intellekt begabter Mensch wird, nach aufmerksamer Prüfung der hier in Betracht kommenden Stellen, nicht im Stande sein, anzugeben, was der Aufsichtrath denn nun eigentlich zu thun habe. Wiederum ein Beweis für die Verlegenheit des Gesetzgebers, der erst ein Kind in die Welt setzt und es dann schnell wieder laufen läßt, weil er nicht weiß, was er mit ihm anfangen soll. Macht es nicht einen geradezu grotesken Eindruck, wenn erwachsene Männer, die sich dafür bezahlen lassen, daß sie die Geschäftsführung einer Gesellschaft kontroliren, nachher um Gnade winseln, weil sie von den Schandthaten der Direktion nichts gewußt haben? Jammerbilder menschlicher Schwäche haben die glücklich überwundenen und leider schon vergessenen Fälle Sanden, Pommernbank, Leipziger Bank, Terlinden, Schostag uns vor Augen geführt. Die Wenigsten haben ein Gefühl für die Herabwürdigung des gesammten Aktienwesens, die solche durch die Unzulänglichkeit des Aufsichtrathes geschaffene Situationen verrathen. Im Allgemeinen denkt man sich: „Je m'en fiche. Gewiß giebts auch anständige Aufsichtorgane; da kommts auf ein paar räudige Schafe mehr oder weniger nicht an." Und dabei handelt sichs um eine Einrichtung, deren Betriebskosten Millionen verschlingen. Immer wieder wird da aber bodenloser Leichtsinn und dreisteste Pflichtverletzung entdeckt. Wenn, wie es im Pommernbankprozeß geschah, der Vorsitzende eines deutschen Gerichtshofes von einem gesetzlich eingeführten Kontrolorgan sagen kann, seine unverantwortliche Sorglosigkeit und Nachlässigkeit habe das leichtfertige Verfahren der Direktoren unterstützt, so ist damit, meiner unmaßgeblichen Ansicht nach, auch die Institution als solche gerichtet.

Daß der Aufsichtrath unter Umständen noch die Einsetzung einer besonderen Kontrole, die sich auch auf seine Thätigkeit erstreckt, nothwendig machen kann, spricht wohl nicht gerade für seine Existenzberechtigung. Daß er aber gar im Stande ist, eine solche Revision zu hintertreiben, um sich nicht in die Karten sehen zu lassen, sondern ungestört fortludern zu können, entlarvt ihn als eine Gefahr. Der Fall kann praktisch werden, wenn, zum Beispiel, in einer Generalversammlung die Einsetzung einer Revisorenkommission zur Prüfung der Bilanz und der Geschäftsführung beantragt wird und über diesen Antrag der Aufsichtrath mitstimmt. Da in seinen Händen meist ein großer Aktienbesitz ist und das Gesetz keine Möglichkeit bietet, den Aufsichtrath am Mitstimmen zu hindern, so kann er die Berufung der Revisoren meist ohne Mühe vereiteln. Die Gesellschaft ist dann natürlich dem Aufsichtrath rettungslos preisgegeben, bis er sich selbst den Hals bricht oder es einer opponirenden Aktionärgruppe gelingt, ihn unschädlich zu machen. Daß dieses Ziel nicht leicht zu erreichen ist, hat die Praxis an zahlreichen Fällen gezeigt. Eine so überragende Stellung wird der Aufsichtrath freilich nur da einnehmen,

Digitized by Google

wo die Direktoren Nullen sind. Im Allgemeinen ists umgekehrt; und je größer ein Unternehmen, desto geringer gewöhnlich die Bedeutung seines Aufsichtrathes. Um nicht mißverstanden zu werden, füge ich hier ein, daß auch da, wo sehr tüchtige Männer im Aufsichtrath sitzen, das Kontrolorgan schlecht funktioniren kann, wenn diese Männer den Direktoren nicht gewachsen sind. Die Herren Gwinner, Steinthal, Mankiewitz, die Fürstenberg und Rathenau kennt Jeder, der Etwas von der Deutschen Bank, der Berliner Handelsgesellschaft und der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft weiß. Aber Herrn Adolf vom Rath, Herrn Geheimrath Simon und des Admirals von Hollmann Excellenz hörten gewiß nur Wenige in Verbindung mit den drei erwähnten Gesellschaften nennen; und doch sitzen sie dem Aufsichtrath vor und sind die dekorativen Spitzen dieser Institute. Bei den größten Aktiengesellschaften spielt der Aufsichtrath oft also die kleinste Rolle. Als Beweis dafür möchte ich die gewiß nicht allgemein bekannte Bestimmung aus den Statuten der berliner Großbanken heranziehen, daß Voten der Aufsichtrathsmitglieder auch „auf brieflichem oder telegraphischem Wege" eingeholt werden dürfen. Um diese Vorschrift, die durchaus nicht harmlos ist, dem einfachen Sterblichen plausibel zu machen, wird hinzugefügt, daß sie nur in „eiligen Fällen" angewendet werden soll. Da es sich aber bei eiligen Fragen sehr oft um wichtige Angelegenheiten handelt, die eine Besprechung im Aufsichtrath fordern würden, so ergiebt sich, daß bei schwerwiegenden Entscheidungen eine sachgemäße Betheiligung des Aufsichtrathes fast völlig ausgeschlossen werden kann. Viele Aufsichtrathsmitglieder beschränken sich dann auf Ja und Nein; denn ein brauchbares Urtheil über eine das Schicksal einer großen Gesellschaft behandelnde Frage kann doch stets nur aus der mündlichen Diskussion über den Gegenstand gewonnen werden. Von den Zufälligkeiten, die auf ein brieflich oder telegraphisch ertheiltes Votum wirken, und von den Folgen, die daraus für die Aktionäre entstehen können, will ich nicht erst sprechen; nur erwähnen, daß dem Ermessen des Präsidenten überlassen bleibt, zu bestimmen, welche Angelegenheiten „eilig und dringend", also durch Post oder Telegraph zu erledigen sind. Daß solche diskretionäre Gewalt niemals mißbraucht wird, können wohl nur unheilbar Naive glauben. Und wer in einer statutarischen Bestimmung dieser Art keinen klaren Beweis für die Geringschätzung des Aufsichtrathes erblickt, kann zu seiner Entschuldigung nur anführen, daß er überhaupt nicht weiß, was diese Institution bedeuten soll. Genügen die vorgebrachten Belege noch nicht, um die Schwächen der Kontrolinstanz zu zeigen, so sei schließlich daran erinnert, daß bei der Wahl der Mitglieder viel weniger auf kaufmännische Tüchtigkeit und Erfahrung als auf klangvolle Namen Werth gelegt wird. Damit ist deutlich genug zum Ausdruck gebracht, daß das Amt keinen Verstand, wohl aber den Nachweis einer angesehenen Stellung in der Gesellschaft oder in der Beamtenhierarchie erfordert. Und zeigt sich eine besondere Würdigung der Thätigkeit etwa darin, daß man einzelne Personen mit zehn, zwanzig und noch mehr Aufsichtrathsstellen bedenkt, die sie, neben ihrem Hauptberuf, alle ausfüllen sollen? Wer einen Menschen für fähig hält, in zwanzig Aktiengesellschaften als Mitglied des Aufsichtrathes zu sitzen, muß überzeugt sein, daß diese Funktionen keinerlei Anstrengung erfordern.

Jeder, dems Spaß macht, kann sich ungefähr ausrechnen, wie viel die etwa sechstausend deutschen Aktiengesellschaften alljährlich an Tantiemen für den Aufsichtrath bezahlen. Eine hübsche Summe muß es wohl sein; denn bei den berliner Großbanken allein kommen beinahe zehn Millionen heraus. Diese großen Beträge

Digitized by Google

könnten nützlicher verwendet werden; wenn der Aufsichtrath nicht wäre, könnten die Gesellschaften ihre offenen und stillen Reserven vermehren, den Aktionären höhere Dividenden zahlen und dadurch nicht nur die Qualität, sondern auch die Ertragsfähigkeit der Dividendenpapiere bessern. Gegen die Behauptung, das Aufsichtrathswesen sei in seiner heutigen Form unwirthschaftlich, ließe sich nur einwenden, daß, da die Verleihung eines Aufsichtrathspostens gleichsam eine Prämie für großen Aktienbesitz ist, hierdurch für die Placirung der Aktien in starken Händen gesorgt und ein Schutz gegen jähe Kursrückgänge geschaffen werde. Auch diesen Ruhmestitel aber kann ich nicht gelten lassen. Die Thatsache, daß Aufsichtrathsmitglieder manchmal Großaktionäre ihrer Gesellschaft oder wenigstens Besitzer eines Theiles der Aktien sind, hat bis jetzt mehr Schaden als Nutzen gestiftet. Man sagt zwar, wer an einem Unternehmen direkt betheiligt sei, wende ihm gewiß größere Sorgfalt zu als der Unbetheiligte; aber es fehlt an Beweisen für diese Behauptung: denn in den meisten Fällen, wo der Aufsichtrath versagte, hatte er einen beträchtlichen Aktienposten in seinem Besitz. Ein solcher Aufsichtrath kann auch die übrigen Aktionäre leicht majorisiren. An die zahlreichen Interessenkonflikte, die sich sonst noch ergeben, besonders wenn ein Bankier Mitglied eines Aufsichtrathes ist und die Gelder seiner Gesellschaft über Gebühr niedrig verzinst oder ihre Aktien seiner Kundschaft lauter, als üblich ist, anpreist, sei hier nur flüchtig erinnert.

Und was soll nun mit einem Organ geschehen, das, wie der Wurmfortsatz im menschlichen Gedärm, nur geschaffen scheint, um Krankheiten zu erzeugen? Einzelne sind für Reformen. Der Leiter des österreichischen Justizministeriums, Dr. Franz Klein, einer der besten Kenner des Aktienrechtes, hat den Aufsichtrath als ein besonders taugliches Objekt für Reformversuche bezeichnet. Er empfiehlt eine Arbeitstheilung innerhalb des Aufsichtrathes, um seiner Haftung eine vernünftige Grundlage zu geben und ihm zu ermöglichen, die Verwaltung genauer, als es jetzt geschieht, zu überwachen. Doch verkennt er die Schwierigkeiten einer wirksamen Kontrole nicht und räth deshalb, den Aufsichtrath durch eine „technisch ausgebildete, fachmännische Revision" zu ergänzen. Justizrath Rießer sieht die Möglichkeit einer Reform in der Begrenzung der Pflichten. Der Gesetzgeber verlange zu viel vom Aufsichtrath, deshalb könne diesem Organ nicht die volle Verantwortung für die Erfüllung aller ihm zugewiesenen Pflichten auferlegt werden. Man schränke also die Aufgaben ein und steigere das Verantwortlichkeitgefühl. Weitere Reformvorschläge hier anzuführen, erspare ich dem Leser und mir; eine Einrichtung, deren Anlage schon verfehlt war, soll man, scheint mir, nicht durch künstliche Mittel am Leben erhalten. Der Aufsichtrath ist nutzlos und theuer: deshalb muß er verschwinden. Man vermehre die Zahl der Direktoren und schaffe eine gegenseitige Kontrole; oder man setze tüchtige Geschäftsleute und Fachmänner als Revisoren mit angemessenem Fixum ein. Daneben wären von den zu einem Concern gehörigen Aktiengesellschaften in der Generalversammlung Vertrauensmänner zu wählen, die das Recht hätten, sich, so oft sie wollen, genau über den Geschäftsstand zu informiren. Wenn man auch diesen Mandataren der Aktionäre eine Entschädigung gewährte, würden die Gesammtkosten noch lange nicht die Höhe der jetzt bezahlten Tantiemen erreichen.

Ladon.

Digitized by Google

Notizbuch.

Einem König von Gottes Gnaden ist seine Stellung gekündigt worden. Ziemlich brüsk. Oskar II Friedrich, König von Schweden und Norwegen, der Gothen und Wenden, war seiner Sache allzu sicher gewesen und hatte sich deshalb keine Kündigungsfrist ausbedungen. So kams, daß er, der am siebenten Juni 1905 noch mit Recht seine sämmtlichen Titel trug, am achten nur noch König von Schweden war; außerdem freilich Admiral der deutschen und der dänischen Flotte, Regimentsinhaber, Ehrenmitglied zweier Akademien und Ehrendoktor sechs großer Universitäten. Die Norweger haben den bald Achtzigjährigen weggeschickt; wie einen alten Portier, der seinen Dienst nicht mehr versehen kann, dem man aber ein gutes Abgangszeugniß nicht versagt. Für Euer Majestät Person, sprach der norwegische Storthing, haben wir nur Gefühle der Hochachtung; denn sie hat sich stets treu, fleißig und redlich gezeigt. Auch gegen Euer Majestät Familie haben wir nichts einzuwenden (Jean Baptiste Jules Bernadotte braucht also nicht in grimmem Kriegerzorn die Faust aus dem Grabe zu recken), wünschen uns sogar einen Prinzen aus diesem Haus zum König; allerdings müßte dieser neue Herr dann seinem Erbrecht auf die Krone Schweden entsagen. Mit Euer Majestät selbst ging es leider nicht mehr; Sie weigerten unseren Vorschlägen die Sanktion und erklärten sich außer Stand, uns eine neue Regirung zu geben: also muß geschieden sein. Aber wir tragen Ihnen nichts nach und wünschen Ihnen, ohne eine Spur von Bitterkeit, einen gesegneten Lebensabend. Der König hat, wohl mehr pro forma, gegen seine Entlassung protestirt, das Handeln des Storthing revolutionär genannt, muß sich aber drein geben; denn seine Schweden denken nicht im Traum an den Versuch, die Norweger, die nicht nur höllisch schlaue Geschäftsleute, sondern auch tapfere Männer sind und eine ansehnliche Flotte haben, mit Waffengewalt zur Liebe zu zwingen. Das Verfahren ist neu und, wo es angewandt werden kann, dem nicht minder schleunigen, doch häßlicheren und geräuschvolleren der Serben sicherlich vorzuziehen. Sehr alt aber schon die Stimmung, die es jäh zu entscheidendem Ausdruck bringt. Björnstjerne Björnson, dem das hohe Glück ward, sein Lied von dem gefurchten, verwetterten, mit tausend Feuerherden dem Meer entsteigenden Heimathland zur Volkshymne der Nordmänner gekürt zu sehen, hat an diesem achten Junitag die Krönung langer Arbeit erlebt. Wie Henrik Wergeland, der auf seinen Spazirgängen Baumsamen ausstreute und Tag vor Tag die Gefährten mahnte, wie er zu thun, weil aus solcher Saat dem Lande Segen erwachsen könne, so hat Björnson, wo er ging und stand, den Gedanken gejät: Norwegen muß von der Schwedenkette los, muß aus der Union, die seinem Bedürfniß nicht mehr genügt, scheiden und selbst, aus eigener Kraft, sein Schicksal gestalten. Nun schaut der Dreinndsiebenzigjährige den Sieg seiner Lebensidee. Und mit ihm jauchzt das ganze Land, preisen zwei Millionen Nordgermanen den einstimmigen Storthingsbeschluß. Ist nicht auch diese stillste aller uns aus der Geschichte bekannten Revolutionen erst durch die Ereignisse möglich geworden, deren Schauplatz Ostasien jetzt war? Die Furcht vor Rußland, die, seit Finland verloren war, unausrodbare Angst, von moskowitischer Ländergier nun auch im Lebenscentrum bedroht zu werden, hatte die Schweden zu dem Versuch getrieben, Norwegen von Dänemark zu lösen und mit ihm einen ewigen Bund zu schließen, dessen Hauptzweck war, die Integrität der skandinavischen Halbinsel zu schützen. Die Norweger wollten nicht. Manche sagten zwar, über die neue Union lasse sich reden, wenn Norwegen unbeschränkte Selbständigkeit und politische Freiheit durch die Verfassung

Digitized by Google

gewahrt werde; die Meisten aber (und mit ihnen Prinz Christian Friedrich, das Haupt der Regirung) antworteten dem Werber mit einem bündigen Nein, machten ihren Christian Friedrich zum König und wurden erst sanftmüthiger, als die Großmächte dreinzureden begannen. Die hatten den kieler Friedensvertrag, der den Dänenkönig zwang, seine Norwegerkrone dem König von Schweden abzutreten, garantirt und bestanden nun darauf, daß dieser Vertrag nicht ein Papierfetzen bleibe. Christian Friedrich mußte auf die Krone, die sein Haupt noch nicht lange zierte, wieder verzichten und Karl XIII von Schweden wurde am vierten November 1814 mit Stimmeneinheit zum König von Norwegen gewählt. Vom Kieler Traktat und von den Rechten, die er den Schweden gab, durfte nun aber nicht mehr die Rede sein. In feierlicher Erklärung ward vielmehr verkündet, die Union sei nicht durch Waffengewalt, sondern durch freie Ueberzeugung der Völker geschaffen worden; und in ihrer Botschaft an den Reichstag sagte die schwedische Regirung selbst: „Der Storthing hat nicht der Macht der Verhältnisse gehorcht, sondern nur gethan, was ihm im Interesse der Volksfreiheit, der Ehre und Würde des Reiches, der Bürgerrechte zu thun nöthig schien. Dieses Handelns muß Seine Majestät der König eingedenk bleiben. Wenn zwei Völker sich freiwillig der selben Regirung unterwerfen, muß jeder Unterschied in ihrem Verhältniß zu dem gemeinsamen Regenten sorgsam vermieden werden; sonst reißt früher oder später das Band, das sie vereinen soll. Deshalb ist der König entschlossen, in der Behandlung gemeinsamer Angelegenheiten beiden Ländern die Rechtsgleichheit ungeschmälert zu wahren". Eine ganze Weile gings ohne äußeres Aergerniß. Insgeheim aber murrten die Norweger bald, Schweden habe die Leitung der auswärtigen Politik an sich gerissen, kein Norweger berathe in internationalen Fragen den König und das Land der Wikinger sei wehrlos dem unkontrolirbaren Ermessen der fremden Herren ausgeliefert. Daß diese Klage nicht grundlos war, beweist der Satz, den De Geer af Finspang, Schwedens Justizminister und Ministerpräsident, in seine Memoiren („Minnen"; sie erschienen 1892) schrieb: „Die Realität der meisten norwegischen Behauptungen ist nicht zu bestreiten; das eine der beiden Völker darf nicht gezwungen sein, von seiner Selbständigkeit mehr zu opfern als das andere: sonst wird es zum Vasallenstaat." Als, gegen Ende der dreißiger Jahre, das Murren zu laut wurde, wies man einem aus vier Schweden und vier Norwegern zusammengesetzten Komitee die Aufgabe zu, der Union eine neue Grundlage zu schaffen. Und in dem von diesem Komitee beschlossenen Entwurf lautete der erste Paragraph: „Die Königreiche Schweden und Norwegen, deren jedes ein freies und selbständiges Reich bleibt, vereinen sich, mit gleichem Recht und ebenbürtiger Stellung, zu einem unlöslichen Bund unter der Herrschaft eines Königs." Dieser Entwurf vom Jahr 1844 wurde aber im Reichsarchiv begraben und die alte Union-Akte (Rigsakt) galt weiter. Wegen der Statthalterschaft kams 1860 zum ersten großen Konflikt. Die Norweger, denen schon der Titel „Statthalter" ein Gräuel war, sträubten sich längst gegen die Möglichkeit, während einer Reise des Königs von einem Schweden regirt zu werden; und 1859 beschloß der Storthing, das verhaßte Amt sei zu beseitigen. Der König wollte diesen Beschluß nicht sanktioniren. Erbitterung in Norwegen. Wo man nun nicht mehr fragte, was der Union nützen, die Macht der verbündeten Reiche stärken könne, sondern nur noch, ob in Verfassung und Bräuchen nicht noch irgend ein Recht zu finden sei, das sich gegen die suprematischen Ansprüche der Schweden ausdeuten lasse. Wieder wurde eine Kommission gewählt, wieder ein Verfassungentwurf ausgearbeitet, den der Storthing 1871 aber mit großer Mehrheit verwarf. Ein Jahr danach kam Oskar der Zweite auf den Thron. Er gab sich Mühe, die Gemüther der Norweger zu be-

Digitized by Google

ruhigen, schaffte das Statthalteramt ab: und Alles schien eine Weile nun in schönster Ordnung. Nur Einzelne dachten damals schon an eine Trennung. Dräute von Osten her nicht Rußland? Wenn die Union gelöst wurde, konnten die isolirten Länder sich des schlimmen Riesen gewiß nicht erwehren. Allmählich aber häufte sich neuer Zündstoff. Hat der König ein unbeschränktes Vetorecht? Darf er, wie er's 1880 that, die Ausführung eines vom Storthing dreimal gefaßten Beschlusses hindern, trotzdem er sehen muß, daß diesem Beschluß auch im Volk die überwiegende Mehrheit zustimmt? Nein, hieß es; ein solches Veto ist mit dem uns heiligen Begriff der Volkssouverainetät nicht zu vereinen und darf deshalb nicht geduldet werden. Diese Anschauung siegte in der Wahlschlacht. Die Minister wurden angeklagt, zur Entlassung verurtheilt und fügten sich (unter Protest, wie jetzt Oskar) dem Spruch. Seitdem hat der König kein unbegrenztes Vetorecht mehr; und in Norwegen herrscht der Grundsatz des Parlamentarismus. Nun waren wieder die Schweden ärgerlich; und fast jedes Jahr brachte neue Reibungen. Ob die auswärtigen Angelegenheiten beider Länder von dem selben Minister besorgt werden dürfen, ob dieser Minister stets ein Schwede sein, ob nicht auch Norwegen berechtigt sein solle, seinen Einfluß auf die internationale Politik sichtbar werden zu lassen: Das war Jahrzehnte lang der wichtigste Streitpunkt. Seit 1892 kam die Frage hinzu: Hat Norwegen das Recht auf eigene Konsulate oder gehört das Konsulatwesen als integrirender Theil zu den auswärtigen Angelegenheiten, die nur nach Uebereinkunft beider Regirungen zu erledigen sind? Schweden wollte nicht nachgeben, weil es fürchtete, auf den ersten Schritt werde schnell ein zweiter folgen, der noch weiter führe, und die Union sacht so zerbröckeln. Diese Norweger! Nach ihrer Verfassung darf von ihrem Heer nur die Linie außerhalb der Landesgrenzen verwendet werden: und trotz diesem Privileg heischen sie für das Gebiet internationaler Fragen das selbe Recht, das wir haben; das selbe Recht ohne die selbe Pflicht. Unsinn, antworteten die Norweger; unsere Pflichten sind Euren gleich und wir denken nicht an die Forderung, Ihr müßtet uns, wenn wir gefährdet sind, mit Eurer ganzen Heeresmacht zu Hilfe eilen. Umsonst. Eine Uebereinstimmung war auf die Dauer nicht mehr zu erreichen. Vergebens warnten die klügsten Norweger vor der Forderung zweier Ministerien des Auswärtigen; zwischen zwei dissentirenden Ministern, sagten sie, müßte der König entscheiden und wir kämen zu einem persönlichen Regiment, das wir verabscheuen; und da unsere auswärtige Politik nur das eine Ziel haben kann, das Territorium und die Freiheit unserer Halbinsel zu wahren, wäre einer der beiden Minister immer zu kaum noch geschäftigem Müßiggang verdammt und könnte dem Lande, das er vertritt, durchaus keine Ehre machen. Alles vergebens. Hüben und drüben wollte Niemand mehr Vernunftgründe hören. Soziale Gegensätze kamen hinzu, Uebergriffe und Unklugheiten der Schweden, hitzige Reden der Norweger schürten den Zorn: der Weg zu einer Verständigung, die vor zehn Jahren noch leicht möglich schien, wurde von Jahr zu Jahr mit höheren Hindernissen gesperrt. Wir bedeuten nichts mehr in der Welt, sagten in Christiania die Radikalen, werden nichts bedeuten, so lange wir einen König haben, der nicht unseres Stammes ist und, als Schwede, geneigt sein muß, zunächst stets auf schwedische Stimmen zu hören. Kleinigkeiten selbst wurden zu politischen Ereignissen aufgebauscht. Prinz Gustav Adolf heirathet die Tochter des Herzogs von Connaught: ein englisches und ein schwedisches Schiff soll nach der Hochzeit das junge Paar heimbegleiten. Warum nicht ein norwegisches? Vernunft war Unsinn, Wohlthat Plage geworden. Und als Oskar selbst erklären mußte, er könne den Norwegern jetzt keine verantwortliche Regirung im Sinne der Konstitution schaffen, kams zu offenem Bruch. Rußland scheint

Digitized by Google

den Norwegern für absehbare Zeit nicht mehr gefährlich. Auch darin denken die Schweden anders: sie fürchten, Rußland werde den eisfreien Hafen, den es in Ostasien nicht zu halten vermochte, nun in ihrem Territorialbereich zu gewinnen suchen, und rüsten sich deshalb zur Vertheidigung. In solchem (übrigens höchst unwahrscheinlichen) Krieg mitzukämpfen, hätten die Norweger nicht die allergeringste Lust; und sind drum doppelt froh, daß jetzt die „reine Flagge", ohne das verhaßte Unionzeichen, über ihren Häuptern weht. Ob sie den Bruch nie bereuen, nie zu heilen bemüht sein werden? Noch im Mai, ehe Rußlands Flotte vernichtet war, schrieb Nansen, der Schwedens Anspruch auf Supremacie mit guten Gründen bestreitet, die Union sei, wenn irgend möglich, zum Schutz gegen feindseligen Angriff zu erhalten. Norwegen ist ein kleines Land, immerhin aber noch viel größer als die Schweiz und, mit seinen paar Finen, Lappen und Mischlingen, seiner fast ausschließlich lutherischen Bevölkerung (tausend Katholiken, vierzehntausend Sektirer, zweihundert Juden gegen zwei Millionen Lutheraner), im nationalen Wollen nicht gehemmt; ein Touristenland mit einem kommerziell sehr begabten Volk, das die einmal in seinen Bereich gebrachten Summen nie wieder herausläßt: vielleicht gehts ihm nach der Trennung noch besser als vorher. Warum es durchaus wieder einen König haben will, ist schwer zu verstehen; etwa, um dem Erdkreis zu zeigen, daß der Zweck der Aenderung nicht war, Ersparnisse zu machen? Ein Präsident könnte genügen; auch eine eidgenossenschaftliche Selbstregirung aller drei skandinavischen Reiche wäre denkbar. Wenn Oskar nicht rasch zugreift und einen Prinzen aus dem Haus Bernadotte für den Thron empfiehlt, könnte es zu spät werden. Die neueste Erfahrung hat freilich gelehrt, daß man auf diesem Thron nicht allzu fest sitzt. Auch Könige können also aus dem Dienst geschickt werden, wenn das Volk mit ihnen nicht mehr zufrieden ist; in Liebe und Güte weggeschickt, ohne Straßenaufstand, Guillotine, Palastrevolution. Latest novelty. Die Magyaren, die ja in ähnlicher Lage sind wie die Norweger bis zum achten Juni 1905 (Union, Herrschaft eines fremden Könighauses, Streit zwischen Reichstag und Krone), könnten Lust bekommen, dem nordischen Muster nachzustreben. Und Franz Joseph hätte einigen Grund, zu seinem Neffen Franz Ferdinand zu sprechen: „Mich trägts wohl noch; Dir aber rathe ich, niemals, wenn Du erst Apostolischer König von Ungarn heißt, Briefe anzunehmen, deren Poststempel den Verdacht rechtfertigt, daß sie Dich aus dem Amt weisen sollen."

* * *

In der Strafanstalt Plötzensee sollten fürchterliche Dinge vorgekommen sein. Keine ärztliche Pflege, kein genießbares Trinkwasser, offenbar Geisteskranke als Verbrecher behandelt, im Gefängniß noch mit Martern aller Arten bestraft: höchst schaudervoll. Herr Schneidt, der Herausgeber der „Zeit am Montag", ein stilistisch begabter Journalist von kecker Rauflust, hatte diese Uebelstände enthüllt, noch röthere Kollegen hatten den Faden fortgesponnen und im Reichstag hatte der sozialdemokratische Abgeordnete Gradnauer gesagt: „An die Grausamkeiten, die in Plötzensee verübt wurden, reicht auch das allerhärteste Wort nicht heran. Da sind Dinge vorgekommen, wie sie schlimmer und furchtbarer nicht in den dunkelsten Zeiten der Vergangenheit bekannt waren." Danach mußte man sich auf Unerhörtes, Unerschautes gefaßt machen. Strafantrag der beschuldigten Gefängnißärzte und Behörden. Eröffnung des Hauptverfahrens. Das Rubrum wurde geändert, die Sache wider Schneidt und Genossen in eine wider Kaliski und Genossen umgewandelt und nun (wogegen rechtlich nichts zu machen war) einer bei den Vertheidigern besonders schlecht angeschriebenen Strafkammer zugewiesen. In der Hauptverhandlung kam es täglich zu Konflikten. Der vorsitzende Landgerichtsdirektor Opper-

Digitized by Google

mann, ein sehr gescheiter Kriminalist von der scharfen Sorte, wollte die Beweisaufnahme auf die Fälle beschränken, die geeignet sein könnten, die von den Angeklagten behaupteten Thatsachen zu beweisen. Die Vertheidiger wollten so ungefähr Alles, was in den letzten Jahren in Plötzensee geschehen ist, unter die Lupe nehmen und, wie in Königsberg „den Zarismus", in Moabit nun „den Strafvollzug auf die Anklagebank setzen". Herr Oppermann war im Recht. Strafprozesse haben nicht den Zweck, allgemeine Mißstände festzustellen, sind dazu, wie Mittelstaedt so oft bewiesen hat, auch gar nicht geeignet. Und da die Sache vorbei ist (früher hätte ichs, um den Angeklagten nicht zu schaden, nicht ausgesprochen), darf man ja offen sagen, daß diese Ausflüge ins Allgemeine nur über die gefährlichen Lücken des Wahrheitbeweises hinweghelfen sollten. Der Hauptangeklagte, dem die Journalisten allzu blind vertraut hatten, war ein schon mit Gefängniß und Zuchthaus bestrafter Mann und mancher Zeuge von ähnlichem Kaliber. Jeder Kundige merkte bald, daß nichts irgendwie Erhebliches zu beweisen war (was sicher nicht gegen die bösen Mängel deutschen Strafvollzuges spricht) und deshalb versucht werden sollte, im Lauf der Verhandlung neues Material zu finden. Läßt der Gerichtshof sich darauf nicht ein, so zetert man über die willkürliche Rechtsbeugung, provozirt Ordnungstrafen und bläst aus umflorten Posaunen die Kunde ins Land, man sei durch die Tyrannei der Robenträger gehindert worden, den Beweis zu führen, der fix und fertig war. Meinetwegen; à la guerre comme à la guerre. Nur darf man nicht glauben, daß Richter von Durchschnittsverstand diese Taktik nicht schnell merken. Unsere Strafprozeßordnung bürdet dem Vorsitzenden eine Pflichtenlast auf, die auch ein tüchtiger Mann kaum zu tragen vermag. Herr Oppermann, dem die Vertheidiger und Angeklagten das Leben recht sauer machten, verlor mehr als einmal die Ruhe, die seinem Amt und dessen temporärer Allmacht ziemt; aus den Prozeßberichten geht aber nicht hervor, daß er die Vertheidigung ungebührlich beschränkt oder die Angeklagten unwürdig behandelt hat. Gerade weil er selbst sich nicht vom Temperament hinreißen ließ, nahm er auch schroffe Gegenrede in den Kauf und war weniger schlimm als die korrekten Herren, die den Schein der Objektivität wahren und im Berathungzimmer nachher einen Blutrichterspruch durchdrücken. Die Verhandlung, die Wochen lang währte, brachte nicht die kleinste Thatsache ans Licht, die für eine „sensationelle Enthüllung" auszugeben war. Im Wesentlichen handelte es sich um die Frage, ob der junge Mensch, der, in Gemeinschaft mit einem Kameraden, den Justizrath Levy ermordet hat, zur Zeit der That geisteskrank war, später geisteskrank wurde oder im Gefängniß die Geisteskrankheit simulirte. Die Urtheile der zum Gutachten berufenen Sachverständigen wichen ziemlich weit von einander ab (immer wieder freue ich mich staunend der Thatsache, daß der Inbegriff der Hauptverhandlung nie einen Sachverständigen von seiner Meinung bekehrt, daß jeder stets genau so aussagt, wie die Partei, die ihn lud, erwarten durfte), aber auch die der Anklage ungünstigsten konnten den Gefängnißärzten keinen groben Kunstfehler nachweisen. Aerzte irren oft, Gefängnißärzte, die nicht liebevoll auf ihre Krankenschaar blicken, vielleicht noch öfter als andere. Langreutner hat behauptet, von 1200 in preußischen Strafanstalten lebenden Geisteskranken sei 1884 mindestens ein Drittel schon zur Zeit der That geisteskrank gewesen; nach Mendel waren sogar drei Viertel. Garnier fand in den Gefängnissen des Seinedepartements in fünf Jahren 250 schuldlos Verurtheilte, also 50 aufs Jahr; und darunter waren 40 Prozent Paralytiker. (Herr Dr. Paul Näcke, der Leiter der hubertusburger Anstalt, hat am dreißigsten Januar 1897 hier einen lehrreichen Aufsatz über „Geisteskrankheiten in Gefängnissen" veröffentlicht.) Die Gefängnißärzte müssen psychi-

Digitized by Google

atrisch vorgebildet, den Strafanstalten geräumige Irrenstationen angegliedert werden; und das Menschengefühl fordert, daß man in zweifelhaften Fällen lieber zu viel als zu wenig ärztliche Hilfe spende. Noch heute aber, nach all dem Gerede und Gehent, wissen wir nicht, ob der Mörder Grosse ins Gefängniß oder ins Irrenhaus gehört. (Die Aufschrift wäre auch gleichgiltig, wenn im Gefängniß für Leib und Psyche nothdürftig gesorgt würde.) Nichts Fürchterliches zu enthüllen; die erwiesenen Mängel wären in der besten Strafanstalt schwer zu vermeiden. Und der Prozeß konnte noch Wochen lang dauern. Da entschlossen die Angeklagten sich zu einer Erklärung, die dem grausamen Spiel ein Ende machen sollte. Sie gaben mit anständiger Offenheit zu, daß die Beweisaufnahme die Behörden, Beamten, Aerzte nicht belastet habe, daß sie auch von einer weiteren Beweisaufnahme ein anderes Ergebniß nicht erwarten könnten, und verpflichteten sich, die gesammten Kosten des Verfahrens zu tragen. Danach wurde der Strafantrag zurückgenommen und das Verfahren eingestellt. Ein höchst vernünftiger modus procedendi, den man nicht laut genug loben kann. So sollte in Preßprozessen immer verfahren werden. Die Beschuldigten haben ihre Genugthuung und die Beschuldiger, an deren Gutgläubigkeit nicht gezweifelt wurde, sind nicht zu hart bestraft. In den meisten deutschen und ausländischen Zeitungen (eine rühmliche Ausnahme machte diesmal die Vossische, die sehr verständige Artikel über den Prozeß brachte) wurde die Sache aber wie eine blamable Niederlage des Staates und seiner Anwälte dargestellt. Das ist falsch, denn die Staatsanwaltschaft hat auf der ganzen Linie gesiegt, und unklug, denn solche Fälschung muß die Hüter der Rechtsordnung warnen, in künftigen Fällen wieder so vernünftig und menschlich zu handeln. Die Presse hat doch das größte Interesse daran, daß ihren Vertretern die Möglichkeit bleibt, eine Uebereilung, einen Irrthum des Temperamentes durch eine anständige und ehrliche Erklärung zu sühnen. Bedauerlich scheint mir an der Sache nur, daß Herr Oppernann, wenn er dieser Schlußerklärung der Angeklagten jetzt die Behauptungen und Angriffe vergleicht, mit denen er von den Vertheidigern überschüttet wurde, nicht geneigt sein wird, das Ethos und Pathos der Kriminalanwälte fortan höher als bisher einzuschätzen.

* * *

Vor vierzehn Tagen, als ich Rüpelreden des Hammerstein-Apologeten Leuß abwehrte, sagte ich, der Mann wisse vielleicht im Geschäftsbetrieb der Rheinischen Metallwaarenfabrik Bescheid, für die er mit schönem Eifer eintrete, habe von den politischen Vorgängen, über die er schreibe, aber keine Ahnung. Herr Leuß sieht darin „den Vorwurf der Korruption". Natürlich ist mirs nicht eingefallen, ihm diesen Vorwurf zu machen: wenn ich ihn für bestechlich, von der Metallwaarenfabrik bestochen hielte, hätte ich mich mit seiner Literatur nicht erst lange abgegeben. Er kündet aber auch, er habe mich verklagt, „um die Legitimation des Herrn Harden zu einem solchen Vorwurf gegen mich feststellen zu lassen". Und erzählt seinen Freunden, er habe absolut sicher festgestellt, daß ich bestochen, gekauft, von Banken mit einem Gewinn von siebenzehntausend Mark bei irgendwelchen Geschäften betheiligt worden sei. „Wenn nicht sechs Bankdirektoren und Prokuristen Meineide leisten, ist Harden ein toter Mann." Requiescat in pace! Einen Mann, der sich so spottbillig verkauft, muß Jeder verachten. Auf das Mitleid der Bankdirektoren darf der fast schon Tote deshalb eben so wenig rechnen, wie der Lebende auf die Dankbarkeit des Herrn Leuß gerechnet hat, der ihm aus dem Zuchthaus doch so zärtlich bewundernde Briefe schrieb. Siebenzehntausend Mark! Solche Selbsteinschätzung ist fast ein Verbrechen. Ein wahrer Skandal, so schmählich die Preise zu drücken!

* * *

Digitized by Google

Die Leute, die an die Kaufkraft so kümmerlicher Beträge glauben (Hammerstein selbst, der doch nur in ein kleines Horn stoßen konnte, hätte über solche Angebote verächtlich gelächelt), sollten nach Amerika in die Lehre gehen. Lawsons Artikel lesen, seinen Baisse-Feldzug studiren und die Lebensgeschichte der Equitable-Gesellschaft durchforschen. Diese Society, eine der drei größten Aktiengesellschaften, die sich auf dem Erdrund mit Lebensversicherung beschäftigen, ist durch den Kampf zweier Männer, der Herren Alexander (des Präsidenten) und Hyde (des Vicepräsidenten) jetzt zum Schrecken aller Börsen Amerikas und Europas geworden. Hyde, der Sohn des Gründers, gebot über die Mehrheit des Aktienkapitals und sprang, weil er „auf Glanz arbeiten" wollte, mit diesen Summen um wie ein Riese aus Mercadets Geschlecht. Ists ein Wunder, daß er mit solchen Künsten das Prestige der Gesellschaft beträchtlich erhöhte? Sicher nicht. Wo an reicher Tafel so Viele mitschmausen dürfen, kanns dem Wirth und dem Koch an Lobsprüchen nicht fehlen. Herr Alexander hatte aber andere Interessen und wollte drum nach anderer Richtung einlenken. Aus der Equitable sollte eine Mutualversicherung werden. Das hätte den Aktionären behagt, die bei dieser Gelegenheit endlich auch das Recht erstritten hätten, an der Zusammensetzung des Aufsichtrathes mitzuwirken. Aber Hyde wollte nicht; wurde deshalb ein skrupelloser Spekulant gescholten, der schlimmsten Dinge beschuldigt und antwortete mit Vorwürfen, die Herrn Alexander nicht lieblich ins Ohr klangen. Arcades ambo. Der Zank der Edlen entschleierte die Lage der Gesellschaft, die Riesenposten amerikanischer Eisenbahnbonds in ihrem Effektenportefeuille hat (keine allzu sichere Anlage für eine Lebensversicherungs-Gesellschaft) und in wilde Spekulationen verwickelt scheint. Schließlich erklärte Hyde sich zum Rücktritt bereit, wenn man ihm seinen Aktienbesitz und seinen Antheil am Gesellschaftvermögen abkaufe und mit ungefähr zweihundert Millionen Mark bezahle. Ein nettes Sümmchen. Ganz so viel wirds wohl nicht werden. Einstweilen wird noch „untersucht". Und wenn erst ein Prominenter für den Aufsichtrath geworben ist, kommt Alles gewiß wieder in schönste Ordnung.

* * *

Paralipomena zu den Berichten aus der vorläufig letzten Festwoche. I. Zu der herzlichen Tischrede, mit der er seine Schwiegertochter begrüßte, sagte der Kaiser: „Du bist bei uns eingezogen wie die Königin des Frühjahrs, unter Rosen und Guirlanden und unter einem beispiellosen Jubel des Volkes, wie ihn meine Residenz seit lange nicht mehr erlebt hat." Das ist der offiziell beglaubigte Text. Um die deutsche Politik wäre es besser bestellt, wenn nicht Alles, was lange nicht mehr erlebt ward, als beispiellos gälte. II. Zu der Gemeinde des Lokalanzeigers sprach am Hochzeitstag der potsdamer Hofprediger und Garnisonpfarrer Keßler. „Fest- und Jubeltag. Freudentag. Jubeltag. Weltgeschichtlicher Augenblick. Umjubelt von den millionenstimmigen Segensgrüßen unseres Volkes. Wohl dem Volke, das jauchzen kann! Unser Volk kann an diesem festlichen Tage jauchzen. Es erschiene mir unzart, den Charakter der hohen Verlobten in dieser Stunde psychologisch analysiren zu wollen. Aber Alles, was wir schon jetzt aus den jugendlichen Zügen unseres Kronprinzen herauslesen dürfen: die selbständige, vielseitige Veranlagung seines Geistes, das reinmenschliche Empfinden seines Herzens, die faszinirende Natürlichkeit und edle Ritterlichkeit seines Wesens, das Kerndeutsche seiner Gesinnung, — und was uns aus Mecklenburgs Land und von der Riviera Strand gemeldet wird von unserer Kronprinzessin, von unbewußter Anmuth und herzerobernder Güte, von ernster Selbstzucht und klarem Geistesblick: das Alles giebt uns Recht und Lust, zu jauchzen. Als treue Beter eine unsichtbare Leibwache bilden zu wollen um das theure

Digitized by Google

Kronprinzenpaar: Das sei unser heiligstes Gelübde, unsere schönste Huldigung". III. Zwei Sätze des Historiographen und Stilisten Ludwig Pietsch: „In größeren und kleineren Gruppen standen hier die in lichtfarbige Sommertoiletten oft von ganz erlesenem Geschmack gekleideten alten und jungen, majestätischen und schlank, zierlich und graziös gewachsenen, silber-, gold- und schwarzhaarigen, gluthvollen dunkeläugigen und taubenhaft sanft aus blauen oder lichtbraunen Augen blickenden Damen, das Haupt von breiten, federn- und blumengeschmückten Sommerhüten von mannichfachen launenhaften Formen und Dekorirungen bekrönt, beisammen mit alten und jungen Diplomaten in korrektem englischen Vormittagsdreß, glänzendem Cylinder und schwarzem oder grauem Ueberrock und Offizieren der deutschen und aller fremdländischen Heere und Marinen (nur die russischen Herren waren nicht erschienen) aller Staaten, in Uniformen von mannichfachster Art und Farbenzusammenstellung. Dort wandelte man plaudernd auf und ab, hier saß man auf den Gartenstühlen zu kleinen Cirkeln vereinigt, erlabte sich an den ausgewählten Kühlen oder heißen Erfrischungen, an saftigen Kirschen, den Bowlen und Limonaden, dem Eiskaffee, dem Thee und Gefrorenem, und naschte hier und da von den potits fours und Sandwiches, die auf zahlreichen in allen Gegenden des Parkes aufgestellten Buffets bei der schwülen Hitze dieser Nachmittagsstunden doppelt erfolgreich zum Genuß einluden und verlockten." Der Mann vertrat bei den Hoffesten die Großmacht der deutschen Presse. Einen Besseren findst Du nicht... Ob auch der Genius der deutschen Sprache gejauchzt hat?

* * *

Zwei Namen gehen im Kreis der Hoffähigen jetzt von Mund zu Mund. Sinkt Hollmanns Sonne, endlich auch sie? An dem Konflikt mit dem Flottenverein, heißts, an dem ungemein heftigen Telegramm, das den Generalen Menges und Keim zuflog, war er schuld. Und seit der tapfere Fürst Otto zu Salm-Horstmar, seit Prinz Heinrich von Preußen den Kaiser überzeugt hat, dem Vereinsvorstand sei Unrecht geschehen und den getadelten Generalen gebühre eine sichtbare Genugthuung, soll dem Admiral das Tagesgestirn nicht mehr in alter Pracht leuchten. Die Schatten, flüstert man, seien noch tiefer geworden, seit der Mann, dem der Kaiser am siebenundzwanzigsten Januar mit eigener Hand den Orden vom Schwarzen Adler an die Seemannsbrust heftete, im Herrenhaus gegen die Regirung gestimmt hat. O quae mutatio rerum seit der Epistel über Babel und Bibel! Doch vielleicht ist die Mär von der Ungnade nur Höflinglegende. Leidige Wahrheit aber ganz sicher die Geschichte vom neusten Wirken des Fürsten Guido Henckel von Donnersmark. Der hat, im Einvernehmen mit dem Reichsbankpräsidenten Dr. Koch, neulich die Leiter großer Bankfirmen und andere Notable zusammengerufen und ihnen allen Ernstes zugemuthet, einen Fonds von zehn Millionen Reichsmark zu stiften, aus dem der Kaiser und König seinen Offizieren Zulagen gewähren kann. Damit soll dem Offiziercorps die alte Lebensfreude wiedergewonnen und verhütet werden, daß in die Kommandostellen, weil den zur Lieferung des Offiziersersatzes geeignetsten Familien das nöthige Kleingeld fehlt, minderwerthige Elemente aufrücken. Daß man zur Sicherung dieses feinen Plänchens gerade die Finanzmannschaft aufrief, ist allerliebst. Die Juden (die in ihr ja nicht ganz vereinsamt sind) wissen nun wenigstens, daß sie selbst zwar des Porteepees unwürdig, dafür aber auserwählt sind, den besser Qualifizirten das Offizierleben zu erleichtern. Wahrscheinlich sollen die zehn Millionen dem Kaiser zur Silbernen Hochzeit überreicht werden. Wenn der Mann im Sachsenwald noch lebte, würde er mit dem Fürsten Guido jetzt wohl ein ernstes Wort über Staatspflichten sprechen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

Die Zukunft.

Berlin, den 24. Juni 1905.

Moritz und Rina.

Kressin, Trinitatis 1905.

Don Maurizio!

Bist, mit dem Dunkelmannsnamen, mal wieder der Allermodernste. Nicht nur wegen der Vorliebe für die Windthörstischen, die ja immer noch obenauf, sondern wegen der Brouzirten von drüben. Unsere gute Mutter dachte, als sie Dir den Rufnamen gab, ein Bischen wohl an die zimmerhäuser Blanckenburgs (mit deren jüngstem sie vor der Einsegnung in Züchten getechtelt hatte), noch mehr aber an den Dessauer, ihren Jugendschwarm aus den Geschichten von Roßbach und Leuthen. Ich später oft an den mit Recht so berühmten Marschall von Sachsen, Sohn Augusts und Aurorens, der mit der Lecouvreur und ähnlichen Mamsellen sein Unwesen trieb und bei Anna Iwanowna den dicken Stein im Brett hatte. Viel Aehnlichkeit. Kalchas, Du weißt, warum. Am Ende aber sind selbst Euer Liebden aus den hitzigen Jahren gekommen, wo die Schürze das Lebenspanier ist (Lottens Augen sind lange nicht mehr so ängstlich), und nun steht, wenn ich Dein gedenke, der Mauretanier vor meiner Seele. Die so schwarz verhängt ist wie die Bühne des pp. Kunstinstitutes, in das Du uns schlepptest, um unsere Bildung mit einer polakischen Mord- und Totschlagsaffaire zu fördern. (Nie wieder, aufs große Ehrenwort; würde sogar den Wintergarten, trotz der anstößigen Neugier Deines werthen Schwagers, mit dem gemalten Sternenhimmel als Abendaufenthalt vorziehen.) Pechschwarz. Dabei leuchtet die Trinitatissonne, das Weinlaub ist fast schon bis ans Dach der alten Klitsche geklettert, über der Lindenlaube singen im ersten Duft die Vögel

Digitized by Google

ihren Morgenchoral und im Garten ists eine Pracht. Pfirsich und Heliotrop zwar erfroren (kein Wunder, wenn die Herrschaft an der Spree rumtollt), aber Rothdorn, Stiefmütter und Rosen die schwere Menge. Auch auf dem Feld Alles ganz ordentlich; wenn die Sieben Schläfer nicht wieder mit Strichregen kommen, kann sichs machen. Was hilfts? Das gläubige Herze wollte zu Pfingsten nicht frohlocken und scherzen (trotzdem Mieze die Kantate diesmal mit bräutlichem Anschlag spielte); und wills auch heute nicht. Erst recht nicht. Wie ein Kloß steckt mirs im Hals; und wenn ich mich vor dem eigenartigen Zeitgenossen, den Dein Scharfsinn der Ehegemeinschaft mit mir würdig fand, nicht schämte, heulte ich halbe Tage lang. Ists denn auch auszudenken? Seit Jahrzehnten hatte man damit nicht gerechnet. Krieg! Alle winken ab; auch der Junge, dessen Briefe doch in jeder Zeile verrathen, wie er jauchzen würde, wenns losginge. Aber ich lasse mirs nicht ausreden. Habs in den Nerven, wie jedes andere Gewitter. Und muß als Patriotin zugeben, daß es schließlich auch kaum anders geht.

Denn darin hat Adolf zufällig einmal Recht: die Gelegenheit kommt uns nicht wieder. Seit fünfunddreißig Jahren thun Deine geliebten Franzosen, als sei unser Sieg, die Vergeltung all ihrer Nichtswürdigkeit von anno Melac, Bonaparte und Talleyrand, die unverzeihlichste Todsünde. Jubeln, wenn sie uns ärgern können, lauern nur auf die passende Stunde, um über uns herzufallen, und sind bereit, jedem Feinde Deutschlands zu helfen. Wegen dieser Rasselbande hatten wir die Arme nie frei und konnten selbst in anderen Erdtheilen nicht zugreifen. Weißt Du noch, wie Bismarck zu Polte sagte, auf seiner Karte von Afrika liege im Osten Rußland, im Westen Frankreich und diese politische Geographie erschwere das Kolonialhandwerk? (Dabei fällt mir der arme Wissmann ein, der nun auch tot ist und den Eure Maßgebenden, nach solcher Leistung, ohne Sang und Klang einscharren ließen. Ders nicht über den Major hinausgebracht und von den Schwarzen Adlern, die jetzt schon für Kinder, Denkmalmacher und serbische Hammeldiebe zu haben sind, keinen bekommen hat. So leben wir alle Tage.) Endlich kann nun heimgezahlt werden. Der Juchtenstiefel knietief im Schlamm; keine Möglichkeit, bei Wirballen über die Grenze zu stampfen. Der liebe John Bull, meint der mir angetraute Ranggenosse Wissmanns, wird sich hüten, seine Kähne auf eine überflüssige Probe zu stellen. Die ehrenwerthe Republik also total vereinsamt. Und wenn da bei einer Mobilmachung Gott den Schaden besieht, können wir Wunderdinge erleben. Noch tollere als unter Leboeuf und Ollivier. Die waren wenigstens noch von der Zunft. Jetzt aber! Die Flotte hat Jahre lang ein Zeitungschreiber unter den Fingern gehabt. Kriegsminister ist ein Gentleman von der

Digitized by Google

Börse. Für das Auswärtige sorgt ein Bankdirektor mit ekligen Flecken in der Conduite. Und die ganze Sippschaft ist ohne Glauben, ohne Treue und denkt, wie Nikoläuschens feine Bagage, heimlich nur daran, sich den Beutel recht vollzustopfen. So felddienstfähig wie Tutchen im Januar mit umwickeltem Hals und zwei Paar wollenen Socken. Bei Paillard und in Ermenonville stehen sie ihren Mann; wirds aber Ernst, dann sinkt das Herz in die Unaussprechlichen. Von Zucht und Ordnung keine Spur. Erinnerst Dich noch, wie wir in die Manövertage hineinkamen und der ganze Bahnverkehr bis in die Nacht stockte? Undenkbar bei uns; dort, wo Majestät Rothschild über die Bahnlinien verfügt, nur natürlich. Und Monsieur Lüderlich, der nicht mal den kleinen Alfonso (für den die Landsfrau Otero doch lange vorgearbeitet hat) vor Bombenlärm schützen kann, will uns in Marokko die Thür verriegeln! (Hieß übrigens der Mann, dessen Biographie Moritzens von Sachsen wir nach Königgrätz einträchtig lasen, nicht auch Saint-René-Taillandier, wie der freche Kerl da unten in Fez?) Das war selbst dem sanften Flottbecker in der Wilhelmstraße zu viel; und konnte einen altpreußischen Kadaver rasch zu Veitstänzen erwecken. Meine Pommernbeschränktheit denkt weniger an Afrika als an Europa. Dem Gesindel müssen die Flötentöne beigebracht, muß endlich gezeigt werden, daß es kein Recht mehr hat, sich mausig zu machen. Leute, die den Heiland verleugnen und zu bequem sind, Kinder in die Welt zu setzen! Wenn sie die Engel im Himmel singen und zwei Etagen tiefer die Kugeln pfeifen hören, sind sie kirr und wir haben Ruhe. Denn Rußland ist selig, wenn mans in seiner eigenen Sauce schmoren läßt und den Topfdeckel nicht anrührt. Giebts für uns noch einen Happen schwarzer Erde: tant mieux. Sonst Belfort etcetera und saigner à blanc. Jetzt oder nie.... Aber der Junge muß mit.

Dein Schwager, nicht mal mehr Landstürmer und Dränger, grient und riskirt die Behauptung: „Ehe Die in Berlin mobil machen, kannst Du schwarz werden wie der Sultan Muley (oder wie der dunkle Ehrenmann sonst heißt) und ein Vierteldutzend Enkel auf den Knien wiegen“ (vor dem Brautpaar; Schamgefühl längst ausverkauft). Ob ich die Bülowismen noch immer nicht kenne. Nichts werde herauskommen als allerlei Kinkerlitzchen; solle auch gar nicht. Citirt, auf seine alten Krümpertage, den Shakespeare: „So stand er, ein gemalter Wüthrich, da und, wie parteilos zwischen Kraft und Willen, that nichts.“ Kein Grund zur Beunruhigung. Der Junge könne ein sackfiedegrober Kommandirender vom Schlag des metzer Begnadeten werden, ohne je feindliches Pulver zu riechen. Und eben so väterlich weiter. Macht mir nur nicht den geringsten Eindruck. Wann hat dieser schlangenglatte Sonderling

Digitized by Google

denn Recht behalten? Mit seinen Kuren und ähnlichem Zeug vielleicht, das ich nicht mit der Feuerzange anfassen würde. Sonst aber! Eine bunte Haut nach der anderen abgelegt und, wenns zum Klappen kam, immer in der falschen Toilette. Bliese er Fanfare, dann wäre ich ruhig. Kanns jetzt nicht sein. Zwiespalt der Natur, Graf Oerindur. Die Patriotin für Krieg und die Mutter für Frieden. Wie auch der Würfel fällt: über mir heitert sichs nicht wieder auf.

Und der Nächste, der Einzige, vor dessen Weisheit sich dieses graue Haupt beugt, ist fern und hüllt sich in ein gar nicht saisongemäß eisiges Schweigen. Brauchst nicht zu zittern: zu Vorwürfen hat die verschüchterte Schwester heute sicher kein Recht. Hast Dich in Berlin ja für uns förmlich aufgeopfert. Theater, langer Blick ins Unanständige, Diners und Dejeuners aller Sorten (für die mit Krebsschwänzen gespickte Tomate wird hier noch geschwärmt), Kammermusik, Automobil bis an den Wildpark, die Kutsche stets vor der Thür und beim letzten Mittagessen Lotkas glitzernde Xenien unter der Serviette: Alles, was Menschenbegehr. Und nachher noch das Kind und den Marinirten ihrer Wahl mit Liebe und Güte überhäuft; er bis zu Senden bugsirt, sie in den Frack mit irischen Spitzen geschnürt (wird das Kind nicht zu völlig?): Deine Ergebenste müßte das Monstrum sein, für das zwei verschwägerte Ehrenmänner sie seit Jahrzehnten ausschreien, wenn sie solche Brüderlichkeit je vergäße. Nichts von Klagen oder gar Anklagen also. Nur kennt Noth eben kein Gebot; und ich zerquäle mich hier so sachteken, wie Wrangel zu sagen pflegte. Tausendmal vernünftiger wärs gewesen, an dem ersten Plan festzuhalten und bis Bonifatius bei Euch zu bleiben. Aber c'était plus fort que moi. Die Hitze hätte ich länger ertragen; nicht die Vorbereitung zur Hochzeit. Du alte Preußenherrlichkeit! Das Kind hat ja nichts gemerkt und schwimmt noch heute in Wonne, wenns von dem Einzug und der Trauung erzählt. Für Unsereinen aber war der Abstand zu groß. Diese ewigen Witze über Anastasia, die doch nun mal Königsschwieger wird (und deshalb, scheint mir, auch oben etwas besser behandelt werden konnte), diese ekelhaften Scherzfragen, warum die Stadtpapas nicht am Brandenburger Thor die Initialen des Brautpaares in Papierrosen angebracht haben, — in unseren Kreisen! Fi donc. Die ganze Stimmung machte mir Migraine. Und, ich kann mir nicht helfen, nicht nur der Zuschnitt, sondern der Typus schien mir verändert. Dieser überladene Katholendom, der Peterskirche spielen möchte, der parvenuhafte Straßenputz, ein evangelischer Prediger, den man Excellenz nennen muß, der was Blinkendes um den Hals trägt und aussieht und redet wie ein pensionirter Hoftheaterstern, dieses grundlose, sinnlose Juchhe: merci, je viens d'en prendre. Sehnte mich auch nicht zurück, als ich die Zeitungen las und die hun-

Digitized by Google

dert Bildchen beguckte (Alles, mitsammt dem zum Jammer deutschen Handwerks hinbeorderten wiener Friseur, früher unmöglich), und bete seitdem nur (bete wirklich, befestigter Heide!), daß Alles gut gehen und eine echte Hohenzollernehe draus werden möge. Das Allerbeste freilich entbehrt man um so mehr: die paar ganz stillen Stunden mit Lotte und Dir. Da war noch der alte Stil; und selbst der Landwehrmajor mit der röthlich schimmernden Nase und Seele beinahe erträglich. Konntest Dirs denken und mir den Uebergang ein Bischen erleichtern. Trotz Herrenhaus (schluckt Ihr das Berggesetz?) und Automobilfreund ist ein Brief noch zu leisten. In einer Zeit, wo man aus einem Schreck in den anderen fällt. Bernhards Fürstentitel (was Adolf darüber von sich gab, ging übers Bohnenlied) lag mir noch unverdaut im Magen; und gleich danach patriotische Freude und mütterliche Angst um den einzigen Jungen.

Schluß, Edelster und Bester. Will in die Kirche. Geschichte von Nikodemus, dem Prachtjuden, der bei Nacht zum Herrn Jesus schlich. Für ein Veilchen hilfts immer. Und wer weiß, wie lange man das Mädel noch neben sich im Gestühl hat? Seit die Verlobung auf der vierten Seite der Kreuzzeitung stand, ist mir wie ewiger Abschied zu Muth. Der Seemann sagt zwar, er müsse noch eklig warten (von wegen Avancement und Hoffnung auf die Voßstraße); wenn aber die Wäsche erst im Stand ist, giebts keine Assekuranz gegen Ueberraschungen. „Von ihm und durch ihn und in ihm sind alle Dinge. Ihm sei Ehre in Ewigkeit! Amen." Das (aus der Römerepistel, muffiger Ketzer) verspricht der Lesezettel erst für den Abendgottesdienst. Abends kann mich heute aber nicht freimachen. Unwiderruflich letztes Auftreten des Herrn Eidams. Was man hier so Diner nennt (über Reh, Pückler und die süße Witwe aus Reims gehts nicht hinaus und die im Hansaviertel Verwöhnten maulen gewiß wieder); und nachher das ländlich-schändliche Tänzchen. In der Stimmung tanzen lassen: Du meine Güte! Hast mich ja aber gelehrt, die Hauptkunst meiner Japaner sei, auch im Schmerz das Gesicht zu wahren.

Die trösten noch manchmal. Unglaublich, wie sie ausgefegt haben. Flotte ade; und in der Mandschurei wohl auch bald Matthäi am Letzten. Nur schmeckt mirs nicht, daß gerade der Amerikaner, dem die Sache Salami sein könnte, den Frieden macht. Dieser Herr Roosevelt (Rosenfeld? Sicher!) nicht mon type; König spielen, ohne König zu sein, ging donnemals nicht. Doch als alte Premiermama kommt man schließlich auf die Sprünge der Friedensbertha und freut sich, wenn die Knallerei nur überhaupt aufhört und nicht noch mehr Jugend ins Gras beißen muß. Der Humor ist in die Binsen, wie Du siehst. Heitere ein Greisenherz auf, vieux marcheur; kanns nicht mündlich sein

Digitized by Google

(spätestens nach dem Tag von Tilsit laß' ich Eure Betten sonnen), dann wenigstens für zehn Reichspfennige auf Landtagspapier. Ein Bischen Klatsch ist doch zusammenzukehren; hier hält die liebe Pommernseele noch bei Hammerstein, dessen Name mir schon nauséabond ist. Bei Euch gewiß ein Schock Neuigkeiten. Las von wilden Spielergeschichten. Wie wirds diesmal in Kiel? Yankees oder Juden? Und (Hauptsache) sitzt Schlieffen schon über den Mobilmachungordres? Vous voyez bien: c'est une obsession. Und zeigst im Hohngelächter die linke Vorderplombe. Lotte wird mich verstehen, Barbar; hat ja selbst erfahren, wies thut. Küsse sie; und vergiß in den Zwischenakten der Bonvivantgenüsse nicht ganz die in Vermut getunkte

Nina.

Berlin, am Tag der sechskundsechziger Kriegserklärung.

Mobilste Donna!

Die bist Du. Nicht nach dem Sinn des Rigolettoherzogs natürlich (ließe der Herr und Gebieter sich auch nicht gefallen), als Patriotin aber und als Gehirn (was nicht das Selbe ist) märchenhaft mobil. Bist und bleibsts bis in die aschgraue Pechhütte. Und vermutheste deshalb immer, daß auch Andere es sind. Fällt ihnen gar nicht ein; sind nicht und machen nicht, und wenn ihnen Spickaal versprochen würde. Ich will über Patzkes Leibgericht hinausbieten und gelobe hiermit feierlich: Wenn zwischen Trinitatis und dem ersten Adventsonntag bei uns mobil gemacht wird, lege ich Miezen ein glycinfarbiges Libertykleid mit Klematisguirlanden in Mauve auf den Christtisch und hülle die Miezenmama bis an den berühmten Hals in Blaufuchs. Gilts? Wäre sicherer Ruin und Verlust der Herrenhäuslichkeit. Da die Goldreinette den bis zur Askese sittsamen Bruder aber stets für ein leichtes Tuch hielt, ein Stück Verschwender mit 'nem Cherisiauenharem, muß er wohl ernsthafter reden. Also: laß fahren dahin, laß fahren! Die Furcht nämlich. Fürs nächste Semester wenigstens kommt Dein Junge nicht vor die Rohrrückläufe. Und da auch der Nelson in spe noch nicht an Heirathen denken darf (vorher wahrscheinlich Kommando in irgend was sehr Tropisches), bleibt in Kressin Alles im alten Frieden. Comme chez nous. Davon später. Erst mal die kleineren Excitatorien wegräumen, damit wir am Schluß nicht lästige Reste auf Lager haben.

Betten sonnen: va bene. So um Petri Kettenfeier solls, denke ich, ostwärts gehen; die Meine freut sich schon riesig, der Deine noch riesiger darauf und wird Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um unterm Herbstmond Adolfum wieder mit Hummer und Tanggerüchen zu füttern. Daß die Hammersteinmisere Dir unliebsam ins feine Näschen steigt, nur zu begreiflich;

Digitized by Google

diese tarirte Großspurigkeit, hinter der nie was Rechtes war, sollte man nachgerade ruhen lassen. Uninteressant; hier auch kaum beachtet. Spielklubgeschichte nichts für Dich und mich. Gejeut wird überall (das jetzt so verpönte Poker sogar bei Hof nicht unbeliebt) und immer dabei auch mehr oder minder geschwindelt. Selbst wenn ichs könnte, hätte keine Lust, die Leute am Verkitschen ihres Geldes zu hindern. Wem schadets denn? Höchstens Madame et Bébé, deren Interessen ich nicht zu vertreten habe. Was in die Zeitungen kam, roch nach Souterrain und (noch schlimmer) nach Heuchelempörung; rasch vorüber, Lenore. Kieler Woche? Wohl wie immer. Etliche Vanderbiltlichkeit, vielleicht auch die Speckspitzen von Porkopolis. Die ersten Regattapreise haben die edlen Herren Huldschinsky und Simon geholt; uralter Seefahreradel, dem schon das Rothe Meer gehorchte. Worob ma mie sich wieder entrüsten wird; als ob die Leute nicht auch ihr Vergnügen haben wollten und dürften. Haltet ihr Rennyachten? Dann muckt auch gefälligst nicht auf. Alles fließt, Herzkönigin; und die europäischen Revolutionen wären keine Ananasbeere werth, wenn sie nicht dazu geführt hätten, daß Herr Huldschinsky mit Majestäten starten darf. Aller Augen warten jetzt übrigens nur darauf, ob Hollmann wieder in die Sonne kommt oder im Schatten der Föhrde bleibt. Ich wünsche ihm Mittagsgluth; denn gerade ihm käme eine Erkältung theuer zu stehen. Was wäre noch? Ach ja, der Kaiserkopist, den die sanfteste Antisemitin durchaus Rosenfeld nennen will. Bist schief gewickelt, Kind, wenn Du glaubst, Den brauche die ostasiatische Sache nicht zu bekümmern. Seit die ritterlichen Franzosen den armen Roschdestwenskij (vox faucibus haesit, was Adolfus Mezzofanti spielend aus dem Vergilischen übersetzt) in Togos Wurstkessel gejagt haben, ist der Präsident von Gottes Gnaden sehr unruhig. Muß auch. Will so schnell wie möglich pazifiziren, weil er für den Pacific zittert. So heißt seit Magelhaes der Ozean, der von der Beringstraße bis an den Südpolarkreis reicht und den die Amerikaner schon lange als wichtigen Theil ihres Zukunftimperiums betrachten. Nicht ohne Grund. Wird Japan aber zu mächtig, dann ists mit der Yankeeruhe im Stillen Ozean aus; dann ist nicht nur der (in rasendem Tempo gewachsene) amerikanische Export nach Ostasien, sondern auch die theuer bezahlte Philippinenherrlichkeit bedroht. Daher die humane Regung, von der sämmtliche Dummköpfe wie Apfelmuß gerührt sind. Für den Frieden an sich gäbe der Bürger Roosevelt nicht acht Gute Groschen. Zwingt aber, da es im Pacific sonst bald recht böig werden könnte, dem Frommen von Zarskoje Selo das Pazifikale ins zitternde Händchen. Könnte man sich bei uns nur endlich gewöhnen, politische Vorgänge nicht durch Phrasenschleier zu sehen! Friede hin, Friede her: Jeder denkt nur an sich; darf auch nicht anders denken, wenn

Digitized by Google

er für Kollektivbedürfnisse zu sorgen hat. Mich ärgert an der Sache nur, daß sie den Hochmuth der von Kolumbus und Goldberger reichlich Entdeckten bis in die Puppen treibt. Sie haben ihre Monroedoktrin: keine fremde Macht darf in amerikanische Dinge hineinreden. Sie selbst aber reden in Alles drein; machen in Asien Frieden und werden zur Marokko-Konferenz (wovon wiederum später) eingeladen. Daß sie von unserer Thorheit profitiren, verdenke ich ihnen nicht. Nur schämt man sich allmählich, blamirter Europäer zu sein.

Früher undenkbar, pflegt Deine abgeklärte Weltweisheit in solchem Fall zu sagen. Hast Recht. Auch mit Wissmanns Behandlung; des lebenden und des toten. War dieser grundtüchtige Kerl, als seine Nervenkraft für die Tropen nicht mehr langte, in Berlin nicht zu brauchen? Im Auswärtigen Amt, wo ein Manchestergeheimrath die afrikanischen Angelegenheiten erledigt, oder wenigstens im Reichstag, wie Stanley, der genialischer, doch unsauberer war, mehr businessman noch als Patriot? Peters, der uns Deutsch-Ostafrika erwarb, ist weggeekelt und Wissmann, ders uns erhielt, konnte in der Steiermark jagen. Wir habens dazu. Und da man mit Rangerhöhungen, mit Titeln und Orden heutzutage ja nicht knickert, brauchte ein Mann von Wissmanns Lebensleistung wirklich nicht als simpler Major zu sterben. Herr Ballin hat schon den Stern zur Krone Zweiter und wurde Sonntag in seiner hamburger Villa von S. M. besucht. Warum lud man unseren größten Afrikaner, der im deutschen Dienst sein junges Leben ruinirt hat, nicht zu Hof und ehrte ihn, wie es solchem Helden gebührte? Warum krähte seit 92 kein Hofhahn nach ihm? Mysterium. Oder auch nicht. Den Trotha, Deimling und Kameraden, die in Südwest wahre Wunder an Ausdauer und besonnener Kaltblütigkeit vollbracht haben, gehts ja noch übler. Hilft nichts. Hurra für Vanderbilt!

Von Hochzeitepilogen wird das milde Schwesterherz den Greis dispensiren. Vorgestern war Potsdam an der Reihe und die „Woche" wird gewiß alles Nöthige liefern. So leid mirs that: konnte Dir nicht verargen, daß entflohst. Nicht wegen der W-C-Witze, die harmlos sind; auch die über die russisch-rivierische Schwiegermama (die, wenn die Haberlegende nicht lügt, endlich den bewußten Blutstropfen in die Dynastie bringt). Uebrigens d'accord. Ein graziöses und elegantes Mädchen, an die hundert Millionen Mitgift und gegen den Bund offenbar nichts einzuwenden: da mußte die Mutter beim Fest auch eine andere Position haben. Hier heißts, von den Höchsten habe keiner sie besucht, kaum einer etwas ernsthafter mit ihr gesprochen; und gleich nach der Hochzeit zog sie ein Viechen schlennig aus dem Schloß für anderthalb Tage ins Hotel Bristol. Plaignez le sort d'Anastasie! Weißt Du noch? In den Bouffes sang es eine bildhübsche Soubrette; ich glaube, das Stück hieß Jo-

Digitized by Google

sophine et ses soeurs. Und mit der Beklagenswerthen war ganz sicher die Censur gemeint, die mit Anastasia Michailowna nicht viel Aehnlichkeit hat. Das Alles verwächst sich; auch die Erinnerung an den wiener Haarkünstler, dessen Werk von den Allerhöchsten ausführlicher bewundert wurde als manche deutsche That pro patria. Den nizzaer Leibfriseur Ihrer Hoheit konnte man doch nicht bemühen. Hauptsache ist, daß die stattlichen jungen Menschenkinder einander, wie es scheint, wirklich gern haben. Was Dein Borussenstolz aber mit der „echten Hohenzollernehe" meint, ist mir dunkel. Nach der Richtung können wir doch nicht allzu viele Bilder herausstecken. Jetzt ists ja musterhaft und die Bosheit selbst findet kein Wölkchen; aber vorher? Seit Luise (et encore!) kein Staat mehr zu machen. Friedrich Wilhelm der Zweite ließ sich von der Braunschweigerin scheiden und nahm die Hessin, hatte daneben aber die Lichtenau, die Voß, die Dönhoff etc. pp. Daß der Dritte nach Luisens Tode die Liegnitz nahm, machte böses Blut. Elisabeth von Bayern und Augusta von Weimar brachten kein Glück ins Haus; auch Viktoria bekanntlich kein dauerndes. Gerade Unsereins, Schatz, darf solche Behauptungen nur aufstellen, wenn sie zu stützen sind. Sonst kommt die rothe Gesellschaft und enthüllt. (Daß man eine zweite Ehe aus der Geschichte radiren konnte, staune ich noch heute als eine Fabelleistung an; doch nicht immer gelingt Aehnliches.) Der Wahrheit, die ja noch erträglich ist, die Ehre: dann läßt sichs abwarten. Nur nicht trops de fleurs, wie an Helenas Operettenhof; und namentlich nicht Papierblümchen nach stillosem Stadtbaurathschluß. Die haben Dir hier ja die Linden verleidet und den Gräuelplan gereift, nachts um die zwölfte Stunde mutterseelenallein plötzlich die Koffer zu packen.

Herrenhaus? Dank für die Nachfrage. Bis die Suppe ins Plenum kommt, fühlt sie noch ab. Befestigter Grundbesitz und aus Allerhöchstem Vertrauen Berufene pflegen im Allgemeinen nicht zu beißen. Willst Du meine Privatmeinung? Die paar Industriellen, die das Gesetz Geld kostet, werden stramm Nein sagen; Alle, die sich den billigen Luxus leisten können, aus Anderer Tasche human, modern, sozialpolitisch empfindsam zu sein, eben so stramm Ja. Und die agrarische Hauptmacht wird sich betheuern lassen, daß den ländlichen Verhältnissen für alle Ewigkeit die Arbeiterausschüsse sammt Zubehör erspart bleiben. Wozu sich dann noch aufregen? Die wichtigsten Handelsverträge sind unter Dach, im Streit um die Meistbegünstigung wird kein Bund zu flechten sein und die Millionäre des Westens mögen selbst ihr Eigenthum schützen. Wahrscheinlich (ich bin nicht dans le mouvement) haben sich auf dieser Basis die schönen Seelen schon gefunden. Der diplomatische Nimrod von Sorquitten hat beim Kanzler gespeist. Wie die Zeiten

Digitized by Google

et nos in illis (frage Adolf) sich ändern! Henckel, dessen Haus Jahre lang, als die Hochburg der „Fronde", der Hofgesellschaft verboten war und der einen rothen Kopf kriegte, wenn Jemand von „Versöhnung" mit Friedrichsruh sprach („Wiegeln Sie ab!" rief er eifernd, als Bismarck, après la bouteille, im Schlosse saß und die Bismärckischen wieder zu hoffen begannen), erstrahlt nun in höchster Gunst und alarmirt die Bankleute für das verarmte Offiziercorps. Und Mirbach-Sorquitten, den S. M. für einen klugen, aber höllisch gefährlichen Kunden hielt und der Bronsart selbst noch nicht forsch genug gegen die Bebelei fand, sitzt nun friedlich am Tisch des sanftesten aller Husaren.

Des Fürsten-Reichskanzlers, wie man jetzt wieder in den Zeitungen liest. Schade. Ich hatte ihn für gescheiter gehalten. Schade, sagte auch Bismarck, als er, nach der Reichsgründung, eines Morgens im Bett die Durchlaucht erhielt; „ich war im Begriff, eins der ältesten Grafengeschlechter zu werden." Skepsis wohnt in der Wilhelmstraße nicht mehr. Ein Kind des Glückes (von der Birch-Pfeiffer; unsere gemeinsame Hedwig Raabe spielte es unvergeßlich) darf naiv sein; darf und muß. Aber die Eilbeförderung hat einen über Erwarten schlechten Eindruck gemacht. Fürst war so ziemlich der einzige Titel, der noch einen Inhalt hatte, noch nicht entwerthet war. Fürst kann nur ein sehr reicher Mann aus altem Haus oder ein durch unzweifelhaft große Thaten Ausgezeichneter werden; sonst klingts komisch. Bülow hat noch nichts irgendwie Beträchtliches geleistet (was seine Getreusten aufzählen, ist Dialektik und Taktik bescheidenen Stils und reicht nicht an Posadowskys, kaum an feu Boettichers Erfolge heran): und trotzdem im Verlauf von sechs Jahren Graf, Kanzler, Schwarzer Adler, Fürst, fünf Millionen und eine halbe. (Merkwürdig übrigens, wie oft jetzt da oben gar nicht zu knapp geerbt wird. Der Theaterhülsen bekam fast eine Million und werthvolles Kunstgerümpel von der née Cohn, die er an seinem Arm durchs wiesbadener Foyer geführt und S. M. vorgestellt hatte, dem sie dann auch zwei Millionen hinterließ. Merkwürdig. Bismarck und Moltke hatten auch ihre Bewunderer unter den Vermögenden, haben aber keinen Nickel von ihnen geerbt). Wenn er nun einst muß scheiden, hat er, mit der Pension, die ja auch wesentlich höher ist als in ottonischer Zeit, ein Viertelmilliönchen im Jahr zu verzehren. Würde ihm das Doppelte gönnen; möchte nur wissen, was man nach Alledem Einem anthäte, der seinen Namen mit unverwischbaren Lettern ins Buch deutscher Geschichte schriebe. Fürst-Reichskanzler! Eher schon prince du feuilleton, wie Jules Janin ehedem in Paris. „Fein und gewandt in der Form, aber unselbständig im Charakter": das Zeugniß, das der alte Daniel dem Abiturienten Bülow gegeben haben soll (man leugnets), wird Mancher noch heute unterschreiben.

Digitized by Google

Glück hat er; im amtlichen wie im privaten Leben. Donna Laura Minghetti verwickelt S. M. in ein kluges Gespräch: und der Schwiegersohn darf von Bukarest nach Rom übersiedeln. Marschall stolpert in die eigene Schlinge: und Phili erklärt, er wolle lieber Königsmacher als König sein, empfiehlt den römischen Botschafter und läßt sich durch alle Bitten der Frau von Bülow, die extra nach Wien gereist ist, um das Staatssekretariat abzuwenden, nicht zu anderer Personenwahl bringen. Solcher Schutzpatron wird leicht unbequem: Phili erkrankt und kriecht in Liebenberg unter; ein stimmloser Troubadour. Und in Berlin geht Alles famos. Neben Hohenlohe glänzt ein guter Redner wie ein Rivarol im Kreis preußischer Peers; auch zeigt sich sehr bald, daß sich das Temperament des neuen Mannes dem im Reich maßgebenden besser als je ein anderes anzupassen vermag. Als Chlodwig gar zu müde wird und trotzdem an dem Programm des Saalburgfestes herumzunörgeln wagt, zieht der Staatssekretär von der Gartenwohnung ins Kanzlerhaus. Albert von Sachsen stirbt, Waldersee, Herbert. Unglaubliches Glück.

Auch im Größten; in kurzer Zeit tausendmal mehr, als Bismarck in achtundzwanzig Ministerjahren beschieden war. Zuerst die Riesenchance des Burenkrieges. Eine Schwächung an Finanzkraft und Prestige, von der England sich heute noch nicht erholt hat. Die Möglichkeit, mindestens drei Großmächte nebst ihrem Anhang gegen den Feind von übermorgen zusammenzuballen. Wir, die den alten Krüger zum Krieg ermuthigt haben, blasen die Friedensschalmei und sind der artige Vetter im fatherland. In Jahrhunderten kehrt solche Konjunktur nicht wieder. Herrn Bernhard winkt gleich danach eine bessere. In der handelspolitischen Klemme zwischen Rußland und Ostelbien konnte ihm der Athem ausgehen: die Seeminen der Japaner sichern ihm einen brauchbaren Vertrag und die Magyaren, die noch lästig werden konnten, haben gerade ihre Armeehunde zu peitschen. Rußland erlebt die mandschurische Katastrophe, verliert seine Flotte und hat vorher schon sänftiglich in Berlin und Paris um die Erlaubniß gebeten, seine Westgrenze von Truppen entblößen zu dürfen. Das rechne ich nicht zu den Glücksfällen; denn Rußlands Ohnmacht steigert die Gefahr eines britischen Weltarbitriums. Aber Frankreich ist wehrlos, von dem großen Bruder, dem es schmählich die Treue brach, verlassen und hat einen Minister, der das Pferd am Schwanz aufzäumt und tollkühn genug ist, just in dieser gefährlichen Stunde uns zu brüskiren. In Gold muß man ihn fassen; ihn so geschickt angreifen, daß er nicht fallen kann. Und dann, ohne viel Gerede, aufs Ganze. Lange laufendes Bündniß, mit genauer Festlegung der Heerespräsenzziffer und allen erdenkbaren Garantien. Unseren Theil von Nordwestafrika; bitte: recht reichlich; auch Algerien ward Euch nicht

Digitized by Google

vom Herrgott im Himmel verliehen, und was der Mensch braucht, muß er haben. Wollt Ihr nicht? Schön; dann heute abends zur Waffenprobe. Wie der Deibel auf Socken, so schnell und so leise, mußte die Sache gehen. Vorher natürlich Einigung mit den Russen, die von der Kamranh-Bucht her noch die Nase voll haben und den uns vortheilhaftesten Bündnißvertrag unterschreiben würden. John Bull kann rechnen. Käme die Geschichte ihm Hals über Kopf, so würde er sich verdammt hüten, für den Erbfeind in der Normandie und Bretagne die Anker zu lichten. Vielleicht sogar meinen: Wenn der arme Verwandte sich auf französische und russische Kosten saturirt, brauchen wir fürs Erste den Choc nicht zu fürchten und können in Ruhe an Indien, Tibet, Persien, Afghanistan und das Kap-Kairo-Reich sammt Kleopolds Kongo denken. Deutsch-britische Verständigung wäre für solchen äußersten Fall auf verschiedenen Basen möglich. Und gelang der Plan, dann hatten wir endlich Raum auf der Erde, Kolonien, die der Rede werth sind, waren wenigstens für ein Menschenalter (so lange, bis schon unsere Bevölkerungziffer Frankreichs Wehrfähigkeit erdrückt) die ewige Gefahr der Chicanen von Westen los und konnten, in einem anständigen Dreikaiserverhältniß, das Landheer in entsprechender Proportion zu den Armeen der Nachbarschaft verkleinern. Denn (nimms nicht übel auf, trauteste Soldatenmutter) ohne beträchtliche Verbilligung des territorialen Wehraufwandes bleibt die berühmte „Weltpolitik" immer nur Rednerei. In der Assiette, in der wir heute sind, können wir starke Armee plus starker Flotte nicht halten. Europäische Landkriege sind vieux jeu; der einzige, der immer noch zu fürchten, ist ein von Frankreich anzuzündelnder. Läßt sich für Europa die Uhr so stellen, daß mit ihm nicht mehr zu rechnen ist, dann hat Reserve Ruh und wir können für das überschüssige Geld Panzer und Torpedos bauen.

Entwölke Dein Haupt, holde Kriegerin: Dein Lehnsmann ist ein entgleister Pfuschdiplomat, nicht Kanzler des Reiches. In Dessen Nähe soll Einer so ähnlich gedacht haben wie meine Winzigkeit; Einer, den ich persönlich nicht gerade liebe, aber für den stärksten Kopf unter den vorhandenen halte: Holstein. Der hat noch den großen Stil und die Tradition verschollener Tage, kennt, noch aus der Arnimzeit, Frankreich wie die Bärtz fauler Natives und fühlt in alten Wunden, was für Wetter morgen sein wird. Il ne dérage plus, sagte mir Jemand, ders wissen kann; und behauptete, Richthofen und Mühlberg wagten kaum noch, mit dem bösen Passagier zu reden (den Bülow sich seit der Krisis vom Leibe halte), weil er gleich zu toben anfange. Sehr möglich. Die Beiden steckt er in die Westentasche, wo dann noch Platz für den herzensguten Radolin ist; und warnie kurzsichtig, trotz den von Bismarck beschienigten Flecken auf der inneren Iris Doch was hülfe mir selbst solche Bundes-

Digitized by Google

genossenschaft? Die Entscheidenden wollen nicht. Sind enorm stolz darauf, daß sie Herrn Delcassé (den besten Mann, den wir erträumen konnten) gestürzt und nun mit dem schmierigen Rouvier-Roublard zu thun haben. Wollen die Konferenz, die für den günstigsten Fall dekorative Wirkung verheißt. Schlagen auf die Brust und betheuern, daß sie nicht den geringsten „Sondervortheil" (schon von dem Wort kriege ich eine weiße Zunge) erstreben, nur den Frieden, die offene Thür, freien Handel und ähnliches Kramzeug. Werden den Franzosen bei der Grenzregulirung auf der algerischen Seite entgegenkommen und dafür eine Düte mit süßen Konzessiönchen erhalten. Auch ist Etwas wie eine deutsch-französische Bank für Marokko geplant. Und wenn diese Errungenschaften ans Licht kommen, werden Jubelchöre uns melden, daß der dritte sich zum ersten Fürsten-Reichskanzler verhält wie David zu Saul.

Die Pariser aber, die, weil sie einsahen, daß die Vernunft Deutschland zum Ultimatum dränge, drei Wochen lang wie Espenlaub gezittert und sich genau so würdelos feig benommen haben wie einst beim Bazarbrand in der Rue Jean Goujon, wo die edle republikanische Männlichkeit, um sich zu retten, die Frauen niederhieb und zertrampelte, — diese durch Schwatz, Ausschweifung und kleinliche Geschäftchenmacherei heruntergekommene Sippe wird sich dann wieder beruhigt haben. Aus Marokko wird zwar nichts Rechtes, wenn Europa sich durch Gezänk blamirt hat und nicht eine Nation allein zum Kehrbesen greifen darf. Doch das Schlimmste ist vermieden; und die Engländer wissen nun, was von Michel eines Tages noch zu erwarten sein kann. Wissen und werden sichs merken. Gemeinsamer Haß kann Weltmeere, nicht nur ein Aermelkanälchen, überbrücken. Dann behalten wir also for ever den Vogesenkrampf, lassen am Ende gar Nikolai (oder seinen Erben) wieder, mindestens zu wohlwollender Neutralität, neben Marianne rücken und harren geduldig, bis England zu dem unter solchen Umständen unvermeidlichen Kampf die Stunde wählt ... „Das ists eben", sagen die Offiziellen und Offiziösen: „wenn Britanien nicht wäre, ließe sich Manches wagen; wer garantirt aber, daß es nicht jetzt schon für Frankreich mobil machen würde?" Keiner, wenn nicht der Scharfsinn, für den Ihr gemiethet seid. Müßt ihr aber vor dem Zweibund der Westmächte zittern, dann wars hundertmal schlauer, die marokkanische Kiste gar nicht zu öffnen, als sie mit einem Theaterknall explodiren zu lassen, der Alles aus den Daunen gescheucht und zu erhöhter Wachsamkeit gemahnt hat.

Weine nicht, tapferes Borussenherz; wenigstens nicht um den Jungen. Dem droht keine Franzenkugel. Der bleibt Dir. Und, so lange Du willst, auch der allerdings wesentlich ramponirtere, vom Aerger fast schon schwarze Vasall

Moritz.

Digitized by Google

Das Ende der Obrenowitsch.*)

An dem Tage, da der russische Geschäftsträger in Belgrad, Mansurow, den eben abgegangenen Minister Vukaschin Petrowitsch fragte, welche Haltung er in der durch die Verlobung des Königs mit Frau Draga Maschin geschaffenen Situation einnehmen solle, erschien an der Spitze des serbischen Amtsblattes, mit sehr großen Buchstaben gedruckt, die folgende Mittheilung:

Belgrad, den dreizehnten Juli 1900.

„Auf Befehl Seiner Majestät des Zaren Nikolaus des Zweiten hat der kaiserlich russische Geschäftsträger, Herr Pavle Mansurow, heute S. M. den König besucht und hat ihm im Namen seines erhabenen Herrschers zur Verlobung gratulirt; sofort danach hat er auch der durchlauchtigsten Verlobten des Königs, Frau Draga, einen Besuch abgestattet und ihr ebenfalls seine Glückwünsche dargebracht."

Zu gleicher Zeit brachten die europäischen Blätter den Text des Briefes, den König Milan geschrieben und durch den Obersten Tjiritsch dem König Alexander geschickt hatte. Dieser Brief lautete:

„Mein lieber Sohn!

Bei dem besten Willen kann ich Dir zu der unmöglichen Heirath, zu der Du Dich entschlossen hast, meine Einwilligung nicht geben. Du mußt wissen, daß Du durch Das, was Du Dir vorgenommen hast, Serbien direkt in den Abgrund stürzest. Unsere Dynastie hat so manche Schicksalsschläge ausgehalten und überlebt; dieser Schlag aber wäre so furchtbar, daß sich die Dynastie von ihm nie mehr erholen würde. Du hast noch Zeit, zu überlegen. Wenn aber Dein Entschluß, wie Du sagst, unabänderlich ist, dann bleibt mir nichts Anderes übrig, als für das Vaterland zu Gott zu beten. Die Regirung, die Dich nach einer solchen leichtsinnigen That aus dem Lande jagte, würde ich als Erster begrüßen.

Dein Vater Milan."

Ich habe diesen Brief des Königs Milan nicht früher gekannt, als bis ich ihn in den Zeitungen sah; aber König Milan hat mir erzählt, daß er in einem anderen Briefe, den er zusammen mit seiner Demission als Kommandant der aktiven Armee an den König schickte, gesagt habe:

„Nicht einmal ein Musikfeldwebel, geschweige denn ein Lieutenant unserer Armee, dürfte so heirathen, wie Ew. Majestät heirathen will!"

Erst nachdem Kaiser Nikolaus II. von Rußland seinen Segen zu dieser Heirath des Königs Alexander gegeben und erst als der mächtige Kaiser die Stelle des ersten Trauzeugen bei dieser Heirath angenommen hatte, wurde die Opposition gegen sie im Lande gebrochen; und das Heirathsministerium in Belgrad konnte

*) Unter diesem Titel läßt Herr Dr. Georgewitsch, der in Serbien Ministerpräsident war (und von dem die Leser der „Zukunft" schon zwei Aufsätze erhalten haben), Ende Juni bei Hirzel in Leipzig ein Buch erscheinen, das nicht nur im Balkangebiet Aufsehen erregen wird. „Beiträge zur Geschichte Serbiens aus den Jahren 1897 bis 1900." Die Geheimgeschichte Serbiens und der letzten Obrenowitsch wird da von Einem erzählt, der sie im höchsten Staatsamt miterlebt, mitgemacht hat. Von dem Buch, das in einer heftigen Anklage der russischen Politik gipfelt, wird noch oft die Rede sein. Heute gebe ich nur Bruchstücke aus einem Kapitel, das Herr Georg Hirzel mir freundlich zur Verfügung gestellt hat. Nur Bruchstücke; das ganze Kapitel muß man im Buch nachlesen.

Digitized by Google

nun all die Offiziere und hohen Beamten, die ihre Stimme gegen eine solche Heirath ihres Königs erhoben hatten, die ganze Wucht der königlichen Rache fühlen lassen.

Aber wozu all die blutigen Ungerechtigkeiten aufzählen?

Am ersten August 1900 hat mir König Milan aus Wien den folgenden Brief geschrieben:

„Lieber Doktor!

Sie waren gescheiter als ich, parce que vous vous êtes toujours méfié. Heute ist es klar, daß Sie Recht gehabt haben. Ich wünsche dringend, Sie zu sehen. Schreiben Sie oder telegraphiren Sie mir den Tag, an dem Sie in Wien sein werden, damit wir entweder hier oder auf dem Semmering zusammenkommen, wohin ich morgen gehen werde, um ein Wenig nach der hiesigen tropischen Hitze aufzuathmen. Ich werde Ihnen mit Briefen in der Hand beweisen, wie gemein der Betrug vollbracht worden ist. Es scheint, daß es ein alter Plan war. Genau zu erforschen, was die Ueberrumpelung verursacht hat, ist mir noch nicht gelungen. Aber Eins steht außer allem Zweifel; und Das ist: daß Mansurow dabei die entscheidende Rolle gespielt hat. Von unseren politischen Persönlichkeiten hat nicht eine einzige daran Theil genommen. Jetzt trachten die Radikalen und Awakumowitsch, persönlich so viel Nutzen wie möglich für sich herauszuschlagen. Die Armee hat sich musterhaft gehalten; ich habe sie gut erzogen. Aber schon in den wenigen Tagen ist die Armee demoralisirt worden und in Zukunft wird sie eine ganz andere werden. Von Ihren Kollegen waren nur Gjoka Stevanowitsch und Zivan Zivanowitsch schwach, — aber nur im ersten Augenblick.

Ich habe mich nicht gerührt. Je vous rappelle une conversation, que nous avons eu à Nisch un jour où nous échangions nos idées et dans laquelle, avec les sentiments du plus grand dévouement pour le Roi, nous parlions de la nécessité de son mariage pour consolider la dynastie. Erinnern Sie sich, daß ich Ihnen damals gesagt habe: ‚Wenn, was Gott verhüten möge, der Thron erledigt werden sollte, kann ich niemals, niemals wieder Kandidat für diesen Thron werden.' Eh bien, telle a été mon idée aujourd'hui aussi. Alle Freunde in Serbien sind auf mich böse. Gestern und vorgestern habe ich Genschitsch und Atanatzkowitsch auf ihrer Durchreise nach Karlsbad gesehen; auch sie waren auf mich furchtbar böse. Als ich ihnen aber die Gründe meiner Haltung sagte, haben sie eingesehen, daß ich Recht habe. Verfassungmäßig und international habe ich abgedankt. Moralisch wäre es unstatthaft, daß sich der Vater gegen seinen Sohn erhebt. Ich überlasse dem König Alexander den Ruhm, sich gegen seinen eigenen Vater so zu benehmen, wie er es thut. Inzwischen haben sich einige Feiglinge und Schwächlinge gefunden, die bereit sind, ihn zu unterstützen. Er wird sie ausspielen, gerade so, wie er bis jetzt Jeden ausgespielt hat, bis er sich selbst verspielt. Et ce ne sera pas long. Ce n'est que le premier acte, qui se joue. Pour moi ce n'est pas une crise politique, c'est la crise du trône, qui est ouverte. C'est une affaire de semaines ou de mois tout au plus. Für ihn werde ich mich nie rühren, denn ich verleugne ihn vollständig und für immer.

Ljuba Leschjanin, der vor allen Anderen Alles wußte, war im Stande, Alles zu verhindern, aber er hat nicht verstanden, sich zurechtzufinden . . . Eine verdächtige und abscheuliche Rolle scheint Tjiritsch gespielt zu haben. Der Metropolit war ein gemeiner Schurke und Sima Nestorowitsch war gar nicht besser. Die Deputationen

Digitized by Google

und die Gratulationen beweisen nichts. Alles ist gemacht. Das ganze Volk ist gegen die Hure. Auf baldiges Wiedersehen! Mit herzlichen Grüßen für Sie und Ihre Familie Ihr Milan."

Aus meinem Brief an König Milan will ich nur ein paar Worte citiren: „Was König Alexander an uns, seinen besten und treusten Dienern, gesündigt hat, Das mag ihm Gott verzeihen. Was er aber an seinem Vater und am Vaterlande verbrochen hat, Das kann ihm selbst Gott nicht verzeihen."

Und als ich diese Worte schrieb, da ahnte ich noch nicht Alles, was König Alexander in Wirklichkeit an seinen Eltern verbrochen hatte. Erst später, als die schriftlichen Befehle zweier Minister des Heirathkabinets der Draga, des Ministers des Innern und des Kriegsministers, an die Oeffentlichkeit drangen, erst dann erfuhr ich, daß König Alexander den Befehl an die Grenzbehörden und an die Armee erlassen hatte, den König Milan, wenn er versuchen sollte, nach Serbien zurückzukehren, „wie einen Hund zu erschießen."

Und wie dieser Sohn mit seiner Mutter verfuhr, las man ja in einer in der Amtszeitung abgedruckten amtlichen Darstellung: „S. M. der König hat nicht nur in seiner Proklamation vom achten Juli, sondern auch in seinen öffentlichen Reden, die er später gehalten hat, besonders betont, er werde nicht dulden, daß um das königliche Haus Intriguen gesponnen werden, und werde diese Intriguen als Hochverrath betrachten und behandeln. Trotzdem hat vor einigen Tagen die ehemalige serbische Königin Natalie an ihren hier wohnenden Hofmarschall eine offene Korrespondenzkarte gerichtet, in der sie den König und die Königin mit niedrigsten Ausdrücken beleidigte. In Folge Dessen und auf besonderen Befehl des Königs wird hiermit kundgegeben, daß alle Intriguen und alle Erklärungen, die darauf ausgehen sollten, das königliche Haus zu untergraben, als hochverrätherische Unternehmungen behandelt werden, gleichviel, von wem sie ausgehen."

So viel aus der Amtszeitung. Hinter den Coulissen aber hatte sich in Smederewo im königlichen Weingarten, wohin sich das königliche Paar zurückgezogen hatte, um den Honigmonat zu verbringen, eine häßliche Szene abgespielt. Oberst Alexander Simonowitsch, einst Hofmarschall der Königin Natalie, wurde zum König in den Weingarten berufen und erhielt den Befehl, sofort auf diese Ehrenstelle zu verzichten. Er that es auch sogleich. Aber da er wußte, daß Königin Natalie sich niemals gemeiner oder niedriger Ausdrücke bedient hatte, und da er noch weniger glauben konnte, daß sie solche auf einer offenen Korrespondenzkarte gebraucht habe, hielt er es für seine Pflicht, dem König zu sagen, daß er daran nicht glaube, um so weniger, als er von der Königin Natalie keine Korrespondenzkarte bekommen hatte. Darauf sprach König Alexander vor zwei noch lebenden Zeugen über seine Mutter Worte, — Worte, die ich nicht im Stande bin, niederzuschreiben; die Feder selbst will nicht niederschreiben, was hier ein Sohn über die eigene Mutter sagte, über diese reine und ehrenhafte Frau, die er, der Sohn, eben so nannte wie wir eine Draga Maschin. Sie hatte König Milan und König Milan hatte sie unglücklich gemacht und bitterer Haß herrschte zwischen Beiden; aber hätte Jemand vor König Milan gewagt, ein schlechtes Wort über sie und ihre nie bemakelte Ehrenhaftigkeit zu sagen, so hätte er ihn auf der Stelle niedergeschmettert. Und König Alexander sprach von dieser Frau, die seine Mutter und nach dem Geständniß selbst ihrer größten Feinde eine ideal keusche Frau war, vor

Digitized by Google

Zeugen, wie es da eben geschah ... Das war eben der große Unterschied zwischen dem vierten und dem fünften Obrenowitsch: König Milan hatte sehr viele, nicht blos politische Fehler, aber er hatte doch ein Herz und eine Seele. König Alexander scheint nichts davon gehabt zu haben. Und am zwölften August schrieb der Kaiser von Rußland, König von Polen, Großfürst von Finland u. s. w., dem selben König Alexander folgenden eigenhändigen Brief:

„Mein Herr Bruder!

Mit außerordentlichem Vergnügen habe ich aus dem Brief Eurer Majestät erfahren, daß sich Hochdieselbe mit Frau Draga Lunjevitza, Tochter des Herrn Panta Lunjevitza und Enkelin des Wojwoden Nikola Lunjevitza, vermählt haben. In Anbetracht der Freundschaft- und Verwandtschaftbande, die zwischen Euer Majestät und mir bestehen, habe ich an diesem glücklichen Ereigniß lebhaften Antheil genommen und beeile mich, Euer Majestät meine herzlichsten Glückwünsche auszusprechen. Indem ich zu diesen Glückwünschen auch meine besten Wünsche für das Wohlergehen und das Glück Eurer Majestät und für das Glück und Wohlergehen Ihrer Majestät der Königin hinzufüge, bitte ich Sie neuerdings, die Versicherung meiner hohen Achtung zu genehmigen, mit der ich verbleibe

Eurer Majestät meines Herrn Bruders guter Bruder

Nikolai."

Als die orthodoxen Serben diesen Brief des russischen Kaisers im amtlichen Theil der amtlichen Zeitung des serbischen Königreiches lasen, wurde ihnen klar, daß dieser Schandfleck auf dem Thron Serbiens kein böser Traum mehr und daß eine Draga Maschin wirklich und wahrhaftig Königin von Serbien geworden war. Und das serbische Volk beugte seinen Nacken und Draga Maschin setzte auf diesen Nacken ihren Fuß. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Am zehnten August 1900 habe ich in Wien, auf meiner Durchreise nach Belgrad, zum ersten Male nach der Katastrophe den König Milan gesehen. Es war im Hotel Imperial, in dem selben Zimmer, in dem wir im Oktober 1897 mit dem König Alexander über die Zusammensetzung meiner Regirung und über mein politisches Programm so ernst gesprochen hatten ... König Milan bestrebte sich, bei dieser Zusammenkunft ruhig zu erscheinen, aber es gelang ihm nicht. Jedes Wort, jede Bewegung, jeder Blick bewies seine Aufregung. Hier so treu wie möglich unser Gespräch.

König Milan: Ich habe Ihnen sehr viel zu sagen. Meine Pflicht ist, Ihnen zu erklären, warum ich nichts unternommen habe, um das Unglück abzuwenden, und warum ich auch in Zukunft nichts thun werde. Ich wußte schon lange, daß mein Sohn ein schlechter Mensch ist, habe es aber verheimlicht und so viel wie möglich versucht, ihn zu bessern und zu erhalten. Das ist verzeihlich. Er war mein einziges Kind; für ihn hatte ich Alles, selbst die Krone geopfert. Er war die einzige Hoffnung meines Hauses. Und er war das einzige Wesen auf dieser Welt, das ich in meinem ganzen Leben wahrhaftig geliebt habe ...

Zwei Thränen rollten über seine Wangen. Ich schwieg.

König Milan: Er war ein schlechter Mensch und ist ein schlechter Mensch. Um Das zu erkennen, braucht man sich nur an einige Thatsachen zu erinnern. Jovan Ristitsch: er war der verdienstvollste serbische Staatsmann der letzten dreißig Jahre. Sascha hat ihn am ersten April 1893 verhaftet und vom Regentenposten wie einen Lakaien weggejagt; und als Ristitsch starb, hat er ihn mit königlichen

Digitized by Google

Ehren begraben lassen, als ob zwischen ihnen nie Etwas vorgefallen wäre. Eben so war es mit dem zweiten Führer der liberalen Partei, Awakumowitsch. Den verhaftete er als Ministerpräsidenten und setzte ihn mit seiner ganzen Regirung in Anklagezustand. Als er sah, daß selbst die politischen Todfeinde von Awakumowitsch, die damals die Macht in Händen hatten, nicht im Stande waren, die angeklagte Regirung zu verurtheilen, begnadigte mein Sohn die Leute, die gar nicht verurtheilt waren. Jetzt, nach der Demission Ihrer Regirung, hat mein Sohn bei dem selben Awakumowitsch gebettelt und ihn angefleht, um Gottes willen die Regirung zu übernehmen. Und wiederum, genau in der selben Weise, die Geschichte mit dem dritten Chef der Liberalen, Ribaratz. Der war auch verhaftet, dann unverurtheilt „begnadigt", dann während Ihrer Regirung damit bedroht, daß man ihn wegen einer angeblich doppelt einkassirten Advokatenrechnung ins Gefängniß bringen wolle; dann, nach dem Attentat, war der selbe Mann vom König zum Diner geladen; und jetzt, nach der Hochzeit, wird er wieder für einen Landesverräther erklärt . . . Wohin also hat er es mit all diesen Schlechtigkeiten gebracht? Dahin, daß die ganze liberale Partei, die am Allertreusten zu meinem Hause hielt, antidynastisch werden mußte. Wen soll es da noch wundern, wenn ein so ehrgeiziger Mensch wie Ribaratz sich nächstens nach Cetinje oder nach Genf wenden sollte?

Ich: Und wie war es erst mit den Radikalen, deren Führer er à tout prix erschießen lassen wollte!

König Milan: Gewiß. Sie wissen ja auch am Besten, wer ihnen das Leben gerettet hat. Zuerst wollte er sie einfach füsiliren; dann willigt Paschitsch ein, mündlich und schriftlich zum Verräther an seiner Partei zu werden, und wird dafür der Liebling des Königs, so daß er Ihre Regirung sogar zwingt, dem selben Paschitsch 40000 Francs auszuzahlen. Dann ihr zweiter Führer Sava Gruitsch. Jedem, der es hören wollte, sagte er, daß Gruitsch als Ministerpräsident versucht hat, in Aranzjelovatz ihn zu vergiften, und dann, ihn in Rogot auf einer Jagd zu erschießen.

Ich: Ja, Das hat der König auch mir unzählige Male erzählt und sogar die Namen der gedungenen Mörder genannt . . .

König Milan: Eh bien, den selben Sava Gruitsch hat er jetzt zu seinem Ehrenadjutanten ernannt. Und den Dritten, den Dr. Mischa Vuitsch, nannte er Landesverräther und Hochverräther.

Ich: Wogegen ich genau in diesem Zimmer, in dem wir jetzt sitzen, vor drei Jahren protestirte . . .

König Milan: Richtig! Und wissen Sie noch Etwas? Bevor wir Sie damals aus Karlsbad riefen, hatte mir der König vom Verrath in Cetinje gesprochen und deshalb habe ich während des Diners bei Sacher Gjoka Simitsch wie einen Kutscher beschimpft. Wissen Sie, was der König dann nach dem Diner dem selben Simitsch gesagt hat? „Mein Vater soll nur wie ein Marktweib schimpfen! Bleiben Sie ruhig bei Ihren Staatsgeschäften; was geht Sie an, ob mein Vater schimpft?" Nach einigen Tagen war es wieder anders und der König hat die radikale Regirung wie einen Hund weggejagt; und nach dem Attentat ließ er nicht nur Dr. Vuitsch, sondern auch dessen Frau verfolgen. Und heute ist der selbe Mischa Vuitsch in Gnade und Sie werden sehen: er wird am Ende noch die neue Regirung bilden, sobald der König diese Trottel, mit denen er die Draga auf den Thron gehoben, weggeworfen haben wird.

Digitized by Google

Eine lange Pause trat ein.

Ich: Wir halten hier die Revue, die ein Odysseus in der Unterwelt über die Seelen der Abgeschiedenen hält.

König Milan: Nein, wir halten eine Revue über die Menschen, mit denen die Hölle eines verworfenen Gewissens nach Laune ihr Spiel getrieben hat . . . Und war denn ein Unterschied zwischen der Art, wie er Andere, und der, wie er mich behandelte? Wissen Sie denn Alles, nimmt sich denn Jemand die Mühe, die Zusammenhänge zu betrachten? Am ersten Januar 1894 erklärt er der Regirung Gruitsch sein vollstes Vertrauen: und schon ist der Brief auf dem Wege, der mich ruft, damit ich ihm helfe, sich dieser Regirung zu entledigen. Am achten Januar treffe ich in Belgrad ein; und Sie haben mit eigenen Augen gesehen, wie viel Mühe ich mir gegeben habe. Am zwanzigsten April 1895 wurde ich schon wieder weggejagt; und vier Tage später zieht die Königin Natalie mit ihrer Zofe Draga in Belgrad ein. Gut: so konnte er doch wenigstens treu bei der Mutter bleiben. Aber nein: Am siebenundzwanzigsten Dezember 1896 bin ich bereits wieder in Belgrad und sie ist fort . . .

Nebenbei bemerkt: ich habe Herrliches vorgefunden. Mein Sohn, den ich als einen schönen und gesunden Jüngling verlassen hatte, war ein erschöpfter Neurasthenker geworden; ein Jammer, ihn anzuschauen. Ursache: Draga. Sie hat ihn platonisch . . . aufgezehrt. Meine Aufgabe war, den König zuerst physisch und dann politisch zu retten. Wie mir das Erste gelungen ist, haben Sie im Oktober 1897 gesehen, und wie das Zweite gelungen ist, beweist Ihre Regirung. Die Geschichte wird ihr Urtheil über die Leistungen Ihrer Regirung fällen; was für mich als den Vater des Königs das Wichtigste ist, liegt in der Thatsache, daß Sie in nicht vollen drei Jahren aus einem König, der politisch vollkommen ruinirt war, den populärsten Mann in Serbien gemacht haben. . . Ihnen war gelungen, den schon sehr ins Wanken gerathenen Thron der Obrenowitsch zu befestigen, und sogar ich, der ich Alexander nicht im Kostüm, sondern nackt sah, fing selbst an, zu glauben, daß es Ihnen gelingen wird, aus meinem Sohne wirklich einen guten Herrscher zu machen, wenigstens für die Balkanverhältnisse. Aber gerade hier ist der Punkt, über den wir uns Beide getäuscht haben. Hören Sie, Vladan: Alexander war nicht und ist nicht zu bessern, denn er ist nicht nur ein schlechter Mensch: er ist ein Verbrecher; und noch mehr: er hat eine neronische Natur . . .

Und König Milan, der „kalte Cyniker", begann weinend, zu erzählen, wie König Alexander dem Rista Bademlitsch den Befehl ertheilte, den verhafteten radikalen Führern mit einem Glüheisen die Augen auszustechen. Aber selbst dieser bestialische Befehl aus der schwärzesten byzantinischen Zeit, rief er, könnte noch zur Noth in den großen Sack der Erklärlichkeiten hineingestopft werden; denn schließlich, ich hatte ihm Tag und Nacht den Kopf damit warm gemacht, daß diese Leute meine und seine Todfeinde seien; und er wollte sich damals mit mir identifiziren . . . Aber heute habe ich in meinen Händen die Beweise, daß solche Bestialitäten bei meinem Sohne nicht blos vorübergehende Anfälle des Wahnsinns sind: ich habe die Beweise, daß mein Sohn ein Mörder mit Vorbedacht und daß er Vatermörder ist.

Ich begriff nicht gleich und nahm das Wort Milans als heftige Kennzeichnung der bereits erwähnten Thatsache, daß Laza Popowitsch im Auftrag des Königs an die Civilbehörden den Befehl hatte ergehen lassen, die Rückkehr des

Digitized by Google

Königs Milan nach Serbien auch mit Gewalt zu verhindern, und daß dann a die Armee der Befehl erging, auf König Milan zu schießen . . .

König Milan: Nein, nein, Doktor! Diese Befehle könnte man ja zur Not auch noch begreifen: man hätte so Etwas einen Mord in der Selbstvertheidigung nennen können, die Ermordung eines Rebellen, eines Prätendenten, und wenn es auch der eigene Vater wäre. Oder wissen Sie nicht, daß der König, als er meine Demission als Kommandant der aktiven Armee erhielt, ausrief: Gott sei Dank jetzt habe ich mir den gefährlichsten Prätendenten vom Halse geschafft?

Ich: Das habe ich nicht gewußt.

König Milan: Wegen dieser Befehle allein würde ich meinen Sohn noch immer nicht einen Vatermörder nennen. Aber ich habe hier — und König Milan zog aus zwei Säcken zwei große Brieftaschen hervor, beide mit Dokumenten voll gestopft, die er auf den Tisch legte, und mit den Händen auf diese Brieftaschen schlagend, rief er — ich habe hier die schriftlichen Beweise, daß König Alexander von Serbien Jahre lang ruhig darüber nachgedacht hat, wie er seinen eigenen Vater umbringen könne, und ich habe hier die Beweise, daß das letzte Attentat auf mich sein Werk war.

Ich (aufspringend): Nein ... Das nicht ... Um Gottes willen, Das nicht!

König Milan saß da, mit den ausgestreckten Händen die beiden Brieftaschen umklammernd, sah unverwandt in die Ferne und athmete schwer. Nach einigen Augenblicken entriß er sich dem Brüten und fuhr fort:

König Milan: Entsetzlich, nicht wahr? Setzen Sie sich und hören Sie mir nur an. Als ich die Geliebte meines Sohnes bei einem Galadiner bei Hofe erblickte, war ich außer mir über diese Unverschämtheit; und weil ich glaubte, daß sie mit Ihrem Wissen eingeladen worden war, habe ich Ihnen im Arabischen Saal eine Szene gemacht. Als Sie mich überzeugten, von dieser Einladung nichts gewußt zu haben, habe ich am Tage darauf meinem Sohn die Leviten gelesen und ihm gesagt, daß ich diese nichtsnutzige Person nie mehr bei Hofe sehen wolle. Nun gut, es geschah; aber sie verfielen auf ein Ersatzmittel und Draga bemühte sich seitdem, sich Zugang zu Ihrem Hause zu verschaffen, worauf der König, wenn Sie ihm die Liste für die Einladungen zu einem uns oder dem diplomatischen Corps zu geben den Diners vorlegten, auch seine Draga unter die „Zahnstocher", die nach dem Diner zu kommen eingeladen wurden, einzuschmuggeln begann. Bei einer solchen Gelegenheit, als ich in Ihrem Salon die Person wieder erblickte, ging ich sofort hinunter in Ihre Bibliothek und habe die ganze Zeit dort unten zugebracht. Sie werden sich erinnern, daß Sie, als der Kotillon begann, zu mir kamen und mich baten, wenigstens eine Figur, das „Fort Chabrol", mitanzusehen. Ihnen zu Liebe bin ich auf einen Augenblick hinaufgegangen, aber gleich darauf zwang ich den König, mit mir nach Hause zu gehen. Ein anderes Mal setzten wir Beide uns in den Wagen, um zur Soiree beim Deutschen Gesandten zu fahren. Kaum hatten wir das Hauptthor passirt, als mir einfiel, ihn zu fragen: „Du, ich hoffe, daß wir Deine Maitresse nicht in der Deutschen Gesandtschaft finden werden?" Er wurde verlegen und erwiderte: „Mein Gott, Papa, der Baron ist nicht mein Minister, ich kann also von ihm nicht verlangen, seine Einladungen nach unseren Wünschen einzurichten." Darauf antwortete ich: „Das heißt, daß sie dort sein wird. Mein Junge, es ist ganz richtig: Du kannst ihm nicht befehlen, sich nach Deinen Wün-

Digitized by Google

scheu zu richten; eben so kannst Du mir aber nicht zumuthen, in ein Haus zu gehen, wo ich Deine Maitresse finden werde. Ich steige aus und gehe nach Hause"; und ich wollte schon den Wagen halten lassen. Der König aber ergriff meinen Arm und beschwor mich, zitternd vor Aufregung, vor den Dienern, den Gardisten und vor dem Offizier, der neben dem Wagenschlag ritt, doch keinen Skandal zu machen, und versicherte auf Ehrenwort, daß ich die Frau nie mehr sehen werde. Ich gab nach und sagte: „Nun, wenn es das letzte Mal ist, will ich keinen Skandal machen; aber wenn Du nicht Wort hältst, gebe ich Dir mein Ehrenwort (und ich halte das meine immer), daß ich einen furchtbaren öffentlichen Skandal machen werde". Und wir sind also zusammen in die Deutsche Gesandtschaft gekommen; aber sobald ich die Baronin und den Gesandten begrüßt hatte, habe ich mich in das Rauchzimmer zurückgezogen und bin dort bis zur Rückfahrt geblieben. Damals träumte mir nicht, wie ernst die Sache bereits war; aber diese Szenen haben ihn und seine Maitresse jedenfalls davon überzeugt, daß ich ein unüberwindliches Hinderniß für die Ausführung ihrer wahnsinnigen Absicht sein würde, und daher beschlossen sie, sich um jeden Preis von mir frei zu machen. Ich sage: sich von mir frei zu machen; denn daß sie gleich anfangs daran gedacht haben sollten, mich aus dem Wege zu räumen, wird mir doch schwer, zu glauben. Aber sich von mir frei zu machen, — ja, Das konnte gehen! Und einer Hilfe waren sie ja von allem Anfang an gewiß!

Ich: Rußland? . . . Jadowitij?

König Milan: Ganz richtig; oder, um genau zu sein, halb richtig; Rußland, aber nicht mehr Jadowitij. Die Beiden wußten, daß Rußland mich haßt, und ferner, daß das Fiasko Jadowitijs diesen Haß so gesteigert hat, daß man selbst zu einem Bündniß mit dem Teufel entschlossen war, nur um mich zu vernichten.

Ich: Was Sie da sagen, Majestät, ist ja nicht mehr blos Redefigur. Ein Kaiser, ein wirklicher Kaiser gratulirt öffentlich und sanktionirt damit öffentlich das geheime Laster auf dem Thron, nur weil Ihnen damit der Todesstoß in Serbien versetzt wird . . .

König Milan: Also sehen Sie; und wenn der Haß so weit geht, daß er öffentlich dem Verbrechen sagt: Du brauchst nicht zu erröthen, werden sich da nicht Diener finden, die in ihren Mitteln erst recht nicht wählerisch sind? . . . Hier ist ein Sohn, der in die Zügel beißt, hier ein Vater, der die Zügel hält, und hier eine käufliche Geliebte des Sohnes, deren Käuflichkeit durch so viele Männer erwiesen ist; und wer einen Haß in sich trägt und einen politischen Zweck verfolgt, macht sich zunächst an die „Dame" heran . . .

Ich: Ist Das nur Argwohn, Muthmaßung, Kombination oder wollen Majestät wirklich sagen, daß Draga eine russische Agentin war? . . .

König Milan: Ja, Draga war und ist russische Agentin.

Ich: Aber Das wäre furchtbar!

König Milan: Freilich ists furchtbar!

Ich: Sie verstehen mich nicht, Majestät; ich meine: furchtbar für Rußland!

König Milan (auflachend): O! O! O! O Ihr Sklaven eines rosenrothen Optimismus! Das sind keine Kombinationen und Phantasien: hier sind Beweise! Hier sind die Briefe, die die heutige Frau des Königs in russischen Diensten geschrieben hat, kurze, flüchtige Zettel und auch längere Briefe. Und wissen Sie, an wen sie gerichtet waren? Sie kennen ja den Mann bereits, aus Bukarest meldete

Digitized by Google

man Ihnen den Namen. Sagen Sie: was für ein Haus war es in Bukarest, dessen Photographie Knezewitsch agnoszirte? In dem Hause wohnte doch der Oberst Grabow, Chef der russischen Geheimpolizei für den Balkan, der dem Attentäter Geld und die letzten Weisungen zur That gegeben hat. Gut; aber Grabow war in Bukarest, nicht in Belgrad, folglich konnte er es nicht sein, der Frau Maschin für die Zwecke einfing. Das konnte nur Einer, der in Belgrad selbst wohnte und den König, seine Geliebte und ihren Einfluß kannte. Also wer? Manjurow?... Unmöglich, weil zu stümperhaft plump. Eine offizielle Person stellt sich niemals völlig blos; sie muß daran denken, der Niedertracht fern zu scheinen, um sie, wenn nöthig, zu verleugnen. Also wer?

Ich war wie niedergeschmettert. Oberst Taube? fragte ich.

König Milan: Na, endlich! Er hat die Zündschnüre gelegt.

Ich: Aber die Beweise, Majestät, die Beweise!

König Milan: Nun denn, die Beweise. Draga kam oft mit dem Obersten Taube zusammen, im Hause von Alexa Ilitsch. Konnten sie aber nicht gefahrlos zusammentreffen, dann verständigten sie sich brieflich; und diese Briefe hat der Reitknecht des Obersten, der dann in den Dienst einer anderen Gesandtschaft trat und dort plauderte, hin und her getragen, — und diese Briefe sind hier! Und der Inhalt? Nun, es sind keine Liebesbriefe und auch keine Variante der Stambulow-Tragoedie. Solche Sachen macht man anders, sobald eine Frau mitspielt; schon im Interesse der Geheimhaltung wird ihr die Endabsicht nicht verrathen. Wozu ihr die Betheiligung erschweren? Sie geht sicherer vor, wenn sie nicht das Letzte weiß, und hat immer nur den Sohn gegen den Vater zu stimmen, immer nur das Wasser kochend zu erhalten; und vielleicht dachte man auch in Rußland anfangs, es damit genug sein zu lassen. Wenn die Maitresse hetzte und mein Sohn mich endgiltig verjagte, dann hatte man ja Alles, was man brauchte; und wozu dann der Mord? Aber ihm fehlte der Muth, und wie zähnekniirschend er mich auch ertrug: er wagte nicht, sich mir gegenüber zu demaskiren. Sie hatten in der Politik, ich in der Armee Erfolg; da war es schwer, plötzlich, ohne Aufsehen zu erregen, zu der Nation zu sagen: Mein Vater muß wieder hinaus!... Gut also, Mord. Dafür brauchen Sie die Beweise nicht erst in diesen Briefen zu suchen. Sie hatten ja selbst Beweise, daß man die Sache zuerst durch unseren guten Freund Haljn zu machen gedachte, den Selben, der auch Stambulow ermordet hat und nicht nur am Leben blieb, sondern durch eine russische Pension ausgezeichnet wurde. Unser diplomatischer Agent meldete Ihnen plötzlich, er sei meinetwegen im Begriff nach Serbien zu kommen. Sie verschafften sich eine Photographie von Haljn, vervielfältigten sie und sandten sie an alle Grenzbehörden mit den nöthigen Weisungen. So wurde nichts daraus. Und jetzt passen Sie auf: Wer bei uns erfuhr zuerst von dieser Jagd auf Haljn und von dem vereitelten Plane? Sie, ich und natürlich der König; und von ihm? Draga Maschin. Denn ich wiederhole: Ich nehme an, daß sie bis dahin von irgend Jemandes Absicht und auch von irgend einer Möglichkeit, mich einfach zu ermorden, nicht einmal geträumt hat. Aber können Sie sich nicht vorstellen, wie Das in einem wahnsinnig ehrgeizigen und verderbten Herzen zündet, wenn ihm gesagt wird: Beinahe hätte Der für immer die Augen geschlossen, der von Dir nichts wissen will und Dich immer als die verfaulte Hure seines Sohnes beleidigt; hätte dieser Haljn hierher kommen und sein Messer brauchen

Digitized by Google

können, dann wäreſt Du den Beleidiger los ... Und wer weiß? Vielleicht entſtand damals auch zum erſten Mal der wahnwitzige Gedanke an dieſe Heirath; nur in einem Spiel der Phantaſie, wiſſen Sie, nur ſo als „Idee“ einſamer Stunden, wie es ja vorkommt, daß ein ſonſt vernünftiger Menſch ſich ausmalt, wie es wäre, wenn er in Monte Carlo die Bank ſprengen würde ... Wer von Beiden that den erſten ſtummen, gefährlichen Blick? Wer flüſterte das erſte gefährliche Wort? Das weiß ich nicht; aber die Kenntniß der Menſchen ſagt mir: es wird nicht Draga geweſen ſein. Denn wozu hätte ſie es nöthig? Wenn eine Bauerndirne einen Bauernburſchen zu einem Morde reizen will, muß ſie deutlich ſprechen und ihn bewegen, die damit verbundene Gefahr nicht zu fürchten. Aber einen jungen eitlen Narren, der ein König iſt? O nein: Den gängelt man anders. Den packt man bei der Eitelkeit: Du heißt König, Du wäreſt auch König, denn Du haſt die Allmacht eines Königs; nur ſchade, daß Einer da iſt, der, Dir und dem Lande zum Fluch, Dich am Königſein hindert. Erinnern Sie ſich, Doktor, eines fürchterlichen Satzes aus Shakeſpeare? „Mit Fetzen, aus der Heiligen Schrift geſtohlen, bekleide ich meine nackte Bosheit.“ Draga konnte ſchon Etwas ſagen, um ihm zu zeigen, daß ich Serbiens Fluch bin, und ſie wurde ja bezahlt, damit ſie es ſage; und das Wort lautete: Wenn ich, Milan, nicht bin, iſt Rußland gut, wenn ich da bin, iſt Rußland Todfeind. Und ſo verfiel mein Sohn, unmenſchlich wie er iſt, in ſeiner Königseitelkeit gekitzelt und verliebt, ſelbſt auf die Idee, ohne zu merken, wie die Anderen ihn ſchlau und geſchickt dahin drängten. Und ſo kam endlich der Fall Andjelitſch ...

Und nun entwickelte König Milan mit erſtaunlicher Genauigkeit Alles, was dem Attentat und dem Attentatsprozeß vorausgegangen war, um es zu einer unzweideutigen Anklage gegen ſeinen Sohn zu verdichten.

Andjelitſchs Vergangenheit, ſeine notoriſche Eignung zu gefährlichen und verſteckten Dienſten; ſein Ehrgeiz, ſeine koſtſpieligen Paſſionen und ſeine heiſere Wuth, als er damals in Schabatz den nicht verlangten Orden erhielt, während König Alexander den von Andjelitſch erſehnten Orden dem Biſchof ertheilte ... „Das war für Andjelitſch, die Unterſuchung hat es ja erwieſen, eine förmliche Ohrfeige, eine öffentliche und ironiſche Zurückſtoßung auf ſein richtiges moraliſches Niveau; aber was mich damals mehr als Alles frappirte, war die ungeheure Heiterkeit, die den König dabei erfüllte. Damals konnte ich mir nicht erklären, wie es kam, daß er an einer dummen kleinen Ordensgeſchichte, deren Mittelpunkt ein Kreispräfekt war, ſolchen Antheil nahm; aber ſie erfüllte alle ſeine Gedanken, er jubelte, wenn er von der Affaire ſprach, und wurde nicht müde, von den Geſichtern, die Andjelitſch ſchnitt, und von dem Poſſen, der ihm geſpielt worden, um ihn unſere Mißachtung fühlen zu laſſen, zu erzählen. Aber heute weiß ich, warum er ſo ungeheuer heiter war: er hatte einfach das beſtimmte Bewußtſein, in dieſem Mann, der mich deshalb leidenſchaftlich haſſen mußte, ſein Werkzeug gefunden zu haben ... Und nun rekapituliren Sie ſich, Doktor, das Weitere: Knezewitſch geſteht, daß Andjelitſch ihn angeworben und zu Grabow nach Bukareſt geſchickt hat; Andjelitſch zeigt ſich aber gar nicht erſchreckt, gar nicht niedergedrückt, ſondern bleibt im Gegentheil nicht nur ruhig, ſondern ſogar in großer Heiterkeit und meldet ſeiner Frau und ſagt ſeinem Bruder ausdrücklich: Mir wird und kann nichts geſchehen, und wenn man nur Miene machen wird, mir irgendwie wehzuthun, dann

Digitized by Google

werde ich bei der Verhandlung gar sonderbare Geschichten erzählen. Was heißt Das? Wie kann man sich erklären, daß Einer, gegen den die konstante und bestimmte Behauptung des Attentäters vorliegt, so namenlos ruhig und geradezu königlich heiter ist? Und wie erklärt man sich, daß er sogar noch einen Tag vor der Verhandlung so riesig heiter ist? Hofft er auf ein Wunder? Nein, aber er wußte: Ich habe einen Mitschuldigen, der die Macht hat, mich zu retten, und der mich retten muß, sonst werde ich „gar sonderbare Geschichten" erzählen. Und nun beobachten Sie: wie beharrlich er auch nach der Verhaftung schwieg, so hat er doch in der Zeit vor dem Attentat unmöglich reinen Mund halten können; er sagte kurz vor dem Attentat, in einem Briefe, den ich jetzt auch habe: „Der König selbst hat mir gesagt, so könne es nicht weitergehen. Ich bin ja gar nicht mehr der König; mein Vater thut, was er will, verfeindet mich mit meinen besten Freunden und hat mir den Zorn Rußlands und Frankreichs zugezogen. Unter solchen Bedingungen, und wenn sich kein patriotischer Serbe finden sollte, um mich und das Land von diesem Unglück zu befreien, werde ich schließlich lieber in die weite Welt gehen, als die Verantwortung für all Das, was mein Vater hier im Lande thut, weiter tragen." So, mein Lieber: Das war vorausgegangen und Andjelitsch stand, wie Sie sehen, ganz anders als Sie, der Ministerpräsident, im Vertrauen des Königs. War Das nun ein direkter Befehl zum Mord, fragen Sie? Aber ich bitte Sie: wenn man so Etwas nicht seinem Ministerpräsidenten, nicht seinem belgrader Polizeichef, nicht seinem Adjutanten oder Kriegsminister, sondern einem immerhin untergeordneten Subjekt sagt, mit dem man offiziell nur einmal im Jahr Etwas zu thun hat: wozu spricht man dann so fürchterliche Worte? Um sich das Herz zu erleichtern? Allons donc! Und nun nehmen Sie zu Alledem das Ungeheure, daß der selbe Andjelitsch, der noch am Tage vor der Verhandlung so heiter und zuversichtlich war, sich am Vorabend urplötzlich das Leben nahm, und zwar unter welchen unerhörten Umständen! Bei offener Thür! In einer oder zwei Minuten! Während die Wache vor seiner Zelle patrouillirte! Und (wohlgemerkt) der Hauptmann Jovan Georgewitsch war in der Nähe, der selbe Bosnier, der auch dem Attentäter gerade einen solchen Nagel gegeben hatte, wie der war, an dem Andjelitsch gehangen! . . . Was bedeutet das Alles? Und was heißt es ferner, daß gerade der König der Erste war, dem man aus Belgrad nach Nisch telephonisch die Sache meldete? Sonst nehmen die Dinge ja einen anderen Gang: von einem erschreckenden Ereigniß, das uns gegenüber ganz Europa kompromittiren kann, macht man doch zuerst dem Minister Mittheilung. Der soll dann weiter anordnen und an den König berichten. Aber wenn Seine Majestät selbst von Dem, was insgeheim geschehen wird, voraus weiß und wenn der König ein Interesse hat, rasch zu erfahren, ob die Sache geschehen und die Gefahr für ihn erledigt ist, dann hat er schon seine Weisungen in Belgrad an vertrauter Stelle zurückgelassen und in Nisch läßt er seine Gäste Gäste sein und ist, so oft man ihn ruft, nicht zu ihnen herauszubringen und bleibt Stunden lang selbst am Telephon, um da zu sein, wenn es gilt, die schreckliche Meldung aufzunehmen . . . Und noch Etwas: heilige Einfalt! Wir Alle waren wie zu Eis erstarrt, als wir es hörten, nur er war seelenruhig; nur er, der sich sonst so aufregen kann, sah das Kompromittirende des Falles nicht ein, sondern verkündete uns mit eiserner Ruhe, wie man sie nur haben kann, wenn man sie sich zurechtgelegt hat: Andjelitsch

Digitized by Google

hat sich soeben ermordet und hat Zettel zurückgelassen . . . Wie konnte er denn aber schreiben, da er doch weder Bleistift noch Papier hatte? Der König antwortet: Er hat mit Blut geschrieben. Woher das Blut, wenn er nicht die geringste Wunde am Körper hatte? Der König antwortet: Mit Hämorrhoidenblut hat er geschrieben! So, mein Freund, stehen die Dinge; und Sie sehen nun auch den Rechenfehler von Andjelitsch. Er dachte: Der König ist allmächtig und wird mich befreien. Der König war aber nicht allmächtig; da er Liebe zu mir heuchelte und Sie Ministerpräsident waren, wagte er keinen solchen Eingriff in die Justiz und darum ließ er den von ihm gedungenen Mitschuldigen vor dem Prozeß ermorden . . . Und dann wurde, ganz genau aus den selben Motiven, Knezewitsch selbst, der bis zum letzten Augenblick an seine Hinrichtung nicht glauben wollte, weil ihm Flucht, Begnadigung und Lohn versprochen waren, auf dem Richtplatz, als er reden wollte, schnell erschossen. Und wissen Sie das Letzte? Sie haben das Haus, in dem Grabow in Bukarest wohnte, photographiren lassen und der Attentäter hat auf dieser Photographie eigenhändig bestätigt, in diesem Hause das Geld bekommen zu haben. Nun: der König hat jetzt aus Dankbarkeit diese Photographie den Russen ausgeliefert. Nur wird ihm Das nichts helfen; denn obwohl ich damals nicht ahnte, was ich jetzt weiß, habe ich dieses gute Beweisstück, das ich bei meiner definitiven Abrechnung mit den russischen Machthabern noch brauchen werde, vervielfältigt . . . König Milan lachte, lachte laut und schneidend und rieb sich dann knirschend die Hände; dann, plötzlich, sank ihm der Kopf auf die Brust und er weinte und schluchzte wie ein kleines Kind. Ich war wie erstarrt.

Nach einigen Minuten faßte er sich, wischte sich die Thränen weg und sagte: Sie haben mir den Sohn zum Mörder gemacht . . . Und jetzt beginnen die Konferenzen der Maitresse mit Herrn Manfurow; denn mit ihm ist der ganze Plan der Heirath-Aktion vereinbart worden. Als die Bombe geplatzt war und die Regirung demissionirte, kein einziger Staatsmann Minister werden wollte und auch Alle, die im ersten Augenblick Ja gesagt hatten, sich zurückzögen, weil sie sahen, daß nicht nur die Regirung, sondern auch ich die Demission gegeben habe und, wie wir, so auch das ganze Offiziercorps, die ganze maison militaire et civile du Roi vor dieser schändlichen Heirath zurückbebe . . . Wer war es, der die Sache doch möglich machte, wenn nicht der älteste und der mächtigste Feind unserer Dynastie? Und hätte es denn sonst überhaupt geschehen können, wenn nicht Rußland diesen Selbstmord der Dynastie direkt gewollt und unterstützt hätte? Denn nicht gegen mich allein geht es; ich bin nur die erste Bastion; jetzt bin ich fort und bald werden wir sehen, wie Rußland den letzten Obrenowitsch seinem Schicksal überläßt; denn gegen das Geschlecht geht es, gegen die Obrenowitsch insgesammt.

Ich: Majestät, mir scheint jetzt aber wirklich, daß Sie in Ihrer sonst sehr begründeten Abneigung gegen Rußland doch zu weit gehen.

König Milan: Dann zweifeln Sie auch daran, daß Rußland durch meinen Sohn und seine Draga das Attentat auf mich veranlaßt hat?

Ich: Das konnte Privatarbeit des Obersten Grabow sein, um sich der slavophilen Partei in Rußland zu empfehlen; und ehe ich nicht gelesen habe, was zwischen dem offiziellen Militäragenten Rußlands, dem Obersten Taube, und der jetzigen Königin . . .

König Milan (mir ins Wort fallend): Und genügen Ihnen denn die Worte nicht, die der russische Kaiser am Neujahrstage an Sava Gruitsch gerichtet hat,

Digitized by Google

oder die Originalrapporte des Herrn Jadowskij? Beweist denn das Alles nicht, daß nicht nur die Slavophilen gegen mich gearbeitet haben? . . . Denken Sie daran, was ein russischer Beamter ist. Glauben Sie, daß zwei höhere russische Offiziere, wie Grabow und Taube, je wagen würden, aus Privateifer gegen das Leben eines (wenn auch nur gewesenen) Königs zu arbeiten? Aber was sollen alle diese Umwege? Beantworten Sie mir, ich bitte, nur ganz kurz einige Fragen, die ich an Sie stellen werde. Glauben Sie, daß mein Sohn je im Stande gewesen wäre, aus einer Draga Maschin die Königin von Serbien zu machen, wenn ihm nicht hierin der Kaiser von Rußland geholfen hätte, indem er die Stelle des ersten Trauzeugen bei dieser schändlichen Hochzeit annahm?

Ich: Niemals.

König Milan: Glauben Sie, daß Herr Mansurow, als er die Bitte des Königs um die Trauzeugenschaft des Zaren nach Petersburg übermittelte, die Keckheit gehabt haben kann, in seinem Berichte Das, was beinahe jedes Kind in Belgrad wußte, die Vergangenheit der Draga Maschin, zu verbergen?

Ich: Das glaube ich in der That nicht, sondern bin überzeugt, daß Herr Mansurow zuvor schon und noch mehr, als es um die Trauzeugenschaft ging, genau Alles meldete, was er über das Frauenzimmer wußte.

König Milan: Gut! Also hat der Kaiser von Rußland gewußt, daß die Draga Maschin eine Dirne war. Das wußte man nun. Und auch Mansurow, Grabow, Taube, Golnchowski, Bülow, Delcassé und alle Anderen waren davon unterrichtet; auch davon, daß es weder in der alten noch in der neuen serbischen Geschichte je einen Wojwoden Lunjevitza gegeben hat. Wenn also trotzdem Kaiser Nikolaus einwilligte, den Trauzeugen für eine solche Person abzugeben und sie in seinem Handschreiben Enkelin eines Wojwoden zu nennen, so muß er hierbei ein großes Interesse der russischen Staatspolitik vor Augen gehabt haben . . . Ich schrieb Ihnen nach Paris, daß diese dynastische Krisis höchstens noch einige Jahre dauern wird; mein Sohn wird schließlich aus dem einfachen Grunde abdiziren müssen, weil kein Mensch mehr einwilligen wird, sein Minister zu werden. Als ich Ihnen schrieb, habe ich übrigens noch nicht geahnt, daß diese beiden Elenden die Verwegenheit haben werden, zu behaupten, daß die Person guter Hoffnung ist. Ça, c'est le comble. Wenn sich nun aber die ganze Welt überzeugen wird, daß auch Dies eine empörende Lüge war, dann wird das Unglück vielleicht noch rascher kommen. Und dann freilich ist es möglich, daß endlich die Russen den Radikalen erlauben werden, die Staatsgeschäfte zu übernehmen, aber auch nur, damit im Augenblick der unausbleiblichen Katastrophe die Staatsgewalt in den Händen gehorsamer Leute sei, die das russische Ideal realisiren werden . . .

Im Verlauf dieses Gespräches hatte König Milan einen Ohnmachtanfall. Ich machte ihm die Kleider auf und schüttete ihm kaltes Wasser ins Gesicht. Er erholte sich bald.

„Ce n'est rien. Merci, cher Docteur, mais ne vous inquiétez pas. C'est une petite défaillance. Mein Herz fängt in der letzten Zeit an, nachzugeben. Dies Herz schien aus Eisen zu sein, so viel hat es ausgehalten, aber der letzte Schlag war denn doch zu heftig. Es ist kein Wunder, wenn ich ganz erschöpft bin. Ich will versuchen, ein Wenig zu schlafen. Auf morgen, lieber Doktor. Mille choses aux vôtres! À demain!" . . .

Digitized by Google

Als in Serbien die Nationalversammlung, die selbe, die mich und meine Regirung während ihrer ganzen Dauer unterstützt hatte, einberufen war, wurde sie vom König gezwungen, nicht nur über meine Regirung den Stab zu brechen, sondern auch über den König Milan, den sie vergöttert hatte. In der Thronrede des Königs und in der Adresse der Nationalversammlung standen über Milan solche Ausdrücke, daß diese Thronrede und diese Adresse ihm einfach den Todesstoß versetzten. Dieser Undank hat die riesige physische Kraft des noch in den besten Jahren stehenden Mannes so gebrochen, daß ihm die Lungenentzündung, die sich bei ihm einstellte, gefährlich werden mußte, trotzdem sie nur einen Flügel ergriffen hatte.

Als er an dieser Lungenentzündung erkrankte, war ich allein bei ihm in Wien. An den Tagen, wo er sich etwas besser fühlte, versuchte ich nun doch, das Gespräch auf seine Papiere zu lenken, und fragte ihn, wo er sie untergebracht habe. Er sagte mir ganz kurz: „Vor einigen Tagen habe ich sie alle verbrannt."

„Um Gottes willen, Majestät, warum haben Sie Das gethan? Das wichtigste Material für die Geschichte unseres Landes haben Sie verbrannt?"

„Für wen wollen Sie, daß diese Geschichte geschrieben wird? Für ein Volk, das eingewilligt hat, die Draga Maschin als Königin zu acceptiren? Das wäre nicht der Mühe werth." — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Aerzte und Professoren, die den Patienten behandelten, hatten bald die Lebensgefahr festgestellt und direkt dem König Alexander davon Nachricht gegeben. Der Sohn eilte nicht an das Sterbelager seines Vaters. Seine Frau hatte ihm bewiesen, daß die Krankheit des Königs Milan eine einfache Simulation sei, zu dem Zweck, den König nach Wien zu locken und ihn dort wieder unter seinen Einfluß zu nehmen. Statt des Königs kam sein Generaladjutant, der „schöne Lazar", nach Wien, — offenbar, um sich zu überzeugen, ob König Milan wirklich simulire. Als man dem Kranken meldete, daß der Generaladjutant des Königs gekommen sei, wollte er ihn nicht empfangen; erst auf unser Bitten gab er ihm Audienz für den folgenden Tag. Die Szene, die sich beim Empfang des Generaladjutanten abspielte, werde ich nie vergessen. Konstantinowisch und ich haben uns bis zur Thür des nächsten Zimmers zurückgezogen, um beim Gespräch nicht anwesend und doch im Bedarfsfall bei der Hand zu sein. Was der todtkranke König mit dem Abgesandten seines Sohnes sprach, haben wir nicht gehört. Nur den Aufschrei: „Ich bin ja doch sein Vater!" In diese Worte war das Unglück eines ganzen Lebens zusammengefaßt.

Nach dieser Audienz ging es mit unserem armen Herrn und König schnell bergab. Eine Stunde vor der Entscheidung erfaßte den Kranken die Unruhe, wie sie Den befällt, der mit höchster Athemnoth kämpft. Jeden Augenblick verließ er das Bett, um auf einem Fauteuil Platz zu nehmen, weil er glaubte, dort leichter athmen zu können; er konnte sich aber nicht lange sitzend halten und verlangte, wieder ins Bett gebracht zu werden. Immer, wenn der Kranke versuchte, im Fauteuil zu sitzen, mußte Einer von uns neben ihm sitzen, so daß er sich auf uns stützen und sich manchmal an uns klammern konnte. Beim letzten Versuch, sich im Fauteuil aufzurichten, war ich neben ihm. Er stützte seinen müden Kopf auf meine Schulter und ich habe meine Zähne zusammengebissen, um nicht laut aufzuschreien . . .

Ave Caesar, Rossiarum Imperator, morituri te salutant!

Wien. Dr. Vladan Georgewitsch.

Digitized by Google

Ein weises Buch.

Jean Paul sagt einmal in den Palingenesien: „Einem Gelehrten fehlt immer Etwas, entweder die Farbe, oder der Athem, oder die peristaltische Bewegung, oder der Magensaft, oder der sogenannte gesunde Verstand.“ Was in diesem Satz an Physiologie oder an Pathologie gemahnt, gehört einer lange überwundenen Epoche an: nur wegen der starken Antithese von Gelehrsamkeit und gesundem Verstand blieb der Satz mir in der Erinnerung haften. Und er fiel mir jüngst wieder ein, als ich das Werk von Theodor Gomperz, „Essays und Erinnerungen“*) zu Ende gelesen hatte: er fiel mir ein nach dem Gesetze des Kontrastes. Denn in Gomperz spricht der Typus eines wahrhaftigen, großen und unglaublich vielseitigen Gelehrten zu uns; und doch ist Alles, was er behauptet und erzählt, voll von Klarheit, Besonnenheit und gesundem Verstand. Ein Dreiundsiebenzigjähriger zieht hier die Summe aus einem an wissenschaftlichen Erfolgen überreichen Dasein: aber er thut es mit der Bescheidenheit, die die eigene Person stets hinter das sachliche und wissenschaftliche Interesse zurücktreten läßt. Theodor Gomperz ist in den letzten Jahren weit über den Kreis der philologischen Fachgenossen hinaus der Mitwelt vertraut geworden; man kann sagen, daß die Mehrzahl der Gebildeten den allmählichen Fortgang seines Lebenswerkes, der „Griechischen Denker“, mit tiefstem Antheil begleitet. In diesem Buch vollzieht sich aber auch eine merkwürdige Synthese des Wissens von der Vergangenheit und der Gegenwart; zwischen der antiken und der modernen Spekulation werden alle von der zünftigen Forschung aufgebauten Mauern niedergerissen und das blendende Bild einer gedanklichen Kontinuität, die die Jahrtausende umspannt, thut sich vor unseren erstaunten Blicken auf. Was das Werk in methodologischer Beziehung auszeichnet, ist wiederholt — auch von Ludwig Stein in seinem geistvollen Buch „An der Wende des Jahrhunderts“ — ausgesprochen worden: es behandelt nicht die „Gedanken“, sondern, wie schon sein Titel besagt, die „Denker“: nicht die Systeme führt es uns vor und läßt nicht einen ungreifbaren Zeitgeist vor uns philosophische Schulen begründen, sondern die Individuen erstehen selbst vor uns und wir lernen den Werdegang ihrer Ideen aus dem Milieu und aus unzähligen spezifischen Bedingungen lokaler und zeitlicher Natur begreifen.

Vor einigen Jahren ist Gomperz von seinem akademischen Lehramt zurückgetreten, um sich ganz der Bewältigung seines Lebenswerkes widmen zu können. Und während er unermüdlich Stein auf Stein zu diesem Monumentalbau herbeiträgt, hat er offenbar ganz unbewußt einen Blick in sein Innerstes gethan und ist den einzelnen Elementen nachgegangen, aus denen sich seine geistige Persönlichkeit zusammengesetzt und entwickelt hat. So geleitet er sich denn in den „Erinnerungen“ selber in seine Kindheit zurück und sucht die Einflüsse abzumessen, die von Vorfahren und Eltern, von Büchern, Lehrern, Freunden und Reisen auf ihn geübt worden sind. Daneben stehen in dem Buch viele Essays, die, aus verschiedenen Zeiten seines Lebens stammend, die Vielseitigkeit und den Entwickelungsgang seiner Interessen widerspiegeln. Darunter sind Erinnerungen an Stuart Mill, den Gom-

*) Mit dem Bildniß des Verfassers von Franz von Lenbach. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Digitized by Google

perz von je her ins Herz geschlossen hat — sein Hauptwerk hat er in einer meisterhaften Uebersetzung den Deutschen zugänglich gemacht —, ein Essay über Jakob Bernays, ein Aufsatz über die neuentdeckte Schrift des Aristoteles *Ἀθηναίων πολιτεία*, ein Artikel über die Funde des Bacchylides, durch die die Weltliteratur um eine neue, stark ausgeprägte dichterische Individualität bereichert wurde, dann Gedenkblätter für Grote, Exner, Bauernfeld und Andere, schließlich temperamentvolle Plaidoyers zu Problemen moderner Bildung.

Den fern stehenden Laien muß namentlich der autobiographische Theil fesseln. Auch ein Leser, dem der Name Gomperz und Das, was die Wissenschaft diesem Gelehrten verdankt, bisher ganz fremd war, wird nach der Lecture der ersten Seiten des Buches ganz in dessen Bann eingesponnen sein: so stark wirkt die anheimelnde Wärme der Darstellung, die frische Unmittelbarkeit des Tones, die rührende Pietät für Verwandte, Freunde und Lehrer. Und obwohl nur die Entwickelung eines Einzelnen erzählt ist, wird doch Jeder etwas ihn selbst Betreffendes herauslesen: über dem Autocentrischen schwebt verklärend und fesselnd ein allgemein Menschliches. Jeder von uns hat in seiner Jugend, als Kind seiner Eltern, als Schüler seiner Lehrer, als Leser seiner Bücher, Vieles erlebt; aber man lese bei Gomperz nach, wie sich das Alles aus den Niederungen der Alltäglichkeit erheben, wie dies Alles den Stempel der Besonderheit und des Denkwürdigen empfangen kann. Viele können auch von begabten Ahnen erzählen, die ihnen diese oder jene Befähigung fortgeerbt haben: aber Wenigen wird es so überzeugend wie Gomperz gelingen, die Kontinuität geistiger Kultur in ihrer fortwirkenden Kraft in einem Geschlecht nachzuweisen. Daß unter diesen begabten Vorfahren auch Einer ist, der Lessing mit Mendelssohn persönlich bekannt gemacht hat, sei nur der Besonderheit wegen aus dem fesselnden Kapitel der Familiengeschichte hervorgehoben. Von all diesen Leuten aber erzählt der Verfasser ohne Uebertreibung und Verhimmelung; er läßt sie ganz im Rahmen der Zeit, in der sie lebten und wirkten, erscheinen, und wo es möglich ist, läßt er Andere, Fremde über sie berichten, die vor dem Verdachte der Parteilichkeit von vorn herein geschützt sind. Dann giebt er uns ein rührendes Bild seines Elternhauses, von der harmonischen Eintracht, die in der Familie herrschte, von dem Idyll seiner Kinderjahre, den verschiedenen Begabungen, Entwickelungen und Schicksalen seiner Geschwister, von den Lehrern, die die ersten Keime in sein Gemüth legten. Wir geleiten ihn auf die Hochschule und sehen ihn dort im Kreuzfeuer entgegengesetzter wissenschaftlicher Interessen. Starke Persönlichkeiten treten ihm näher: Gustav Freytag, Julian Schmidt, Otto Jahn, Meynert, Scherer. Bald erhält sein Name in der wissenschaftlichen Welt Klang; aus den herkulanensischen Papyrusrollen zieht er Schriften des epikuräischen Literaten Philodemos von Gadara ans Licht und übt an diesem Schatz, wie an anderen verstümmelten Herrlichkeiten, mit bewundernswerthem Scharfsinn die Kunst der Wiederherstellung und der Ergänzung des Verlorenen. Unter den wiedergewonnenen Schätzen war ihm die Schrift des Philodemos über die Induktionsschlüsse besonders interessant. In rudimentärer Gestalt enthielt sie nämlich methodische Wahrheiten, die Gomperzens Liebling, John Stuart Mill, unabhängig von ihr in vollendeter Form ausgesprochen hatte: so ward dieser Fall von Kontinuität zwischen Alterthum und Neuzeit, den er erlebte, sozusagen symbolisch für sein Lebenswerk. Denn das Buch der „Griechischen Denker" stützt sich auf den Nachweis, daß die ge-

Digitized by Google

danklichen Keime der hellenischen Spekulation nicht untergegangen, sondern unter den Händen der Neueren zu lebensfähigen Formen wiedererwacht sind.

Was ich aus dem schönen Buch hier flüchtig erzählte, soll nur reizen, es selbst zu lesen. In seiner Autobiographie erfüllt Gomperz die Forderung, die Goethe an jede Biographie stellte: „den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerstrebt, inwiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet und wie er sie wieder nach außen abgespiegelt hat."

Prag. Dr. Eugen Holzner.

Selbstanzeigen.

Kleist-Brevier. Schuster & Loeffler, Berlin.

Den Menschen Kleist, den wirklichen, versucht dieses Büchlein darzustellen, dem als Quellen die Werke und Briefe des Dichters dienten. Die Briefe eines einsamen, verschlossenen Menschen an Personen, die ihn schätzen und von deren Feinfühligkeit er hoffen darf, daß sie seine tiefsten Gefühle nachempfinden, seine Einsamkeit und Verschlossenheit verstehen werden, erleuchten uns sein innerstes Wesen; auf dunkle, nie betretene Pfade fällt ein lichter Schein. Ich habe deshalb besonders aus den Briefen die Stellen gewählt, die mir für seine Persönlichkeit, seine Entwickelung, sein Schaffen charakteristisch schienen und die, so an einander gereiht, vielleicht ein Bild des Menschen Kleist zu bieten vermögen. Zu seinen Lebzeiten hat der größte Plastiker unter den deutschen Dramatikern keins seiner Dramen auf der Bühne verkörpert gesehen; er mußte erleben, daß neben den Werken Goethes und Schillers die Rührstücke der Kotzebue und Iffland begeisterte Aufnahme fanden, während die Kinder seines Geistes mißhandelt oder von vorn herein abgewiesen wurden. Das ist im Lauf der Jahrzehnte anders geworden. Die Dramen des im Elend gestorbenen Dichters werden jetzt sogar von den Hoftheatern dann und wann gespielt, eine stattliche Reihe von Büchern, Studien und kleinen Essays über ihn ist erschienen und — last not least — die Herren Philologen haben sich der Werke des Dichters bemächtigt, um sie auf ihre Quellen, ihre Sprache (und was weiß ich sonst noch) zu untersuchen. Man könnte sich an der wehmuthvollen Theilnahme, die dem „unglücklichsten der Dichter" nach seinem Tode gewidmet wird, immerhin erfreuen, wüßte man nicht zu genau, daß die selben Philister, die vor hundert Jahren an dem Schaffen des Künstlers achtlos und blöde vorübergingen oder seine Dramen im Theater anzischten, heute eine Mitleidsthräne für ihn übrig haben. Der Schöpfer des Prinzen von Homburg und der Penthesilea verlangt aber kein Mitleid, sondern Verständniß und Anerkennung.

Großlichterfelde. Wilhelm Herzog.

Die Bilanz der Moderne. Berlin, Siegfried Cronbach.

Dieses Buch wollte ich hier nicht anzeigen, bis der Prozeß beendigt war, den Herr Holz gegen mich angestrengt hatte. Die Leser der „Zukunft" werden sich

Digitized by Google

erinnern, daß ich, nach der Behauptung von Arno Holz, in meinem Buch eine angebliche Verleumdung Schlafs gegen ihn angeblich weiter verbreitet haben sollte. Die Gerichte waren anderer Meinung. Herr Holz wurde in allen Instanzen abgewiesen, ohne daß es zur Hauptverhandlung kam. Meine „Bilanz der Moderne" ist nur für solche Leser geschrieben, die an die Zukunft der modernen Literaturbewegung unbedingt glauben, ohne doch zu übersehen, daß sich die Moderne jetzt in einer ernsten Krisis befindet. Große oder wenigstens eigenartige Talente sind in den letzten zwanzig Jahren in reicher Fülle aufgetreten und Neuland wurde auf allen Gebieten entdeckt: im Drama, in der Erzählung und vor Allem in der Lyrik. Aber vom Anbeginn litt diese Entwickelung an einem Grundübel, das sich im Lauf der Zeiten immer stärker geltend machte. Jetzt fängt die Moderne schon an, sich im Kreis zu drehen, ohne vom Fleck zu kommen. Dabei fühlt Jeder, daß ihre Kräfte immer noch lange nicht das natürliche Ziel ihres Wachsthumes erreicht haben. Aber man ist dennoch voll Hoffnung, man legt die Hände in den Schoß und wartet. Zu einer solchen Geduld vermochte ich mich nun nicht zu entschließen, sondern ich wollte mir und Anderen die Gründe der Stagnation nach bestem Können klarmachen. Ich glaube, dem Problem der Moderne so ziemlich auf der Spur zu sein, ohne aber für meine Resultate irgend welche Autorität in Anspruch zu nehmen. Denn zunächst kommt es nicht auf Resultate an, sondern darauf, das Problem zu erkennen. Die große Kunst braucht, wie es scheint, die isolirte große Individualität, während die Moderne, erfüllt vom Sozialismus, die Abhängigkeit des Individuums von der Gesellschaft und von der Natur entdeckte. Dieser Entdeckung verdankt sie recht eigentlich ihre Existenz; und diesen ihren Ursprung kann und darf sie nicht verleugnen. Wo es doch versucht wurde, erreichte die Moderne nicht die große Kunst, sondern das Epigonenthum. Das Problem lautet demnach: Wie ist innerhalb der sozialisirten Moderne die große Persönlichkeit möglich? Wenn es meinem Buch gelingen sollte, dieses Problem zum Bewußtsein zu bringen und vor falschen Lösungversuchen zu warnen, so hat es seinen Zweck erreicht.

Samuel Lublinski.

Charles Darwin. Eine Apologie und eine Kritik. (Klassiker der Naturwissenschaft, Bd. II.) Leipzig, Theodor Thomas.

Im Darwinismus ist eine Krisis ausgebrochen, deren Ende sich noch nicht absehen läßt. Immer aber wird nur das naturwissenschaftliche Moment dieser Theorie in den Diskussionen betont, während ihre nationalökonomisch-soziologischen Grundlagen kaum beachtet wurden. Man schien es für einen Zufall zu halten, daß Darwin seinen „Kampf ums Dasein" von einem Nationalökonomen übernommen hat, und die Frage, ob ein Prinzip aus einer Wissenschaft in die andere übertragen werden dürfe, wurde gar nicht gestellt. Hier setzte meine Untersuchung ein, die freilich nur von skizzenhaft andeutender Art sein konnte.

Samuel Lublinski.

*

Kulturprobleme der Gegenwart. Zweite Serie. Hüpeden & Merzyn, Berlin.

Tendenz und Haltung der „Kulturprobleme der Gegenwart" bleiben unverändert. Sie werden auch in den folgenden Serien die Aufgabe verfolgen, die typischen Erscheinungen der modernen Kultur in ihren Ursachen zu untersuchen und

Digitized by Google

in ihrer Entwickelung darzustellen. Sie dienen keiner Partei oder Gruppe, sind gänzlich unabhängig von allen Einflüssen, von Koterien oder Sonderinteressen und lassen auch jedem Mitarbeiter volle Freiheit seiner Individualität und Ueberzeugung. Maßgebend ist für den Herausgeber immer nur die Bedeutung des Themas, die geistige Kraft und die literarische Fähigkeit Dessen, der es behandelt.

Leo Berg.

Kasimir von Chledowski: Siena. Erster Band. Mit 1 Heliogravure und 38 ganzseitigen Abbildungen. 8 Mark.

Den ersten Band einer umfassenden, reich illustrirten, aus Jahre langen Studien, umfangreichem Wissen und tiefer Liebe zum Gegenstand hervorgegangenen Monographie über Siena und seine Kunst möchte ich, als Verleger, hier anzeigen. Chledowskis „Siena" ist wohl als reines Gefühlswerk entstanden; es ist eine Frucht nicht nur der Liebe zu, sondern auch der Vorliebe für Siena. Alles Große und Schöne, was Siena hervorgebracht, hat er in sich aufgenommen, alle Wonnen, die Sienas Kunst und geistige Atmosphäre bietet, hat er mit durchkostet. Sein geistiger Organismus war, kann man sagen, von vornherein auf Siena gestimmt.

Bruno Cassirer.

Sören Kierkegaard und sein Verhältniß zu „ihr". Axel Juncker, Stuttgart.

Goethe hatte von Jugend an das Bedürfniß, überstandenen Liebesqualen literarische Monumente zu errichten und das persönlich Erlebte, nach jähem Bruch Dahinsiechende durch dichterische Schöpfung von Neuem zu beleben, rücksichtslos gegen sich und Andere. So verhält es sich auch mit dem dänischen Dichterphilosophen Sören Kierkegaard. Was sich aber bei Goethe in aumuthig wechselnder Reihe wiederholt, setzt sich bei Sören Kierkegaard in fast übertrener Festigkeit und Stete ja, nach seiner Ueberzeugung sogar über die Grenzen des Grabes hinaus an der einen und einzigen Herzensangelegenheit seines Lebens fort. Regine Olsen — so hieß seine Braut — und sein Verhältniß zu ihr bilden die Schnur, an der er die Perlen seiner literarischen Thätigkeit aufgereiht hat. Das gilt von seinen religiösen Schriften in fast dem gleichen Grade wie von den ästhetischen. Im Jenseits hoffte er seine Regine wiederzufinden; dort gebe es keine Ehen, dort könne sowohl er als ihr Gatte Schlegel sich ihrer Gesellschaft erfreuen. Auch die bereits früher herausgegebenen sechs Bände seiner hinterlassenen Papiere enthalten manchen kleinen Aufschluß. Das Meiste und Wichtigste mußte aber damals aus Rücksicht auf das Ehepaar Schlegel ausgemerzt werden. Was er in seinen Schriften poetisch verblümt umschrieben hat, Das bieten uns die von mir aus dem Nachlaß der im vorigen Jahr verstorbenen Frau Regine Schlegel herausgegebenen Briefe und Aufzeichnungen in unumwundener Blöße. Von inhaltlich geringem Interesse zwar sind die wenigen und kurzen Briefe an die Braut selbst, von um so viel größerem aber die berliner Briefe nach dem Bruch an einen vertrauten Freund und eine kleine Schrift, in der Kierkegaard nach neun Jahren das ganze Verhältniß einer erneuten Musterung unterwirft. Ueberall eröffnet sich uns die Seele dieses absonderlichen Menschen und sein armes Bräutchen tritt uns in all ihrer Anmuth entgegen.

Kopenhagen. Raffael Meyer.

Digitized by Google

Treuhandgesellschaften.

Sonderbar und doch sehr charakteristisch ist die Thatsache, daß die Phantasie sich auf keinem Gebiet so eifrig bethätigt hat wie auf dem der Gründungen. Als ob Erfindungsgabe und Gewinnsucht identisch wären. Sind sies, so hätten wir gleich eine Erklärung dafür, warum der Unternehmungsgeist sich bisher so wenig mit der Gründung von Treuhandgesellschaften befaßt hat. Treuhänder: Vertrauensmänner; Treuhandgesellschaften: Unternehmen, die besonderes Vertrauen genießen wollen. Da ist für den Mann der Agiotage nicht viel zu holen; und deshalb hats seit Jahren neue Gründungen dieser Art nicht mehr gegeben. Im Deutschen Reich bestand bis jetzt nur die „Deutsche Treuhandgesellschaft" in Berlin, die 1890 unter der Firma „Deutsch-Amerikanische Treuhandgesellschaft" gegründet wurde. Sie steht unter der Aegide der Deutschen Bank. Nach fünfzehnjährigem Alleinsein soll das Institut nun zwei Konkurrenzunternehmen erhalten. Die Tagespresse ist über diese Botschaft so schnell hinweggegangen, als handle sichs um irgendeinen neuen Kramladen. Und dabei steckt hinter der Sache mehr „Sensationelles", als der schönste Bank- und Börsenskandal den berufenen Hütern der Oeffentlichen Meinung liefern könnte. An der Börse hatte man eine leise Witterung dafür. Die Spekulation ließ sich durch die Nachricht anregen; aber die Richtung, in ders geschah, war falsch gewählt. Man denke: Bankaktien stiegen, weil zwei Gesellschaften gegründet werden, die, unter Anderem, dazu dienen sollen, faule Unternehmungen zu reorganisiren! Freiwillige Rettungsgesellschaften; Krankenhäuser für Aktiengesellschaften; Rothes Kreuz: und deshalb gehen die Kurse in die Höhe!

Wer sich bemüht, mehr als die Oberfläche zu sehen, wird die Nachricht von der geplanten Vermehrung der Treuhandgesellschaften nicht ohne Besorgniß empfangen haben. Man betrachte nur das Programm solcher Institute. Bei der Deutschen Treuhandgesellschaft heißts: Uebernahme des Amtes als Pfandhalter oder Treuhänder; Vertretung der Besitzer in- und ausländischer Werthpapiere; Errichtung von Schutzvereinigungen; Uebernahme dauernder oder manchmal auch vorübergehender Ueberwachungs- und Revisionspflichten, Bilanzprüfungen, Abrechnungen und ähnlicher Thätigkeiten; Uebernahme der Reorganisation von Gesellschaften und verwandter Transaktionen; Uebernahme des Amtes als Testamentsvollstrecker u. s. w. In wenige Worte zusammengefaßt, ließe sich diese weitverzweigte Thätigkeit bezeichnen als: Leistung aller finanziellen Helferdienste. Bisher hat das eine Institut dafür genügt; jetzt sollen gleich zwei neue hinzukommen. Reicht denn die eine Gesellschaft nicht mehr aus? Dann muß die allgemeine Geschäftslage sich verschlechtert haben; denn ein Bedürfniß nach Treuhandgesellschaften entsteht doch nur, wenn schwache Unternehmungen vorhanden sind. Oder hat Konkurrenzneid die neuen Gründungen bewirkt? An der Deutschen Treuhandgesellschaft ist die Deutsche Bank interessirt; außerdem stehen ihr die Berliner Handelsgesellschaft, die Mitteldeutsche Kreditbank, die Darmstädter Bank und die Nationalbank für Deutschland nah. Die Diskontogesellschaft, der Concern Dresdener Bank-Schaaffhausenscher Bankverein und die Kommerz- und Diskontobank hatten also Grund, sich auch Treuhandgesellschaften zu schaffen; und so entstand die „Revision- und Vermögensverwaltung-Aktien-Gesellschaft in Berlin" (schon der Titel flößt Furcht ein), die, mit einem Aktienkapital von einer Million Mark, an der erfrischenden Thätigkeit der Deutschen

Digitized by Google

Treuhandgesellschaft ihren Theil haben wird. Ihr gehören, außer der Diskontogesellschaft und der Kommerz- und Diskontobank, von größeren Instituten noch die Bayerische Hypotheken- und Wechselbank in München und die Allgemeine Deutsche Kreditanstalt in Leipzig an. Auch Dresden-Schaaffhausen wird eine Treuhandgesellschaft mit einer Million Mark Kapital errichten. Dann sind alle Großbanken versorgt; und die Zukunft wird lehren, ob, was sie thaten, gut war.

Wenn man die Jahresergebnisse der Deutschen Treuhandgesellschaft durchsieht, muß man sagen: Aktiengesellschaften zu revidiren und zu reorganisiren, ist ein vortreffliches Geschäft. In den letzten Jahren immer 15 Prozent Dividende, nach einer vorausgegangenen Serie von zehnprozentigen Quoten: Das läßt sich aushalten. Und diese hohen Erträgnisse sollten nur vom Revidiren der Bücher und Bilanzen anderer Gesellschaften kommen? Darauf giebt das Gewinn- und Verlustkonto Antwort, in dem man Effekten-, Konsortial-, Provision- und Zinsengewinne findet, wie bei jeder Bank. Die Treuhandgesellschaft macht also, neben ihren Revisionen, Bankgeschäfte; darauf deutet auch der sehr hohe Bestand eigener Effekten — er belief sich Ende Dezember 1904 auf 2,51 Millionen bei 1,50 Millionen Aktienkapital — und der Posten „eigene Betheiligung an Konsortialgeschäften" in der Bilanz hin. Um von vorn herein den Verdacht zurückzuweisen, als beabsichtigte ich, die Solidität der Deutschen Treuhandgesellschaft in Frage zu stellen, sei bemerkt, daß die in der letzten Bilanz ausgewiesenen offenen Reserven beinahe die Höhe des Aktienkapitals erreichten. Aber die Thatsache, daß die Treuhandgesellschaften nicht vermeiden können, neben ihrer eigentlichen Thätigkeit auch Effekten- und Konsortialgeschäfte zu machen, läßt die Besorgniß aufkommen, daß sie sich schließlich zu Trußgesellschaften der Banken auswachsen könnten. Das heißt: zu Ablagerungstätten für unbequeme Transaktionen und schwer realisirbare Effekten. Die Hypothekenbanken haben mit ihren Anhängseln von der Art der Deutschen Grundschuldbank und der Immobilienverkehrsbank sich selbst großen Schaden zugefügt. Die Deutsche Treuhandgesellschaft ist die Hüterin der aus diesen Katastrophen neu erstandenen Institute und deshalb wäre es eine Bosheit des Schicksals, wenn gerade sie und die anderen Unternehmen ihrer Art die Ursache sein sollten, daß auch die Großbanken zu Geschäften verführt würden, die ihnen Schaden bringen könnten. Mag man über solche Ideen lächeln: man muß doch zugeben, daß die Verführung sehr groß ist, die Treuhandgesellschaften zu Schiebungszwecken zu benutzen, zumal alle Großbanken künftig über solche Institute verfügen werden. Mir will nicht recht einleuchten, daß plötzlich ein besonderes Bedürfniß nach neuen Treuhandgesellschaften entstanden sein soll, trotzdem ich ja einsehe, daß es, bei dem völligen Versagen des Aufsichtrathes und der fortgesetzten Vermehrung der Aktiengesellschaften, an Gelegenheit zum Revidiren, Reorganisiren und Sanieren in unserer Finanzwelt nicht fehlt.

Daß die Deutsche Treuhandgesellschaft sich als Vertreterin der Pfandbriefgläubiger der Preußischen, der früheren Pommerschen, der Mecklenburg-Strelitzschen Hypothekenbank, auch als Rechtsbeistand der Obligationäre der Allgemeinen Deutschen Kleinbahn-Gesellschaft bewährt hat, wird ihr Niemand bestreiten. Bei der Revision von Büchern und Bilanzen war ihr aber nicht immer der erwünschte Erfolg beschieden, wie die Schicksale der zu ihrer Kundschaft gehörigen Fabrik photographischer Apparate auf Aktien vormals R. Hüttig & Sohn in Dresden und der Orwit-Gesellschaft in Köln gezeigt haben, deren Sanirung während der letzten Wochen

Digitized by Google

ja viel von sich reden machte. Auch darf man Zweifel hegen, ob die Vertretung mancher südafrikanischen Goldminen-Gesellschaften in den Rahmen der Thätigkeit einer Treuhandgesellschaft gehört. Die Erweiterung des Programmes deutet an, daß der eigentliche Zweck dieser Institute nicht ausreicht, um ihr Dasein zu rechtfertigen. Sie sind eben nicht in der Lage, eine Garantie dafür zu bieten, daß die ihrer Obhut anvertrauten Gesellschaften sich gut entwickeln werden: und deshalb fehlt ihrer Existenz das wesentliche Moment, das sie dem großen Publikum nützlich und verständlich machen könnte. Es klingt fast wie ein Verzicht auf höhere Ziele, wenn die Deutsche Treuhandgesellschaft sagt, sie sei zwar in der Lage, Vorständen und Aufsichtsräthen eine „werthvolle und beruhigende Unterstützung zu bieten", erhebe aber „selbstverständlich keinen Anspruch darauf, durch ihre Revisionen eine unbedingte Gewähr für Aufdeckung geschickt verschleierter Unregelmäßigkeiten zu geben." Eine Prüfung von Bilanzen, die vor der letzten Schranke Halt machen muß, kann immer nur relativen Werth haben. Strenge Beurtheiler könnten daraus schon folgern, daß die Existenzberechtigung der Treuhandgesellschaften zweifelhaft erscheine. Mit dem selben Recht ließe sich sagen, daß diese Institute, die amerikanischen Ursprunges sind, in Deutschland gerade zu den Zwecken, die sie in den Vereinigten Staaten in erster Linie erfüllen, zur Testamentsvollstreckung und zur Vermögensverwaltung auf Grund testamentarischer Bestimmung, am Wenigsten verwendet, ihrer eigentlichen Aufgabe also überhaupt nicht gerecht werden.

Wenn man davon absieht, daß immerhin das Urtheil zu Gunsten der von einer Treuhandgesellschaft kontrolirten Firma in später als schädlich erkannter Weise beeinflußt werden kann, bleibt noch zu erwägen, ob die revidirende und kontrolirende Thätigkeit der Institute dem Vorstand und Aufsichtrath der Gesellschaften wirklich nur Vortheile bringt. Gedenkt man der geringen Leistungfähigkeit, die das Institut des Aufsichtrathes seit seinem Bestehen gezeigt hat, so liegt die Versuchung nah, die ergänzende Arbeit der Treuhandgesellschaften in dieser Beziehung zu preisen. Andere aber werden sagen, durch die von den Gesellschaften geübte Kontrole werde ein indolenter Aufsichtrath erst recht zu noch schlimmerer Vernachlässigung seiner Pflichten verführt; es ist gar so bequem, sich auf die Prüfung der Bilanzen durch die Treuhänder zu verlassen und in Ruhe seine Tantiemen zu schlucken. Zur Hebung des Aufsichtrathes können also die Treuhandgesellschaften nicht beitragen; und was vom Aufsichtrath gilt, wird, in engeren Grenzen, auch von wenig pflichteifrigen Vorständen zu gelten haben. Diese üblen Wirkungen müssen sich um so deutlicher zeigen, je mehr Treuhandgesellschaften entstehen; deshalb war zu erheblichen Bedenken kein Grund, so lange nur ein Institut dieser Art bestand.

In das Gebiet der Sozialpolitik würde die Frage führen, ob durch die Treuhandgesellschaften, die sich mit der Revision von Büchern und Bilanzen beschäftigen, nicht mehr und mehr die Thätigkeit der vereidigten Bücherrevisoren ausgeschaltet werden muß. Die Zahl der Personen, die in der Prüfung und Einrichtung von Geschäftsbüchern und Bilanzen ihren Broterwerb suchen, ist bekanntlich nicht gering. Der Buchhalter findet, da er meist nur für dieses Fach ausgebildet ist, aber ungemein schwer ein anderes Unterkommen, wenn er gezwungen ist, seine Berufsthätigkeit aufzugeben. Dieses Moment sollte nicht unterschätzt werden; denn der verschärfte Konkurrenzkampf erhöht an sich schon ständig die Zahl der um den Lebensunterhalt schwer ringenden Elemente. Wer in solchen Erwägungen nur Ge-

Digitized by Google

fühlsduseleien lieht, mit denen im Wirthschaftleben nichts anzufangen sei. Der müßte wenigstens beweisen, daß die von den Gesellschaften ausgeübte Kontrole zuverlässiger und besser ist als die Leistung einzelner Bücherrevisoren. Zu beweisen wäre ferner, daß der Wettbewerb mehrerer Treuhandgesellschaften nicht zweifelhafte Gründungen, die aus eigener Kraft nicht lebensfähig sind, zu lange konserviren, morsche Unternehmungen zum Schaden der Gesammtwirthschaft stützen würde. Je größer die Zahl der Treuhandgesellschaften ist, desto mehr Material wird gebraucht, um ihre Thätigkeit zu rechtfertigen. Firmen ersten Ranges nehmen nur selten die Hilfe einer Treuhandgesellschaft in Anspruch; im Allgemeinen kommt mehr das mittelmäßige Material in Betracht. Und wenn die Leute wissen, daß es Gesellschaften giebt, deren Aufgabe ist, kränkelnden Unternehmungen ein „sorgenloses" Fortleben zu ermöglichen, so werden sie sich bei neuen Gründungen noch weniger Zwang auferlegen, als es jetzt schon geschieht. Die Paragraphen 191 und 192 des Handelsgesetzbuches, die von den Vorgängen bei Gründungen handeln, werden davon allerdings nicht profitiren. Schon hört man klagen, die gesetzlichen Vorschriften für Gründer würden nicht immer genau beachtet. Beschwerden dieser Art könnten sich häufen, wenn die durch die Treuhandgesellschaften geschaffenen „Bequemlichkeiten" erst richtig verstanden werden. Ob die Bestimmungen über das Aktienwesen eine weitere Depravirung vertragen: darüber werden sich die in erster Linie berufenen Hüter dieser Vorschriften, die Leiter der Banken, wohl ganz klar sein.

Daß die Treuhandgesellschaften sich, im eigenen Interesse, bemühen werden, auch solche Etablissements lebensfähig zu erhalten, die, wenn es keine Kontrol- und Sanirunginstitute auf Aktien gäbe, ins Bodenlose versinken wären, daran kann bei rechter Würdigung des Konkurrenzfaktors, kaum gezweifelt werden. Die vorhin erwähnten Gesellschaften vormals R. Hüttig & Sohn in Dresden und Orvid in Köln waren schon längst zur Liquidation oder Sanirung reif, als die Deutsche Treuhandgesellschaft sie noch zu ihren Kunden zählte. Durch dieses Kundschaftverhältniß ist die nothwendige Krisis künstlich zurückgehalten und besonders den Aktionären der Orivit-Gesellschaft beträchtlicher Schade zugefügt worden. Sie sind gezwungen, sich heute schwere Opfer auferlegen zu lassen, während sie, bei rechtzeitig durchgeführter Reorganisation ihres Unternehmens, nicht nur keine Nachtheile gehabt, sondern sogar an ihrem Besitz noch Freude erlebt hätten. Das Wirken und die Wirkung der Treuhandgesellschaften kann durch kein besseres Beispiel illustrirt werden als gerade durch den Fall Orivit.

Einstweilen wäre nur noch zu erörtern, wie sich die finanziellen Stützen der Gesellschaften zu der Frage stellen müßten, ob ein zur Kundschaft gehöriges Unternehmen sanirt werden kann und soll. Lehnen sie die zur Durchführung der Reorganisation erforderlichen Kapitalien ab, so verlieren sie Kunden; bewilligen sie die gewünschten Summen, so laufen sie Gefahr, sie zu verlieren, wenn die in Frage kommende Firma sich trotz der Unterstützung nicht halten kann. Das ergiebt also ein höchst unerquickliches Dilemma; und besondere Vortheile haben die Kreditinstitute auch wiederum nicht zu erwarten. Ein dringendes Bedürfniß nach neuen Treuhandgesellschaften wird schwer nachzuweisen sein. Die betheiligten Bankdirektoren haben vielleicht nicht reiflich genug erwogen, ob es dem Ruf ihrer Institute und dem Börsenverkehr förderlich sein kann, wenn man sich den Kopf darüber zerbricht, warum wohl die Banken gerade jetzt Werth auf die Errichtung großer Sanirunginstitute legen.

Ladon.

Digitized by Google

Der tote Löwe.

Sie haben das Verbot erreicht. Das Ideal eines Verbotes. Von Polizei wegen die würdige Form beschleinigt; die getreue Darstellung historischer Ereignisse attestirt; die Gewißheit, daß in keiner anderen wichtigen Stadt ein Verbot folgen werde; und die sichere Aussicht, auch in Berlin das Stück bald auf die Bühne bringen zu können ... Heiß stieg mir während des Lesens immer wieder die Frage auf: Wie war es möglich, diese loyalste aller loyalen Dichtungen zu verbieten? Auf die Hofbühne gehört sie, mit besserem Recht noch als „Der neue Herr", „Willehalm" und „Der Eisenzahn"; und müßte an jedem siebenundzwanzigsten Januar aufgeführt werden. Denn Ihr Marko von Kastilien ist das Idealbild eines Königs. Er läßt sich von seinem Kanzler, der sich irgendwann einmal um das Land verdient gemacht haben soll, wie eine gepuzte Puppe behandeln, murrt nicht und will, als auch die Entscheidung, ob Friede, ob Krieg sein solle, ohne seine Mitwirkung gefällt wird, bescheidentlich nur das Urtheil eines Thronrathes anrufen. Das sogar weigert der Kanzler; er allein will herrschen und ist dumm genug, dem König ins Gesicht zu sagen, „hinter seinen Thaten" sei der Platz der „stummen Majestät". Und Marko grollt nicht. Ein herrlicher Jüngling, in dessen Wesen nicht das kleinste Mal schwacher Menschlichkeit zu entdecken ist... Der König mag ähnlich sein. Darüber darf ich nicht urtheilen. Bin aber bereit, vor jedem Gerichtshof zu beschwören, daß der Kanzler nicht die allergeringste Aehnlichkeit mit Bismarck hat und daß der Konflikt, dessen Opfer der wurde, den von Ihnen geschilderten Vorgängen eben so gleicht wie Hamlets Geschichte dem Mythos von Herakles. Gliche er, ähnelte er ihnen auch nur, dann müßten wir den ersten Kanzler als einen frechen Gecken belächeln, in dem dritten Kaiser einen Heros von stiller Seelengröße verehren. Und dieses Stück soll in Berlin nicht aufgeführt werden? („Zukunft" vom fünfzehnten Oktober 1904.)

Die polizeiliche Verfügung, die wegen angeblicher Gefährdung der öffentlichen Ruhe und Ordnung die Aufführung des Dramas „Der tote Löwe" von Oskar Blumenthal den Bühnen der Reichshauptstadt verbietet, war außer Kraft zu setzen. Der Gerichtshof ist nicht der Meinung, daß diese Aufführung die öffentliche Ruhe, Sicherheit und Ordnung stören, dem Publikum oder einzelnen zu ihm gehörigen Personen Gefahr (im Sinn des Allgemeinen Landrechtes) bringen könne. In dem Wortlaut des Stückes, das nichts Strafbares enthält, sieht der Gerichtshof keine Möglichkeit solcher Gefährdung. Darüber, daß einbekannter historischer Vorgang, die Verabschiedung des Reichskanzlers Fürsten Bismarck, als Motiv benutzt worden ist, kann ein Zweifel nicht aufkommen. Trotz den kleinen Aenderungen, die der Autor für seinen Zweck nöthig oder nützlich fand, kann auch nicht, wie geschehen, von bloßen „Anklängen" gesprochen werden. Zu fragen war vor der Entscheidung nur, ob die Person des dargestellten Herrschers zu Beanstandungen irgendwelcher Art Anlaß geben könne. Und nach dieser Richtung hat der Gerichtshof thatsächlich festgestellt, daß ein Grund zur Beanstandung nicht vorliegt. Nicht nur, weil die Handlung in eine andere Zeit und in ein anderes Land verlegt worden ist. Das Motiv ist (schon in dem ursprünglichen Drama und erst recht in der vorliegenden Bearbeitung) in einer Weise behandelt, daß die dargestellte Person des Königs Marko von Kastilien mit der Allerhöchsten Person des regierenden Königs nicht als identisch zu betrachten ist. Nur eine solche Identität der Persönlichkeiten konnte aber das Polizeipräsidium zu einem Verbot des Stückes berechtigen. Da die Identität nicht vorhanden ist, mußte das Verbot aufgehoben und die Kostenlast unter die verbietenden Instanzen, die Polizeibehörde und das Oberpräsidium, vertheilt werden. (Urtheil des preußischen Oberverwaltungsgerichtes vom neunzehnten Juni 1905.)

Digitized by Google

Der Zehnmillionenfonds.

Als ich vor acht Tagen die Geschichte vom neusten Wirken des Fürsten Guido Henckel von Donnersmarck erzählte, sah ich voraus, daß Alles, was offiziös ist oder sein möchte, rasch in Bewegung gerathen würde. Also geschah es denn auch. Dementiren ließ die Sache sich nicht (sie ist gar zu Vielen bekannt), vielleicht aber vertuschen. Nachdem einzelne Uneingeweihte in patriotischem Uebereifer die Wahrheit der Meldung bezweifelt hatten, kam Sonnabend die Beschwichtigung. Natürlich war der Lokalanzeiger, das Organ des durchlauchtigen Kanzlers, zur Spendung der Injektion ausersehen; und natürlich wurde von Ursprung und Inhalt der Nachricht kein Sterbenswörtchen verrathen. Es will es die Aufstandspflicht und Würde der Presse. Auch der Name des Fürsten Donnersmarck wurde nicht genannt. In gesperrten Lettern war zu lesen: „Die von einigen führenden Persönlichkeiten unserer Gesellschaft, unter Anderen dem Reichsbankpräsidenten Koch, Angehörigen der hiesigen Finanzwelt gegebene Anregung, einen Fonds von zehn Millionen Mark zu schaffen, aus dem der Kaiser unbemittelten Offizieren Zulagen gewähren könnte, ist, wie wir hören, in den betreffenden Kreisen nicht ohne Widerspruch aufgenommen und ein Beschluß darüber vertagt worden." Der Stil ist nicht gerade von fürstlichem Glanz (ich würde, zum Beispiel, von betroffenen, nicht von betreffenden Kreisen sprechen), der Inhalt aber nicht geradezu unwahr; und doch zur Beruhigung erregter Gemüther sehr geeignet. Nur eine Anregung; nicht ohne Widerspruch aufgenommen; der Beschluß vertagt: einstweilen also kein Grund, sich für und wider das Plänchen zu erhitzen. Und wenn Alles hübsch still bleibt, kommt das Geld schon zusammen; noch ist ja nicht jedes Sehnen nach dem Titel eines Geheimen Kommerzienrathes gestillt. Zu meinem Bedauern kann ich an so löblichem Thun nicht mitwirken. Mir (und, wie ich den Briefen deutscher Offiziere entnehme, nicht mir allein) scheint die Sache ziemlich skandalös (oder skandalös unziemlich) und ich werde deshalb nicht ruhen, bis die keusche Tante public opinion sich unzweideutig zur Sache geäußert hat. Wenn der Reichsbankpräsident das onus der ersten „Anregung" auf sich nehmen will, darf Niemand ihn hindern; daß sie wirklich von ihm ausging, ist mir aus mancherlei Gründen zweifelhaft. Eingeladen aber hat er; die Leiter großer Bankfirmen und Industriegesellschaften (nicht nur „hiesiger") und andere reiche Herren ins Reichsbankgebäude gerufen. Fast Alle ahnten, daß es sich diesmal nicht um Diskontfragen, überhaupt nicht um Geschäftsangelegenheiten handeln werde, sondern um die Silberne Hochzeit des Kaisers. Fast Alle pfiffen auf dem Weg aus der Behren- in die Jägerstraße, laut oder leise, die Melodie aus dem Bettelstudenten: „Element! Das kostet Geld!" Fürst Guido von Donnersmarck, der Urenkel des 1624 gestorbenen Kaiserlichen Hofdieners, Handelsmannes und Hoflieferanten Lazarus Henckel, der in allen kaiserlichen Erblanden die Bergwerke geleitet hatte und für seine einträgliche Arbeitleistung in den Reichsfreiherrnstand erhoben worden war, sprach das erste Wort. Nicht: die Silberne Hochzeit. Aber nichts von den Häusern am Pariser Platz (der Plan, sie dem Kaiser zu schenken, damit das Brandenburger Thor „frei stehen" könne, war ja auch einmal aufgetaucht), sondern vom Offiziercorps. Dem müsse die alte Lebensfreudigkeit (nach der schon Oswald Alving sich sehnte) wiedergewonnen werden. Um den Offiziersatz sei es schlimm bestellt und man dürfe, im Angesicht äußerer und innerer Schwierigkeiten, nicht warten, bis die Nothwendigkeit zwinge, die Söhne wohlhabender, doch im Staatsdienst noch nicht bewährter Familien in die Kommandostellen aufrücken zu lassen. Der Fonds, aus dem jetzt die Königszulage bewilligt wird, reiche für das Bedürfniß einer veränderten Zeit nicht mehr aus; ihn zu stärken, sei drum ein nobile officium der besten Bürger. Mit zehn Millionen Mark sei die Sache zu machen. Man habe den

Digitized by Google

Appell zunächst auf einen kleinen Personenkreis beschränkt, weil ein Theil der westlichen Großindustrie leider durch politische Vorgänge verstimmt sei; doch auch an sie werde man sich später wenden. (Ich hoffe: ohne Erfolg; bisher wenigstens waren die Herren aus Rheinland und Westfalen, die das Sein über den Schein stellen und nie von Titelhunger geplagt wurden, für solche Art patriotischer Bethätigung nicht zu haben und Herr August Thyssen hat nach Berlin und Oldenburg mit gleicher Seelenruhe Körbe versandt.) Aufmerkend lauschte Alles dem klugen Fürsten, den jeder Geschäftsmann als eine intellektuelle und finanzielle Großmacht schätzt; im Stillen nur fragte sich Mancher, warum dieser vornehme Herr, der am zehnten August fünfundsiebenzig Jahre alt wird und mindestens fünfundachtzig Millionen besitzt, nicht mit den Pleß, Ujest, Schaffgotsch und anderen schlesischen Granden allein die Last der neuen Stiftung auf sich nehme. Warum die Lieferung der zehn Millionen einer Gesellschaftschicht zugemuthet werde, deren zahlungfähigste Mitglieder Juden sind und deshalb nicht hoffen dürfen, ihre Söhne im Offiziersrock vor der Front des Heeres zu sehen. Einer hatte den Muth, diesen Bedenken Worte zu leihen; natürlich wars kein Kind Israels. Ein urgermanischer Bankier sagte, die jüdischen Berufsgenossen müßten die Aufforderung zu solchem Geschenk als ein seltsames Ansinnen empfinden; denn im Grunde werde ihnen damit das offene Bekenntniß zugemuthet, daß sie zur Stellung brauchbaren Offiziersersatzes noch immer nicht geeignet und nur gerade gut genug seien, den nach der herrschenden Meinung besser Qualifizirten mit ihrem Gelde das Offizierleben zu erleichtern. Diesen Einwand schien Fürst Donnersmarck nicht erwartet zu haben; seine Antwort klang ein Bischen gereizt. Er habe sich in seinem Leben oft um den Ausgleich sozialer Gegensätze bemüht und hoffe, auch hier nicht auf unüberwindliche Schwierigkeiten zu stoßen; ganz leise und unverbindlich, doch laut genug für feine Ohren wurde die Möglichkeit angedeutet, gerade ein Zeichen patriotischen Gemeinsinnes, wie es jetzt erbeten werde, könne vielleicht Hindernisse beseitigen, die heute noch berechtigten Ansprüchen den Weg sperren. Der Chef der Firma Delbrück, Leo & Co., die zu den mannichfachen großen Unternehmungen des Geschäftsmagnatenhauses Henckel finanzielle Beziehungen hat, stimmte dem Fürsten in begeisterten Tönen zu und ängstete die Ungetauften mit der Behauptung: wenn die Juden sich ausschlössen, würden sich schnell genug deutsche Christen zur Ausführung des schönen Planes finden. Dieser Ausschluß ist aber nicht zu befürchten; die enthusiastischste Rede für den Donnersmarckplan, eine von royalistischem Treugefühl, von Liebe für Thron und Heer himmelan lodernde Rede hielt ja Herr Albert Ballin, der sich stolz zu Sems Söhnen zählt. Zu einem den Bedarf deckenden Ergebniß (Das ist das Körnchen Wahrheit in der offiziösen Verkündung) haben die ersten beiden Versammlungen noch nicht geführt; man hat den definitiven Beschluß auf den Herbst vertagt und vorläufig, auf den Antrag eines israelitischen Großbankiers, sich nur darüber geeinigt, daß die Banken und Firmen als solche sich an dem Geschenk nicht betheiligen sollen. Damit war manchem Geladenen schon ein Stein vom Herzen genommen. Denn die Pflicht zur Wahrung des Großmachtschimmers hätte die Deutsche Bank und Bleichröder gehindert, mit ihrer Tributziffer allzu weit hinter der Diskontogesellschaft und Mendelssohn zurückzubleiben. Jetzt sollen die Chefs für ihre Person zeichnen; da findet der Einzelne sich schon eher zurecht. Doch darf man, nach der Offiziösenchamade, nicht etwa wähnen, der Plan sei gescheitert; ein paar Millionen sind bereits zusammengebracht und eine davon, eine ganze, hat Fürst Guido Henckel von Donnersmarck gezeichnet. Der nun erstaunt und ärgerlich darüber sein soll, daß der gar heimlich betriebene Handel ans Licht gebracht wurde. Solche Naivetät paßt nicht zu weißem Haar und klug spähenden Augen. Selbst was er bei Ritz neulich, als Frühstücksgast Coquelins, mit zwei Epigonen des großen Schwätzers Gambetta gesprochen hat, ist ja in die pa-

Digitized by Google

riser Presse gekommen; und was in den Chefkabinets aller großen berliner Aktiengesellschaften beredet wurde, sollte Geheimniß bleiben? Gut ist an der Sache nur, daß an die „Freilegung" des Brandenburger Thores, mit der uns bang gemacht wurde, vorläufig, wie es scheint, nicht mehr gedacht wird; es wäre fürchterlich, wenn man die Marmorgräuel (nebst den Ballustraden, die ein witziger Mann das Gebiß von Berlin genannt hat) schon von Weitem sehen müßte. Sonst aber … Die bösesten Mirbachiaden dünken mich fast noch verzeihlicher. Daß für den Offiziersersatz Etwas gethan werden muß, ist sicher. Sicher auch, daß die Verbündeten Regirungen, wenn sie nur wollten, sich nur ein Bischen Mühe gaben, schon in der nun brüsk geschlossenen Session wenigstens die erhöhten Militärpensionen vom Reichstag erreichen konnten. So kleine Mittel genügen natürlich nicht. Sehr oft ist hier gesagt worden, daß der Offiziersold dem modernen Bedürfniß und gewandelten Geldwerth endlich angepaßt werden muß, auch wenn solche unpopuläre Forderung den Regirenden unbequem ist; für bequemen Dienst werden sie nicht bezahlt. Wenn der Sold, das Avancement und die Sorge für den alternden Offizier nicht besser wird, ist gegen die Konkurrenz der Industrie und Technik nicht aufzukommen. Die Zinsen des Betrages, der jetzt zusammengebettelt werden soll, würden auf den Offiziersersatz nicht nachhaltiger wirken als ein Tropflein auf den heißen Stein. Das Ziel ist von vorn herein also schon falsch erwählt; und über den Geschmack, der die Mittel wählte, braucht man kaum noch zu reden. Oder muß ausdrücklich gesagt werden, daß man den Leuten, die das Bedürfniß fühlen, dem Kaiser Geschenke zu machen, die Initiative überlassen soll? An solchen Leuten fehlts in deutschen Landen ja nicht; recht oft werden von ihnen, nach gehöriger „Anregung", Kirchen gebaut, Denkmale errichtet, Museumsbilder gestiftet, dem Kaiser Luxusdampfer und Freibillets zur Verfügung gestellt und Automobile geschenkt. Wollen sie für das Fest der Silbernen Hochzeit noch mehr leisten, so ists ihre Privatsache. Ists aber ziemlich und würdig, sie mit Tamtamgedröhn zu solcher Leistung aufzurufen? Sub auspiciis des Reichsbankpräsidenten, dem kein der Finanzschichtt Angehöriger gern eine Bitte abschlägt, um Geld zu ersuchen, die Eitelkeit zu kitzeln und mit der Hoffnung zu rechnen, in dem begreiflichen Wunsch, das Prestige des Hauses zu mehren, werde Einer den Anderen überbieten? Und das Alles, damit das so zusammengebrachte Geld deutschen Offizieren die Möglichkeit anständiger Lebenshaltung schaffe? Die meisten Offiziere werden für die Ehre danken, mit dem Geld unterstützt zu werden, das die Plutokratie ungern oder in der Sehnsucht nach ihr werthvoller Gegenleistung bewilligt hat. Sie werden kurschend fragen, warum gerade für sie der Staat, den sie schützen sollen, kein Geld habe, nur sie an die Almosen privater Wohlthätigkeit weise; und Niemand kann ihnen das Recht zu so unwilliger Frage bestreiten. Ist der Dispositionsfonds des Kaisers und Königs zu klein oder allzu sehr für andere Zwecke in Anspruch genommen, dann soll man ihn erhöhen; einer dahin strebenden, verständig begründeten Vorlage ist in jedem Reichstag eine Mehrheit gewiß. Bankdirektoren aber und andere Großunternehmer, die immer ein Interesse daran haben, mit den Regirenden gut zu stehen, sollen zu solchem Zweck nicht belästigt werden. Namentlich nicht von Staatsbeamten. Im Palais Donnersmarck giebts sicher sehr schöne Räume, in denen schon über höhere Millionenbeträge berathen und entschieden ward; da können die Herren Henckel und Ballin ihren loyalen Plan weiterspinnen. Der Reichsbankpräsident aber ist dem Reichskanzler unterstellt; und dieser allein Verantwortliche wird der Frage nicht entgehen, ob er den Silberfischzug gebilligt, das Reichsbankgebäude als den für Versammlungen dieser Sorte passenden Ort bezeichnet und, ohne zu merken, wie dieses Milieu das in Aussicht genommene Geschenk entwerthen muß, den ihm untergebenen Herrn nicht rechtzeitig darüber belehrt habe, wer im Deutschen Reich noch, wer Kellner ist.

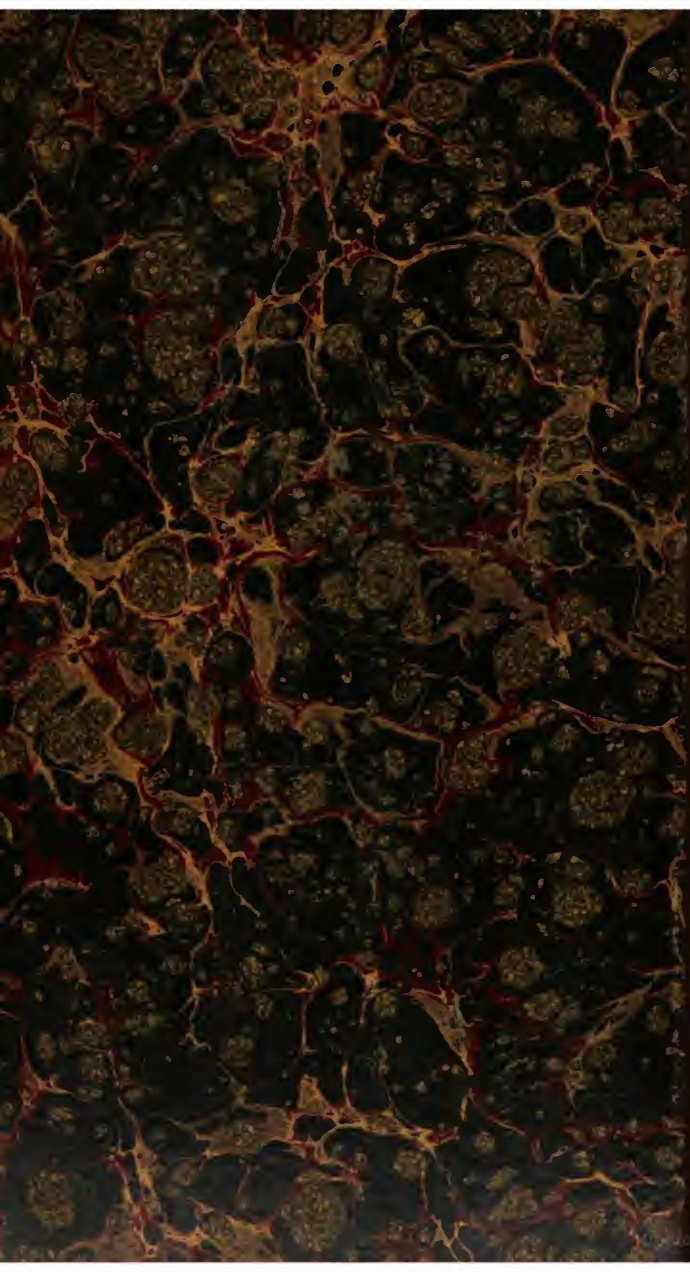
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06576 3164


Digitized by Google